

Emery Glandon.

Roman

von

Philipp Galen.

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. IN DER SÄCHSISCHEN SCHWEIZ.

Unter dem wunderbar gestalteten Felsengewölbe im romantischen Gebirge der sächsischen Schweiz, welchem man den so wenig poetischen Namen ›Kuhstall‹ gegeben, hatte sich am letzten August des Jahres 1845 eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden. Fast alle Provinzen unser Vaterlandes schienen ihre Abgeordneten dahin gesandt zu haben, wenigstens hörte man an den verschiedenen Tischen und in den einen Kreis für sich bildenden, Gruppen alle Mundarten unserer lieben Muttersprache ertönen.

Es haben uns diese mannigfachen Klänge an einem beliebten Rastorte irgend einer schönen Gegend stets eine angenehme Unterhaltung gewährt, denn wir wurden nur zu häufig dadurch in den Stand gesetzt, uns des gemeinsamen Strebens unsrer an den fernsten Gränzen des deutschen Vaterlandes lebenden Landsleute zu erfreuen, verschiedene Sammelplätze des allgemeinen Vergnügens zu suchen und denjenigen Landstrichen Anerkennung zu zollen, welche vorzugsweise mit so schönen Naturgaben gesegnet sind. In der That, Deutschland ist reich an erhabenen und malerischen Ruhepunkten, reicher als irgend ein anderes Land; namentlich aber an Mannigfaltigkeit der Scenen und Aussichten machen ihm selbst die ausgezeichnetsten von allen, Italien und Schweden, kaum den Rang streitig. Theilweise aus diesem Grunde mag es auch wohlkommen, daß in keinem Lande der Welt mehr

zum Vergnügen oder zur Erholung gereis't wird, als bei uns, wenigstens haben wir in Frankreich und England nie eine solche Leidenschaft wahrgenommen zu einer bestimmten Zeit, vorzüglich zwischen Anfang Juni und Ende September, die gebirgigen Gegenden oder irgend ein Bad aufzusuchen, wozu nicht immer der Mangel an Gesundheit auffordert; und in keiner Zeitung der Welt als in den unsrigen, lesen wir so häufig von der alljährlich zunehmenden Ueberfüllung dieses oder jenes Ortes, was gewiß nicht für die allgemeine Verarmung spricht, von der einige, mit Statistik und Politik sich beschäftigende Schriftsteller fabeln.

Doch wir kehren zu dem ›Kuhstalle‹ zurück, wo sich, während wir jene kleine Abschweifung unternommen, noch einige Personen mehr eingefunden haben und vergeblich nach einem behaglichen Sitze in der Nähe des romantischen Habichtsgrundes umschauen, was indessen die glücklicher größere Hälfte der Versammelten um so fröhlicher stimmt, da sich die Verlegenheit der zu spät Eintreffenden immer sichtbarer auf ihren erhitzten Gesichtern ausspricht.

Indessen, auf Reisen nimmt man es mit einem etwas engen oder abgelegenen Platze nicht so genau, und bald ist man hier und da zusammengedrückt, Tische und Bänke sind glücklich herbeigeschafft, und alle Gesichter glänzen wieder von jener bescheidenen Behaglichkeit, die nun einmal auf den Mienen eines zu seinem Vergnügen Reisenden thronen muß.

Das Einzige, was die anwesenden Damen und Herren von Zeit zu Zeit noch etwas peinigte, war die fast übermäßige und der vorgerückten Jahreszeit kaum entsprechende Hitze; manches Auge richtete sich daher bedenklich in die Höhe, den die bleigrauen Wolken, die sich am Horizonte jenseit des Habichtsgrundes zusammenballten und, langsam näherrückend, das goldene Tageslicht bedrohlich verdunkelten, ließen ein Ungewitter nicht für unmöglich erscheinen, was der ganzen Gesellschaft auf dem so heiter begonnenen Tage eben so wenig erfreulich war, wie es ihr unverhofft kam. Allein auf Reisen muß man sich gegen dergleichen äußere Störungen mit philosophischer Ruhe wappnen. Man ist einmal unterwegs und somit den Einflüssen der Witterung und Temperatur schonungslos preisgegeben, und wer in der Welt Etwas erleben, sehen und bewundern will, muß sich über die kleinen Beschwerlichkeiten hinwegsetzen, die nun einmal die Erde oder der Himmel über uns arme Staubgeborene verhängt.

Unter den verschiedenen in der Höhlung des Felsens an den zahlreich aufgepflanzten Tischen sitzenden Gruppen, die sich fast sämmtlich mit dem frugalen Frühstücke aus der Zwergküche des Kuhstallwirths beschäftigen, während eine böhmische Musikantenfamilie die klagenden Töne einer Harfe mit dem grellen Gewimmer einer mißgestimmten Geige unter dem Felsdache widerhallen läßt, fällt uns ganz besonders eine Gesellschaft in's Auge, die an einem langen Tische, unmittelbar vor dem gebrechlichen Pfahlwerk sitzt, welches die Felsenhöhle

von dem Habichtsgrunde trennt. Ohne Zweifel gehört sie einer vornehmen und begüterten Familie an, das sehen wir an ihren Kleidern, ihren Geberden, ihrem ganzen äußeren Gehaben, aber das hören wir auch an der mehr leise geflüsterten als laut gesprochenen Unterhaltung, die sie mit einander führen – eine Beschränkung, der sich die lustigeren Reisenden an mehreren anderen Tischen nicht unterziehen, denn sie lärmen und klappern mit ihren Gläsern und Tellern als hätte man an dem Geleier der Harfe und Geige noch nicht genug des störenden Lärms in der romantischen Grotte, die unsers Bedünkens nur dann in ihrer ganzen majestätischen Macht und Größe auf uns wirkt, wenn wir sie ungestört und im tiefsten Schweigen der Natur und der Menschen betrachten.

Die erwähnte Gesellschaft besteht aus zwei älteren Damen, von denen dem Aussehen und ihrem Alter nach die eine recht gut die Mutter der daneben sitzenden jungen Dame von fünfzehn und eines Jünglings von etwa sechszehn Jahren sein könnte, die Beide die muntersten Mitglieder der ganzen Familie sind. Die zweite ältere Dame scheint eine Gesellschafterin der ersten zu sein, und damit diese vier Personen nicht des ernsteren männlichen Schutzes entbehren, ist ihnen außer einem alten Diener in Livrée noch ein anderer Mann beigezelt, den wir aus den ersten Blick für einen sogenannten Hofmeister halten müssen, denn er trägt einen bis über die Kniee hängenden schwarzen und für seine etwas spärlich begabten Gliedmaßen viel zu weiten Rock, ein schulmeisterlich steifes weißes Halstuch mit langen Zipfeln, ist sorgfältig

rasirt und spricht stets in einem näselnden belehrenden Tone, der eben so viel Talent wie Neigung zur religiösen Pädagogik verräth. Mit den Gesichtszügen der Uebrigen wollen wir uns jetzt nicht weitläufig beschäftigen, vielleicht finden wir noch ein andres Mal Gelegenheit, den Leser mit ihnen allen genauer bekannt zu machen, nur in Bezug auf das schon erwähnte jüngere Paar wollen wir uns die Bemerkung erlauben, daß sie sich an Bildung des Gesichts sehr ähnlich sehen, also wahrscheinlich Geschwister sind, daß die junge Dame eine zierliche Gestalt und ein reizendes Gesicht hat, auf dem die Farben der Gesundheit mit dem Ausdrucke eines heiteren Gemüths leuchten, und daß ihr reiches blondes Haar in üppigen Flechten unter dem leichten Sommerhute hervorquillt, den sie oft fester zu setzen sucht, wenn der Wind, der jetzt schon über den düstern Habichtsgrund stoßweise dahertzubrausen beginnt, die langen Locken ihres Bruders, der seinen Strohhut abgelegt hat, um seine blühenden Wangen weht.

Dieser allmählig heftiger und anhaltender blasende Wind schien dazu angethan, das allgemeine Vergnügen der in der Felsenhöhle versammelten Gruppen unerwartet zu stören. Man schaute besorgt nach allen vier Himmelsgegenden und sprach laut die unangenehmsten Befürchtungen aus. Nur sehr wenige Personen freuten sich aufrichtig über das möglicherweise bald ausbrechende Ungewitter, und diese waren der Wirth des Kuhstalls und die böhmischen Musikanten, die davon nichts Anderes

erwarteten, als daß der größte Theil der anwesenden Gäste vom Weitergehen abgehalten und zum Hierbleiben gezwungen werden würde.

Allein nicht selten täuschen sich Diejenigen in ihrer Berechnung, die aus dem allgemeinen Schaden den größtmöglichen Nutzen für sich selber zu ziehen gedenken. So geschah es auch hier. Viele der Anwesenden scheuten weder Regen noch Wind und waren ihrer Meinung nach hinreichend gegen das Naß geschützt, das vom Himmel tröpfelt und dem undankbaren Menschen so selten gelegen kommt; Andere hatten ihre zum Nachtbedarf nothwendigen Effekten entweder in Schandau zurückgelassen oder anderweitig vorausgesandt, und diese mußten wohl oder übel ihre Reise fortsetzen, falls sie nicht eine unbehagliche Nacht in irgend einem auf dem Wege nach ihrem Endziele gelegenen Hause zubringen wollten.

So sah man denn sehr bald an vielen Stellen unzweifelhafte Vorbereitungen, den sicheren Aufenthalt unter dem Felsdache zu verlassen, allein eine den ganzen Habichtgrund überspannende schwarze Wolke schüttete plötzlich einen so heftigen Regenguß herab, daß kein einziger Reisender für diesen Augenblick zum Weiterwandern Lust und Muth zeigte. Auch die erwähnte Familie, die dem offenen Ausgange der Höhle zunächst saß, stellte ihre Zurüstung zum Abmarsche ein und suchte unter ihrem Felsendache Schutz, wobei einige besorgliche Gesichter unter ihnen die Wolkengebilde des dräuenden Himmels nicht gerade mit freudiger Miene zu studiren fortfuhren.

In diesem Augenblicke trat unter die mehr oder minder aufgeregten Gruppen von der Seite der Wasserfälle her eine neue Gestalt. Es war ein Reisender von jugendlichem Alter, höchstens zwanzig Jahre zählend, einfarbig sommerlich bekleidet, in der rechten Hand einen gewichtigen Stock, in der Linken seinen durchnästen Hut tragend, während er einen graugewürfelten Plaid, mehr um das Gewicht desselben sich zu erleichtern, als zum Schutze gegen den Regen, sorglos über die Schultern geworfen hatte.

Als dieser junge Reisende an der Thür des Wirths angekommen war, blieb er stehen, trocknete sich den Schweiß von der Stirn, schwenkte die großen Tropfen von seinem Strohhute und blickte sich sorgsam nach einem kleinen Bologneser Spitzhunde um, der, auf drei Beinen unmittelbar hinter ihm hertrottend, sich jetzt im Schutze des Steindaches niederließ und eins seiner Pfötchen leckte, welches ein ungastlicher Fleischerhund am Morgen desselben Tages beim Ausmarsche aus Schandau arg zuge richtet hatte. Als der junge Mann diese Selbstkur des Hundes sah, der ihm sehr lieb zu sein schien, forderte er von dem Wirthe einen Napf mit Wasser, etwas Leinwand und einen Schwamm. Darauf setzte er sich, nahm das Thierchen auf seinen Schooß, untersuchte die Wunde, wusch sie vorsichtig aus und band kunstgerecht einen Streifen Leinwand um das kranke Glied, den er dann so viel wie möglich mit Nadel und Zwirn befestigte.

Diese so einfach, rasch und natürlich vor sich gehende Samariterhandlung wurde in der Nähe der Musikantenfamilie vollbracht und rief von einer Seite der Anwesenden ein spöttisches, von der anderen ein theilnehmendes Lächeln hervor, welches beides aber der junge Reisende nicht wahrzunehmen schien, der, als er damit fertig, den Hund auf den Boden setzte, ihm die bestellte Milch und das hineingebrockte Brod darbot und leise sagte:

»So, armer Kerl, nun friß und ruhe Dich nach der ungewohnten Anstrengung; künftig aber wollen wir vorsichtiger sein, wenn so ein räuberischer Wegelagerer in unsere Nähe kommt.«

Das Thierchen dagegen, als wolle es sich seinem Wohlthäter dankbar erweisen, blickte ihn, bevor es sein Frühstück einnahm, mit freundlichem Auge an, wedelte mit dem zottigen Schweife und streckte sich dann zu seinen Füßen nieder.

Einige Minuten darauf aber war es schon wieder auf den Beinen, um dem Herrn zu folgen, der sich einer Gesellschaft anschloß, welche die in der Umgebung des Kuhstalls gelegenen Sehenswürdigkeiten, merkwürdige Felsbildungen und historische Oertlichkeiten, besichtigen wollte. Wir begleiten sie nicht dahin, sondern bleiben bei der schon mehrmals erwähnten Familie am Ausgange der Höhle zurück, in deren Mitte sich zwei Augen befanden, die mit eben so freundlichem wie neugierigem Blicke der Liebesthat gefolgt waren, die der junge Reisende an seinem Hunde vorgenommen hatte. Die beiden älteren

Damen hatten sich unterdessen mit dem Hofmeister unterredet und waren endlich zu dem Entschlusse gelangt, die Regenwolke vollends vorüberziehen zu lassen, bevor man sich zum Aufbruche rüste.

So geschah es, daß man noch an Ort und Stelle war, als der junge Mann mit seinem Hunde wieder aus einer Felspalte hervortrat und sich in der Nähe jener Familie an einem leer gewordenen Tische niederließ, um daselbst sein Frühstück einzunehmen. Bevor er jedoch Platz nahm, begrüßte er die in seiner Nähe verweilende Gesellschaft, indem er seinen Hut zog und schweigend, aber mit einer genügend verständlichen Verbeugung, seinen ›guten Morgen‹ bot.

Von Seiten der beiden älteren Damen wurde dieser freundliche Gruß auf eine kaum merkliche, sicher aber sehr vornehme Weise mit einem Gegengruße beehrt, der eigentlich nichts weiter als ein verlegenes Augenzwinkern ohne jede anderweitige Bewegung des Körpers war; die junge Dame dagegen verneigte sich etwas, als das offene Gesicht des Fremden ihr einen Augenblick zugekehrt blieb, gab jedoch mehr durch ihr Erröthen als durch irgend ein anderes Zeichen ihren freundlichen Dank zu verstehen, während der langberockte Herr Hofmeister leicht den Rand seines Hutes berührte und diese Herablassung mit einem unverständlichen Brummen begleitete, das den Tönen eines verstimmten Contrebasses nicht unähnlich war. Der Bruder der jungen Dame war zur Zeit nicht anwesend, er hatte sich mit dem Diener und einem ab- und zugehenden Führer entfernt, um entweder im

Freien sich nach dem Wetter umzuschauen, oder der Ankunft der Pferde entgegenzusehen, die behufs einer Besteigung des Winterbergs schon vor geraumer Zeit bestellt worden waren.

Eben hatte der junge Reisende mit herrlichem Appetite sein Frühstück beendet, wobei der Spitz auch sein gebührendes Theil empfangen, als der vorher erwähnte Knabe mit dem Diener und Führer erschien und frohlockend verkündete, daß der Unheil nachgelassen habe und die Regen spendende Wolke weiter gezogen sei. Dies war in der That der Fall. Man warf noch einen Blick ringsum, namentlich nach dem Horizonte der Gegend, die man erstreben wollte, und glaubte sich eines günstigeren Reisewetters versichert halten zu dürfen. Alsbald rüstete man sich zum Abmarsche, was keinen Schwierigkeiten unterworfen war, denn der Führer, bevor er sich an die Spitze der Gesellschaft begab, belastete sich mit sämtlichen Tüchern und Taschen, theilte sich mit dem Diener in die vorhandenen Regenschirme und so, von dem Hofmeister geführt, dem zunächst die beiden älteren Damen folgten, das Geschwisterpaar mit dem Diener aber den Zug beschloß, trat man den Weg nach den harrenden Pferden an.

Trotzdem die Gesellschaft nun an dem bei ihrem Abgange höflich sich erhebenden jungen Reisenden nahe vorüberkam, so erwiderte sie doch nur auf sehr mangelhafte Weise seine Artigkeit. Die älteren Damen wandten sogar das Gesicht ganz von ihm ab und der Hofmeister würdigte ihn keines Blicks. Nur der Knabe nickte ihm

kindlich fröhlich zu und seine schöne Schwester erröthete noch einmal, als sie hastig an ihm vorüberschritt, indem sie mit einer gewissen verstohlenen Verschämtheit unmerklich ihr Köpfchen beugte. Mehr hatte der artige junge Mann wohl nicht erwartet, wenigstens lächelte er zufrieden, als man an ihm vorübergezogen war, und blickte den Abgehenden so lange nach, als seine Augen sie erreichen konnten. Eine Weile blieb er, nachdem er sich wieder auf seine Bank nieder gelassen, nachdenklich sitzen, und dieses Nachdenken mußte seine ganze Aufmerksamkeit von den übrigen Vorgängen in der Fels-grotte abgezogen haben, denn als er plötzlich um sich blickte, nahm er zu seinem Erstaunen wahr, daß die Musik verstummt und er fast allein zurück geblieben war, da die meisten der Anwesenden jener Familie vorangeschritten oder auf dem Fuße gefolgt waren.

Da schien in seinem Innern eine Selbstfrage aufzutuchen. Er erhob sich, warf einen Blick ringsumher, als wollte er sagen: »Nun, was soll ich hier allein thun? Kann ich den Uebrigen nicht folgen? O ja! Das wäre keine so üble Reisegesellschaft gewesen. Aber ach!« fügte er halblaut hinzu, »da ist der arme Spitz – an ihn habe ich nicht gedacht. Er ist müde und hat ein lahmes Bein. Nun Spitz,« rief er laut, da der Hund aufgesprungen war, mit dem Schweife wedelte und ein freudiges Knurren hören ließ – »hast Du Dich schon ausgeruht – willst Du weiter?«

Das kluge Thier bellte laut, als ob es ihn verstanden hätte und seine Frage bejahend beantworten wollte, that einige Sprünge nach dem Ausgange der Höhle, und so

war denn der Entschluß des jungen Mannes auf einmal gefaßt. Er ging zu dem Wirthe, bezahlte sein Frühstück und schloß sich dann in einiger Entfernung den vor ihm Gehenden oder Reitenden an, die den anmuthigen, allmählig sich erhebenden Weg nach dem kleinen Winterberg eingeschlagen hatten.

Den neuen Marsch angetreten hatten die Reisenden allerdings, wenn sie sich aber der Hoffnung hingaben, unbelästigt vom ferneren Unwetter ihr Ziel zu erreichen, so befanden sie sich in einer argen Täuschung. Freilich war in diesem Augenblicke das Stück Himmel, welches man von dem schmalen und zu beiden Seiten tief beschatteten Wege wahrnehmen konnte, ziemlich klar; ein leichter Wind hatte die große Regenwolke schon weit weggetrieben, und nur von den Blättern des schweigenden Waldes tröpfelte das Wasser des Himmels nieder. Aber schon zogen von Westen neue stürmische Wolken heran und ein heulender Windstoß, der sich hier im Walde nur nicht merklich entwickeln konnte, jagte sie auf ihrer lustigen Bahn pfeilschnell dahin. Unser junger Reisender war daher auch noch keine Viertelstunde unterwegs, als er schon in Erfahrung gebracht, was ihm selbst und der in geringer Entfernung vor ihm schreitenden Gesellschaft bevorstehe. Aber was kümmert einen zwanzigjährigen Menschen von kräftigem Körperbau, strotzender Gesundheit und üppig sprudelnder Lebenslust ein drohendes Ungewitter? Das ist weiter nichts als ein Vergnügen, eine Unterhaltung, vielleicht ein neuer Kampf mehr,

und in diesem Alter, unter diesen Verhältnissen pflegt irgend ein Kampf nur mit dem erträumten Siege vergesellschaftet zu sein. So war es auch hier. Der für uns namenlose junge Mann schritt also, dann und wann sich nach dem eifrig folgenden Spitze umsehend, den immer mehr ansteigenden Weg hastig hinauf, bemüht, der ihn lebhaft interessirenden Familie aus dem Kuhstalle so nahe wie möglich zu kommen, was indessen eine gute Weile dauerte, da die Pferde, welche die Damen, der Knabe und der Hofmeister bestiegen hatten, wunderbar rasch gingen und der Führer voran, der Diener hinterher nicht weniger eilfertig mittrotteten.

Endlich aber hatte er sie doch erreicht, und da er nichts weiter beabsichtigt, so hielt er sich dicht hinter dem letzten Pferde, einem kleinen Grauschimmel, welchem die Ehre zu Theil geworden war, die schöne junge Dame auf seinem Senkrücken zu tragen. Diese, die Augen etwas ängstlich auf die sich unablässig bewegenden Ohren ihres Thieres gerichtet haltend und dabei von Zeit zu Zeit den sich immer dunkler färbenden Himmel musternd, hatte keine Ursache gehabt, einen Blick rückwärts zu werfen. Schweigend zog die Karavane den von Strecke zu Strecke enger und steiler werdenden Weg dahin, und die vorschreitenden Führer bemühten sich immer auffälliger, ihre Pferde in den stärksten Schritt zu setzen, denn ihnen mochte es noch weniger unbekannt sein als dem jungen Manne, der den Zug schloß, was für ein Unwetter im Anzuge sei, noch dazu während sie mit zahlreicher

Damengesellschaft auf dem beschwerlichen Wege nach dem kleinen Winterberg sich befanden.

Plötzlich grollte den Reisenden von der linken Seite her ein ziemlich naher Donner in's Ohr, und gleich darauf fuhr ein blendender Blitzstrahl zur Erde nieder, dem ein Geknatter und Sausen folgte, als wäre ein Dutzend Tannen von ihm umgeworfen. Unter den Reitenden schienen alsbald eine Art Verwirrung ausbrechen zu wollen; die kleinen Pferde blieben theilweise vor Schreck stehen, drehten sich von der Richtung ab, woher der Blitz gekommen war, und verriethen nicht die geringste Neigung, vorwärts zu schreiten. Namentlich war dies bei dem trotzigem Grauschimmel der Fall, und ein leiser Angstruf entfuhr den Lippen der jungen Reiterin, die sich fest in ihr Tuch gehüllt hatte, um sich so viel wie möglich gegen den Regen zu schützen. Aber nur einen Augenblick dauerte ihre Angst, um einer eben so erfreulichen, wie unvermutheten Ueberraschung zu weichen, als eine fest in ihren Plaid gehüllte Gestalt, die auf ihrem linken Arm ein winselndes Hündchen trug, mit kräftiger Hand den Zügel des Grauschimmels ergriff und ihn sicher seinen Vorgängern nachleitete, die sich schon wieder in regelmäßige Bewegung gesetzt hatten.

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« sagte der junge Mann freundlich, »aber mein Einschreiten schien mir gerechtfertigt. Sitzen Sie ruhig und fürchten Sie sich nicht; diese kleinen Thiere sind zuverlässig und ausdauernd, sobald sie sehen, daß der Mensch selbst seine Pflicht erfüllt.«

Die junge Dame dankte mit einigen Worten und der Zug bewegte sich eine Weile ruhig fort. Bisher aber hatte der Himmel nur geyrollt, nicht lange darauf brach er in lautes Zürnen und Toben aus. Von seiner vorigen Bläue war nirgends mehr eine Spur zu entdecken, an ihre Stelle war ein grauschwarzes Wolkenungethüm getreten, das seine Schleusen öffnete, und den eiskalten Regen in Strömen herniederfallen ließ. Der voranschreitende Diener hatte jeder Dame einen Schirm gebracht, und auch die, welche den Schimmel ritt, hatte den ihrigen empfangen. So war sie wenigstens einigermaßen geschützt. Aber ihr Führer? Ihn traf nicht allein das Wasser, was aus den Wolken hernieder goß, sondern auch das, welches von dem Schirme seines Schützlings herabrieselte.

»Sie werden sehr naß,« redete ihn dieselbe an, »und haben noch dazu den kleinen Hund zu tragen. Wollen sie mir ihn nicht geben, ich habe die linke Hand frei, da Sie die Zügel führen.«

»Gewiß nicht; Sie werden bald beide Hände gebrauchen, um den Schirm und sich selbst auf dem Pferde zu halten. Der Sturm ist erst im Anzuge.«

Kaum hatte er es gesagt, so folgte seinen Worten die Erfüllung. Ein orkanartiges Ungewitter brach über die unglücklichen Reisenden herein. Noch dazu war man gerade an die wilde Felsparthie gelangt, durch welche sich der schmale Weg nach dem kleinen Winterberge in Schneckenwindungen hinaufquält. In breiten Strömen floß das Wasser diesen Weg herab, der sandige Grund war bald in Morast verwandelt, die Pferde sanken bis

über die Fesseln ein und Niemand mehr hatte einen sicheren Tritt. Während nun der jetzige Führer der jungen Dame dicht am Abhange einherwatete, dessen Tiefe das Auge in der nebeltrüben Dunkelheit nicht erspähen konnte, folgte Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag. Selbst dem Muthigsten pochte jetzt das Herz, denn ein einziger Fehltritt, das Gleiten eines Fußes, eines Hufes konnte Menschen und Pferde in den Abgrund stürzen. Kein Wort ward von den Reisenden in dieser unerquicklichen Lage gesprochen, nur dann und wann ließ sich ein Angstschrei vernehmen, während die Führer ihre Thiere durch Zurufe ermuthigten, hier und da Hand anlegten und den Reitern allen möglichen Trost einsprachen, unter Anderm erzählten, daß hier erst wenige Menschen verunglückt seien. So arbeiteten sich die braven Pferde keuchend die Schlangenwindungen des steilen Felsens hinan, an jeder Wendung des Weges stehen bleibend, die triefenden Ohren schüttelnd und tief und ängstlich Athem holend, denn sie schienen an das Ende ihrer Kräfte gelangt zu sein und es trat ein Augenblick ein, wo selbst der junge Reisende seinen Muth etwas wanken fühlte. Aber dieser Augenblick ward glücklich überwunden; man hatte den höchsten Punkt erreicht und sah ohne Besorgniß hinab in die nebeldampfende Tiefe, über der sich der Sturm Thereits ausgetobt hatte und weiter nach Osten gezogen war.

Als man erst soweit gelangt, gönnte man sich einige Minuten Ruhe, um frischen Athem zu schöpfen. Allgemein war man arg zugerichtet. Die Toiletten der Damen

waren vernichtet, alle Kleider durchweicht, und theilweise hatten sie sogar ihre Farben verloren. Einen wie seltsamen Anblick daher die endlich wieder weiter wandernde Gruppe darbot, kann man sich leicht vorstellen. Auch gaben davon ein sprechendes Zeugniß das Kichern und Lachen und die schelmischen Zurufe, mit denen die muthig vorwärtsstrebenden Reisenden von einigen glücklicheren Schicksalsgefährten begrüßt wurden, die sich weislich bei Zeiten unter einer vorspringenden Felsklippe geborgen hatten und hier hockend, knieend oder sitzend in behaglicher Ruhe die vom Wetter hart mitgenommenen Vorüberziehenden betrachteten.

Als man die Hochebene jenseits des kleinen Winterberges erreicht hatte, dem großen Winterberge zusteuerte und der Weg hier wieder breiter, weniger beschwerlich und durchaus ungefährlich wurde, hatte der bis auf die Haut durchnäßte junge Reisende den Zügel des Grauschimmels losgelassen und ging nun langsam hinter demselben her, seine Aufmerksamkeit hauptsächlich jetzt dem kleinen Hunde schenkend, dem er das Wasser aus dem Felle strich, einige freundliche Worte sagte und dafür mit einem dankbaren Knurren und einem Blicke belohnt wurde, den nur ein naturliebender und thierverständiger Menschenfreund zu erspähen und zu würdigen versteht.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden kam man denn auch auf dem großen Winterberge an. Da der junge Mann voraussetzte, die Gesellschaft, der er unaufgefordert das Geleit gegeben, werde hier rasten und sich an

den warmen Oefen des freundlichen Gastzimmers trocknen, so bot er der jungen Dame seine Hülfe an, hob sie vom Sattel und sprang rasch, so ermüdet er war, die Stufen hinan, um ein geeignetes Unterkommen für die Damen auszukundschaften, von denen er glaubte, daß sie ihm auf dem Fuße folgen würden. Allein wie erstaunte er, als er nach Verlauf einiger Minuten, vergeblich auf ihr Erscheinen wartend, in's Freie zurück trat und hier von einem Manne erfuhr, daß die ganze Gesellschaft, ohne sich aufzuhalten, nach dem Prebischthore weiter geritten sei, wo sie eine längere Rast halten wolle.

Hätte unser junger Freund ein Pferd vorgefunden, er wäre ohne Zweifel den Spuren der Reisenden gefolgt, da aber keins vorhanden war und er sich von dem weiten Gange, von Schandau bis zum Winterberge fast ohne Aufenthalt, ermüdet fühlte, so beschloß er zu bleiben und später erst nach dem Prebischthore aufzubrechen, wo er sie noch zu finden hoffte. Allein auch dieses Vorhaben sollte ohne den gewünschten Erfolg ausgedacht sein, denn nachdem sich der junge Mann nach Verlauf einer Stunde leidlich getrocknet und an einem Glase feurigen Ungarweines gestärkt hatte, begann das Unwetter von Neuem loszubrechen, der Regen fiel stromweise hernieder bis zum späten Abend, und erst in der Nacht hörte er ganz auf, worauf ein so heiterer und klarer Morgen folgte, wie man ihn sich auf einer Reise nur wünschen kann. Schon um sechs Uhr war unser junger Freund munter und auf den Beinen, und da auch der Spitz sich ausgeruht, sein zerbissenes Bein neu verbunden war und der

frische Morgenwind die Wege leidlich getrocknet hatte, so trat er mit der angenehmen Hoffnung von Neuem den Weg an, die gestern so spurlos Entwichenen heute an irgend einer Stelle des schönen Gebirges wiederzufinden. Allein auch diese angenehme Voraussicht sollte sich dem sanguinisch hoffnungsvollen Manne durchaus nicht stichhaltig erweisen. Als er einige Stunden später auf dem Prebischthor eintraf, fand er die gesuchten Fremden nicht mehr daselbst; sie waren schon am Nachmittag zuvor angelangt, hatten sogleich frische Pferde genommen, um so rasch wie möglich Herniskretschken zu erreichen und von da nach Schandau zurückzukehren, wo sie ihren Wagen und ihr Gepäck gelassen hatten. So berichtete dem eifrig Forschenden ein dienstfertiger Kellner im Gasthause des Prebischthors, und ihm blieb weiter nichts übrig, als seinen Weg allein fortzusetzen, auf dem wir ihm nun folgen wollen, um seine nächsten Abenteuer mit ihm zu bestehen und dabei Gelegenheit zu finden, seine genauere Bekanntschaft zu machen.

ZWEITES KAPITEL. IM BÖHMISCHEN WALDE.

Joseph Sohn – so wollen wir hier gleich unsern jungen Bekannten nennen, bevor wir im folgenden Kapitel seine persönlichen Verhältnisse schildern – hatte seinen kleinen Reisekoffer in Herniskretschken, wohin er ihn vorausgesandt, richtig vorgefunden, aber von der Familie, nach der er sogleich eifrig geforscht, konnte ihm kein Mensch etwas Gewisses sagen. Er beschloß daher, seine

ursprüngliche Absicht auszuführen und schon am nächsten Tage einen Abstecher in das reizende böhmische Gebirge zu machen, um von Aussig aus nach Prag und Wien und von da nach Triest und Venedig zu gehen, was für diesmal das Endziel seiner Vergnügungsreise sein sollte. Da er von Niemandem abhängig, seine Zeit auf keine Weise beschränkt und auch sein Geldbeutel in Betracht seiner geringen Bedürfnisse leidlich ausgestattet war, so stand es ihm vollkommen frei, nach Belieben, Laune und Lust seine Reise schneller oder langsamer fortzusetzen, je nachdem dieser oder jener Ort ihn durch seine Schönheit, diese oder jene zufällig ihm begegnenden Personen durch ihre Liebenswürdigkeit fesselten oder rascher mit vorwärts nahmen. In der That, lauter glückliche Eigenschaften für einen gebildeten Mann von seinem Alter und seinen Fähigkeiten, dessen Verhältnisse vielleicht nur von einer Seite her durch ein uns noch unbekanntes Mißgeschick einigermaßen beschattet wurden. Letzteres indessen kümmert uns hier noch nicht, und so setzen wir mit ihm, nachdem er seinen Koffer abermals nach Aussig vorausgesandt, bei Herniskretschken über die Elbe, um von Niedergrund aus, nachdem der österreichischen Paßpolizei ihr Recht widerfahren ist, den Mönchsstein, den Kutschken und wie die andern malerischen Punkte dieser reizenden Gegend heißen, nach einander zu besuchen oder wenigstens aus der Ferne zu besichtigen. So wurde Tetschen erreicht, das kostbarste Juwel der sächsischen und böhmischen Schweiz, wie die Beschreiber derselben oft und mit Recht gesagt haben; und nachdem Joseph

Sohn fast einen ganzen Tag damit zugebracht, alle reichen Besitzthümer, Fernsichten und anderen Schönheiten dieses Ortes zu betrachten, beschloß er, an demselben Tage noch einen Ausflug nach dem Schreckenstein zu unternehmen, und sollte ihn selbst die Nacht dabei überholen. Nachdem er genaue Erkundigungen über den einzuschlagenden Weg eingezogen hatte, begab er sich Nachmittags drei Uhr, von seinem treuen Spitz, der kein lahmes Bein mehr hatte, begleitet, auf die Wanderung.

Es war ein angenehm warmer Septembertag. Ein leichter Südwind rauschte durch die üppigen Laubkronen der hochstämmigen Bäume und trieb langsam die kleinen weißen Wölkchen vor sich her, die am dunkelblauen Himmelsgewölbe von Zeit zu Zeit sichtbar wurden. Unser junger Wanderer athmete mit Wollust die stärkende balsamische Luft ein, die dem Walde entströmte, und schritt, so behaglich gestimmt wie je in seinem Leben, einen allmählig sich senkenden Höhenzug hinab, ein Liedchen pfeifend und bisweilen ein paar ermuthigende Worte an seinen dicht neben ihm springenden Liebling richtend.

Aber nicht in gerader Linie verfolgte er den einmal eingeschlagenen Pfad; bald lockte ihn hierhin, bald dorthin irgend ein aus der Ferne malerisch hervortretender Punkt, ein Fels oder ein schöner Baum, und nicht immer konnte er dem Wunsche widerstehen, das, was sich von Weitem in seiner Phantasie so schön dargestellt, in Wirklichkeit auch in der Nähe zu betrachten und zu prüfen.

Hierdurch geschah es, daß er, der Gegend völlig unkundig, in kurzer Zeit vom Hauptwege weit abkam und, einmal erst die Richtung verlieren, hieß in dieser öden Fels- und Waldgegend sie niemals wiederfinden. Aber was verschlug ihm das? So lange er noch einen betretenen Pfad vor sich sah, mußte dieser Pfad doch endlich einmal auf einen größeren Weg, nach einem Dorfe, auf ein Haus zu führen, und wo Dörfer und Häuser sind, da muß es auch Menschen geben, die einen verirrtten Wanderer zurechtweisen können. Allein weder die erwarteten Dörfer, noch die Häuser, noch auch die Menschen ließen sich blicken, eine vollkommene Oede lag rings um ihn ausgebreitet, und nur das Rauschen der Blätter, durch die der Abendwind strich, und das Geschrei eines Waldvogels, der sein Nest suchte, ließ sich im weiten Umkreise vernehmen. Endlich aber, jedoch nicht eher, als bis der Nachmittag schon längst dem Abend gewichen war und die Bäume tiefere Schatten über die Pfade warfen, die nur noch schwer zu erkennen waren, ließen sich in der Ferne Menschenstimmen hören. Mit geschwinderem Tritte ging ihnen der verirrtte Wanderer entgegen, schon innerlich im jugendlichen Uebermuthe triumphirend, daß seine Hoffnung nun doch noch sollte erfüllt werden. Es waren zwei Weiber, die dürres Holz in hochbepackten Körben auf dem Rücken trugen und in ziemlich lautem Wechselgespräch ihres Weges daherzogen, um wahrscheinlich so schnell wie möglich der Heimat zuzueilen. Aber dieses Gespräch klang gerade nicht sehr erbaulich, denn noch in einiger Ferne von ihnen unterschied er deutlich die,

einem nicht daran gewöhnten Ohr ziemlich rauh klingenden Kehllaute der böhmischen Redeweise. Eben so wie der junge Mann, standen auch die beiden Frauen still, als sich ihre Schritte kreuzten; verwundert schauten sie auf, als der Fremdling ihnen mittheilte, daß er sich wahrscheinlich im Walde verirrt habe, da er seiner Berechnung nach schon längst in die Nähe des erstrebten Schreckensteins gelangt sein müßte.

»Schreckenstein!« sagte die eine Alte, mit Mühe sich der deutschen Sprache bedienend. »Ja freilich, da haben Sie sich verirrt, gnädiges Herrlein, und zwar ziemlich weit. So viel wir wissen, liegt der Schreckenstein einige Stunden weit da hinaus, wo Sie hergekommen sind, aber nicht dorten hin, wo Sie hin wollen.«

Unser Freund lächelte über den Irrthum, den er sich selbst und seiner Neugierde verdankte, obgleich ihm nicht gerade behaglich bei dem Gedanken zu Muthe ward, in einer durchaus fremden und wilden Gegend ohne ein erwünschtes Unterkommen in der Irre umherzuschweifen.

»Was meint Ihr,« fragte er freundlich, »was ich thun soll, um das nächste Dorf oder Wirthshaus zu erreichen, wo ich übernachten kann?«

»Dorf und Wirthshaus? Hier? Daß ich nicht wüßte, schmucker Herr! Aber ein Haus im Walde – die alte Trude wohnt darin – kenne ich allerdings, und Ihr möchtet auch da wohl ein Unterkommen finden, wenn sie bei guter Laune ist.«

»Wie weit ist das Haus von hier?«

»Ja, wie weit! Das ist so leicht nicht gesagt. Ich denke aber, ein junger Herr, wie Ihr einer seid, der gesunde Beine hat, erreicht in einer Stunde mehr, wie Unsereins in zweien.«

»Und welches ist der nächste Weg dahin?«

»Dieser hier – auf dem wir hergekommen sind. Ihr schreitet immer zu – wenn sich aber der Weg zu heben und ein dunkler Kiefernwald beginnt, werdet Ihr einen doppelt so breiten Pfad zur Rechten finden. Den verfolgt immer zu, bis Ihr auf eine Lichtung tretet, da steht das Haus.«

»Der alten Trude?«

»Ja, der alten Trude.«

»Darf ich Euch eine Kleinigkeit für Euern guten Rath anbieten? Ich habe Euch etwas lange aufgehalten –«

Die Alten sahen sich an und schmunzelten.

»Küß' die Hand, gnädigster Junker!« riefen Beide zugleich, als ein selten gesehenes Silberstück aus der Hand des freundlichen Mannes in die ihrige wanderte.

Bald darauf waren die beiden Gestalten im Abenddunkel des Waldes verschwunden und Joseph Sohn befand sich wieder mit seinem Spitz, der nicht von seiner Seite gewichen war, allein in der immer tiefer herabsinkenden Dämmerung. »Vorwärts, Spitz,« sagte der muthig zu dem jetzt voranspringenden und laut bellenden Thierchen, »vorwärts, und geben wir Acht, wenn der Weg sich hebt und der Kiefernwald beginnt.«

Aber der Weg hob sich sehr bald; nach wenigen Schritten stellte sich auch der Kiefernwald ein – der erwartete

Pfad aber zeigte sich nicht, und so blieb dem ist Wanderer nichts übrig, als auf dem bisher betretenen fortzuschreiten.

»Ei, wie dumm, wie dumm!« sagte er plötzlich zu sich selber und blieb stehen. »Hätte ich nicht lieber fragen sollen, wohin die Weiber selber gingen und mich ihnen anschließen sollen? Aber so geht es – das ist die alte Geschichte der weisen Herren, wenn sie vom Rathhause kommen! Nun ist der rechte Moment verfehlt und kommt nicht wieder. Also vorwärts – vorwärts Spitz!«

Das heitere Lied, welches vorher die Lippe des Wanderers gesummt, verstummte jetzt. Ernst und bedächtigschritt er seines Weges weiter, mit scharfen und durch die eigenthümliche Lage zu angestrongterer Sehkraft genöthigten Augen in die Tiefe des zu beiden Seiten des Weges sich endlos ausdehnenden Waldes dringend.

Es hat für ein jugendliches und poetisches Gemüth etwas feierlich Geheimnißvolles, bei sinkender Nacht einsam durch einen düsteren Wald zu wandern, namentlich wenn man sich in der Fremde befindet und auf keine zu-rechtweisende Hand hoffen darf. Das sichtbare Leben der Außenwelt erlischt allmähig, und das unsichtbare, aber um so gewaltiger wirkende Leben der inneren Welt erwacht mit seinen phantastischen Bildern und Vorstellungen in übernatürlicher Größe und Macht. Die tanzenden Schatten der Baumstämme, düster und magisch über den Weg fallend, das undurchdringliche Himmelsgewölbe, an dem noch kein blinkender Stern leuchtet, sich immer

weiter und ohne Ende ausdehnend, der Widerhall der eigenen Schritte, das Zirpen und Rauschen im Laube, im Moose, in der Luft, endlich das hörbar in der einsamen Brust klopfende Herz, das sich sehnt nach einem andern Menschenherzen – Alles das ist hinreichend, einen bedeutenden Eindruck sogar auf eine muthige Seele hervorzubringen.

An Muth gebrach es nun, wie wir schon angedeutet, dem jungen Manne nicht, aber die heutige Lage war ihm doch zu neu, um ihn nicht in eine ernste Stimmung zu versetzen, wozu noch der Gedanke an die Ungewißheit des zu erstrebenden Nachtlagers kam. Wohin flogen plötzlich seine Gedanken, als er jetzt, von jeder menschlichen Gesellschaft abgeschieden, durch die immer nächtlicher werdende Dunkelheit schritt? Dachte er vielleicht an das holde Mädchengesicht, welches ihm vor Kurzem in jener Felshöhle begegnet, dem er so glücklich gewesen war, einen kleinen Dienst zu erweisen, und das von der ganzen Gesellschaft allein ihn eines freundlichen Blickes gewürdigt hatte?

Ach nein, an dieses schöne, edle, von den Rosen des hoffnungsvollen Lebens angehauchte Gesicht dachte er in diesem Augenblicke gar nicht. Dazu war der Eindruck, den er von ihr empfangen, ein viel zu flüchtiger gewesen, und Joseph Sohn war nicht der eitle und leicht eroberte Mann, der wochenlang an jedes hübsche Mädchen dachte, das ihm irgend wo begegnet war. Nein, er war vielmehr ein gediegenerer, gedankenreicherer, innerlich mit Gaben sattsam ausgestatteter Mann, um genügenden

Stoff zum Denken in sich selbst vorzufinden, wenn ein ernster Augenblick ihm auf düsterem Pfade begegnete und ihn dadurch an seine eigene Lebensbahn erinnerte, die auch nicht immer auf breiter und lichter Straße des Daseins geführt hatte. So sprach sich dieser Ernst auch in dem kurzen Gedankengange aus, den wir, um wenigstens die Richtung seiner Stimmung anzudeuten, hier flüchtig berühren wollen.

»Sonderbar,« sagte er zu sich, »höchst sonderbar! Mein heutiger Weg ist beinahe ein Gleichniß meines ganzen bisherigen Lebens, nur daß ich von diesem Wege weiß, woher er mich geführt hat, also woher ich gekommen bin. Wohin ich aber will, das ist mir hier wie dort unbekannt, und ich kann nur zu dem großen Wesen, das die ganze Natur erfüllt und in dieses vorübergehende Dunkel gekleidet hat, bittend aufblicken und sagen: Laß mich ein Ende und an diesem Ende ein Licht finden, damit mir auch mein Anfang klar werde.«

Als er diesen Gedanken zu Ende gedacht, schaute er einen Augenblick auf, wie um sich entweder in der ihn umgebenden düsteren Nacht zurechtzufinden, oder den Gedanken in seiner Seele ausschwingen zu lassen, wie ein musikalisches Ohr jeden ergreifenden Ton, den es vernimmt, gern ganz verhallen läßt, bevor es seine Aufmerksamkeit einem anderen zuwendet.

Da stieß sein Fuß an einen über den Boden hervorragenden Erdhügel. Er stand still, bückte sich nieder und forschte genauer nach dem Hindernisse, das ihm in den Weg trat. Es war eine Art Gränzhügel, so schien es ihm

wenigstens, und da er sich etwas ermüdet fühlte, so setzte er sich darauf, um ein Wenig zu ruhen. Sogleich sprang der Hund auf seinen Schooß, tastete mit seinen Pfötchen nach seines Herrn Gesicht, als wolle er sich, da er es nicht sehen konnte, von seiner Gegenwart durch das Gefühl überzeugen, und stieß ein heiseres Knurren aus, um damit seine innere Unbehaglichkeit anzudeuten.

»Aha, Spitz, bist Du da, mein kleiner Kerl? Ja, ja, ich bin auch da. Aber ängstige Dich nicht – so schlimm ist es nicht. Noch ein Weilchen Geduld! Auch dieser böhmische Wald muß ein Ende nehmen. Du mußt nun einmal alle Irrthümer mit mir durchmachen, warum bist Du nicht bei deiner Herrin in Dresden geblieben! – Aber halt – was ist das? Regen? Schon wieder?«

In der That – ein klingender Ton, wie wenn ein Tropfen aus großer Höhe auf eine Metallplatte fällt, ließ sich über dem einsamen Nachtwandler vernehmen. Dem ersten Tone folgte ein zweiter, dann mehrere, bis die häufiger fallenden Tropfen in den Blättern rauschten und jene bedrohliche Musik hören ließen, die einem Wanderer ohne Dach und Fach stets so unangenehm klingt.

So erhielt die unbehagliche Lage des jungen Mannes, die er sich denn doch nicht in dieser Art vorgestellt hatte, durch diesen langsam aber reichlich herabsinkenden Regen eben keine wünschenswerthe Zugabe, allein sie ließ ihn noch keineswegs verzagen, dazu war sie bei Weitem nicht unheilvoll genug. Was konnte ihm ferner vorbehalten sein, als höchstens die bittere Nothwendigkeit, in kühler Nacht bei Regen und Wind, ohne irgend ein

Schutzmittel dagegen als sein wollenes Tuch, unter freiem Himmel zubringen zu müssen? Weiter nichts, und wir müssen gestehen, das Hündchen, welches er jetzt auf seinem Schooße hielt und liebevoll streichelte, schien ihm in viel bedauernswertherer Lage zu sein als er selber. An eine ihm möglicher Weise drohende Gefahr dachte er durchaus nicht; welche Gefahr sollte ihm wohl drohen? Es war ja so finster, daß ihn Niemand sehen, also auch nicht gefährden konnte, und wenn die Wasser des Himmels nicht sündfluthartig herniederstürzten und ihn ersäuften, oder der Sturm eine Eiche oder Tanne entwurzelte und auf ihn warf, so schien ihm keine einzige Gefahr am weiten Horizonte der Möglichkeiten aufzutauhen.

Als Joseph Sohn alles Dieses im Stillen erörtert, erhob er sich von seinem schon feucht gewordenen Sitze und schickte sich an, dieselbe Richtung des Weges zu verfolgen, in der er vorher gewandelt war, zu welchem Zwecke er sie sich genau gemerkt hatte. Und siehe da, als er kaum einige Schritte zwischen den Tannen zurückgelegt, erweiterte sich der Weg allmähig, bis er endlich die Breite eines durch den Wald führenden Fahrweges annahm, dessen Räderspuren beim Gehen deutlich wahrzunehmen waren. In demselben Maaße, wie der Weg breiter und bequemer ward, wurde auch die Finsterniß weniger undurchdringlich, und als nach einiger Zeit der Regen nachließ, die oberen Luftschichten sich aufklärten, zeigten sich sogar einige Sterne in dem Himmelsstreifen, der über dem Tannenwege sichtbar wurde.

So war denn die nächtliche Wanderung wieder eine viel weniger beschwerliche, ja sogar angenehmere geworden und, seine zunehmende Müdigkeit abgerechnet, gewährte es dem jungen Manne ein wahres Vergnügen, in der stillen nächtlichen Stunde, unter sternenbesäetem Himmel hoffnungsvoll einer endlichen behaglichen Ruhe entgegenblickend, allein auf seine Kräfte sich verlassend, einem unbekanntem Ziele zuzuwandern.

Rüstig, mit etwas gesenktem Kopfe, um die Unebenheiten des Bodens besser erspähen und leichter vermeiden zu können, schritt Joseph Sohn dahin. Alle seine Sinne waren zur höchsten Kraftentwicklung geweckt, und wie sein Auge schon zwanzig Schritte weit in das Dickicht der Tannen zu beiden Seiten drang, so hörte sein Ohr auf ziemlich weite Entfernung das Krächzen der Raben, den unkenartigen Schrei der Waldeule und das Fallen der einzelnen Tropfen, die ihren Sitz auf den Blättern der Bäume mit dem auf dem Moose der Erde vertauschten.

Als er etwa eine Viertelstunde auf diese Weise fortgeschritten war, blieb er plötzlich stehen, denn er glaubte in ziemlich weiter Entfernung hinter sich noch einen anderen, bisher nicht vernommenen Ton unterschieden zu haben. Als er still stand, um besser zu hören, that es auch sein Spitz, und gleich darauf fing er leise an zu knurren. Jetzt wußte sein Herr, daß er sich nicht geirrt hatte und daß eine neue Erscheinung seiner ungewissen Lage sogleich ein Ende machen würde. Er hörte nämlich

zunächst das Schnaufen eines langsam trabenden Pferdes, dann den über die Wurzelstöcke klappenden Hufschlag und endlich auch das laute Räuspern eines durch die kühle Nachtluft belästigten Mannes. Aber merkwürdig, als er dieses Räuspern deutlich unterschied, hörte sowohl das Schnaufen wie auch der Hufschlag des Pferdes auf. Anfänglich glaubte der zu Fuße Gehende, sein nächtlicher, berittener Reisegefährte habe einen anderen Weg eingeschlagen, aber wo kam dann das sich noch zuweilen wiederholende Räuspern her? Es war augenscheinlich, der Reiter hielt mitten auf seinem Wege still. Aber warum hielt er still? Das wäre eine allerdings schwer zu lösende Frage gewesen, und dennoch schien Joseph Sohn sich eine Weile mit ihrer Entzifferung beschäftigen zu wolten, als er plötzlich einen Entschluß faßte und auf der Stelle ausführte. Er ließ ein verständliches: »Wer reitet da?« durch den Wald schallen und horchte dann in die Gegend hin, woher die verschiedenen Töne zu ihm gedrungen waren.

Jetzt aber ließ sich auch dieses Räuspern nicht mehr vernehmen, selbst das Pferd hatte das Schnaufen eingestellt, und am allerwenigsten erfolgte eine Antwort auf die ausgesprochene Frage.

»Was soll ich mich mit diesem verstockten Reiter länger aufhalten!« dachte unser Freund und setzte sogleich seinen Weg weiter fort, als er bald darauf bemerkte, daß auch der Hufschlag des Pferdes und dann das Räuspern des Mannes sich wieder vernehmen ließ.

»Wir wollen das Experiment noch einmal versuchen,« sagte Joseph Sohn zu sich, hielt an, wandte sich um und ließ ein noch lauterer »Wer reitet da?« gegen seinen unbekanntes Gefährten hin erschallen.

Das Experiment fiel vortrefflich aus, denn das Resultat war auf ein Haar dasselbe. Der Reiter hielt still, das Pferd schnaufte, der Mann räusperte sich nicht mehr, und nur das Fallen der Tropfen von den Bäumen ließ sich ohne Unterbrechung in der Nähe vernehmen.

Der Fußgänger lächelte vor sich hin und schritt langsam weiter – sogleich erklang das Pferdegetrappel wieder, nur schien es um einige Schritte näher gekommen zu sein.

Ich weiß nicht, ob es anderen Leuten ebenso ergeht wie mir. Ich wenigstens kann es nicht gut ertragen, selbst bei Tage auf offener Straße nicht, immer einen und denselben Schritt lange Zeit, wie gebannt an meine Fersen, hinter mir her treten zu hören. Ich muß mich umdrehen und meinen hartnäckigen Verfolger entweder verlassen oder zur Seite ausbiegen. Noch unerträglicher ist eine solche unwillkommene Begleitung am Abend, in einer finsternen Straße oder einer abgelegenen Gegend, und die Phantasie des Menschen, die bei allen von den alltäglichen Gewohnheiten abweichenden Vorfällen so geschäftig ist, liebt es, hierbei sogleich die abenteuerlichsten Verhältnisse zu gestalten. Unheimlich im höchsten Grade nun muß einem in fremder Waldgegend und dunkler Nacht verirrtten Wanderer zu Muthe sein, wenn ihm, wie hier, ein Reiter wie sein Schatten folgt, hält, wenn

er still steht; und seinen Weg weiter fortsetzt, wenn er dasselbe thut, ohne selbst auf eine so natürliche Frage Antwort zu geben.

So erging es Joseph Sohn, und nicht weil er sich fürchtete, wollte er dieser peinlichen Lage ein Ende machen, sondern weil er zu wissen wünschte, woran er mit dem Reiter sei und ob dieser ihm ein nahegelegenes Nachtquartier anrathen könne oder nicht.

Dieser Entschluß ward auch schnell ausgeführt. Sich rasch umwendend, den starken Stock, den er trug, faustgerecht fassend, schritt er dem hartnäckig schweigenden Reiter entgegen.

Dieser hielt wieder, ja man hätte sagen können, er hielt erst recht, als er einen unbekanntem Mann auf dieser abgelegenen Straße zu nächtlicher Stunde auf sich zukommen sah, den er vermöge seines scharfen Gesichts und weil er häufig bei Nacht zu reisen pflegte, schon längst wie einen geisterhaften Schatten vor sich herwandeln gesehen hatte.

Unbeweglich standen Roß und Reiter, als der junge Mann etwas hastig auf ihn zuschitt und mit seiner kraken Stimme ihm ein: »Guten Abend, Herr!« zurief.

»Guten Abend!« entgegnete eine in der That von der Angst sehr mitgenommene Stimme.

»Warum antworten Sie mir nicht auf meinen wiederholten Zuruf?«

»Ei, wie kann ich denn und wie werd' ich denn, wenn ich halt nicht weiß, wen ich vor mir hab'? Was wünschen denn Ew. Gnaden von mir?«

»Sie sollen mir ganz einfach den Weg weisen, den ich zu gehen habe, um ein Unterkommen für diese Nacht zu finden. Ich habe mich verirrt, seitdem es dunkel geworden ist, und weiß weder aus noch ein.«

Dem Reiter entschlüpfte bei diesen ihn außerordentlich beruhigenden Worten ein mächtiger Stoßseufzer. »Ei du meine Güte,« sagte er und schlug mit der rechten Hand auf seinen Schenkel. »Verirrt! Im böhmischen Walde? – Aber wer sind Sie und wohin wollen Sie denn?«

»Ich bin ein einfacher Reisender und wollte von Tetschen aus den Schreckenstein aufsuchen, den ich verfehlt habe.«

»Den Schreckenstein! Also den Schreckenstein! Der liegt ja vier Stunden da hinaus – und wohin wollen Sie denn nun?«

»Wohin Sie mich führen werden – nehmen Sie mich mit sich nach Hause – ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.«

»Mit mir nach Hause? Ach, Gott wolle es bald, aber so weit ist es noch nicht! Das geht wirklich nicht, lieber Herr; ich reite nach Drum, wo meine Base Kindtaufe hält – ich bin nämlich der Schulmeister aus Markersdorf, müssen Sie wissen.«

»So, so! Nun da will ich nicht stören,« sagte Joseph Sohn lächelnd. »Aber vielleicht können Sie mir doch einen Ort unterwegs nennen, wo ich beherbergt werden könnte.«

»Einen Ort – o ja! Warum nicht? Bei der alten Trude kommen wir bald vorbei, und wenn Sie ihr ein gutes

Stück Geld in die Hand drücken, thut sie vielleicht ein Uebriges und öffnet eins von ihren sechs wohl ausgerüsteten Betten.«

»Eins ist genug für mich. Wer ist die alte Trude?«

»Ein altes Weib, Herr, mehr läßt sich kaum darüber sagen, die ihren Mann, der ein wohlhabender Bauer war, überlebt hat und nun ihre Ersparnisse mit einer unverheiratheten Tochter verzehrt.«

»So. Aber das können wir auch besprechen, wenn wir unsern Weg fortsetzen.«

»Ja, ja! Setzen Sie ihn nur fort!« sagte der Schulmeister, nach frischem Athem ringend, der ihm immer von Neuem zu kurz wurde. »Gehen Sie nur, ich werde schon folgen.«

»Aha, ich merke schon, ich soll vorausgehen – Sie fürchten sich vor mir –«

»Fürchten? Vor Ihnen, Herr? Das fällt mir halt nicht ein.«

»Es wäre auch sonderbar, wenn ein berittener und mit den Wegen vertrauter Mann, wie Sie, einen jungen wohl-erzogenen Fremden, der zu Fuße, müde und verirrt ist, fürchten sollte.«

»Ganz gewiß, Herr, aber mein Pferd hilft mir nicht viel in diesem Waldwege bei so finsterner Nacht. Ich möchte halt nicht galoppiren, wenn ein Schnapphahn hinter mir her ist.«

»Nun trösten Sie sich, ich bin kein Schnapphahn,« rief Joseph Sohn fröhlich und schritt seinem Begleiter voraus, der mit dem Arme die Richtung des Weges angedeutet

hatte. Plötzlich aber und hastig wandte er sich wieder um und sprach die sehr natürliche Frage aus:

«Wissen Sie vielleicht, was die Uhr ist? Das Zifferblatt der meinigen ist zu klein, um bei der Dunkelheit im Walde die Zahlen erkennen zu lassen.»

Der Schulmeister aus Markersdorf schauerte zusammen, als hätte ihn schon die Faust des gefürchteten Schnapphahns gepackt. Der unbekannte Fremde hatte ihn nach seiner Uhr gefragt und sich sogar nach der Größe ihres Zifferblattes erkundigt.

»Meiner Uhr ihr Zifferblatt,« sagte er stockend und wiederholt sich räuspernd, »ist halt auch nicht groß, aber als ich vor einer Stunde am Kirchthurm zu Wernstädtel vorüber kam, schlug es halt zehn Uhr.«

»Nun, dann wird es sich ja so ziemlich berechnen lassen – wir haben also Elf. Da habe ich einen guten achtstündigen Marsch gemacht! Wie weit haben wir noch bis zur alten Trude?«

»Höchstens zehn Minuten, Herr!«

»Vortrefflich, so wollen wir rasch vorwärts schreiten. Komm, Spitz!«

Die zehn Minuten wurden mit Schweigen, aber mit um so rüstigerem Wandern ausgefüllt; nach dieser Zeit aber trat man auf eine lichtere, von Bäumen befreite Waldstelle, in deren Mitte ein ziemlich umfangreiches und leidlich erhaltenes Bauernhaus lag.

»So,« sagte der tapfere Schulmeister aus Markersdorf, da ist das Haus der alten Trude, ich habe Sie sicher dahingebracht. Jetzt versuchen Sie halt selber Ihr Heil bei

ihr, aber klopfen Sie lieber mit zwei Silberzwanzigern an, wenn Sie Einlaß erhalten wollen. Nun adieu, Gott befohlen!«

»Gute Nacht, Herr Schulmeister, ich danke Ihnen auch freundlichst für Ihren guten Rath. Glückliche Reise!«

Der Schulmeister war schon unterwegs und sogleich trabte er etwas, um dem gefürchteten Fremden so rasch wie möglich aus den Augen zu kommen, der ihn namentlich mit der Frage nach der Größe des Zifferblattes seiner Uhr aus der Fassung gebracht hatte. Joseph Sohn dagegen hielt sich nicht lange damit auf, ihm nachzuschauen; herzlich müde und hungrig begab er sich sogleich an die Thür des Hauses, aus deren Spalt ein matter Lichtschein auf den Weg fiel, der noch einen Wachenden im Innern verrieth, obgleich die Fensterläden schon lange fest geschlossen waren. Sein erstes etwas bescheidenes Klopfen rief keine Bewegung im Hause hervor, daher glaubte er sich berechtigt, etwas stärker zu pochen. Darauf das Ohr dicht an die Thürspalte legend, horchte er gespannt auf die Wirkung seines Ungestüms.

Aber auch jetzt regte sich noch Nichts. Erst auf das zum dritten Male wiederholte, anhaltendere und noch stärkere Pochen ließ sich in der Tiefe des Hauses ein schlurrender Schritt und bald darauf auch ein brummender Stimmtön hören, der sich langsam der Thür näherte.

Dem ermüdeten Wanderer schlug das Herz vor Freude. Er war seinem Ziele nahe, das Unterkommen und wahrscheinlich auch ein Nachtessen waren glücklich gefunden. Da vernahm er, wie sich der brummende Ton der

Thürspalte näherte, und eine rauhe, offenbar von einem alten Weibe herrührende Stimme fragte von innen heraus, gerade nicht mit den einladendsten Worten beginnend:

»Hol' Euch der Teufel, daß Ihr mich in so später Nacht stört! Ist mein Haus etwa für Landstreicher bestimmt? Wer seid Ihr und was wollt Ihr?«

»Ein fremder Reisender, der sich seit acht Stunden im Walde verirrt hat und der Euch für ein Nachtessen und eine nothdürftige Unterkunft blankes Silber geben wird.«

Diese mit seiner klangreichen und jugendlichen Stimme gesprochenen Worte schienen im Innern des Hauses eine Art Bewegung hervorzurufen. Wenigstens ließ sich eine zweite etwas frischere Stimme neben den Brummtönen der älteren vernehmen und eine kurze Berathung zwischen beiden fand statt, die sich endlich zu Gunsten des Einlaß Begehrenden entschied.

»Seid Ihr allein?« fragte die Stimme, die zuerst gesprochen.

»Ganz allein, Mutter Trude.«

»Woher wißt Ihr meinen Namen?«

»Der Schulmeister aus Markersdorf, der mich zu diesem Hause geführt, hat ihn mir gesagt.«

Ein schwerer Riegel innerhalb des Hauses ward in Bewegung gesetzt, sodann ein rostiger Schlüssel knirschend im Schlosse umgedreht, und endlich öffnete sich die Hausthür, in deren Spalte die mumienhafte Gestalt und das faltenreiche Gesicht der alten Frau, das den Ausdruck eines Habichts trug, sichtbar wurde, während ihr

zur Seite eine jugendlichere Erscheinung, die nach allen sichtbaren Eigenschaften nur der Sprößling der alten sein konnte, eine dürftige Thranlampe zur Beleuchtung des späten Ankömmlings emporhob.

»Guten Abend, Mutter Trude – Ihe seid doch die alte Trude, wie?«

»Das Alter giebt Gott, junger Mann, aber die Trude bin ich.«

»So wollt Ihr mir ein Nachtlager und eine Mahlzeit geben?«

»Davon nachher, kommt nur erst herein.«

Der junge Mann überschritt frohlockend die Schwelle und trat in einen verräucherten weiten Raum, der ohne Zweifel die Küche des Hauses war, aber zum gewöhnlichen Aufenthalte der Bewohner dienen mochte. Im Hintergrunde befand sich der kolossale Heerd, dessen Flamme durch einige Ueberbleibsel von Reisig in matter Gluth gehalten wurde; an den Seiten standen einige offene Schränke, in denen zinnerne, hölzerne und irdene Geräthschaften in ziemlich reichlicher Menge sichtbar waren. Dicht vor dem Heerde endlich hatte ein alter schwerfälliger Lehnstuhl seinen Platz gefunden, dessen Polsterung, aus Seegras bestehend, an vielen Stellen des von Rauch und Gebrauch fast schwarz gewordenen Lederüberzuges zum Vorschein kam, und diesem gegenüber zwei einfache Schemel. Das war die ganze Ausstattung der einfachen aber traulichen Waldküche.

Auf den Sessel sich niederlassend, während die Tochter ihr zur Seite stehen blieb, betrachteten Beide mit

sichtbarem Wohlbehagen und innerlicher Befriedigung den hübschen jungen Mann, der, von dem Winke der Alten Gebrauch machend, sich sogleich auf einen der Schmel gesetzt hatte, während der kleine Spitz sich so dicht wie möglich am Feuer zu seinen Füßen niederkauerte.

»Ja, ja, ich glaub's,« fing die Alte das Gespräch an, nachdem sie ihre Neugierde hinreichend gesättigt, worin ihr die jüngere Waldbewohnerin treulich geholfen – »ich glaub's halt gar gern – Ihr habt Euch verirrt seid hungrig und müd!«

»Beides in hohem Grade, Mutter Trude, und wenn Ihr Etwas zu essen habt, selbst wenn es nur trockenes Brod wäre, so würde ich Euch von Herzen dafür dankbar sein.«

»Ja, ja, Brod haben wir genug, sogar auch Butter und Milch – ist Euch mit Milch gedient?«

»Gebt sie her, sie wird mir vortrefflich munden.«

Ohne einen Wink der Mutter abzuwarten, die hier Oberbefehlshaber war, trippelte die schon in ihrer Nachttoilette befindliche Tochter in eine Ecke der Küche, holte einen großen Topf Milch, schnitt rasch mit einem scharfen Messer ein paar gewaltige Stücke groben Brodes ab, that Butter auf einen irdenen Teller und stellte Alles dicht vor den Gast auf einen eichenen Tisch, den sie zu diesem Zwecke mit ihren gewaltigen Armen herbeitrug, als wäre es nur ein leichter Stuhl gewesen.

Ohne einer Aufforderung zum Zulangen zu bedürfen, nahm der Fremde von dem Gebotenen, und da zugleich

auch die Tochter den verlangend aufblickenden Spitz versorgte, so können wir annehmen, daß das erste Bedürfnis der Verirrten, ihr Hunger, in kurzer Zeit gestillt war.

»Es schmeckt Euch, ja, ja – ich seh's und kann es mir denken,« sagte Mutter Trude mit innerer Befriedigung. »Ich habe in meinen jungen Jahren oft auch solchen Wolfshunger gehabt, wenn ich im Walde auf Arbeit gewesen war – hm!«

»Gewiß schmeckt es oder es hat vielmehr geschmeckt – nun aber sagt, könnt Ihr mir bald ein Nachtlager anweisen – ich würde selbst mit einem Bunde Stroh oder Heu vorlieb nehmen.«

»Ja, ja, ich glaub's. Aber das geht nicht. Im Heu schlafen wir heut selber.« Und hierbei warf sie einen wie um Rath fragenden Blick auf die Tochter, die ihr fuchsartig schlaues Gesicht unverwandt auf die Alte gerichtet hielt.

»Ihr schlaft heute selber auf dem Heu? Wie soll ich das verstehen? Habt Ihr kein Bett für Euch?«

Die Alte kicherte in sich hinein und die Tochter lachte sogar laut auf. »Betten haben wir genug,« entgegnete die Erstere – »o ja – aber – es ist heute halt ein seltsamer Tag.«

Nach diesen Worten näherte sich die Tochter der Mutter und flüsterte ihr in böhmischer Sprache verschiedene durch lebhaftes Blicke unterstützte Sätze in's Ohr, von denen Joseph Sohn keine Sylbe verstand.

»Ja, ja, so ist's, wir wollen es wenigstens versuchen,« entgegnete die Alte mit fortwährendem innern Kichern. – »Ich habe wohl – noch ein reines Bett,« wandte sie sich

zu dem jungen Manne, der dieser Berathung mit einiger Verwunderung zugesehen, »ein schmuckes Fremdenbett von meinem seligen Manne her, aber es hat so seine eigene Bewandtniß damit.«

Hier unterbrach ein Wink der offenbar an dem hübschen Fremden Gefallen findenden Tochter die Fortsetzung der Rede ihrer Mutter, indem sie auf die mattflackernde Lampe und die Thür eines Nebengemachs deutete, das nach dem Walde hinaus im hintern Theile des Hauses lag.

Die Alte kicherte lauter als je zuvor und streckte schon die Hand nach der Lampe aus. »Seid Ihr auch ganz gesättigt, daß Ihr es bis zum Morgen aushalten könnt?«

»Vollkommen! Weis't mir mein Lager an und ich werde Euch morgen dankbar sein.«

»Euer Wille geschehe! Folgt mir!«

Sie erhob sich, ihr Gast ebenfalls, und mit ihm sein unzertrennlicher Gefährte, der kleine Hund. Leise ergriff nun Mutter Trude die Lampe, leise schritt sie der Thüre zu, öffnete sie so geräuschlos wie möglich, schaute in das Zimmer hinein, als spähe sie nach irgend Etwas, dann dem Fremden einen Wink gebend, der ihr eben so leise gefolgt war, trat sie in ein großes Gemach, dessen weiten und düsteren Raum die matt glimmende Lampe nicht zur Hälfte erleuchtete, zumal sie noch ihre Hand vor den Docht hielt. Joseph Sohn glaubte beim Eintreten wahrzunehmen, daß nicht ein, sondern mehrere Betten in dem Gemache standen und daß das ihm zum Lager

angewiesene ein breites, reinlich überzogenes, für wenigstens drei Menschen geräumiges Ehebett war.

»Da, das ist Euer Lager, seht es Euch an,« sagte die Alte in flüsterndem Tone, »damit Ihr Euch ohne Licht zurecht findet, denn Licht darf ich Euch nicht lassen, das ist gegen das Hausgesetz.«

»Dank, Dank, Mutter Trude, ich sehe es und finde mich schon zurecht.«

Mutter Trude, immer noch kichernd, war schon wieder mit ihrer Lampe zur Thür hinaus geschlüpft, ihren Gast in vollkommenster Finsterniß sich selbst überlassend. Dieser zögerte nicht lange, das hohe aber appetitliche Bett zu besteigen. Ohne sich daher auszukleiden, nur die Schuhe und den Rock abwerfend, streckte er sich auf das bequeme Lager hin, dessen schweres Deckbett er lose über sich legte. Einen Augenblick später fand sich auch der Spitz neben ihm ein, und in weniger als fünf Minuten lagen Beide im tiefsten und gesegnetsten Schlafe.



Wie lange dieser eben so süße wie feste Schlaf gedauert haben würde, wenn er nicht auf eine völlig unerwartete Weise unterbrochen worden wäre, läßt sich ziemlich genau bestimmen, wenn wir die Gewohnheit des Aufstehens des Reisenden mit seiner Müdigkeit in Einklang bringen. Joseph Sohn, als fleißiger, den Wissenschaften obliegender und dabei gesunder junger Mann, pflegte im Sommer Morgens um fünf und im Winter um sechs Uhr

das Bett zu verlassen, wenn er zu gewöhnlicher Zeit zur Ruhe gegangen war und keine außerordentliche Anstrengung zu überstehen gehabt hatte. So können wir wohl annehmen, daß er heute, nach einem so langen und beschwerlichen Marsche zwei Stunden länger unthätig gelegen haben würde, wenn er nicht geweckt worden wäre. Sein Schlaf war so fest, ungestört und gleichmäßig gewesen, daß er keine Ahnung davon haben konnte, daß die Nacht verstrichen und der Morgen des neuen Tages bereits vor längerer Zeit angebrochen sei, um Wald und Flur mit seinem himmlischen Lichte zu vergolden. Zu dem völligen Bewußtsein dieser Thatsache kam er indeß nicht plötzlich, sondern nur allmählig, in Folge einer anfangs milden, sodann aber immer heftiger werdenden Anreizung, die von seinem kleinen wachsamem Liebling ausging. Endlich, das sich nach und nach bis zum Kratzen verstärkende Schurren einer seiner Pfoten auf der entblößten Hand fühlend, schlug Joseph Sohn die Augen auf und sah sogleich, daß es Tag war, denn die Strahlen einer kräftigen Septembersonne fielen bereits schräg auf die Fenster des Zimmers, die, am Abend vorsorglich von Außen geschlossen, jetzt geöffnet waren, wahrscheinlich um dem Schläfer auf bescheidene Weise anzudeuten, daß er die erwünschte Ruhe genügend genossen habe und daß es jetzt Zeit sei, sich zur Abtragung seines Dankes anzuschieken. Allein nicht auf diese hellen Fenster, noch weniger auf die von uns untergelegte Absicht fielen des

gemächlich sich dehnenden Jünglings Augen und Gedanken zuerst, vielmehr blieben sie auf seinem Hunde haften, der in ungewöhnlicher Spannung, mit hochaufgerecktem Halse und weit aus dem Kopfe hervortretenden Glühaugen nach einer bestimmten Stelle des Zimmers starrte und dabei seinen Herrn unaufhaltsam kratzte, als wollte er ihn auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die ihm erst zu Gesicht gekommen, nachdem er durch das Oeffnen der Läden aus seinem tiefen Schläfe geweckt worden war.

Im ersten Augenblicke als er sich noch nicht völlig ermuntert hatte, sah der junge Mann in dem Gebahren seines Hundes nur eine übel und vorzeitig angebrachte Wachsamkeit und wollte ihn schon mit der so heftig geliebten Hand zum Liegen niederdrücken. Als er aber gleich darauf das Aussehen des Thieres genauer in's Auge faßte und, sich schnell sammelnd, der Richtung seiner lebhaften Blicke folgte, erschrak er nicht wenig, denn er erkannte sogleich, daß Spitz ihm durch die wahrscheinlich schon lange fortgesetzten Zeichen habe zu verstehen geben wollen, daß außer ihm selber noch ein Anderer sein Stuben- und Schlafgenos sei.

Zu derselben Zeit, als Joseph Sohn zu dieser Wahrnehmung gelangte, erwachte auch, entweder durch das grell in's Zimmer fallende Tageslicht oder durch das immer lauter erschallende Knurren des Hundes erweckt, der Schläfer oder vielmehr die Schläferin in einem dem Fenster zunächst stehenden Bette, und es entwickelte sich

nun eine Scene, die für beide Theile so überaus unerwartet und überraschend, wie in peinliche Verlegenheit setzend war.

Ein reizender Mädchenkopf, strahlend in den glitzernen Farben, wie die Natur sie der Jugend verleiht, wenn sie nach glücklichem Schlummer die Augen verleiht, erhob sich von seinem Kissen und schaute, zuerst mit Befremden, dann aber mit jähem Entsetzen, auf den sie eben so anstarrenden jungen Mann hin. Aber nur einen rasch vorübergehenden Moment dauerte dieser seltsame, alles Blut ihr in's Antlitz jagende Blick. Wie auf einer bösen That ertappt, im Innersten zusammenschauernd, warf sie sich hintenüber in die Kissen und zog in jungfräulich aufblitzendem Schamgefühl das große Deckbett ganz über diesen schönen blonden Kopf hin.

Joseph Sohn stieß einen unartikulirten Laut des Erschreckens und der Verlegenheit aus, denn er hatte auf den ersten Blick die junge Dame erkannt, die er vor einigen Tagen zum ersten Male im Kuhstall gesehen und deren Pferd er am Zügel vom Abgrunde zurückgedrängt hatte, als die Gefahr des Herabstürzens vom Felsen Pferd und Reiterin zugleich bedrohte. Auch er warf sich augenblicklich wieder in seine vorige Lage auf das Bett zurück, nicht aber um sein Gesicht zu verhüllen, wie die junge Dame es für angemessen erachtet, sondern um rasch, kräftig und entschlossen nachzusinnen, was unter diesen kritischen Umständen am schicklichsten zu thun sei.

Er brauchte nicht lange nachzudenken; sein gesunder Sinn, sein von Natur richtiges Urtheil gab ihm schnell

das beste Mittel ein. Sich im Stillen von ganzem Herzen Glück wünschend, daß er sich beim Niederlegen nicht entkleidet hatte, erhob er sich, als er sah, daß die beschämte Jungfrau in ihrem Versteckspiele fortfuhr, wie der Blitz von seinem Lager, und im Nu seinen Rock ergreifend, von dem ihm fröhlich nachhüpfenden Spitz gefolgt, sprang er zur Thür, um auf der Stelle die eiligste Flucht zu ergreifen.

Mit hochgeröthetem Gesichte und fliegenden Pulsen kam er eben in der Küche an, als Mutter Trude allein am Feuerherde stand, um ohne Zweifel ihren zahlreicheren Gästen, als Joseph Sohn sie bei ihr vermuthet hatte, den erfrischenden Morgenkaffee zu bereiten.

»Trude!« rief er fast athemlos. »Was habt Ihr gethan und wie konntet Ihr das thun? Ihr habt mich und die Herrschaften dort in eine schreckliche Verlegenheit gesetzt.«

Die Alte stemmte beide Hände in die Seiten und, das leise Kichern des vorigen Abends bei Seite setzend, brach sie in ein schallendes Gelächter aus. Erst nach geraumer Zeit konnte sie wieder sprechen und sagte:

»Ja, ja, es ist so gekommen, wie wir es uns dachten. Haha! Es ist zum Todtlachen! Ich hätte halt etwas Großes darum gegeben, wenn ich gesehen, wie – haha, haha!« und sie lachte wieder unbändig in ihrer zwanglosen Art fort, die für den verlegenen jungen Mann in diesem Augenblicke so viel Empörendes hatte, daß er beinahe in Zorn gerathen wäre, was in seinem sanften Naturell etwas ganz Ungewöhnliches war.

»Nun,« fuhr sie fort, als sie wieder zu Athem gekommen war, »was ist es denn so unmenschlich Schlimmes, was Euch begegnet ist? Die andern Leute waren zwei Stunden vor Euch gekommen, und eben so müde and hungrig wie Ihr. Sie hatten den Wagen zerbrochen und waren auch einige Stunden im Walde umhergeirrt. Da der Schmied nun den Wagen erst morgen herstellen kann und sie nicht zu Fuße weiter laufen konnten, so mußte ich ihnen doch ein Nachtquartier geben wie Euch, denn sie hatten mir eben so wie Ihr blankes Geld dafür versprochen.«

»Es ist gut,« sagte er schnell, von einer unglaublichen Unruhe gestachelt, »lacht so viel Ihr wollt, ich will Euch darin nicht stören – hier ist ein Silberstück und damit wird meine Zeche bezahlt sein.« Dabei warf er einen blanken preußischen Thaler auf den Küchentisch und trat raschen Schritts zur Thür.

Die Augen der Alten fielen kaum auf den Silberglanz des überreichen Zehrgeschenks, als sich ihre Lachlust plötzlich wie von selbst legte und sie in beinahe erschrockenem Tone ausrief:

»Na ja, warum nicht gar! Ihr wollt wohl gar böse thun, daß wir Euch eine so hübsche Schlafgenossin beigesellt haben? Nichts für ungut, junger blanker Herr, die alte Trude weiß, was das junge Blut liebt, denn sie ist auch mal Zwanzig alt gewesen. Wenn Ihr heute nicht über den Spaß lacht, wie ich, so lacht Ihr sicher ein andermal darüber, das prophezeihe ich Euch, und ich gelte in diesen Wäldern für ein Stück von einer Wahrsagerin, deren

Worte schon oft wunderbar richtig in Erfüllung gegangen sind. Wie – Ihr wollt wirklich fort?« rief sie erstaunt, als ihr Gast die Thürklinke schon in der Hand hielt.

»Ja, ich will fort. Ich hätte Euch gern für Eure Gastfreundschaft gedankt, nun habt Ihr Euch aber selbst um diesen Dank betrogen. Ich muß fort, denn wie sollt' ich jener Dame jetzt mit ruhigem Gesichte vor die Augen treten? Guten Morgen!«

»Wie? Und nicht einmal den Kaffee wollt Ihr nehmen und das Brod, das ich für Euch gebacken und geröstet habe?«

»Ich danke für Alles!« –

Und fort war er in den thauigen, goldglänzenden Wald, wo der frische Morgenwind bald seine von der Erregung der letzten Augenblicke erhitzten Schläfe kühlte, auf dem ersten besten Wege, ihm gleichgültig, wohin er ihn führte, denn er war gewiß, bald Menschen zu begegnen, die ihn auf die Straße leiten würden, die er verfolgte, um über Aussig nach seinem nächsten Ziele, der Stadt Prag, zu gelangen.

DRITTES KAPITEL. JOSEPH SOHN.

Während wir nun den jungen Wanderer, der in den ersten Stunden dieses für ihn so abenteuerlich begonnenen Tages sein verletztes Schaamgefühl kaum beschwichtigen und seine Verlegenheit noch lange nicht überwinden konnte, gemächlich seines Weges ziehen lassen, um späterhin seine ferneren Schicksalsprüfungen treulich mit ihm zu theilen, wollen wir uns in diesem Kapitel mit

seiner Vergangenheit beschäftigen und erfahren, wer er eigentlich war, welche Eigenschaften, Mittel und Hülfquellen er besaß, um daraus den vorahnenden Schluß zu ziehen, ob er auch jenen Prüfungen der Zukunft, die wir eben angedeutet, gewachsen war und ihnen mit einiger Hoffnung, sie glücklich zu bestehen, entgegen ging.

Der Ursprung unsers jungen Freundes war in ein tiefes Dunkel gehüllt, und hierin allein schon liegt für uns ein großer Theil des Interesses an seiner eigenthümlichen gegenwärtigen Lage und seinem künftigen Gesicke. Wie es den Anschein hatte, war er, was an im gewöhnlichen Leben ein natürliches Kind oder ein Kind der Liebe nennt, mit welchen sonderbaren Ausdrücken man solchen Sprößlingen unseres Erachtens mehr Ehre und Gerechtigkeit erweist, als man ihnen im bürgerlichen Leben gesetzliches Recht hat angedeihen lassen. Denn welche schönere und schicklichere Bezeichnung könnte es für ein menschliches Geschöpf geben, als eben die eines Kindes der Liebe. O, wären doch alle Kinder wirkliche Kinder der Liebe, dann könnten sie oft mit größerem Stolze auf ihre Erzeuger, mit befriedigenderer Genugthuung auf den Urprung ihres Daseins blicken. Aber merkwürdig genug! Man bezeichnet mit diesem Namen – wie man in er Welt so oft falsche Namen für gewisse Dinge braucht – ein Kind von ungesetzlicher Abstammung, ein Kind, welches sein Dasein mehr den heißblütigen, natürlichen Trieben zweier Menschen, als den ceremoniellen und hergebrachten Sitten innerhalb der Grenzen einer staatlichen Einrichtung verdankt. Die Natur selbst tritt

oft auf die Seite solcher von der Sitte und dem Gesetze Gebrandmarkten, indem sie ihnen, wie schon der alte Shakespeare so vortrefflich sagt, *mehr Stoff und kräftigeren Feuergeist gegeben, als im verdampften, trägen, schalen Bett verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen.* Auch Joseph Sohn, wenn er ein solches Kind der Liebe war, was wir jetzt noch nicht mit Bestimmtheit annehmen können, war von dieser guten Natur reichlich genug ausgestattet worden, und wenn er auch gerade nicht mehr Stoff und kräftigern Feuergeist um mit Shakespeare zu reden, besaß, als andere junge Leute seines Alters, seiner blühenden Gesundheit und seines lebhaften Blutes, so war er doch sicher mit einem edlen, für alles Schöne und Gute einpfänglichen Herzen begabt, so besaß er doch einen klaren, naturgesunden Geist, eine schnelle Fassungsgabe, ein richtiges Urtheil, einen überwiegenden, selbst die schwersten Gegenstände leicht begreifenden Verstand, und endlich mit natürlichem Muthe in moralischen und physischen Dingen einen ächt männlichen, das heißt edlen und vorwurfsfreien Charakter.

Ihm selbst hatte der Gedanke, daß er möglicherweise ein ungesetzlicher Sprößling einer heißen, leidenschaftlichen Liebe sei, noch keinen Kummer verursacht, noch keine Demüthigung bereitet, denn dieser Kummer tritt erst an uns heran, diese Demüthigung dringt erst in unser Herz, wenn das wunderliche Ding ›gesittete Welt‹ genannt, sich in unsern Weg wirft, Hindernisse vor uns aufthürmt und, nach unserm Herkommen forschend, auch nach unsern Mitteln, das Leben zu besiegen, fragt. Und

in diese sogenannte gesittete, auch große Welt genannt, war er noch nicht gerathen, – glücklicher Weise, fügen wir hinzu; denn wir halten es eben für keinen großen Gewinn, schon vor Ablauf der ersten schönen zwanzig Jahre in das dunkle Gespinnst dieser Welt geworfen zu werden, das sich dem unerfahrenen Menschen oft wie das verhängnißvolle Gewebe der trügerischen Spinne einer unschuldigen Fliege gegenüber erweist. Joseph Sohn hatte bisher still für sich und seine Studien und Liebhabereien gelebt, er hatte nie irgend welchen Zwang zu erdulden gehabt, keine unübersteigliche Schranke hatte sich seinem Wollen und Wünschen entgegengestemmt. Also auch darin hatte ihn bis jetzt das Schicksal begünstigt, wie wir sogleich noch ausführlicher erfahren werden.

Soviel er selbst von seiner Vergangenheit wußte, war er als ganz kleines Kind, etwa zwei oder drei Jahre alt, in die Hände seines jetzigen Pflegevaters gelangt, der ein Lehrer an der Stadtschule zu Bremen und ein Beamter der dortigen Sternwarte war. Im Hause dieses alten und ehrwürdigen Gelehrten war er groß geworden, hatte er seinen ersten Unterricht empfangen, und seine Neigungen hatten glücklicher Weise mit den Liebhabereien desselben, die das Studium der neuen Sprachen, vor Allein aber der Musik und die Naturwissenschaften betrafen, übereingestimmt.

Bis zu dem Jahre, wo er die Universität zu Göttingen bezog, hatte er sich sogar für den ehelichen Sohn dieses Mannes gehalten, und kein Mensch in Bremen wußte es auch anders oder gab sich wenigstens den Anschein, es

anders zu wissen. Denn der Professor Sohn – so hieß der Pflegevater Joseph's – war ein in seiner Geburtsstadt so angesehener, geachteter Mann, daß Jedermann es vermied, nur irgend Etwas von ihm oder den Seinigen zu behaupten, was ein falsches Licht hätte auf ihn werfen können. Als Joseph aber vom Hause seines Vaters Abschied nahm, um sich nach Göttingen zu begeben, schloß sich dieser mit ihm in sein Arbeitscabinet ein und eröffnete ihm: daß er nicht sein leiblicher Sohn, sondern nur sein Pflegekind sei. Als er drei Jahre alt gewesen, habe ein Fremder, den er zufällig auf der Sternwarte kennen gelernt, ihn gefragt, ob er einen elternlosen Knaben gegen ein anständiges Erziehungsgeld als sein Kind in sein Haus nehmen wolle? Er habe diese Frage bejaht und so sei Joseph sein Sohn geworden. Weiter wisse er über sein Herkommen Nichts. Allerdings sei ihm von diesem Manne mehrfach, anfangs mündlich, später auch schriftlich zugesichert worden, des jungen Kindes Herkommen solle ihm in Zukunft kein Räthsel bleiben, man werde zu rechter Zeit die nothwendige Auskunft ergeben, bis diese aber erfolgt sei, werde alljährlich ein bestimmtes Jahrgeld an den Professor einlaufen, welches dieser von der Post in Bremen unter der Adresse: Professor Sohn, Post restante, stets am ersten Januar einzufordern habe. Dieser erste Januar war auch als Geburtstag des Knaben und das Jahr 1825 als das seiner Geburt angegeben worden. Was seinen Namen anbelange, so solle er bis zur Aufklärung seiner Abstammung den seines Pflegevaters führen,

damit diesem selbst in Betreff der fortschreitenden Erziehung seines Zöglings weniger Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Ueber Art und Weise der Erziehung, Verwendung der pünktlich einzusendenden Gelder wurden keine Vorschriften gemacht, keine Rechnungslegung gefordert, da man von dem ehrenwerthen Charakter des deutschen Gelehrten keine Veruntreuung zu besorgen schien.

Alle diese Bedingungen waren von dem harmlosen und warmherzigen Professor Sohn angenommen worden und er hatte im Laufe der Jahre genügend Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß seine Sorge für sein Kind nicht vergebens gewesen, daß vielmehr die Saat seiner Liebe reiche Früchte getragen habe, Auch die versprochenen Geldsendungen waren alljährlich, von Braunschweig aus datirt, immer pünktlich am Neujahrstage in Bremen eingetroffen, woraus Joseph selbst den Schluß zog, daß sein unbekannter Wohlthäter von einer doppelt zarten Aufmerksamkeit für ihn beseelt, also eben so gütig wie edel sei, – zwei Eigenschaften, die er Anderen um so eher zutraute, als er sie selbst in hohem Grade besaß.

Denn Joseph war zu einem vortrefflichen Jünglinge aufgewachsen, was der Leser aus dem Vorhergehenden schon theilweise errathen hat. In einer guten Schule unterrichtet, von weiser Hand geleitet, mit natürlichen Gaben reich ausgestattet, war er schon mit seinem siebzehnten Jahre reif zur Universität gewesen, und da ihm sein

Pflegevater, im Gegensatze vieler wirklicher Väter, in keiner Weise einen Schnürstiefel anzulegen die Absicht hegte, so war Joseph, der sich zu keinem besonderen Fackstudium entschlossen, aus ureigenem Triebe ein Student der Naturwissenschaften geworden, wobei er nebenbei seine geliebte Musik nicht aus den Augen verloren und zur Abwechselung auch das schon im Elternhause begonnene Studium der neueren Sprachen fortgesetzt hatte. Im Frühling dieses Jahres, nachdem er schon vor zwei Semestern Göttingen mit Heidelberg vertauscht, war er in das Haus seines Pflegevaters nach Bremen zurückgekehrt, wo indessen eine nicht unwichtige Veränderung stattgefunden hatte. Die brave Frau des Professors nämlich hatte das Zeitliche gesegnet und Joseph dadurch eine treue mütterliche Pflegerin verloren. Da aber die ziemlich gleichalterige Schwester des Professors sich des Hauswesens ihres Bruders annahm, so hatte der Verlust nur dem Gemüthe, dem innern Wesen der Betheiligten eine Wunde geschlagen, im äußern treuesten Haushalte dagegen ging Alles seinen unabänderlichen Gang wie vorher. Da von den behufs der Erziehung des Knaben pünktlich gezahlten Geldern, die eine, für gewöhnliche Verhältnisse ganz hübsche Summe ausmachten, stets noch ein Erkleckliches übrig geblieben war, der Professor selber für sich aber nicht den geringsten Anspruch darauf erhob, so war es möglich gewesen, den Sohn jährlich eine größere oder kleinere Reise davon bestreiten zu lassen, und das war seit Jahren auch regelmäßig geschehen. So sehr er sich nun auch gelehnt hatte, Frankreich und England zu

besuchen, weil er in den Sprachen dieser beiden Länder am meisten bewandert war, so hatte er es doch für seine nächste Pflicht gehalten, erst sein Vaterland kennen zu lernen, das ja an Interessantem, Schönem und Merkwürdigem so reich ist wie kein anderes, und so hatte er vor drei Jahren den Harz, das schlesische Gebirge und einen Theil von Oesterreich, vor zwei Jahren den Rhein, Baiern, Tyrol und die Schweiz gesehen, und in diesem Jahre treffen wir ihn auf dem Wege durch die sächsische Schweiz nach Wien, und es sollte ganz von seinem Belieben abhängen, ob er seinen Weg bis Triest und Venedig ausdehnen wollte oder nicht.

Haben wir somit die nicht eben ungünstigen äußeren Verhältnisse des jungen Mannes ziemlich umständlich dargelegt, so müssen wir auch einen Blick auf seine Neigungen und Liebhabereien werfen, von denen nun einmal fast jeder Mensch sein Theil empfangen hat. Und in Wahrheit, es ist gut, daß es so ist. Denn wollte der junge Mensch der gegenwärtigen Zeit sich einzig und allein damit begnügen, alle ihm vorgelegten Lectionen buchstäblich zu lernen, alle Regeln einer endlosen Theorie praktisch zu leben und den täglich anwachsenden Lebenspflichten nachzukommen ohne um eines Haares Breite davon abzuweichen und ohne eine Beschäftigung zu haben, die sein Herz befriedigt und seinen Geist erfrischt – wahrlich, so würden ihn die Steifheit der grammatikalischen Regeln, die Endlosigkeit der Aufgaben und das kalte Einerlei eines monotonen Berufslebens bald

verknöchern, das heißt unempfindlich und unempfänglich für äußere Einflüsse und sanftere Einwirkungen machen, er würde in früher Jugend kalt und stumpf, steif und zopfartig werden und mehr einer künstlich zusammengefügtten Maschine als einem natürlich aufgewachsenen Menschen, gleichen. Wie wir es überhaupt ermöglichen, schon Kinder zu beinahe Minervaartiger Weisheit und Allseitigkeit zu erziehen, wie das heutzutage Mode und Sitte ist, wie wir ihnen die zahllosen Erfordernisse der Zeit, die nothwendige und beiläufige Bildung einzutrichern vermögen, ohne daß ihnen der Kopf springt oder der Faden der Geduld reißt, – man begreift es oft nicht, wenn man nicht annehmen will, daß auch diese Ausbildung der heutigen Jugend auf eine gewisse Art mit Dampfkraft, mit elektrischer Geschwindigkeit, mit unterseeischer Heimlichkeit geschieht, für deren Probe- und Stichhaltigkeit wir allerdings keine Bürgschaft leisten mochten.

Um uns aber die eigenthümlichen Liebhabereien Joseph Sohn's zu denen wir jetzt zurückkehren, recht klar zu machen, müssen wir zugestehen, daß gerade die wissenschaftlichen Studien, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigt, seitdem sein Geist Urtheil und sein Herz eine Neigung verrathen hatte, daß sie es waren, die ihn zu diesen Liebhabereien befähigten. Denn wenn das Studium der Natur, das heißt der erschaffenen Dinge am Himmel, auf der Erde und im Meere unsere Augen und Gedanken eben zum Himmel, zur Erde und an den Grund des

Meeres leitet, also überall hin, wo es etwas zu beschauen, zu prüfen, zu ergründen giebt, ferner wenn wir die Sprachen der gebildetsten Völker verstehen und Alles lesen, was sie uns sagen, lehren, enthüllen – so werden wir eben auf Dinge, große und kleine, aufmerksam, die den Menschen von weniger allgemeinen Kenntnissen und geringerer specieller Bildung ewig verschlossen und unzugänglich bleiben, wir lernen das Große durch das Kleine und das Bedeutende durch das Geringfügige verstehen, wir lernen lieben, was vielleicht häßlich, und schätzen, was verächtlich erscheint, wir sehen, daß in der Kreislung des Schöpfungsrades Nichts überflüssig, unwichtig, zwecklos, vielmehr Alles und Jedes ein nothwendiges Ding ist, was seinen eigenen Zweck seine eigene Bedeutung, so wie sein Verhältniß zum allgemeinen Bestande hat, wir begreifen endlich, daß in dem Leben und Treiben der Völker keine Kraft geringzuschätzen, kein Talent zu entbehren, wie in dem Haushalt des kleinsten Thierchens kein Tropfen zu verlieren ist, keine Faser fehlen darf, um es am Leben, also zur Erfüllung seines Zweckes zu erhalten.

Und wenn nun zu diesen ernstesten, die ganze Gedankenfülle eines geistig begabten Menschen beschäftigenden Studien und Erkenntnissen ein Drittes kommt, gewissermaßen ein Verbindungs- und Ausgleichungsmittel, welches das Herz bewegt, die Sinne abschleift die innere Gefühlswelt weckt, wie es die Musik thut, die, einem reinigenden Feuer gleich, alles Gewaltsame, Brutale, Harte in uns wie Schlacken herauswirft, alles Unebene glättet,

und wenn man dieser gewaltigen Kraft, die in der Musik lebt und webt, Einfluß auf seinen Geist, sein Herz, sein Gemüth gestattet, wie Joseph Sohn es in hohem Grade that, dann muß wohl die Frucht einer so dreifach gewappneten Potenz eine ähnliche sein, wie sie in den eigenthümlichen Neigungen dieses jungen Menschen hervortrat und wie wir sie in seinem Charakter und Wesen späterhin noch genauer erkennen werden. So war er – man lächle nicht, wenn man hört, was wir sagen wollen – ein Liebhaber von allem lebendigen Thierischen geworden, was auf Erden und zwischen Erde und Wolken lebt, er konnte kein lebendes Wesen leiden oder Schmerz empfinden sehen, das Wohlbehagen desselben erweckte sein eigenes, jedes Thieres Schmerz den seinigen, und alle Diejenigen verfolgte er mit der ganzen Energie seines Herzens, die vor seinen Augen Thiere verletzt, gepeinigt oder unnöthigerweise tyrannisirt hatten.

Diese nicht gar häufig gefundene Richtung und Liebhaberei mußte ihm theilweise schon angeboren sein, denn schon in seiner frühesten Jugend machte sie sich bemerklich und wuchs bald vor den Augen seines Erziehers zu einer nicht mehr zu verkennenden Thatsache heran. Schon als kleiner Knabe zeigte er ein ganz ungewöhnliches Wohlgefallen an verschiedenen Thiergattungen. Die Tauben im Fluge zu betrachten, wenn sie gegen den blitzenden Strahl der Sonne mit vergoldeten Flügeln rauschten, war für ihn ein königliches Vergnügen; auch ein sanftes schneeweißes Kaninchen leise zu streicheln und sein merkwürdiges rothes Auge zu bewundern, war ihm ein

nie zu oft wiederholter Genuß. Da der Pflegevater als Naturforscher, die ja bekanntlich alle mehr oder minder Thierliebhaber sind, an diesen kindlichen Freuden seines Sohnes Gefallen fand und oft selbst Theil nahm, so geschah es sehr bald, daß Tauben und Kaninchen in das elterliche Haus wanderten, und selten mag es wohl Thiere in einer Haushaltung gegeben haben, die mit zärtlicherer Sorgfalt beobachtet, gefüttert und gepflegt worden wären, als die sich in Joseph Sohn's geräumigen Ställen tummelten. Als der Knabe aber allmählig älter wurde, zeigte sich auch ein allmählicher Fortschritt in der Zuneigung, der Abwartung und Pflege, so wie in der Ausdehnung über eine größere Auswahl zärtlich geliebter Geschöpfe, und diese Auswahl wurde nicht blindlings, sondern fast methodisch und dabei in der Regel nur nach einem gewissen Principe betrieben. Es gab nämlich für den mit so weichem Gemüthe ausgestatteten Knaben keine größere Pein, als wenn er sah, wie irgend ein Thier von irgend einem seines Gleichen gebissen, oder aber von einem Menschen beschädigt oder über die Gebühr gezüchtigt wurde. Alle diese im Gegensatze zu ihren Peinigern schwachen Thiere fanden einen großmüthigen Beschützer und Wohlthäter an Joseph Sohn. Sehr häufig geschah es, daß er einem armen Manne, der selbst kaum das nöthige Brod zum Lebensunterhalte hatte, einen nichts weniger als schönen Hund oder einen Vogel abkaufte, aus dem einzigen Grunde, weil er fürchtete, das betreffende Thier könne in der Hand seines zeitigen Besitzers irgend einmal Mangel leiden oder gar Hungers sterben.

So sammelte sich seine Menagerie sehr bald zu einem anfangs nicht bedachten Umfange an, und der nachsichtige Pflegevater sah nicht selten mit stillem Widerstreben einen neuen Stall, ein Vogelhaus, einen Taubenschlag nach dem andern entstehen. Unter diesen Thieren zu weilen, sich auf seine Weise mit ihnen zu unterhalten, ihre Gewohnheiten und Instinkte zu studiren und vor allen Dingen ihre Zärtlichkeitsausströmungen und Liebesbeweise entgegenzunehmen, war eine Hauptlieblingsbeschäftigung des lernbegierigen Knaben, der vom Vater die Mittel und Bücher erhalten hatte, die Naturgeschichte seiner Lieblinge im ganzen Umfange kennen zu lernen.

Als der Knabe zum Jünglinge herangewachsen war, nahm seine Neigung zu den Thieren eine ernstere Gestalt an. Zuvörderst wurde er Mitglied verschiedener Vereine gegen Thierquälerei und bemühte sich in seinen Kreisen auf diese Weise mit allen Kräften, die Sklaverei der Hausthiere zu einer verträglicheren umzugestalten. Allerdings erschwanden nach und nach mehrere Gattungen von Thieren, z. B. Katzen, Kaninchen, Meerschweine und dergleichen aus seinen Sammlungen, dagegen aber wuchs das Heer der Hunde und Vögel um ihn her zu einem um so größeren an. In ganz Bremen gab es keinen Fuhrmann, der den jungen Sohn nicht gekannt hätte, denn wo dieser irgend einen Knecht ein Pferd mißhandeln, übermäßig anstrengen und schlecht halten sah, da fand er sich als Vermittler ein und suchte auf die gutmüthigste Weise dem in seinen Augen verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun. Aus diesem Grunde auch erhielt

er von seinen Gespielen, die sich theilweise seinen Liebhabereien anschlossen, den Namen: ›Joseph, der Thierfreund‹; auch kannte er alle Hausthiere in der Stadt bei Namen, so wie die Namen ihrer Besitzer, und nicht selten geschah es, daß er von einer ganzen Schaar von Hunden auf seinen Spaziergängen begleitet wurde, da er gewöhnlich alle Taschen voll guter Bissen hatte, die er vorzüglich denjenigen spendete, von denen er wußte, daß sie zu Hause nicht gerade in übermäßiger Kost gehalten würden. Es liefen einige seltsame und ergötzliche Geschichten von ihm in der Stadt um, wie er hie und da seine Thierliebhaberei öffentlich dargethan, die wir hier nicht ausführlich erzählen wollen, aber es war, namentlich im heißen Sommer, nichts Seltenes, ihn mit einem zu diesem Zwecke gedungenen Knaben herum wandern und den durstigen Hunden einen kühlen Trunk reichen, oder im kalten Winter einige sich herumtreibende hungerrige Hunde an sich locken zu sehen, um sie an seinem warmen Ofen vor einer gefüllten Schüssel sich laben zu lassen.

Als Joseph Sohn zur Universität Göttingen abging, lag er mit inständigster Bitte seinen Pflegevater an, seine zurückgelassenen Lieblinge, da er sie doch nicht alle mit sich nehmen konnte, in gewohnter Weise zu versorgen und ihm selbst ja pünktlich von dem Befinden derselben Kenntniß zu geben. Aber auch als Student setzte er seine Liebhaberei, wenngleich in gemäßigerem Umfange, fort und wunderbarer Weise erregte dies Verfahren bei den jungen Leuten seines Alters und Standes durchaus

keinen Anstoß, da es als etwas sehr Natürliches erschien, den in allen Dingen so liebenswürdigen Mann auch mit seinen Thieren so freundlich und wohlwollend verkehren zu sehen. Ja, seine Art und Weise, der Thierwelt näher zu treten, erweckte eine ähnliche Neigung bei vielen seiner Commilitonen, und es wurde zu seiner Zeit in Göttingen und später auch in Heidelberg unter den Studenten Sitte, Besitzer von möglichst vielen Hunden, Vögeln und anderm Gethier zu sein.

Auch war es höchst interessant, den jungen Gelehrten über seine Lieblinge sprechen zu hören, denn da er mit seltenem Scharfblick das Instinktive der Thiere mit dem Verständigen, was in ihrer Natur lag, in Verbindung zu setzen verstand, so lag ihm auch die Gabe nicht fern, seine Kenntnisse und Erfahrungen auf die Menschen anzuwenden und so die Stufenleiter hinan zu steigen, die vom niedrigsten Wesen der Schöpfung bis hinauf zu dem mächtigen Geschöpfe führt, welches die Gottheit, wie die Bibel sagt, nach ihrem Ebenbilde geschaffen und zum Meister alles Lebendigen auf Erden eingesetzt hat. Wer nicht fähig ist, sagte er oft, die Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten, die mannigfachen Tugenden und Vorzüge der Thiere zu erfassen, die sich in aller Natürlichkeit und Ursprünglichkeit darstellen und betragen, wie sollte der im Stande sein, die viel künstlicher ausgebildeten, absichtlich versteckten oder zur Schau getragenen Eigenschaften und Tugenden der Menschen zu ergründen und zu seinem Besten zu benutzen?

So wuchs die Liebhaberei an Thieren bei Joseph Sohn eigentlich nur zu einem weiter ausgedehnten Humanismus heran; er liebte und bewunderte das Natürliche und Naturgemäße überall, wo er es fand, und sollte es selbst an untergeordneten Wesen der Schöpfung haften. Daß er also auch ein Menschenfreund im wahren und edlen Sinne des Worts war und ward, ergiebt sich hieraus schon von selbst, und wir werden bald noch mehr Gelegenheit haben, diese seine Eigenthümlichkeit in ergreifenderer Weise darzustellen. Für's Erste war er nur zufrieden mit sich und der Welt, wenn er einem Pferde, einem Hunde oder irgend sonst einem Thiere etwas Gutes erweisen konnte, und sein ganzes Streben ging dahin, in seinem Kreise, so viel in dieser Richtung zu wirken, wie ihm möglich war.

Auf der Reise, auf welcher wir ihn zu treffen Gelegenheit hatten, sahen wir ihn von einem kleinen Bologneser Spitz begleitet. Derselbe war ihm nicht vom Hause aus gefolgt, sondern erst in Dresden zufällig sein Eigenthum geworden. Eine fremde Dame hatte ihn im Gasthofs, wo Joseph sich aufhielt, zurückgelassen, und nachdem der Wirth vergeblich mehrere Tage auf die Abforderung des Thieres gewartet, hatte er es endlich sehr gern gesehen, daß der junge Reisende sich desselben erbarmt und es mit sich genommen hatte, zumal es ihm schon auf eine ungewöhnliche Weise zugethan war.

Dem Leser, der über so alltäglich Scheinendes, was bei genauerer Betrachtung doch nicht ganz gewöhnlich

ist, zu lächeln liebt, mag diese genaue Auseinandersetzung der Thierliebhaberei unsers Helden etwas seltsam erscheinen, allein wir schildern die Menschen, nicht wie sie überall und immer, sondern wie sie bisweilen sind, und so müssen wir dem geneigten Leser für jetzt schon dies Lächeln gestatten, in vollem Vertrauen, daß sich im Verlauf unserer Erzählung noch Gelegenheit genug bieten werde, diese Eigenthümlichkeit Joseph Sohn's aufzuklären und mit seinen übrigen Eigenschaften und Handlungen in Einklang zu bringen. Nur so viel wollen wir zu dieser vorläufigen Charakteristik desselben noch hinzufügen, daß Joseph Sohn sich von seinen Altersgenossen der jetzigen Zeit auch noch durch einige andre Züge unterschied, die, wenn nicht ganz so seltsam, doch wenigstens unter den jungen Leuten der Gegenwart leider selten genug geworden sind. Er wollte *nicht* mit zwanzig Jahren ein erfahrener, mit Allem vertrauter, weltweiser Mann, er wollte kein Mensch sein, der durch die bis zur Neige ausgekostete Wollust aller irdischen Genüsse abgestumpft gegen die Dinge der Außen- und Innenwelt war, nein, er wollte sein und scheinen, was er wirklich war, ein junger, die Welt und sich selbst ergründender Mensch mit einem warmfühlenden, weichen, naturgemäßen Herzen, mit einem für alles Schöne, Wahre und Erhabene empfänglichen Geiste, der sich keine Mühe verdrießen

läßt, alle Tage in der Erkenntniß des Guten fortzuschreiten, selbst mit Aufopferung eines bequemen und nur Honig schlürfenden Lebens, dem die heutige Jugend so ausschließlich huldigt. Das gegenwärtig beinahe ausgestorbene, eindriche Gepräge der wirklichen Jugend hatte ihn also nicht verlassen, nein, es durchdrang ihn durch und durch, es sprühte in die Welt hinein, nahm und gab den Glanz dieser Welt auf und zurück, und schon aus seinen treuen, warmblickenden blauen Augen leuchtete die Herzengüte hervor, die er als ursprüngliches Erbtheil aus der Hand Dessen empfangen hatte, der auch die Kinder der Liebe erschaffen hat, der auch sie bewacht und denen er sogar besonders ein Hort ist bis zu dem unbekanntem Endziele ihres mannigfach umwölkten Lebensganges.

Auch den tollen Ehrgeiz, schon in früher Jugend ein angestauntes, bewundertes, großes Etwas zu sein, der die heutige junge Welt oft sogar aus dem Schlummer stört, kannte er nicht, er hatte nicht einmal die Absicht, etwas Bedeutendes, Großes zu werden: – zufrieden mit den Gaben, die ihm die gütige Natur verliehen, erhob er sich über Niemanden, am wenigsten über sich selbst, und trotzdem hoffte er von der Zukunft, sie werde ihm lächeln und sich so vor ihm gestalten, daß er mit Genugthuung einst auf seine vergangenen Tage zurückblicken könne und sich keinen Vorwurf zu machen brauche, wie er heutzutage das Alter manches Menschen verdüstert, der seiner Meinung nach schon als Stern aufging, um wenigstens einmal eine Sonne zu werden, und kaum als

winzige Sternschnuppe im großen Weltenraume spurlos verschwand.

VIERTES KAPITEL. DIE JUDENSTADT IN PRAG.

Ungefähr acht Tage nach seiner fluchtartigen Entfernung aus dem Waldhause im böhmischen Gebirge finden wir Joseph Sohn in Prag wieder. Was die alte prachtvolle und merkwürdige Königsstadt an Reichthümern, Seltenheiten, Schönheiten in ihren Baudenkmalern, Sammlungen, Kirchen aufzuweisen hatte, war von unserm wißbegierigen Freunde, der ein hohes Interesse an allen diesen Kostbarkeiten nahm, wiederholt bewundert worden. Wir sehen ihn eines Morgens in der St. Nikolaikirche, jenem prachtvollen Denkmale altdeutscher Baukunst, welches sich die Jesuiten unter so vielen hundert andern zu ihrem ewigen Ruhme gesetzt haben, andächtig in einem Kirchenstuhle der Orgel gegenüber sitzen, deren mächtigen Klängen er mit hingebender Seele lauschte. Der Mann, der dieses Wunderwerk menschlichen Kunstfleißes in jenen Tagen bewältigte, war ein großer Meister in seiner Kunst, und nachdem Joseph Sohn erst einmal seinem Vortrag zufällig beigewohnt, hatte er beschlossen, jeden Morgen, bevor er seine Entdeckungsreise nach neuen Seltenheiten antrat, eine halbe Stunde an dieser Stelle seine Andacht zu verrichten. Denn Joseph Sohn gehörte zu jenen nicht allzu zahlreichen, verständigen und aufgeklärten Menschen, die keines Tempels einer bestimmten Religionssecte bedürfen, um von ganzem Herzen ihrem Gott sich nähern zukönnen, nein, ihm war es gegeben,

seine Seele zu Gott zu erheben überall, wo er war, sei es in der Moschee eines Muselmans, in dem gothischen Dome eines Katholiken oder in der einfachen Kirche eines evangelischen Christen, für ihn war der Geist, das Auge Gottes überall zu erreichen, selbst im stillen Wald- und Felstempel, dessen Säulen ragende Bäume oder moosbewachsene Steine bilden, und überall war er gleich fromm und gleich sehr zur Anbetung des höchsten Wesens geneigt.

Am Morgen des erwähnten Tages schien der Orgelspieler in St. Nikolai seine glückliche Stunde zu haben. Als die Messe zu Ende war und die Andächtigen sich in alle Welt zerstreuten, schloß er seinem Schlußsatz eine Orgelübung an, in deren gewaltigen Klängen das geübte Ohr des jungen Musikkenners sogleich das berühmte Vorspiel zum Choral: ›Aus tiefster Noth schrei ich zu Dir‹ von Sebastian Bach erkannte. Im Innersten mächtig bewegt, blieb er sitzen, bis die Klänge des Spielers verrauscht waren und in seiner Brust eine weiche und ihm sonst nicht gewöhnliche elegische Stimmung zurückgelassen hatten. Nachdem der Orgelspieler schon längst geendet, saß er noch eine Weile still da und ließ die herrlichen Töne erst in seinem Herzen aussummen, dann erhob er sich langsam und schritt dem Ausgange der Kirche zu, um dem letzten Ziele entgegenzugehen, welches er sich in Prag an diesem Tage vorgesetzt hatte. Als er auf der von Menschen durchflutheten Straße vor der Kirche angelangt war, fiel ihm erst jenes Ziel des heutigen Vormittages wieder ein und er mußte sich gestehen, daß er eigentlich

in keiner richtigen Stimmung zu diesem seltsamen Besuche sei. Denn er hatte beschlossen, kein erhabenes Kunstwerk, keine Sammlung von Gemälden, Büchern, Gold, Silber und Edelsteinen, wie sie in Prag in so erstaunlicher Fülle zu finden sind, zu betrachten, sondern einen Theil der Stadt, der nichts von dem Allen, aber sehr viel von dem Entgegengesetzten, dem menschlichen Elende, dem menschlichen Schmutze und der menschlichen Armuth bot, einen Theil der Stadt, der bei alledem jedoch merkwürdig genug in seiner Art ist, so daß es fast kein Reisender versäumt, sich denselben wenn auch nur flüchtig anzusehen, mit einem Worte – die alte Judenstadt.

Und in der That, dieser düstere, enge, menschengefüllte, von Gewühl, Schacher, Schmutz, Elend, Hunger, Krankheit, Häßlichkeit und Alterthum wimmelnde Theil von Prag machte in dieser so seltsamen Gestalt und Fülle, trotz der nicht dafür empfänglichen Stimmung des Reisenden, wie er selbst annahm, dennoch einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß, sobald er nur an die erste Ecke dieses Viertels kam, das sich schon von Weitem durch seine dicke Luft und die eigenthümliche Ausdünstung der daselbst so vielfach feilgebotenen Gegenstände kundthat, er seine Stimmung wechseln und statt der bisherigen künstlerischen Andacht Neugierde und Theilnahme in sein Herz einziehen fühlte.

Leser! Bist du schon in dem Judenviertel zu Prag gewesen? – Wo nicht, so können wir Dir nur schwer einen vollständigen Begriff des seltsamen Ganzen geben, denn

jeder einzelne Zug desselben ist so eigenthümlich in seiner Art, so ganz und gar abweichend von Allem, was wir in nordischen Städten davon sehen, daß es unmöglich ist, mit wenigen Worten, wie sie uns hier nur darüber zu Gebote stehen, das Ganze in allen seinen Einzelheiten zu beschreiben. Jedoch wollen wir es mit einigen charakteristischen Zügen versuchen und bitten Dich nur, falls Du einmal selbst nach Prag kommst, es ja nicht zu versäumen, mit eigenen Augen zu beschauen, was wir Dir hier nur als unvollkommenes Bild vorführen können.

Die im Allgemeinen an sich schon engen und winkeiligen Straßen des Theiles von Prag, in welchem das Judenviertel liegt, verengen, winden und drücken sich, je näher man ihnen kommt, noch mehr in und auf einander, und wir treten in eine Gasse ein, die kaum die Breite hat, daß ein Wagen hindurch fahren kann, und deren Tageshelle durch die finstern, hohen, mittelalterlichen Häuser und Spelunken, die sie zusammensetzen, um ein Bedeutendes beeinträchtigt wird. Die meisten Erdgeschosse dieser düstern Häuser bilden Speicher und Gewölbe, die tief in das Innere derselben hinein treten und mit allem möglichen Trödelkram gefüllt sind, dessen die Welt, nachdem sie ihn einst in reinerer, vollkommenerer Gestalt besessen und abgenutzt, sich endlich entäußert hat. Denn wenig Neues, Modernes, für Dich und die Deinigen Brauchbares erblickst Du in diesen Gewölben, die Dich wie unterirdische Verließe angähnen. Meist sind es vergriffene, vermoderte, zerlumpte und zerbrochene Gagenstände, die zu Tausenden von Exemplaren in

ungeordneten Haufen über einander gethürmt daliegen. Altes, verrostetes Eisengerümpel, Lumpenkleider, an denen noch hie und da eine Spur ehemaliger Pracht und Schönheit flimmert, untermischt mit überreifem Obste, Vegetabilien allerlei Art, unter denen besonders die Zwiebeln sehr zahl- und geruchreich vertreten sind, bedecken wackelige Tische, schmierige Bänke; und Alles, so viel nur die enge Gasse zu fassen vermag, um den Durchgang nicht gänzlich zu versperren, ist unter Gottes freien Himmel geschleppt, um die verschiedenen Herrlichkeiten den Augen der Vorübergehenden preiszugeben und etwaige Kauflustige anzulocken. In den höhlenartigen Verließen der Häuser selbst aber sind Schnitt- und andere Waaren von jenen leichten und billigen Stoffen angehäuft, deren Erwerbung die Mittel einer armen Bevölkerung nicht übersteigt, und die mit dem Verkaufe dieser Luxus-Gegenstände Beauftragten müssen mit dem Vermögen der Katzen begabt sein, das heißt im Dunkeln eben so gut sehen können, wie andere Leute im Lichte, denn an eine künstliche Beleuchtung dieser Boutiken ist nicht zu denken. Innerhalb dieser stinkenden, faulenden, tastenden und schimmelnden Welt treibt sich nun eine Bevölkerung umher, die im Ganzen und Einzelnen mit dem bisher Gesagten in vollkommenstem Einklange steht. Menschen, denen jenes orientalische Gepräge in jeder Linie, jedem Gesichtszuge, jeder Geberde, jedem Stimmlaute aufgedrückt ist, welches wir an schönen und

jungen Gestalten des auserwählten Volkes so sehr bewundern, tummeln sich, in Lumpen gekleidet, darin herum, schreien sich und allen Vorübergehenden ihre Meinungen, Gedanken und Wünsche mit einer Hast und einem Eifer zu, der eben so unverständlich wie komisch, für Menschen von übergroßer Empfindlichkeit, aber sogar abschreckend ist. Namentlich sind die zigeunerhaften Weiber mit verschrumpften Gesichtern in großer Menge vertreten und kein Name fällt Dir häufiger ein, als der Methusalem's, dessen lebendiges Abbild Du hier in zahllosen Exemplaren vor Deinen verwunderten Augen zu haben glaubst. Selten dagegen erinnert Dich ein frisches jugendliches Gesicht und eine hebeartige Gestalt an die klassischen Schönheiten, die Moses so einladend schildert, nur Schaaren von halbnackten, lumpenbedeckten, zitternden, sich raufenden und balgenden Kindern begegnen Dir an allen Ecken und häufen sich von Haus zu Haus, wie Sand am Meere an. Unangeschrien, unangetastet schreitet fast Niemand, am wenigsten aber ein Fremder durch diese verräucherten Hallen, denn die Bewohner derselben wittern mit natürlichem Instinkte heraus, wer sich aus Neugierde oder irgend einem anderen Grunde hierher verirrt. ›Junger Herr‹, ›blankes Herrchen‹, ›gnädiges Herrchen‹ sind Ausdrücke, die man tausend Mal an einem Tage hier aussprechen hört, und dabei strecken sich die gelben magern Hände irgend einer alten Megäre zitternd nach einem Arme oder einer Hand aus, die zufällig in ihren Bereich kommt, um ihren Besitzer zu bewegen, sich irgend einen abgelegten Flitter

anzusehen, der überall in schimmeligter Fülle aufgehäuft liegt.

So erging es auch Joseph Sohn an diesem Morgen. Verwundert über die citronengelben, gebräunten, verwetterten Gesichter dieser Welt für sich, in Staunen gesetzt über das Meer von Bärten, über den Schwall von herzlichen, wünschenden, bittenden Worten, die von allen Seiten auf ihn einstürmten und den schönen jungen Mann mit allen möglichen Liebkosungen überschütteten, wußte er anfangs nicht, wie er sich diesen unerwarteten Zärtlichkeiten gegenüber verhalten sollte, bis ein zufällig hinter ihm her gehender Bewohner der Stadt ihm ganz laut zurief, er solle sich die alten Hexen vom Halse schütteln und, wenn sie nicht gutwillig gingen, seinen Stock gebrauchen.

Von letzterem Rathe machte unser Freund nun zwar keinen Gebrauch, allein er bewegte sich rascher und entschiedener durch die lärmenden Haufen, die, als sie sahen, daß der Fremde nichts mit ihnen zu thun haben wolle, sogleich von ihm abließen und ihre Thätigkeit in anderer Richtung zu üben fortführen. So war er schon durch mehrere Straßen gewandelt, die sämmtlich ein dem geschilderten ähnliches Ansehn bewahrten, nur daß hie und da ein ärmliches Haus mit einem besser ausgestatteten abwechselte, und er hatte sich schon um ein Bedeutendes dem Gewirre der kleinen Gäßchen entzogen, um zu der verschlossenen Pforte der bekannten alten Synagoge mit dem uralten Friedhofe zu gelangen, als ein eigenthümliches Schauspiel sich vor seinen Augen zu entrollen begann. Allmählig häuften sich die Insassen des

Judenviertels auf eine bisher noch nicht gesehene Weise an, und namentlich an weiblichen Bewohnern schienen die alten Spelunken eine ganze Armee ausgespieen zu haben, die sich alle nach einem bestimmten Hause drängten und schoben, das, fast am Ende der Gasse gelegen, so ärmlich, baufällig und verrottet aussah, daß man sich wundern konnte, wie die Polizei einer großen Stadt es gestatten möge, daß noch unter diesen, halb in der Luft schwebenden Balken und Steinen sich sterblich geborene Menschen aufhielten. Indessen um das Innere der Judenstadt scheint sich die Polizei von Prag in dieser Beziehung nicht viel zu bekümmern, wenn die Judengemeinde selbst nicht dafür das Ihrige thut.

Bei genauerem Hinblicken nun, und als er sich mit Mühe Bahn gebrochen, nahm denn Joseph Sohn wahr, daß er ein Begräbniß vor Augen habe, und er konnte also die Bemerkung machen, daß auch in Prag in der Judenstadt wie in allen übrigen Orten der Welt das weibliche Geschlecht die größte Zahl der nicht von Theilnahme aber gewiß von Neugierde geplagten Leidtragenden liefert. Vom Sarge selbst, der auf einer niedrigen Bahre getragen wurde, konnte er nicht viel sehen, dazu war das Menschengewirr zu groß, nur daß eine solche feierliche Handlung vor sich ging, war aus den Reden der sich drängenden Masse zu vernehmen, die sich übrigens auf keine Weise theilnehmend oder gar feierlich gestimmt erwies. Im Gegentheil, je näher Joseph Sohn dem eigentlichen Mittelpunkt der Ceremonie kam, um so mehr konnte er erkennen, daß die Leute um den Sarg her sogar sehr

lustig gestimmt waren und den Gestorbenen mit höhnischen Worten und verletzenden Anspielungen zu Grabe geleiteten.

Den fein fühlenden Mann, als er sich von der Allgemeinheit dieser Gefühllosigkeit überzeugt, empörte solch rohes Gebahren, und er schaute nach irgend einem weniger rohen Gesichte umher, um eine Frage nach der Ursache desselben auszusprechen. Endlich bemerkte er ein ziemlich junges Weib, das dicht an seinem Ellbogen ging und, wie es den Anschein hatte, mit weniger gleichgültigem Gesichte den Sarg in die Augen zu fassen versuchte.

»Wer wird dort begraben?« fragte er in seiner gewöhnlichen milden und freundlichen Art.

»Der alte Simon Schawai, gnädiger Herr.«

»Wer war der alte Simon Schawai?«

»Ein böser, hinterlistiger, trunksüchtiger Schurke war er, der auf Kosten aller Welt lebte und vor dessen Griffen keine Tasche in der ganzen Judenstadt sicher war.«

»So. Darum giebt man ihm auch wohl ein so theilnehmendes Geleite?«

»Theilnehmend? Der Wind beschützte mich mit Asche, wenn das wahr ist, gnädiger Herr! Man freut sich, daß er todt ist, und darum lacht man heute einmal auf dessen Kosten, der so oft auf Kosten Anderer gelacht hat.«

Joseph Sohn hatte genug gehört und gesehen. Er fand das eben geschilderte Verfahren sehr natürlich und doch schauerte ein wehmüthiges Gefühl ihn durch und durch. Er blieb an dem gebrechlichen, schon mit mehreren Stützen versehenen Hause, welches er jetzt erreicht hatte,

stehen, während der Sarg mit seinen Trägern schon in der nächsten Gasse verschwunden war, und ließ den ganzen gellenden, pfeifenden, grinsenden Haufen an sich vorüberziehen. So wurde die Straße nach und nach leerer, der Menschenknäuel wickelte sich allmählig ab, erst kamen einzelne Nachzügler in vollem Laufe nachgestürzt, um wenigstens doch auch noch den Genuß eines Blickes zu haben, dann aber entstand eine Ruhe, eine Stille um ihn her, die so recht mit der Oede des verlassenen Hauses harmonirte, aus dem man den elenden Todten so eben fortgetragen hatte.

In Gedanken versenkt über das, was er hier gesehen und gehört, wurde er plötzlich durch ein gewaltiges Gepolter und Geschrei aufgestört, welches hinter ihm im Innern des alten wurmstichigen Hauses sich erhob und eben so viel Hohn wie Angst, so viel Gewalt wie Schmerz erkennen ließ.

»Schlagt sie todt, schlägt sie todt!« schrie ein wilder zigeunerhafter Bube und schwang eine Peitsche in der Luft, um sie gleich darauf auf ein wie ein Reh von ihm und seinen Gefährten gehetztes Kind fallen zu lassen, das, seiner Kleidung nach zu schließen, die in wehenden Lumpen um seinen abgemagerten Körper flatterte, dem weiblichen Geschlechte angehörte: »Schlagt sie todt,« wiederholte der Bube schlagend, »es ist die Hexe Schawai, die ihren Onkel wieder aufleben macht, der die Leute betrügt, die Kinder stiehlt und alle Tage besoffen in der Gosse liegt.«

»Nein, schlagt sie nicht todt,« schrie ein anderer zotiger, zerlumpter Bursche – »wir wollen sie heute Abend lebendig begraben bei ihrem alten Onkel, dem Spitzbuben Schawai –«

»Halt!« rief Joseph Sohn und trat dem dicht an ihm vorübertobenden Haufen entgegen, indem er mit der einen Hand die Peitsche des ersten und mit der andern den Arm des zweiten Jungen aufhielt. Kaum hatte das arme gejagte, etwa zehn Jahre alte Geschöpf einen Menschen erblickt, der sich seiner anzunehmen schien, so flüchtete es dicht an seine Seite, warf aus den glühenden Augen, die in seinem Kopfe funkelten, einen um Barmherzigkeit stehenden Blick auf den hohen jungen Mann und bat mit flehender Stimme: »Rette mich, rette mich, Herr, sie schlagen mich todt und ich bin noch lahm von ihren gestrigen Schlägen.«

Joseph Sohn warf nur einen Blick auf das arme elende Geschöpf, welchem die hellen Schmerzeszähren über sein schmales Gesicht herabliefen, dem die Angst und der schnelle Lauf kaum einen Schimmer von Röthe ertheilt hatten, so abgehärmt, blutlos und mager war es, und augenblicklich war seine Theilnahme dafür angeregt, um so bald nicht wieder zu verlöschen, denn was Joseph Sohn einmal in sein Herz geschlossen, das ließ er so leicht nicht wieder los.

»Fort von ihr!« herrschte er den Buben zu und stieß einige von ihnen heftig aus dem Thürgange, in den er getreten war, auf die Straße hinaus, »oder ich nehme Euch mit mir und sperre Euch Alle in ein Gefängniß ein.«

Die tolle, von Haß und Leidenschaft angestachelte junge Brut stieß ein höhnisches Gebrüll aus; als sie aber sah, daß der starke Mann Ernst machte, einen naseweisen Jungen packte und arg schüttelte, liefen sie alle davon und so blieb nur Diejenige, die man so eben todtschlagen und lebendig begraben wollte, in seinen Händen zurück.

»Wer bist du, Kind?« fragte er mit herzlichem Tone die arme Kleine, die ihre fliegenden Rabenhaare von der schweißbedeckten Stirn zurückschüttelte und ihn mit unmöglich zu beschreibendem, halb staunendem, halb bewunderndem Auge anblickte.

»Ich bin Rachel Schawai, des alten Simon Schawai, den man so eben begräbt, einzige Verwandte.«

»Hast Du keine Mutter?«

»Nur im Himmel.«

»Aber Du hast doch sonst Verwandte?«

»Keinen als Gott, den Vater der Verlassenen.«

Joseph Sohn schauderte unwillkürlich zusammen.
»Lebstest Du denn allein mit Deinem Oheim?«

»Ja! Und er schlug mich alle Tage und ich mußte betteln und, so viel ich auch brachte, hungern und dursten, mehr als ich fast ertragen konnte.«

»Wo findest Du nun ein Unterkommen, da Dein Oheim gestorben ist?«

Rachel Schawai weinte; sie wußte es selber nicht.

»Wo wohnst Du?«

»Dort oben.«

»Komm, führe mich hin!«

Das Kind huschte ein Ueberbleibsel von Treppe hinauf, das unserm Freunde kaum stark genug für eine Hühnersteige zu sein schien. Vom Geländer war keine Spur mehr vorhanden; ein feuchter, klebriger, von Rauch, häufigem Angreifen und Alter ganz schwarz und glatt wie ein Aal gewordener Strick lief von unten bis oben hin und diente zur Handhabe. Von den Wänden, die an hundert Stellen geborsten und von dem in grauem Alterthum aufgetragenen Kalke entblößt waren, sickerte eine ekle Feuchtigkeit herab, und der Schmutz, der in allen Ecken zur Schau trat und vielleicht schon so lange aufgehäuft lag, als das Haus gebaut war, machte in Verbindung mit der schrecklichen, fast den Athem beklemmenden Dunstatmosphäre, die darin herrschte, einen so peinigenden Eindruck auf den Beschauer, daß es kaum mit Worten zu beschreiben ist.

Endlich, nachdem sie über verschiedene Stiegen, Lücken Absätze fortgeklettert war und mehrere Thüren ohne Schloß und Riegel hinter sich gelassen hatte, trat Rachel Schawai in ein enges Kämmerchen, das zehn Schuh breit, sechse hoch und von zwei Luken erleuchtet war, die nach den Hallen hinausgingen, unter denen die Knopf-, Eisen- und Knoblauchsverkäufer ihre Schacherwerkstätte aufgeschlagen hatten. In zwei Winkeln desselben lagen zwei verfaulte Strohsäcke und auf jedem eine zerrissene, ekelhafte Decke, deren Bestandtheile und Farben nicht mehr zu erkennen waren. In der Mitte stand ein dreibeiniger

Tisch und ein Schemel, an der einen Wand eine alte, offene Lade und an dem Fensterbrette eine leere Branntweinflasche. Das war das ganze Mobiliar, welches das Haus des verstorbenen Simon Schawai aufweisen konnte, in dessen Abwesenheit sich bereits andre Gäste eingefunden hatten, die wohlgemuth im stinkenden Strohenisteten und beim Eintritt Rachel's und ihres Begleiters sich durch zahllose Löcher in den wackelnden Wänden flüchteten.

Als der weichfühlende, das behagliche Leben in und außer sich so tief empfindende Joseph Sohn in diese Kloake trat, schauderte er vor Ekel und Schrecken ein Mal über das andere, und er betrachtete mit tiefer Wehmuth das elende Kind, welches gehorsam und mit kummervoller Miene hier vor ihm stehen geblieben war.

»Hier wohnst Du?« fragte er bebend, während seine Wange bleicher und sein Auge feucht wurde. »Und wie lange hast Du hier gewohnt?«

»So lange ich denken kann. Ich habe *nie* eine andere Wohnung gesehen.«

Diese, mit weicher, weinerlicher Stimme gesprochenen Worte zitterten dem jungen Manne in innerster Seele wieder. Ihn erfaßte ein nie empfundenes Mitleid. Hier galt es etwas Ernstlicheres, als einen hungrigen Hund zu füttern oder ein herrenloses Vögelchen in Schutz zu nehmen. Aber *wie* kann man hier gründlich helfen? war die Frage, die er sich, mit dem Kopfe seiner hohen Gestalt beinahe bis an die tiefende Decke stoßend, hier augenblicklich vorlegte. Er warf noch einen Blick auf das

in unnachahmlicher Ergebenheit vor ihm stehende Mädchen, welches ihren Kopf gesenkt und die Hände gefaltet vor der Brust hielt, er sah ihr zerzaustes Rabenhaar, den schmelzenden Blick ihres flehendlich auf ihn gerichteten Auges, ihre in Fetzen um ihren abgehärmten Körper hängenden Kleider und – da war es ihm, als ob plötzlich vor seinen einen Ausweg suchenden Sinnen sich der am Morgen dieses Tages schon einmal gehörte Choral: »Aus tiefster Noth schrei' ich zu Dir«, nochmals hören ließe; die gewaltigen Töne brausten in seiner Erinnerung auf und sein Herz schmolz in mitleidige Wehmuth hin.

»Du hast hier wohl sehr schlecht gelebt, mein Kind?« fragte er das schweigende und in Demuth auf irgend eine seiner Aeußerungen harrende Mädchen.

»Ich weiß nicht, was gut leben heißt. Mein Oheim war keines Menschen Freund und die Leute nannten ihn böse, träge und lüderlich.«

»Hast Du außer diesem verstorbenen Oheim wirklich keinen andern Verwandten?«

»Ich habe nie einen gesehen und immer gehört, ich hätte Niemanden auf der Welt, der sich um mich bekümmerte, wenn mein Oheim gestorben wäre.«

»Kennst du den Vorsteher Eurer Gemeinde?«

»Ja.«

»Wo wohnt er?«

»Das weiß ich nicht, aber er hält sich um diese Zeit gewöhnlich in der alten Synagoge auf, um sich mit seinem Freunde, dem Custos derselben zu unterreden.«

»Wohl! Ich werde mich zu ihm begeben und nach Kräften Gutes für Dich bei ihm auswirken. Willst Du mich hier erwarten, damit ich Dich wiederfinde?«

»Ach, sehr gern, wenn nur die bösen Jungen von der Gasse nicht wiederkommen, mich schlagen und vertreiben, wie sie es alle Tage thun –«

»Ja so! Nun, hoffentlich werden sie bis dahin nicht wiederkommen, ich werde nicht lange ausbleiben. – Du hast doch heute schon Etwas gegessen?«

Rachel senkte den Kopf und sah sehr betrübt aus. Der menschenfreundliche Fragende merkte daraus, wie die Sachen standen. Mit den Worten: »Du sollst bald von mir zu essen haben und bleib' ja im Hause, daß ich Dich wiederfinde!« stieg er vorsichtig die Hühnersteige hinab und trat sogleich seinen Weg zu der berühmten Kirche der Juden und ihrem alten Begräbnißplatze an, um daselbst den Vorsteher der Judengemeinde zu treffen und ihm sein Anliegen vorzutragen.

Wie Rachel gesagt, war der Custos an Ort und Stelle, um sich die in den Morgenstunden so häufig kommenden Fremden nicht entschlüpfen zu lassen, und bei ihm befand sich der Vorsteher selber. Da jedoch Ersterer eben mit einem Reisenden beschäftigt war und an sein Amt ging, so blieb nur Letzterer zurück, den Joseph Sohn, da er ihn nicht kannte, um die Erlaubniß bat, sich die Alterthümer betrachten zu dürfen. Der Vorsteher, ein gefälliger Mann, bot sich selbst zum Führer an, und so geschah

es, daß Joseph Sohn schon eine Weile mit ihm herumwanderte, ohne eine Ahnung zu haben, in wessen Begleitung er sich befinde. So betrachtete er sich denn die allerdings sehr alte und merkwürdige, aber auch mit altherthümlichem Schmutze reichlich ausgestattete *Alt-Neu-Synagoge*, ohne daß jedoch der redselige Führer mit allen Anführungen seiner Kenntnisse irgend eine sichtbare Aufmerksamkeit ihm hätte abschmeicheln können. Mit einem Worte, Joseph Sohn war zerstreut, er dachte zu viel an das Geschick der armen Rachel Schawai, um sich für die vermoderten Ueberreste Derer interessiren zu können, die schon vor Jahrhunderten ausgelebt und ausgelitten hatten.

Endlich war der Führer mit seinen Erklärungen zu Ende und man ging langsam zur Eingangspforte zurück, während Jener noch einige demüthige Andeutungen über die Armuth der ihm anvertrauten Gemeinde fallen ließ und in der bilderreichen Weise seines Volkes von den Kümernissen und Entbehrungen sprach, denen die Nachkommen Abraham's auf dieser Erde preisgegeben seien.

Joseph Sohn stand still und schien sich zu besinnen. Der Andere glaubte den hier häufig sich wiederholenden Augenblick gekommen, wo der bekannte österreichische Papierschein, der Geld bedeutet, aus den Händen des gütigen Fremden in die seinigen übergehen würde.

»Ach ja,« sagte Joseph Sohn träumerisch, »Sie haben Recht, es giebt so viel Elend, Mühe und Sorge auf der Welt! Ich will mich auch von hier zu dem Vorsteher Ihrer

Gemeinde begeben und mein unbedeutendes Scherflein seinen Händen überantworten.«

»Dieser Vorsteher bin ich selber, gnädiger Herr!«

»Sie – von der ganzen jüdischen Gemeinde?« sagte der große junge Mann, einen fragenden Blick über die kleine Gestalt des mit ihm Redenden werfend, der ihm ohne Zweifel nicht gewichtig genug für einen so schweren Posten schien, wie er sich wenigstens denselben vorstellte.

»Von der ganzen Gemeinde – ja, der bin ich.«

»Ach, das habe ich nicht gewußt, sonst hätte ich schon längst ein Wort des Vertrauens mit Ihnen gesprochen. Kommen Sie, lassen Sie uns dort zwischen die Gräber gehen, da sind wir am wenigsten gestört. – Sie haben heute ein Begräbniß gehabt?«

»Das haben wir leider beinahe alle Tage.«

»So – ich meine aber einen armen Mann, der heute beerdigt ist –«

»Ah, Simon Schawai!«

»Schawai – ja wohl, so hieß er. Was war das für ein Mann?«

»O, mein Herr, ein Mann, von dem es nicht der Mühe lohnt, nur fünf Minuten zu sprechen. Er war der Auswurf unserer Gemeinde, ein unverbesserlicher Gauner, Tagelieb und Säufer –«

»Ei hat kein Vermögen hinterlassen?«

»Gott soll mich bewahren – Vermögen? Nicht einen halben Kreuzer. Wir haben ihn auf unsere Kosten beerdigt.«

»Wer wird für seine Nichte, die kleine Rachel Schawai, Sorge tragen?«

Der Vorsteher der Judengemeinde hob verwunderrungsvoll den Kopf in die Höhe. So viele persönliche Kenntnisse über diese Gemeinde, die beinahe über die seinigen gingen, hatte er dem jungen Fremden nicht zgetraut. Als er aber dem fest auf ihn gerichteten Blicke desselben begegnete, der eine bestimmte Antwort auf seine Frage erwartete, zuckte er die Achseln und sagte: »Sorgen? Für das Kind? Ach, das weiß ich nicht – irgend ein altes Paar wird sich wohl seiner annehmen, da es keine weiteren Verwandten hat.«

»Also es hat wirklich keine Verwandte?«

»Gar keine. Die Eltern des Kindes sind lange todt und waren arme, obgleich ehrliche Leute. Das hat man leider vergessen und da man jetzt nur weiß, daß Rachel die Nichte des bösen Schawai ist, so wird sie nicht viele Leute finden, die sich ihrer annehmen, denn man fürchtet die Erblichkeit des Bösen.«

»Aber es muß doch für das Kind gesorgt werden?«

»Ach, wir haben für so viele Kinder zu sorgen, mein Herr! An Kindern fehlt es den Juden in Prag eben so wenig, wie anderswo.«

»Mag sein; allein es muß das sehr bald geschehen, denn wie mir das Kind soeben selbst gesagt, hat es heute noch Nichts zu essen gehabt. Sie werden es doch nicht wollen verhungern lassen?«

»O, diese kleinen Raben wissen schon Atzung zu finden und eine Brodrinde reicht bei ihnen Tage lang aus, ihren nicht verwöhnten Magen zu speisen.«

»Das könnte mich nicht befriedigen, wenn ich mich an Ihrer Stelle und in Ihrem Amte befände. Wissen Sie was? Lassen Sie mich einige Minuten hier allein und führen Sie einstweilen jene Fremden, die so eben in den Hof traten, in die Synagoge. Bis Sie fertig sind, werde ich ein Mittel ausfindig gemacht haben, wie diesem Kinde zu helfen ist.«

Der Vorsteher verbeugte und entfernte sich. Joseph Sohn blieb unter den Gräbern allein. Er setzte sich auf eines derselben nieder und dachte über das traurige Geschick so vieler Menschen nach. »Wie viele reiche Menschen,« sagte er zu sich, »giebt es in dieser großen Stadt, wie viele wohlhabende Juden sogar in dieser Gemeinde – und Keiner, Keiner ist da, der hier hülfe und mit wenigem Gelde diesem Kinde vielleicht das Leben rettete. Ha! Was zerbreche ich mir den Kopf darüber, es ist nun einmal so auf der Welt! Man muß nicht lange fragen, hoffen, warten, man muß handeln, wenn man etwas Gutes thun will, damit allein erreicht man ein Ziel – ja, es schwimmt mir schon vor den Augen, was man hier thun müßte – aber – was wird man zu Hause sagen? – O, Nichts, wenigstens Nichts, was mich schmerzen könnte – und hier muß ich doch Etwas thun! – Gut, wir wollen sehen, was sich thun läßt – da kommt der kleine Mann wieder, der ein Vorsteher seiner Gemeinde sein will – ich bin neugierig, was er jetzt für eine Miene annehmen wird.«

Der Vorsteher, der die Fremden, dem freigewordenen Custos überwiesen, kehrte zu dem jungen Manne zurück, den er unter den Gräbern gelassen hatte, für die er zärtlicher besorgt schien, als für Diejenigen, die noch nicht darunter lagen.

»Nun,« sagte er, »haben Sie es sich überlegt?«

»Gewiß. Ich will es kurz machen. Ich interessire mich für die kleine Rachel Schawai –«

»Das sehe ich, gnädigster Herr!«

»Können Sie mir Bürgschaft leisten, daß ihre Zukunft besser gestaltet sein wird als ihre Gegenwart?«

»Besser? O ja, aber in welcher Art?«

»Ich meine, daß man für ihre Erziehung sorgen wird und namentlich dafür, daß ihre Moralität keinen Schaden leidet –«

Der Vorsteher fühlte sich immer betroffener von den unerhörten Fragen dieses Fremden und schlug sinnend die Augen nieder. »Bürgschaft leisten?« sagte er endlich mit einem beklommenen Athemzug. »Nein! – Versprechen will ich, daß ich an sie denken, für sie sorgen will, ja – aber Bürgschaft leisten – bedenken Sie, für wie viele Kinder ich zu sorgen habe! Noch dazu geht mich die Rachel gar nichts an –«

»Mich noch viel weniger –«

»Freilich, aber doch deshalb mehr, weil Sie sich für sie interessiren, während sich hier Niemand für sie interessirt.«

»Schlimm genug! Wenn ich Ihnen nun eine Summe Geldes zum Besten dieses armen Kindes einhändigte, würden Sie diese für dasselbe verwenden?«

»Mit dem größten Vergnügen, und für die gute Verwendung dieser Summe will ich sichere Bürgschaft leisten.«

Joseph Sohn nickte beifällig. Schon war er bereit, seine Briertasche zu öffnen, als ihm die Ueberlegung kam, daß eine Summe Geldes, zumal er jetzt nicht Herr einer bedeutenden war, um etwas Erkleckliches damit zu leisten, bald verausgabte und dann das arme Kind so schlimm daran sein würde wie jetzt. Aber was thun? »Was wird die Zukunft dieses Kindes sein?« fragte er plötzlich laut, obgleich er nur zu sich selbst reden wollte.

Der Vorsteher zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht,« sagte er.

»Hören Sie,« fuhr der junge Mann entschlossen fort – »Das Kind, dieses Judenkind, hat mich mit Augen angeblickt, wie es ein Reh oder ein Hirsch zu thun pflegt, wenn eine unbarmherzige Meute ihn zerfleischt und die hinterlistige Kugel des Jägers schon sein Blut vergossen hat – ich kann solche Blicke nicht ertragen, ohne sie entsprechend zu erwidern, denn sie dringen mir in's Herz, fangen sich da fest und stehen mir Tag und Nacht flehend vor der Seele. Wie wäre es, wenn ich Ihnen einen anderen Vorschlag machte – würden Sie *mir* das Kind anvertrauen?«

»Ihnen?« fragte der erröthende Jude lächelnd, aber sogleich zustimmend fügte er bei: »Warum nicht?«

»Aber ohne Weiteres?«

»Wie ohne Weiteres?«

»Ohne mich zu kennen?«

»Ohne Sie zu kennen! Ihr Aussehn schon spricht zu Ihren Gunsten und Ihre Theilnahme bürgt mir für die Probehaltigkeit Ihres Herzens.«

»Wenn ich nun das Kind ganz für mich behielte und es zu meinen Verwandten brächte?«

»Wohl ihm! Auch mir würde das ganz recht sein.«

»Würde aber kein Mensch, jetzt oder später, Anspruch darauf erheben?«

»Wer sollte das thun? In der Judenstadt zu Prag – in der ganzen Welt – Niemand!«

»Gut. Können Sie mir eine rechtskräftige Bescheinigung ausstellen, daß ich mit Ihrer Genehmigung das Kind mit mir genommen habe?«

»Gewiß kann und werde ich das.«

»Und auch seine Papiere einhändigen?«

»Papiere? Ich weiß von keinen.«

»Aber man muß doch wissen, wo das Kind geboren ist, wie es heißt, wie alt es ist?«

»Natürlich, das kann ich Ihnen schriftlich geben, wenn Sie es verlangen.«

»Noch einmal – es ist wichtig für mich und mein Gewissen – Niemand wird jemals Anspruch darauf erheben?«

»Kein Mensch auf der Welt – verlassen Sie sich darauf.«

»Abgemacht; so thun Sie, wie Sie sagen und geben Sie mir diese Papiere. – Halt, noch Eins! Haben Sie vielleicht eine Frau?«

Der Vorsteher wurde wieder etwas irre. »Ja sagte er ziemlich matt.

»Wollen Sie mir dann einen Gefallen thun?«

»Sehr gern, wenn es in den Grenzen der Möglichkeit liegt.«

»Es liegt darin. Lassen Sie Ihre Frau das Kind irgend wohin bringen, daß man es reinige, es sieht mir sehr – sehr unreinlich aus.«

»Das glaube ich gern.«

»Sodann nehmen Sie hier diese Banknote und lassen Sie von Ihrer Frau dafür anständige Kleider, Wäsche und Schuhwerk besorgen. Packen Sie diese kleine Ausstattung in einen Koffer und bringen Sie mir das Kind mit demselben zu. Wollen und können Sie das?«

»Das will und kann ich,« sagte der warm werdende Jude, der nicht begreifen konnte, wie dieser seltene Samariter unter die Christen kam.

»Und wann kann ich das Kind also umgestaltet von Ihnen in Empfang nehmen?«

»Spätestens morgen, denke ich. Aber wo wohnen Sie?«

»Im blauen Stern, hier ist meine Karte – jetzt aber wollen wir das Mädchen holen, folgen Sie mir gefälligst.«

Die beiden Männer verließen den Friedhof und schlugen den kurzen Weg nach dem Hause des verstorbenen Schawai ein. Mit bedenklichem Gesicht sah der Vorsteher den jungen Christen die Hühnersteige erklimmen, dieser

aber ermuthigte ihn, dreist zu folgen, indem er ihm den Trost zusprach, daß er, da er leichter sei als er, nichts von dem Einbruche des Holzes zu befürchten habe.

Schon als sie die erste Hälfte der Treppe erstiegen hatten, hörten sie Lärmen oben auf dem Flure, und daselbst angelangt, fanden sie fünf bis sechs Buben mit Peitschen und Stöcken bewaffnet, die im Begriff waren, die Thür nach Innen zu drängen, die Rachel mit krampfhafter Gewalt ihnen entgegendrückte. Als der Vorsteher diese jugendliche Brutalität sah, kam ein heiliger Zorn über ihn; er riß einem Jungen die Peitsche aus der Hand und hieb wüthend auf seine davonstiebenden Gefährten, die kopfüber die Treppe hinabpolterten. – Darauf traten sie bei Rachel Schawai ein, die in ihrer gewöhnlichen demüthigen Stellung vor ihnen stand und ihre funkelnden Augen bald von dem einen der Männer zum andern laufen ließ, da sie sich nicht erklären konnte, was der Besuch des ihr bekannten Vorstehers zu bedeuten habe.

»Guten Morgen, Rachel,« begann Letzterer die Rede. »Sieh Dir diesen Herren an – er ist gekommen, Dir Gutes zu thun.«

»Er hat mir schon Gutes gethan, denn er hat mich von meinen Würgern befreit und mir liebevolle Worte gesagt.«

»Um so besser, daß Du das erkennst. Höre jetzt, was ich Dir sage. Du weißt, wie schlecht es Dir hier in Prag ergangen ist. Willst Du nun mit diesem Herrn in dessen Heimat ziehn, die weit von hier entfernt liegt, und etwas Ordentliches lernen, um ein braves Kind zu werden?«

Das arme Mädchen warf einen unbeschreiblich ernsten und dankbaren Blick auf den schönen, jungen Mann, dessen Wangen der Vorgang des Augenblicks warm geröthet hatte und dessen Auge von einem tiefen Gefühle der Befriedigung leuchtete. Es lag in dem Blick dieses Kindes eine Intelligenz, ein Empfinden des ihr widerfahrenden Glücks, das eine dankbare und zugleich gefühlvolle Seele verrieth. Gleich darauf aber fing sie heftig an zu schluchzen, hob die gefalteten Hände in die Höhe, und sagte mit inniger Betonung: »Ich will gern, recht gern mit ihm gehen, denn er ist gut.«

Der Vorsteher der Juden warf einen Blick auf den Christen, als wollte er sagen: »Sie hören, was sie sagt, die Sache ist abgemacht!« Wenige Augenblicke nachher hatten alle Drei das baufällige Haus verlassen, der Vorsteher mit dem Kinde, um es seinem Versprechen gemäß reinigen und kleiden zu lassen, und Joseph Sohn, um in die Stille seines Zimmers zurückzukehren und weiter über den ernstesten Schritt nachzudenken, den er heute Morgen noch nicht hatte voraussehen können und der so unerwartet in sein einfaches Leben griff, wie seiner Meinung nach noch nie etwas Anderes es gethan hatte.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr war Joseph Sohn damit beschäftigt, vom Balkon seines schönen Zimmers im Gasthof zum blauen Stern aus dem Gewirr des Prager Lebens auf dem Marktplatze zuzusehen, und namentlich

gewährte es ihm Vergnügen, die braunen Gesichter und den slavischen Typus der vorübermarschirenden Soldaten zu studiren, die mit ihrem leichten Tritt, und trotz ihrer einfachen Sommerkleidung ein ächt kriegerisches Ansehn zeigten und in ihrer ganzen Erscheinung weit von den steifen und schwerfälligen Bewegungen abwichen, die er bisher an den Kriegern in seiner nördlichen Heimat wahrgenommen hatte. Als er auf diese Weise beschäftigt war, klopfte es an die Thür und es trat der Vorsteher mit dem Judenkinde an der Hand herein, denen ein Knabe mit einem gefüllten kleinen Koffer auf dem Fuße folgte, jedoch sich sogleich entfernte, als ihm der Vorsteher seine Bürde aus der Hand genommen hatte.

Joseph Sohn ging seinen Gästen freudig entgegen und reichte Beiden die Hand. Auf seine Einladung setzten sie sich, nachdem Rachel Schawai ihren leichten Strohhut abgelegt und mit komischem Ernste das Mäntelchen von schwarzer Seide zusammengefaltet hatte, das sie jetzt so natürlich und kunstgerecht um die Schultern trug, als wäre sie nie in einer andern Kleidung einhergeschritten. Joseph Sohn betrachtete lächelnd und mit einem unbeschreiblichen Gefühle voll innerem Glück die große Umwandlung, die mit dem verlassenen Judenkinde vorgegangen war. Der Vorsteher hatte Wort gehalten und seine Frau das Möglichste zur zweckmäßigen Ausstattung der Kleinen gethan. Rachel stellte sich in einer Sauberkeit dar, vor der sie am vorigen Tage keine Ahnung gehabt hatte. Rabenschwarz fiel ihr natürlich gekräuselt reiches Haar über ihre schmalen Schultern und berührte

das braune Wollkleidchen, das eng und fest ihren wohlgestalteten Leib umspannte. Auf den Händen trug sie sogar Handschuhe, die sie erst auf ihres neuen Pflegers Geheiß auszog, was sie gern that, um den kleinen Spitz zu streicheln, der sie von allen Seiten beroch, aber allmählig sich ihr vertraulich zu nähern schien, da sie ihn freundlich anblickte, was die Thiere so wohl verstehn und dankbar anerkennen. Erst jetzt und in ihrem heutigen Anzuge fiel Joseph Sohn der kluge und nachdenkliche Ausdruck ihres Gesichts auf. Es war nicht schön, bei Weitem nicht, aber es war höchst interessant. Das Auffallendste und jedenfalls das Schönste daran war die in ihrem Knochenbau rein gewölbte Stirn die ächt orientalisches geschweiften und etwas starken Augenbrauen und darunter die großen runden, düster glimmenden Kohlenaugen, die einen Verstand wiederspiegelten, der bei den Kindern der Juden so häufig und frühzeitig entwickelt gefunden wird, und sich bei ihr in wenigen, aber wohlklingenden und stets das Richtige ausdrückenden Worten erkennen ließ. Der Blick dieser Augen aber sagte deutlich, daß sie ein Verständniß habe von Dem, was mit ihr vorgehe, und mehr verlangten die beiden Männer nicht, denn es war das Angenehmste, was er ihnen sagen konnte. Was den übrigen Theil ihres Gesichts betraf, so war es von gelblich bleicher Farbe, mager, und machte ziemlich den Eindruck eines halb verhungerten, abgehärmten und seiner niedrigen Stellung sich selbst bewußten Wesens. Ihre Lippen waren, ihrem Ursprunge gemäß, etwas stark entwickelt,

aber ihre Zähne kerngesund und von einer beinahe blitzenden Weiße.

Joseph Sohn hatte zum Empfange seiner Gäste ein Frühstück auf sein Zimmer bringen lassen, und es machte ihm ein großes Vergnügen, Rachel sich satt essen zu sehen. Aber wenn er erwartet hatte, sie werde mit der Gier eines ausgehungerten Kindes über die nie gesehenen und genossenen Dinge herfallen, so irrte er sich. Freilich ließ sie ihre Blicke mehrmals über das ungewohnte reichliche Mahl laufen, doch aß sie wenig, meist nur Brod, indem sie auf Befragen sich für gesättigt erklärte. Um so besser ließ es sich der Vorsteher schmecken. Nachdem er eine Flasche Melnicker mit seinem Wirthe getrunken, winkte ihn dieser zu Balkon hinaus, während Rachel mit dem Hunde spielt oder sich in dem glänzenden Zimmer mit steigendem Behagen umsah.

»So ist also das Kind mein,« sagte Joseph Sohn flüsternd zu dem Vorsteher, »und das verdanke ich Ihnen. Hier aber habe ich Ihnen meine Adresse aufgeschrieben, damit Sie mich finden können, wenn Jemand das Mädchen zu irgend einer Zeit zurückfordern oder nach seinem Befinden fragen sollte.«

»O, besorgen Sie das gar nicht,« erwiderte lächelnd der Vorsteher. »Niemand wird es zurückfordern, verlassen Sie sich darauf.«

»Mein Gewissen verlangt diese Sorgfalt aber. Sie haben also volles Vertrauen zu mir, daß ich mich Ihrer Gabe würdig beweisen werde?«

»Gewiß habe ich das, sonst würde ich Ihnen kein Kind meiner Gemeinde überlassen haben. Gott segne Sie – Sie scheinen ein braver Mann zu sein.«

»Aber noch Eins. Wenn ich das Kind nun, falls es später selbst dazu Neigung hätte, als Christin auferzöge, würden Sie auch damit einverstanden sein?«

Der Vorsteher besann sich. Endlich sagte er: »Herr, es giebt nur *einen* Gott über Christen und Juden – Rachel's Gott wird also unter allen Umständen immer derselbe, das heißt der Ihrige und der meine sein. Das genügt. Ich bin zwar ein Jude, aber kein Zelot. Lassen Sie das Mädchen werden, was die Verhältnisse verlangen, in die Sie sie bringen werden, das wird in jedem Falle das Beste sein. – Hier habe ich noch drei Gulden und zwanzig Kreuzer, die von Ihrer Banknote übrig geblieben sind – und das ist die Rechnung für die beschafften Kleider, die Ihnen meine Frau sendet.«

»Die Rechnung will ich zur Erinnerung mit mir nehmen – aber wo sind die Papiere des Kindes?«

»Hier; es ist jedoch nur Wenig, was ich Ihnen über sie mittheilen kann. Sie ist zehn Jahre und neun Monate alt und die Tochter des verstorbenen David Schawai –«

»Wie, so alt schon? Das hätte ich nicht gedacht – bitte, das Geld behalten Sie für die Armen Ihrer Gemeinde.«

Der Vorsteher verbeugte sich und wollte einige Worte des Dankes sprechen. Joseph Sohn aber unterbrach ihn und führte ihn in das Zimmer zurück. Einige Minuten später hatte er Abschied genommen und sich entfernt.

Joseph Sohn aber war mit seiner neuen Gefährtin, der kleinen Rachel Schawai, allein geblieben.

FÜNFTES KAPITEL. DAS HAUS DES PROFESSORS.

Den noch übrigen zur Besichtigung von Prag bestimmten Theil des Tages benutzte Joseph Sohn, um Rachel wenigstens ein kleines Stück ihrer Vaterstadt zu zeigen, damit sie doch eine andere Erinnerung von derselben mit sich nähme, als ihr die Judenstadt bot, deren Grenzen sie niemals überschritten hatte. Zu diesem Zweck bestieg er mit ihr einen offenen Wagen und ließ sich durch das Gewühl der Stadt, über die schöne Moldaubrücke den Hradczin hinauffahren, von dessen Höhe herab man den staunenerregendsten Anblick über das unabsehbare Häusermeer von Prag mit seinen Kirchen und Palästen, über die spiegelnde Moldau und ihre prachtvollen Brücken, und endlich über die weiter hinaus liegende schimmernde Ferne mit ihren Höhenzügen, ihren Dörfern, Burgen und Klöstern, ihren Wolken und ihrem Himmelsblau hat.

Als er oben auf dem Balkon des Fräuleinstifts stand und der staunenden, im eigentlichen Sinne des Worts niedergedrückten Rachel alle diese Herrlichkeiten zeigte, die sie kaum mit ihren darauf nicht vorbereiteten Sinnen fassen konnte, ward er durch den rührenden Ausdruck ihres bleicher als gewöhnlich erscheinenden Gesichts tief ergriffen. Mit einer Art Starrheit, die an Versteinerung streifte, die glühenden Augen in die von allen Farben schimmernde Tiefe senkend, welche die breite

blaue Moldau in zwei große Hälften theilte, deren man-
nigfaches Leben in leise brausenden Tonwellen bis zu den
einsamen Beschauern herauftönte, stand die kleine Ge-
stalt neben dem großen, sich ämsig um ihre Belehrung
bemühenden jungen Mann, die Hände wie gewöhnlich
vor der Brust gefaltet und den ausdrucksvollen Kopf mit
dem üppigen Lockenhaar demüthig zur Seite geneigt.

»Dergleichen also hast Du nie gesehen,« fragte Joseph
Sohn wiederholt, »und Dir auch nie so schön gedacht?«

»Nie, nie, mein lieber Herr – ach, es ist zum – Weinen
schön!«

Und sie weinte wirklich über Alles, was sie sah und
noch nicht mit Worten benennen konnte, indem sie bald
darauf lächelnd versprach, ihren Begleiter nicht mehr
Herr, sondern Joseph anzureden, wie er es schon wie-
derholt verlangt hatte, damit Diejenigen, die ihre Unter-
haltung hörten, um so eher an ein verwandtschaftliches
Verhältniß zwischen Beiden denken könnten.

Aber so schön es hier oben auf dem Hradczin war und
so tief die kleine Jüdin von dem wundervollen Anblicke
der prächtigen Gegend ergriffen ward, sie sollte an die-
sem Tage Etwas erleben, was noch viel schöner für sie
war und eine so gewaltige Wirkung auf sie äußerte, daß
sie im wahren Sinne des Worts davon betäubt wurde.

Joseph Sohn verließ mit Rachel den Hradczin, und da
er bis zur Abfahrt mit dem Stellwagen nach Aussig noch
einige Stunden übrig hatte, so wollte er noch einmal die
St. Nikolaikirche, seine Lieblingsstätte in Prag, besuchen.

Der Leser wird sich wundern, zu hören, daß unser Freund nach Aussig, also in seine Heimat zurück wollte, da er doch nach Wien, Triest und Venedig zu gehen die Absicht gehabt hatte. Allein die unvorhergesehene Erwerbung Rachel's, deren Bekleidung, Beköstigung und Reise eine unverhoffte Ebbe in seinem Säckel herbeiführt oder wenigstens herbeiführen mußte, hatte ihn bestimmt, für diesmal auf jenen ausgedehnteren Ausflug zu verzichten, um ihn vielleicht im nächsten Jahre nachzuholen. Zu diesem Behufe und um seine Pflegeeltern auf seine unvermuthet frühe Rückkehr vorzubereiten, hatte er kurz vor seiner letzten Ausfahrt in Prag einen Brief in seine Heimat gesandt, der das liebevolle Verhältniß, welches zwischen ihm und den Pflegern bestand, vollkommen ausdrückte, denn es fand sich folgende, dem Leser vielleicht nicht uninteressante Stelle darin:

»Und nun, meine Vielgeliebten, theile ich Euch mit, daß ich viel früher zu Euch zurückkehre, als wir Alle beim Abschiede gedacht haben. Die Ursache dieser Abkürzung meiner Reise wird Euch klar werden, sobald ich wieder zu Hause eintreffe, denn ich möchte sie bis dahin verschweigen, um Euch die Ueerraschung nicht entgehen zu lassen, die Ihr in solchen Dingen so sehr von mir liebt. Nur so viel sei Euch gesagt, daß ich ein seltenes Exemplar für meine kleine Menagerie mit nach Hause bringe, welches hier in Prag mich finden zu lassen der gütigen Vorsehung gefallen hat. Freilich wird Euch dieses letzte

mir noch fehlende Stück in meiner Sammlung mehr Sorge bereiten, als alle früher erworbenen, allein ich weiß ja, wie gütig und aufopfernd Ihr für mich von jeher gewesen seid. Ich verspreche Euch auch, daß es das Letzte, das Allerletzte sein soll, was ich Euch in's Haus bringe; von nun an wird mein Habe und Besitz für geschlossen erklärt und wir wollen nun Alle in Gemeinschaft genießen, was wir erworben haben. Gott erhalte Euch gesund und froh, damit wir uns bei'm Wiedersehn ohne irgend einen Kummer freuen können, was hoffentlich in fünf bis sechs Tagen geschehen wird, da ich mich nur einen Tag in Dresden aufzuhalten gedenke.«

Doch wir wollten den Schreiber dieser Zeilen mit seiner Pflegebefohlenen nach der St. Nikolaikirche begleiten. Es wurde zufällig eine große Messe in derselben gelesen, denn man feierte gerade einen der vielen katholischen Festtage. Die Versammlung darin war sehr zahlreich und der ganze innere Raum, namentlich Hochaltar und Chor, sehr glänzend erleuchtet. Die goldenen und silbernen Geräthschaften, an denen die Kirche so reich ist, funkelten bei dem Scheine der zahllosen Wachskerzen, und die herrlichen Decken- und Seitengemälde hoben sich bei dieser hellen Beleuchtung klar ab von den Wänden, als träten die Gestalten aus ihnen lebendig daraus hervor. Joseph Sohn hielt Rachel an der Hand gefaßt und fand endlich ein Plätzchen im Hintergrunde der Kirche, mitten unter den Andächtigen – der Hochaltar und

das ganze kirchliche Schaugepränge lag also gerade vor seinen Augen. Rachel war von allen diesen, ihr neuen Erscheinungen eingeschüchert wie eine Taube, die sich in einem fremden Revier unter nie gesehenem Geflügel findet, sie blickte mit ihren großen funkelnden Augen bald auf dieses, bald auf jenes Schauspiel, bis sie endlich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Verwunderung immer wieder zu dem Gesichte Joseph's zurückkehrte, als wollte sie ihn fragen, was der Glanz und die Pracht bedeuteten, die sich so plötzlich vor ihr entrollt hatten. Aber still und demüthig, wie immer, denn viel zu sprechen lag überhaupt nicht in ihrer Art und Weise, blieb sie neben ihm sitzen, nur hielt sie seine Hand in der ihrigen fest, als fürchte sie, in dem Menschengewühle den einzigen Halt zu verlieren, den sie so eben erst gewonnen hatte.

Da war die Ceremonie zu Ende und die kostbare Orgel brauste ihre Schallwellen von der Höhe herunter über den ganzen menschengefüllten Raum. Auf diesen Augenblick hatte der musikverständige Sohn lange gehofft, aber am wenigsten erwartet, daß er auf Rachel eine so ungeheure Wirkung hervorbringen könnte. Diese hatte in ihrem ganzen Leben nie andere Musik gehört, als die etwa von jüdischen reisenden Musikanten in ihrer engen schmutzigen Heimat herrührte. Als aber nun in dieser feierlichen Umgebung, in der weihrauchdurchdufteten Stille und bei dem ungewohnten Glanze der sie blendenden katholischen Pracht jene wunderbar ergreifende

Orgelmusik durch den Raum schallte und der vortreffliche Spieler wieder eins seiner klassischen Vorspiele hören ließ, da bebte das fast überreizte Kind jäh zusammen und erlag beinahe der Last der über sie hereinstürzenden Wonnegefühle. Von Minute zu Minute beklommener athmend, mit fliegenden Pulsen und laut hämmerndem Herzen erhob sie ihren Kopf, schaute in die Höhe nach dem Orte sich um, woher der zauberische Klang kam, und brach plötzlich in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Vergebens versuchte sie ihr Freund mit leise geflüsterten Worten zu beruhigen, allein es gelang ihm nur, ihr lautes Schluchzen zu unterdrücken, während sie, mit dem Kopfe an seiner Schulter ruhend, leise zu weinen und zu wimmern fortfuhr.

Als endlich die Messe vorüber und das Orgelspiel zu Ende war, erhob sich Joseph und mit ihm Rachel. Auf den Marktplatz vor der Kirche gelangt, blieb Ersterer eine Weile stehen und schaute liebevoll das immer noch weinende Kind an. »Warum weinst Du so sehr,« fragte er wohlmeinend, »hat Dich irgend Etwas verletzt, Rachel?«

»Ich weiß es nicht, warum ich weine, Herr,« erwiderte sie mit fliegender Athem, »aber ich mußte weinen. »Ich habe einmal von Engeln gehört, die im Himmel wohnen, und als ich diese Musik hörte, dachte ich, diese Engel im Himmel fingen alle mit einem Male zu singen an. Da that es mir plötzlich hier am Herzen so weh und ich mußte weinen und schluchzen, Herr. – Nimm es mir nicht übel, Joseph, aber ich konnte nicht anders.«

»Wie soll't ich Dir das übel nehmen, Kind? Ich selbst fühle eine Wollust bei dieser Musik mein Herz durchziehen, und solche oder ähnliche Musik anzuhören oder selbst zu machen, bildet einen Theil meiner Tagesgeschäfte zu Hause.«

»Wie, Du machst auch solche Musik in Deiner Heimat? Also auch außerhalb Prags kann man das hören?«

»Ueberall, Kind, wo die Menschen zu Gott beten, also auch in meinem Vaterlande, wohin wir jetzt gehen.«

»O, dann gehe ich noch einmal so gern mit Dir, denn ich will Dir nur sagen, daß ich gern wieder in mein schmutziges Haus in der Judenstadt zurückkehren wollte, wenn ich von Zeit zu Zeit solche Musik hören könnte.«

»Du sollst sie recht oft hören, das verspreche ich Dir, und Du brauchst deshalb nicht hier zu bleiben. Jetzt aber laß uns rasch weiter gehen, ich habe noch Einiges im blauen Stern zu thun und dann wollen wir uns sogleich in den Wagen setzen, um nach Hause zu fahren.«

»Ist der Weg weit bis nach Hause?«

»Wir werden wohl sechs Tage gebrauchen, bis wir bei meinen Eltern anlangen.«

»Aber Du bleibst doch immer bei mir?«

»Immer, mein Kind. Laß alle Besorgniß schwinden und denke immer, daß ich jeden Deiner Schritte bewache.« –

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als sie nach dem blauen Stern gingen und Joseph Sohn diese Worte in seiner gewöhnlichen Milde sprach, sonst hätte er sehen können, wie zwei zärtlich liebende Kinderaugen sich auf ihn hefteten, aber er hätte nicht die neue Welt von

unbestimmten Empfindungen, die ohne Zweifel Empfindungen unnennbaren Glücks und unsäglicher Wonne waren, entdecken können, die seit wenigen Stunden in dem unentwickelten aber gewiß fruchtbaren Busen dieses von den Menschen verwahrlosten, aber sicher nicht von Gott verlassenen Kind auf und nieder wogten.



Unmittelbar an dem reizenden, erst in neuerer Zeit auf den abgetragenen Wällen entstandenen Spaziergange, der die Alt- und Vorstadt Bremens verbindet, lag, in dem Jahre, welches wir vorn genannt haben, noch von seinen Nachbarhäusern getrennt und von einem artigen Blumengarten umgeben, der auf die Promenade führte, ein kleines aber zierlich gebautes Landhäuschen, das sich im Sommer fast ganz hinter die grünen Bäume versteckte, die schon vor vielen Jahren eine Zierde dieser Stadtgegend gewesen waren. Lauschig, bescheiden hinter seine größeren Nachbarn zurück tretend und doch durch einladende Nettigkeit sie fast alle beschämend, verhiess es schon durch sein äußeres Ansehn, der Wohnort einer gemüthlichen Familie zu sein, und das war auch wirklich der Fall, denn in diesem Häuschen wohnte der Pflegevater unseres jungen Freundes, der alte Professor Sohn mit seiner betagten Schwester, ein Paar, so gemüthlich, so harmlos und deshalb so allgemein beliebt, wie kaum ein zweites in der großen Handelsstadt Bremen. Von den rauschenden Freuden, dem blendenden Verkehr und

falschen Schimmer der großen Welt längst abgeschnitten, so daß sie sie kaum von Hörensagen kannten, lebten sie nur sich selbst und ihrem geliebten Pflegekinde, das sie wie ihr eigenes betrachteten und behandelten. Außer seinen wenigen Berufsgeschäften an der Sternwarte, denn den Unterricht am Gymnasium der Stadt hatte der Professor längst aufgegeben, trieb er nur Musik und nebenbei, kaum als Nebensache zu betrachten, die Zucht und Unterhaltung der verschiedenen Thiere, die sich durch Joseph's eigenthümliche Liebhaberei seit langen Jahren in seinem Hause und Hofe angesammelt hatten.

Begeben wir uns jetzt in das Innere dieses Hauses, zu welchem man durch die Thür von der Wegseite her trat. Wir finden keine sehr geräumigen Zimmer und keine glänzende und moderne Einrichtung darin vor, wohl aber eine überaus gemüthliche, bequeme und dem gegenwärtigen Lebensbedarf der Bewohner vollkommen entsprechende. Das ganze obere Stockwerk, außer dem größten Zimmer darin, welches dem allgemeinen Bedürfnisse zur Zeit als Musiksaal diente, hatten die Alten dem jüngern Mitglieder der Familie eingeräumt; hier lag sein Arbeits- und Schlaf- und daneben sein Vogelzimmer, in dem auf von der Decke herabhängenden Tannen ganze Schaaren von Waldvögeln aller Art nisteten und in fast ungebundener Freiheit ihr Dasein genossen. Mehr Räumlichkeiten als diese vier gab es im oberen Stockwerk nicht. Das Erdgeschoß, nur zwei Stufen über dem Garten gelegen,

bewohnte das alte Geschwisterpaar selber, jedes von ihnen hatte sein Wohn- und Schlafgemach für sich und zwischen beiden war noch ein leeres Cabinet übrig, welches sie das Besuchszimmer nannten, wiewohl ohne eigentlichen Grund, denn so lange das Haus im Besitz des alten Herrn war, hatte noch kein Besuch aus der Fremde die patriarchalisch lebende Familie heimgesucht. Das Ganze war das Eigenthum des alten Professors, und sein Werth machte so ziemlich sein ganzes Vermögen aus, welches er eben auf diesen Ausbau verwendet hatte, während er seine geringen Bedürfnisse reichlich von seiner Pension als ehemaliger Lehrer der Stadtschule und seinem Gehalte als Beamter der Sternwarte bestritt.

Es war der Abend eines Sonntags und die beiden Alten saßen in des Professors Wohnzimmer, wie es seit Jahren Sitte bei ihnen war, wenn sie allein das Haus hüteten, während sie sich in den Musiksaal des obern Stockwerkes begaben, sobald der Sohn daheim war. Eine hell brennende Lampe, von einem Lichtschirme beschattet, stand auf einem mit einer grünen Damastdecke geschmückten Tische. Der Fußboden war mit einem warmen einfachen Teppiche bekleidet; an den Wänden standen meist Bücherschranke, ein großer Arbeitstisch und verschiedene den Wohnort eines Gelehrten andeutende Gegenstände.

Auf dem Sopha hinter dem Tische saß die jetzige Hausfrau, die gute Tante Lisbeth, im sonntäglichen schwarzeidenen Ueberrock und schneeweißer Tüllhaube, eine

grüne Brille auf der leicht gebogenen Nase, und das sanfte blaue Augenpaar in dem bleichen etwas mageren Gesichte auf den wollenen Strickstrumpf gerichtet, den sie in Händen hielt und damit offenbar ein nothwendiges Bekleidungsstück für den abwesenden Liebling vollendete. Ihr zur Seite, im schwarz-manchesternen Schlafrock, einen großen Quartband vor sich auf dem Tische, mit seinen noch kräftigen Augen selbst die kleinste Schrift überwindend, saß der alte Professor, eine ebenfalls etwas magere und sogar vertrocknete, aber immer noch bewegliche Gestalt mit feinen Gliedern, schneeweißem Kopfe und ungemein gutmüthigen, etwas nachdenklichen Zügen. Neben Beiden auf einem kleinen Schenktische siedete, wie alle Abende, die große messingene Theemaschine, und daneben standen auf reichbemalten alten Porzellantellern verschiedene Speisen, die sich zum leichten Abendbrod eigneten.

Zur Seite der Tante auf dem grünen Plüschsofa saß ein majestätischer großer schwarzer Kater, behaglich schnurrend, bald seine Herrin, bald deren Bruder mit einem Gluthblicke betrachtend und dann und wann die glänzenden Pfoten leckend; um den Tisch endlich herum auf dem warmen Fußboden lagen ein halbes Dutzend Hunde von verschiedenen Racen, Farben und Größen, von denen der größte ein schwarzer Neufundländer, der kleinste ein gelbbrauner Affenpinscher, ein großer, schneeweißgewaschener, sehr schöner Pudel aber das Prachtstück der ganzen Menagerie war. Sämmtliche Hunde lagen auf dem Boden, schliefen und schnarchten leise,

denn laut durfte keiner seine Stimme vernehmen lassen, dafür sorgte eine lederne Hundepeitsche, die, mehr als Schreckmittel denn zum Gebrauch bestimmt, im Bereiche der Hand des Hausherrn auf einem Stuhle lag.

Der alte Herr war in sein Studium so tief versunken, daß er es nicht einmal bemerkte, als sich seine Schwester langsam von ihrem Sitze erhob, den Wachsstock anzündete, ihren Schlüsselkorb nahm und sich leise aus dem Zimmer entfernte, um, von Jack, dem Affenpinscher gefolgt, der es für seine Pflicht zu halten schien, seine Gebieterin auf Schritt und Tritt durch das ganze Haus zu begleiten, sich in das obere Stockwerk zu begeben.

Auf dem Corridor vor dem Wohnzimmer angekommen, wo eine ungeheure altfränkische Wanduhr mehr rasselte als tickte, faßte sie zuerst vorsichtig nach dem Drücker der Hausthür, die sie fest verschlossen fand. Dann im Hintergrunde des Hausganges beiläufig einen Blick in die Küche werfend, wo die rothwangige Magd im Sonntagsspencer saß und strickte, schritt sie gemächlich die Treppe hinauf, schloß die Treppenthür und eine messingbeschlagene Flügelthür auf und trat in das Wohnzimmer des abwesenden Pflegesohnes. Hier, obgleich es Abend und schon längst dunkel war, empfing sie wie zum Gruße ein melodisches Girren, Schnalzen und Piepen, denn es hingen an den tiefen Fensterwänden von oben bis unten herab Käfige, gefüllt mit verschiedenen auserlesenen Singvögeln; im untersten großen Holzkäfig saßen, schon träumend, aber bei ihrem Eintritt erwachend,

vier wunderschöne Lachtauben, die sogleich ihr fröhliches Gegurre hören ließen. Auf einer beweglichen Stange, die an messingenen Ketten von der Zimmerdecke herabhing, hockte ein grüner Papagei, der sehr deutlich sein: ›Lore, guten Abend‹, vorbrachte, und ihm gegenüber vor dem zweiten Fenster ein reizendes Kapuzineräffchen, das sogleich aus dem Schlafe erwachte, als die alte Dame hertrat, die stets alle Taschen voll Knackmandeln, Rosinen und Bisquit hatte, was sie auch jetzt durch die That bewies.

Nachdem Bergamo seine Mandel erhalten, leuchtete Tante Lisbeth rings umher und fand Alles in schönster Ordnung, wie sie es schon vorgestern, gestern und heute zum sechsten Male gefunden. Auf dem Tische vor dem Sopha und auf dem Arbeitspulte lagen die zumeist gebrauchten Bücher, wie es Joseph so gern hatte, alle Stühle standen auf dem gehörigen Platze, die Vorhänge, die Rouleaux von blendendster Weiße waren in Ordnung, und selbst das Bett im Nebenzimmer war aufgeschlagen und Schlafrock und Pantoffeln hingen und standen an Ort und Stelle.

Von ihrer letzten Umschau vorzüglich befriedigt, trat sie an die Vogelkäfige, die meist von Messing und höchst sauber geputzt waren, und dann in die Vogelstube, um sich zu überzeugen, daß jedes Thier sein Futter und Wasser habe, damit Joseph, wenn er etwa heute käme, nicht den Verdacht schöpfte, man habe einen seiner Lieblinge in seiner Abwesenheit hungern oder dursten lassen. Als

auch das vollendet, warf sie einen Blick in den nebenanliegenden Musiksaal. Hier stand an der Hauptwand ein schöner Wiener Flügel, das kostbarste Stück des ganzen Haushalts, daneben des alten Professors Lieblingsinstrument, ein Cello, wohlbewahrt in seinem Gehäuse, und verschiedene andere Kasten, deren Form schon anzeigte, daß Violinen ihren Inhalt bildeten. Sonst war in dem ziemlich großen und hohen Raume, der mit einer hellen Tapete bekleidet und dessen drei Fenster mit äußerst dünnen Mousselinvorhängen geschmückt waren, nichts zu sehen als einige kleine Tische, ein Dutzend Stühle und drei bis vier Notenpulte.

Auch hier gab es nichts mehr zu ordnen, denn Alles befand sich in bester Verfassung, und so begab sich Tante Lisbeth wieder die Treppe hinab, um zu ihrem schweigsamen Bruder zurückzukehren. Aus der Küche trat ihr jetzt die Magd mit ihrer Lampe entgegen und fragte, ob vielleicht irgend etwas zu thun sei.

»Nein, Grete, für den Augenblick nichts. Aber aufgepaßt, sage ich Dir, denn er kommt heute, er kommt gewiß – Kater Murr, wie er ihn nennt, obgleich sein Name eigentlich Peter ist, leckt sich ohne Unterlaß die Pfoten, und das hat noch niemals etwas Andres als Besuch bedeutet. Bei dem geringsten Geräusch vor der Thür öffnest Du, damit er nicht zu lange zu warten braucht, was sehr unangenehm ist, wenn man von der Reise kommt.«

Grete lächelte, denn sie hatte diesen Befehl jeden Abend zehnmal empfangen, sowie gehört, daß Kater

Murr, oder eigentlich Peter, sich ohne Unterlaß die Pfoten lecke.

Gleich darauf trat Tante Lisbeth bei ihrem Bruder ein, der immer noch las und gar nicht wußte, daß er eine Zeitlang allein gewesen war. Vorsichtig über die auf dem Teppich liegenden Hunde schreitend, um keinem auf den Schwanz oder eine ausgestreckte Pfote zu treten, kam sie glücklich an ihrem Sopha an, streichelte Kater Murr, eigentlich Peter, den glänzenden Rücken, der sich sogleich unter ihrer Hand bogenförmig gestaltete, und ließ sich dann geräuschlos auf ihren weichen Sitz nieder, wobei sie jedoch nicht verfehlte, einen erstaunt fragenden Blick auf den lesenden Bruder zu werfen, der sich durch Nichts stören ließ und in sein astronomisches Werk über die Maaßen vertieft war. Ihn dann eine Weile schweigend beobachtend, sann sie offenbar auf eine weibliche List, um zu ihrem Zwecke zu kommen, den Professor zum Sprechen zu bringen, da sie aus Erfahrung wußte, daß eine absichtliche Unterbrechung seiner Arbeit ihm unangenehm war. Plötzlich hatte sie gefunden, was sie suchte. Sie gab dem den Kopf erhebenden Pudel Hektor einen Wink, den derselbe sogleich verstand und befolgte. Er erhob sich langsam von seiner behaglichen Stelle, gähnte, reckte alle vier Pfoten nach den vier Himmelsgegenden – beiläufig ein Kunststück, welches ihn die Natur gelehrt, der Professor aber vervollkommnet hatte – und kam dann schweifwedelnd heran, seine bis auf einen ungeheuren

Schnurrbart geschorene Schnauze auf das Knie der Herrin legend und sie freundlich fragend anblickend, wie nur ein kluger Pudel es versteht.

»Hektor!« sagte sie dann halblaut – ein Ton, der, wie sie wußte, den studirenden Bruder, mehr störte, als das gewöhnliche laute Sprechen – »Paß auf – er kommt! Ich glaube, die Post ist schon in die Stadt eingefahren.«

Augenblicklich erhob der Lesende sein Haupt und schob das große Buch weit von sich, ein Beweis, daß er zu studiren aufhöre und zur Unterhaltung geneigt sei.

»Meinst Du?« fragte er, beinahe neugierig aussehend. »Woher weißt Du, daß er kommt?«

»Aha! Also endlich! Erlauben es wirklich die Sterne am Himmel, daß Du Dich einmal um Menschenkinder auf der Erde bekümmerst? Ich glaubte schon, ich würde heute meinen Thee allein trinken müssen, da Du kein Ende finden konntest.«

Der gelehrte Professor starrte seine Schwester lautlos an, obgleich sie die vorigen Worte nur scheinbar ernst, aber innerlich lächelnd über ihren leichten Sieg und ihre häusliche Obergewalt gesprochen hatte, schlug dann das Buch zu und stellte es an seinen gehörigen Platz.

»Du sollst den Thee nicht allein trinken, Lisbeth, ich bin schon gehorsam, wie immer – aber wie – Du hast ihn ja noch nicht fertig gemacht – worauf wartest Du?«

»Auf Dasselbe oder vielmehr auf Denselben, auf den Du wartest. Joseph kommt heute bestimmt, oder es giebt keine Ahnungen mehr in der Welt.«

»Meinst Du wirklich? O, das wäre herrlich! Ich habe eine wahre Sehnsucht nach dem Jungen und mir fehlt mein Duo des Abends – bei Gott! Und erst recht sehne ich mich nach ihm, seitdem vorgestern der Brief kam, der ihn drei Wochen früher ankündigte, als wir ihn erwartet hatten.«

»Ja, so ist der Mensch, mir geht es eben so. Aber, Joseph, höre mich an, hast Du noch nicht wieder nachgedacht, was für ein seltenes Thier er wohl mitbringt?«

»Mein Kind, was soll da das Nachdenken? Hier hilft weder Logik, noch mathematische Gleichung, weder Zoologie noch Sprachenkunde, hier hilft allein – Geduld. Es giebt viele Tausend Arten Thiere auf der Welt, ich könnte also viele Tausend Mal etwas Falsches erdenken, ehe ich das Rechte träfe, es wäre mithin eine sehr vergebliche Mühe.«

»Ja, aber, ich weiß doch nicht – mir kommt es immer vor, je mehr ich über seinen Brief nachdenke, als ob es etwas recht Schönes und Seltenes sein müßte. Denn überlege es Dir einmal selbst, es ist ja gerade der Grund, daß er drei Wochen früher zurückkommt, als er beabsichtigte, und auf Triest und Venedig hatte er sich doch das ganze Jahr gefreut! Es muß also ein wichtiges Exemplar sein, was er heimbringt. Wo werden wir es nur lassen?«

Der Professor dachte über den Anfang der Rede seiner Schwester nach, über ihre letzte Frage war er jedoch unbesorgt; denn wenn Joseph das bewußte Thier unterwegs haben und halten konnte, so konnte er es auch im Hause haben und halten – das war ein logischer Schluß

und Logik liebte und übte der Professor in allen Dingen, selbst den allertäglichsten.

»Gieb noch einmal den Brief her,« rief er plötzlich. »Zum Teufel, wo ist er denn, ich habe ihn doch vorher erst auf diesen Tisch gelegt?«

Die Schwester griff heimlich in ihr Busentuch wo sie die Briefe des Lieblings am liebsten bewahrte, weil sie ihr da allein gehörten, reichte ihn hin und sagte: »Da hast Du ihn.«

Der Professor las den zehnmal gelesenen Brief noch einmal durch, immer langsamer und langsamer und rief dann: »Es ist richtig, wie Du sagst: er schreibt, heute Abend reise ich von Prag ab, einen Tag halte ich mich in Dresden auf, spätestens in sechs Tagen also bin ich bei Euch. Der sechste Tag ist heute. Wann kommt die Post?«

»Um neun Uhr – jetzt ist es dreiviertel vorbei.«

»Ha! Also in einer Viertelstunde!«

Und die Alten geriethen vor Erwartung und Sehnsucht in solche Unruhe, daß sie ihre Lieblinge aus ihrer Ruhe scheuchten, die, um nicht von dem hin und her laufenden Geschwisterpaar getreten zu werden, mitten aus dem Zimmer sich in die Ecken flüchten mußten.

Endlich, Punkt neun Uhr – man hörte die Stunde von einem Thurme aus der Stadt her deutlich schlagen, ehe sie noch die Hausuhr verkündet, konnten sie ihre Unruhe kaum beschwichtigen. Der alte Professor setzte sein schwarzes Sammetkäppchen auf, öffnete ein Fenster und lauschte hinaus.

»Ich möchte einmal selbst zur Post laufen,« sagte er, sich in's Zimmer zurückwendend, »da wüßte ich ja bestimmt, wann sie ankommt.«

»Nein, das hat er sich verboten. Er will nicht an der Post erwartet sein und die Sachen läßt er sich vom Postboten tragen.«

»Wenn er nun aber einen großen Kasten, etwa mit einem jungen Löwen hätte?«

»Großer Gott, wie Du mich erschreckst! Er wird uns doch kein Raubthier in's friedliche Haus bringen?«

»Haha! Am Ende doch! – Du fürchtest Dich und sagst stets, Frauen hätten nie Furcht – ist das Logik? Ja, Weiberlogik!«

»Schweig mir mit Deiner Logik! Wenn er wirklich ein Raubthier brächte, dann wollten wir doch einmal sehen, wer von uns Beiden die wenigste Furcht hätte.«

In diesem Augenblick sprang der Pudel in die Höhe, dem sogleich die andren Hunde folgten, und alle erhoben ein entsetzliches Geheul. Sie hatten mit ihren feinen Ohren in der Ferne Jemanden sprechen hören und vielleicht schon ihren jungen Herrn erkannt. Auch hatten sie sich nicht geirrt. Zwei Minuten später kamen drei Menschen vor das Gitterthor des Gartens, von denen einer zwei Koffer trug. Eine größere Gestalt hielt eine kleinere an der Hand.

»Hoho!« rief eine fröhliche klangreiche Stimme – »Grüß Euch Gott! Da bin ich!« Und in's Fenster herein

schaute der Liebling des ganzen Hauses, auf seinem freien Arm ein kleines Bologneserspitzchen tragend, offenbar aus Vorsicht, damit ihm bei seinem Eintritt in's Haus von den größeren Hunden kein Schaden geschehe.

»Joseph! Guten Abend, guten Abend!« tönten zwei glückliche Stimmen ihm entgegen, aber gleich darauf rief die des Professors: »Ah! er hat einen Hund, es ist nur ein Hund, Lisbeth, den er mitbringt.«

»Meinetwegen auch ein Pferd, Alter; ich danke Gott, daß er da ist und wir ihn wieder haben.« Und hinaus sprangen Beide auf den Flur, um den geliebten Reisenden mit den zärtlichsten Armen zu umfassen.

Aber wie erstaunten sie, nachdem sie ihn und dann den reizenden Hund, wie Tante Lisbeth ihn genannt, geliebkost, als sie plötzlich hinter ihm her ein Kind aus dem Schatten des Abends hervor treten sahen. Beide jedoch sagten kein Wort, nur ihre Augen deuteten in die Richtung, wo Rachel sich hinter ihrem Beschützer verbarg, und dennoch verstand sie der Pflegesohn auf der Stelle. »Meine Lieben,« rief er, »schafft einmal erst alle Hunde hinaus nach dem Hofe, damit die Stube leer wird – das Kind ängstigt sich, da es sie alle heulen hört, ich sehe es.«

Der Professor eilte in die Stube zurück und in kurzer Zeit war das wichtige Werk vollbracht, alle Hunde waren auf den umzäunten Hof gesperrt, wo sie nun ungehindert ihren Freudengefühlen freien Lauf lassen konnten.

Bald darauf waren die vier Personen, nachdem der Träger entlassen worden und die Magd die beiden Koffer

in Empfang genommen hatte, in das Zimmer des Professors getreten und Rachel fing, von Joseph dazu ermuntert, an, sich ihres Hutes und ihrer äußeren Reisehüllen zu entledigen. Unterdessen suchten die beiden Alten verstohlen sich in's Gesicht zu blicken, und Tante Lisbeth gelang es sogar, ihrem Bruder zuzuflüstern: »Ich glaube, es ist ein Judenkind, Joseph!« worauf er, unwillig, von seinem Sohne möglicher Weise beim heimlichen Flüstern ertappt zu werden, ziemlich laut rief: »Meinetwegen eine Mohrin, Lisbeth, warte die Zeit ab, es wird sich Alles lösen.«

Und in der That, es löste sich bald. Denn nachdem der Thee rasch getrunken und dabei das nöthige Backwerk verzehrt war, sagte Joseph der Jüngere freundlich zu dem Kinde: »Rachel, es ist spät geworden und Du wirst von der langen Reise müde sein. Meine Tante wird Dich zu Bett bringen; geh, mein Kind, und schlafe wohl bis morgen.«

Rachel, gehorsam wie immer und schnell Alles tuend, was ihr Beschützer befahl, verneigte sich rings und folgte dann der alten Tante, die um so mehr eilte, um bald zu erfahren, was es mit diesem Kinde für eine Bewandniß habe und wie es in ihr Haus komme. Sie führte es in das sogenannte Besuchszimmer, wo das schnell bezogene Bett bald im Stande war, den neuen kleinen Zögling in Empfang zu nehmen. Als Tante Lisbeth wieder im Wohnzimmer erschien, fand sie alle Hunde darin vor, die von ihrem jungen Herrn einzeln mit freundlichen Worten und Streicheln begrüßt wurden. Dann aber sich auf das

Sopha niederlassend, wo heute auch Joseph Platz nehmen mußte, schlug sie die Hände zusammen und rief: »Nun, Joseph, erzähle, erzähle, wie bist Du zu dem kleinen Mädchen gekommen und was hast Du mit ihr vor?«

Das war denn nun bald geschehen und in zehn Minuten wußten die beiden menschenfreundlichen Geschwister Alles von dem Judenkinde aus Prag, was wir selber von ihm wissen. Und mehr war in der That nicht nöthig, um das seltsame Paar mit der innigsten Theilnahme für das elternlose Kind zu erfüllen, außerdem hatte es Joseph, ihr Joseph, ihnen gebracht, und das war genügend, alle Sorgfalt, die sie demselben früher selbst zugewendet, auch jetzt seinem neuen Zögling zuzuwenden. Wenn Rachel, die, nur wenige Schritte von den noch wachen Versammelten entfernt schon schlief, im Stande gewesen wäre, die darauf folgende Unterhaltung zu vernehmen und die Pläne anzuhören, die über ihre fernere Lebensstellung sogleich besprochen, eingeleitet und nur auf den nächsten Tag hinausgeschoben wurden, sie hätte zufrieden sein und lächeln können, daß sie unter so vielen Millionen gütiger Menschen, welche die große Erde bewohnen, gerade dem durch seine äußeren Verhältnisse mit seinen Pflegeeltern so günstig gestellten Joseph Sohn in die Hände gefallen war.

Erst nach Mitternacht hatte Joseph Alles berichtet, was ihm auf der Reise begegnet war, und noch eine halbe Stunde später erst hatte man sich über Alles geeinigt, was mit dem neuen Ankömmlinge geschehen sollte, denn daß

mit dem dürftig erzogenen, in Allem vernachlässigten Judenthume Viel geschehen mußte, um es die versäumten Jahre nachholen und mit Bewußtsein in den Kreis Derer eintreten zu lassen, die seine fernere Erziehung übernommen, darin waren alle Drei einig, die über diese Erziehung zu wachen sich heute Abend das stillschweigende Gelübde abgelegt hatten.

SECHSTES KAPITEL. RACHEL SCHAWAI.

In den nächsten fünf bis sechs Tagen herrschte im Hause des Professors Sohn eine darin selten gesehene Rührigkeit und Thätigkeit, und namentlich suchte Tante Lisbeth den Beweis zu liefern, daß sie ein bedeutendes Gewicht in die Waagschaale des Hauswesens ihres Bruders zu legen habe. Unter zwei oder drei Näherinnen in ihrem Zimmer waltend, ordnete sie mit ihrer vollen Herzensgüte und umsichtigen Sorgfalt Alles an, was zur Herstellung einer vollständigen Garderobe des neuen Pfleglings erforderlich war. Mit den Männern kam sie in diesen Tagen nur wenig, fast allein nur bei'm Mittagessen und in den späteren Abendstunden in Berührung, denn diese wußten wohl, daß sie während der so wichtigen Beschäftigung der überthätigen Hausfrau sich jedes Eingriffs in ihr Amt oder jeder Störung desselben zu enthalten hatten. Sie gingen daher, theils gemeinschaftlich, theils jeder für sich ihren Geschäften nach, und wenn sie einmal ihre gewöhnlichen Studien eine Stunde unterbrachen, so erholten sie sich auf einem angenehmen Spaziergange oder plauderten in ihrem Zimmer zusammen, je nachdem das

Wetter das Eine oder Andere wünschenswerther machte. Der Pflege der Musik aber hatten sie in diesen Tagen noch nicht gedacht, denn dazu fanden sie noch nicht die gehörige Ruhe; erst mußte Tante Lisbeth frei von ihren augenblicklichen Sorgen sein, bevor sie alle Drei, oder jetzt Vier, zu jenem hohen Genusse vereint den Musiksaal als Sammelplatz aufsuchten und ihre so lange verlassenen Gefährten, den Flügel und das Cello, wieder begrüßten.

Diese ersten wenigen Tage aber waren hinreichend gewesen, die älteren Bewohner des Hauses zu belehren, daß die kleine Person, um deren willen alle diese Unruhe und Rührigkeit herrschte, derselben wohl würdig sei, denn Rachel hatte sich schnell allen Mitgliedern ihrer jetzigen Familie auf ihre Weise dienstbar und willfährig gezeigt. Joseph hatte ihr nur einmal gesagt: »Rachel, gieb Acht, was mein Vater und Tante Lisbeth gern haben und suche Beiden gefällig zu sein,« und dies Wort hatte genügt, die ganze angeborene Regsamkeit des so reich begabten Kindes in Bewegung zu setzen. So ging sie der Hausfrau in Allem zur Hand, was diese vornahm oder vornehmen lassen wollte, sie lief, holte, brachte, that was ihr geheißen, mit einer Schnelligkeit und Pünktlichkeit, daß Tante Lisbeth sehr bald auf den Gedanken gerieth, dieses Naturkind, das so wenig unter gebildeten Menschen gewesen und von zärtlichen Händen gepflegt sei, habe eine größere Anlage zum Apportiren empfangen, als selbst der darin unübertreffliche Pudel Hektor.

Dem ernstern Professor gegenüber verhielt sie sich allein noch etwas scheu und zurückhaltend, vielleicht weil

er in Folge seiner anhaltenden Beschäftigung am wenigsten mit ihr sprach und sich um sie bekümmerte, vielleicht aber auch weil ihr sein Alter und seine natürliche Würde auf eine ungewohnte Weise imponirte. Um ihren Freund Joseph dagegen drehte sich ihr ganzes Dichten und Trachten, und es bedurfte nur eines Wortes der Tante Lisbeth, als: »Rachel, geh' einmal zu Joseph und sieh, ob er Etwas bedarf,« so sprang sie schon wie ein Reh die Treppe hinan, horchte erst leise an der Thür, ob sie ihn auch nicht störe, und trat dann leise wie eine Elfe bei ihm ein, mit wenigen Worten, aber freudig funkelnden Augen den gegebenen Auftrag auszurichten. Erlaubte ihr Joseph dann, ein Weilchen in seiner Nähe zuzubringen, so war ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, sie schaute sich dann rings in seinen Zimmern um, legte Dies und Jenes zurecht und beschäftigte sich vor allen Dingen damit, seine Vögel zu betrachten und ihm die Wartung und Pflege derselben abzulauschen, zu welchem Behufe sie sich gern Morgens bei ihm einfand, wenn die Fütterung vor sich ging.

Als nun Rachel sich allmählig an das regelmäßige und stille Hauswesen gewöhnt, als sie heimisch darin geworden war und das neue ungewohnte Leben ihr keine Verwunderung mehr einflößte, so daß man die Hoffnung hegen konnte, sie werde dem so nothwendigen Unterrichte gewachsen sein, begann zufolge einer Berathung der drei ihre Zukunft überwachenden Personen dieser Unterricht allmählig selbst. In den kleinen Handarbeiten des weiblichen Geschlechts übernahm Tante Lisbeth selber die

Unterweisung, für den Elementarunterricht aber mußte man ein geeignetes Individuum ausfindig machen, da man ja die an Jahren schon vorgeschrittene Rachel nicht in den ihrer Unwissenheit entsprechenden Unterricht mit ganz kleinen Kindern bringen konnte. Der Professor war so glücklich, einen älteren Lehrer zu finden, der mit ganzer Hingebung sich diesem Geschäfte unterzog, und als Rachel erst begriff, um was es sich handele und daß sie recht rasche Fortschritte machen müsse, um das seit Jahren Versäumte flugs nachzuholen, warf sie sich mit voller Brust in die Arbeit und es dauerte nicht lange, so konnten alle Betheiligten mit dem erzielten Erfolge zufrieden sein. Spielend lernte sie lesen, schreiben und rechnen, und als man in den langen Winterabenden bei einander saß, bald las und bald sprach, der Unterricht auch während der Unterhaltung und durch dieselbe fortgesetzt wurde, da ergab sie sich mit einem Eifer dem Lesen, daß selbst der alte Professor bekennen mußte, niemals einen gelehrigeren und fleißigern Schüler gesehn zu haben. Dieser Eifer der Lernenden spornte aber zu gleicher Zeit die Lehrenden an und bald glaubte man so weit gekommen zu sein, die kleine Schülerin einer öffentlichen Schule anvertrauen zu können, was sich denn in der Folge auch als sehr nützlich erwies.

Wie es sich von selbst versteht, nahm Rachel auch an den christlichen Andachtsstunden ihrer Gefährtinnen Theil. Da sie erst jetzt von den verschiedenen Religionen wie von der Geschichte der Menschheit Kenntniß erhielt, also keine besondere Vorliebe für den Glauben hegte, in

dem sie geboren war, so konnte man auf keine Hindernisse von ihrer Seite stoßen, in dem Glauben erzogen zu werden, der von dem ihrer Vorfahren und Eltern abwich. Allerdings erregte der rein jüdische Name, sowie ihr mit jenem eigenthümlichen orientalischen Gepräge ihres Volkes gezeichnetes Gesicht sofort den Verdacht, daß sie eine geborne Jüdin sei, allein in Bremen, wo es so viele angesehene Judenfamilien giebt und wo man frei von den gehässigen Vorurtheilen so mancher anderen Stadt ist, that ihr das nicht den geringsten Abbruch, und unter den Kindern, mit denen sie aufwuchs, war zufällig keins, von jenen böswilligen und ränkesüchtigen Geschöpfen, die es ihr zufolge ihres Aussehns und Namens zum Vorwurfe machten, nicht von Christeneltern geboren zu sein. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihr einen Namen beizulegen, der weniger an ihre Abstammung erinnerte, allein in der ersten Zeit dachte Niemand im Hause des Professors daran, und späterhin hatte man sich so an diesen Namen gewöhnt und fielen auch andere wichtige Ereignisse vor, daß die allgemeine Aufmerksamkeit ganz davon abgelenkt wurde; und als schließlich Dinge sich zutrug, die unserer weitem Erzählung vorbehalten sein werden, war es zu spät, das einmal Unterlassene nachzuholen, und Rachel, obwohl eine Christin geworden, galt überall und immer für Das, was sie ihrem Namen und ihrem Aussehn nach schien, für eine Jüdin.

Doch wir sind hiermit der Zeit schon vorausgeschritten und kehren wieder in die ersten Tage ihres Aufenthaltes im Hause des Professors zurück. Bald nachdem die

Schneiderinnen und Näherinnen aus dem Reiche Tante Lisbeth's entlassen waren und Rachel's Kleiderschrank sich mit allen nothwendigen Erfordernissen gefüllt hatte, regte sich bei den Bewohnern des kleinen Landhauses die Lust wieder, ihre Abendconcerte zu beginnen, und so finden wir eines Abends den Professor und seine Schwester im behaglich erleuchteten Musiksaale, die Ankunft Joseph's erwartend, der einen seiner gewöhnlichen weiten Spaziergänge unternommen hatte. Tante Lisbeth saß mit ihrem Strickstrumpfe auf einem Stuhle und hörte mit Andacht – denn auch sie war eine enthusiastische Verehrerin der schönen Tonkunst – dem vortrefflichen Spiele ihres Bruders zu, der neben dem geöffneten Flügel saß und eine Phantasie von Romberg auf dem Cello spielte, das er als ein der ganzen Stadt bekannter Virtuos meisterhaft beherrschte. Rachel saß noch im unteren Zimmer mit ihrem Lehrer, als ihr zum ersten Mal die wunderbaren Töne vom oberen Stockwerke her in die Ohren rauschten und ihr fernerhin alle Lust an der Arbeit und alle Aufmerksamkeit auf den Vortrag ihres Lehrers benahmen. Da dieser nun die vorgeschriebene Zeit verstrichen sah, so packte er seine Bücher zusammen, bot seiner Schülerin einen guten Abend und entfernte sich. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so schlüpfte Rachel auf den Flur, horchte aufmerksam, sprang dann leicht wie eine Feder die Treppe hinan und kauerte sich auf dem oberen Flure dicht an der Thür nieder, aus der die seltsamen Töne ihr entgeschallten.

Sie mochte noch nicht zehn Minuten diesen Platz eingenommen haben, als Joseph nach Hause kam und, da er Niemand im untern Stockwerke fand, wohl aber schon von Außen den Musiksaal erleuchtet gesehn hatte, sich sogleich eben dahin begab, um endlich sich wieder der herrlichen Kunst zu widmen, von der er durch seine Reise und seine gegenwärtigen Beschäftigungen so lange zurückgehalten worden war.

Obgleich er ziemlich kräftig die Treppe hinauf schritt, so vernahm Rachel, deren feinem Ohre sonst kein Fußtritt von ihm entschlüpfte, doch diesmal nichts von ihm; mit ganzer Seele der Thür zugeneigt, den Kopf dicht an die Spalte gedrückt, stand sie horchend, athemlos und innerlich entzückt da.

»Rachel!« rief Joseph. »Was machst Du hier? Warum gehst Du nicht hinein?«

Erschrocken wie nie, als sei sie auf einer Uebelthat er tappt, drehte sich Rachel herum und zeigte dem Ankommenden ein mehr wie je bleiches Gesicht, und als Joseph sie bei der Hand nahm, fühlte er sie brennen und ihre Finger in den seinigen zucken.

»Bist Du krank, mein Kind?« fragte der junge Mann besorgt.

»Nein, Joseph, aber die Musik da drinnen ist zu schön.«

»So komm doch hinein, dann kannst Du sie ja noch besser hören.«

So trat er denn mit ihr in's Zimmer und begrüßte die Verwandten, die sich sogleich zu ihm wendeten und ein

Gespräch mit ihm begannen. Unterdeß glitt Rachel, von Niemandem beachtet, leise, leise an das Instrument, welches der Professor an einen Stuhl gelehnt hatte, betrachtete es mit beinahe feierlicher Sorgfalt von allen Seiten und setzte sich dann stumm auf einen Stuhl nieder, den Augenblick mit Herzklopfen erwartend, wo das sonderbare Gehäuse seine Stimme würde von Neuem ertönen lassen.

Sie sollte nicht lange warten. Der Professor, der sich bald mit Joseph verständigt hatte, was sie heute musirciren wollten, setzte sich und spielte Joseph zuerst ein Solo vor, das er in seiner Abwesenheit componirt hatte und welches reich an Schönheiten war, wie sie so mannigfaltig und wunderbar nur ein Cello hören läßt, wenn es ein fertiger Meister spielt.

Als der Vortrag zu Ende war, ließ Joseph sein Bravo! Bravo! erschallen und wollte sich eben zum Flügel begeben, als ein unterdrücktes Schluchzen von der Ecke her, in der Rachel saß, seine Aufmerksamkeit auf diese lenkte.

Als er sie bitterlich weinen sah, blickte er verwundert die Pflegeeltern an, denn er erinnerte sich sogleich an jene Scene in der St. Nikolaikirche zu Prag, wo ihm zum ersten Male das feine Gefühl für Musik an dem Judenkinde aufgefallen war. Freundlich der Weinenden zusprechend ergriff er ihre Hand, zeigte und erklärte ihr das Instrument und erweckte von Neuem in ihr den Trieb, das wunderbare, hohle Wesen anzustauen, in dessen Innerm die

herrlichen Töne schliefen. So fühlte sie sich bald wieder beruhigt und Joseph wollte sich abermals zum Flügel wenden, als Rachel fragte: »Wie heißt dies Instrument?«

»Man nennt es das Cello.«

»Kann es jeder Mensch spielen lernen?«

»Jeder Mensch, der Lust und Neigung dazu hat.«

»So laß mich Cello spielen lernen.«

Die Anwesenden lächelten und bemühten sich abwechselnd, ihr zu beweisen, daß das Cello ein Instrument sei, welches in der Regel nur Männer spielten.

»Spielen Mädchen kein Instrumente?«

»Gewiß, Rachel, zum Beispiel das da.«

»Was ist das für eins?«

»Ein Klavier oder ein Flügel, wie man auch sagt. Willst Du es einmal hören?«

»Ich bitte Dich darum.«

»So komm her und gieb Acht, wie man es macht, um ihm seine schöne Stimme abzulocken.«

Joseph setzte sich vor sein Lieblingsinstrument, auf dem *er* Meister war, und ließ einige kraftvolle Accorde hören. Dann aber spielte er ein Mendelssohn'sches Lied mit einem Ausdruck und einer Innigkeit, daß er das Herz seiner älteren Zuhörer selber entzückte. Als er fertig war, wandte er sich zu Rachel, die dicht neben ihm gestanden und mit wahrer Begeisterung die Griffe seiner Finger verfolgt hatte, und fragte sie, wie ihr dies Instrument gefalle?

Diesmal weinte Rachel nicht. Auch sah sie nicht bleich, nicht erschrocken, nicht niedergeschmettert aus. Glühend war ihr Gesicht, ihre Augen funkelten wie von Empfindung einer namenlosen Wonne, und ihre freudige Bewegung war von der Art, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

»Nun, gefiel Dir das?«

»O, köstlich, köstlich, Joseph!« und sie schlug vor Entzücken in die Hände und legte sie liebevoll um seine Schultern.

»Nun, wenn es Dir Vergnügen macht, dies Instrument kannst Du spielen lernen und ich selbst will und kann darin Dein Lehrer sein.«

»O, Du machst mich zu glücklich. Aber wie lange dauert es wohl, bis ich es so gut spielen kann wie Du?«

Joseph und die Alten lächelten. »Das wird von Dir selbst abhängen,« sagte der Erstere; je fleißiger Du Dich übst, um so rascher wirst Du die schweren und unangenehmen Anfangsgründe überwinden.«

»O, dann lerne ich Tag und Nacht, aber ich sehe nichts Schweres und Unangenehmes daran. Deine Finger gleiten so leicht darüber hin, wie ein spielender Wind.«

»So schwer wie Du es Dir vielleicht vorstellst, ist es auch nicht, mein Kind,« sagte der alte Professor. »Zeig einmal Deine Hand her, ich will sehen, ob Du Geschick dazu besitzt.«

Rachel reichte kindlich eilig ihre jetzt so weiß gewaschenen Hände hin, daß man außer einem kleinen schwarzen Tintenfleck an der Spitze des Mittelfingers

kein Stäubchen daran wahrnehmen konnte. Der Professor betrachtete lange und aufmerksam Hand und Fingergelenke der kleinen Jüdin, bog sie hin und her und sagte endlich kopfschüttelnd zu seinem Sohne: »Sieh, Joseph, diese wunderbar gestaltete Hand – so etwas habe ich noch nicht gesehn. Ist Dir das nicht schon aufgefallen?«

»Was denn?« Und er beugte sich nieder und staunte in der That ebenso über die merkwürdig gebildete Hand des Mädchens, wie sein Vater. Sie war schmal, aber die Finger lang und edel geformt. Das wäre nun freilich eine Schönheit, aber keine Merkwürdigkeit gewesen, wenn sie weiter keine Eigenschaften besessen hätte. Das Wunderbarste daran aber war, daß sie keine Knochen zu enthalten schien, sondern daß die Knochen knorpelartig weich und namentlich die Gelenke biegsam wie Wachs waren, so daß man, wenn man die Hand in eine andere schloß, sie fast zusammendrücken konnte, wie einen elastischen Gummiball.

Als alle Drei beide vollkommen übereinstimmenden Hände nun lange genug betrachtet und sich verschiedentlich ermunternd angeblickt hatten, sagte der alte Professor: »Rachel, Dein Wunsch, den Flügel spielen zu lernen, soll erfüllt werden. Du sollst auch darin alle Unterweisung erhalten, die wir Dir angedeihen lassen können. Wenn Deine innere Fähigkeit den äußeren Eigenschaften entspricht, die Dir die Natur verliehen hat, so glaube ich, wirst Du schnelle Fortschritte in der Musik machen und wir und Du werden Freude an unserm Bemühen haben.«

»Wann fangen die Stunden an?« fragte Rachel mit glühendem Eifer, der aus allen ihren Poren sprühte.

»Morgen früh. Je früher Du aufstehst, um so länger werden sie dauern.«

»Es ist gut,« sagte Rachel mit einer Entschiedenheit und Festigkeit des Wesens, dir nur diejenigen Menschen besitzen, die durch Zufall an eine Stelle gerathen sind, für die sie die Natur ganz allein bestimmt zu haben scheint. »Nun spielt weiter, ich werde nicht mehr weinen und zittern, da ich nun weiß, daß ich einst auch solche Musik werde machen können.«



Am nächsten Morgen um fünf Uhr war Rachel schon in ihrem Bettchen munter, wusch und kleidete sich im Morgengrauen an und klopfte dann an Joseph's Thür.

»Wer ist da?« fragte der noch im Bette Liegende.

»Ich bin es,« rief Rachel's Stimme, »ich bin fertig und die Stunden können beginnen.«

Joseph lachte laut auf, sprang aus dem Bette und kleidete sich rasch an. »Das ist ein Eifer,« sagte er fröhlich, »wie ich ihn mir nicht vorgestellt. Nun wohlan, wir wollen sehen, was es giebt! Wer weiß, wen wir in dieser kleinen Person vor uns haben, die schon die Gassenbuben in Prag eine Hexe nannten.«

Eine Viertelstunde darauf begann der erste Unterricht, dem täglich ein immer länger dauernder und sich öfter

wiederholender folgte, denn eine Stunde genügte weder der Schülerin, noch sehr bald auch dem Lehrer. Die Fortschritte, die Rachel machte, und das Fassungsvermögen, welches sie dabei entwickelte, gingen so weit über alle Erwartungen des Letzteren hinaus, daß er sein Erstaunen von Tage zu Tage weniger bergen konnte und jetzt eine Arbeit und ein Studium vor sich sah, dessenersprießlichkeit ihm vor kurzer Zeit noch nicht einmal als Ahnung vorgeleuchtet hatte. Der Entwicklungsgang, den Rachel in der Musik einschlug, sowohl im Begreifen des ihr als theoretische Regel Mitgetheilten, wie im praktischen Ausführen des ihr als nützlich und angenehm Vorgelegten verwandelte sich bald in eine Art Sturmflug, und ihr Leistungsvermögen trat als eine wunderbare Erscheinung in's Leben, die man bei hoch begabten und talentvollen Personen sehen muß, um sie glauben oder nur für möglich halten zu können. Wie jenes seltsame tropische Gewächs, welches sich so rasch entwickelt, daß man es beinahe wachsen *sieht*, so entwickelte sich auch Rachel in der Musik, so daß man wie bei jener Pflanze auf die Idee gerathen mußte, es sei allein die geheimnißvoll in ihr waltende und quellende Natur, die solche erstaunlichen Erfolge hervorbrachte. Und mit diesem Fortschreiten in der Vollendung des Einzelnen wie im Umfang des Ganzen war eine unnachahmliche Zähigkeit des Festhaltens, des Gedächtnisses des Erlernenen und eine Fähigkeit, sich in dem einmal Aufgenommenen von selbst weiter fortzubilden, gleichsam von einer Stufe auf die andere, höher gelegene sich zu schwingen vorhanden, wie nur

die Auserlesenen und unter diesen viele von jenem Volke es besitzen, welches wir Christen so oft ungerechter Weise mit einem verächtlichen Lächeln über die Schulter anzusehen belieben. O, man lächle nicht so verächtlich über die geheime geistige Triebkraft dieses Volkes, welches Moses einst das auserwählte Volk Gottes nannte, über die gewaltige Schöpfungsfülle, die in den Kindern desselben schlummert! Man erhebe vielmehr sein Auge anerkennend und mache es groß auf, wenn man die mannigfaltigen Leistungen jener Männer sieht, die aus dem Stamme Israel ihren Ursprung herleiteten und zu allen Zeiten durch unendlich reiches Wissen und Können in jederlei Richtung geistigen Lebens die Welt in Erstaunen und Bewunderung gesetzt haben. Die große Weltensonne, von der alles Licht und Gedeihen ausströmt, hat ihre Geister mit einem unerschöpflichen Triebe, sich emporzuarbeiten und sich ihrer Strahlen zur Verbreitung irdischen Lichtes zu bedienen, erfüllt; der Geist der Erkenntniß vieler Dinge, die Fähigkeit, sie im Innern zu bewahren, zu entwickeln, ist ihnen ein einem so hohen Maaße gegeben, wie nur wenige Andere sie besitzen, und was produktives Talent und Genie betrifft, so besitzen sie es häufiger und oft in viel höherem Grade, als wir, die wir über sie im Ganzen die Nasen zu rümpfen pflegen.

Mit diesem Talente, diesem Genie war auch Rachel Schawai begabt, und ein eiserner Fleiß, ein unbewußt in ihr schlummernder stählerner Wille, ein unaufhörlich sie vorwärts treibender Drang, dies Talent in kurzer Zeit zu

entwickeln und zur Anschauung zu bringen, kam demselben glücklich zu Statten. Joseph erstaunte darüber sehr bald, nicht minder der alte Professor, und da sie nun auch ihrerseits alles Mögliche beitrugen, dies Talent zu hegen und zu pflegen, so war die Wirkung eine um so schnellere und sichtbarere.

Mit diesen Studien im Bereiche der Musik gingen nun die andern Hand in Hand, so daß Rachel's Leben sehr bald nur aus Uebungen, Arbeit und edlem Bestreben in jederlei Richtung zusammengesetzt war. An Spielen, wie sie so gern und natürlich alle Kinder treiben, fand sie nicht den geringsten Gefallen; für Putz, Spaziergehen, oberflächliches Gespräch hatte sie keinen Sinn, ihr ganzes Sehnen und Trachten war fortan nur auf ein ernstes, eigentlich über ihre Jahre weit hinausliegendes Ziel gerichtet, was jedoch den Männern, die an ihr stilles, beschauliches und mehr in sich versunkenes Wesen gewöhnt waren, nicht besonders auffiel. Wollte sie sich einmal von ihren unausgesetzten Uebungen erholen, so ging sie in irgend einer wirthschaftlichen Angelegenheit Tante Lisbeth zur Hand, obwohl man ihr ansah, daß dergleichen nicht ihr Fach, daß sie darin, so zu sagen, nur Dilettantin war. Obgleich nun in diesen häuslichen Leistungen nichts von ihr erwartet, viel weniger noch gefordert wurde, so machte sie sich doch durch mehrfache kleine Aushülfen bei der Hausfrau und den männlichen Mitgliedern des kleinen Hausstandes sehr beliebt, und so kam es denn, daß sie namentlich in den Augen der Letzteren von Tage zu Tage wuchs, da diese an ihren erstaunlichen

Leistungen in Sachen der Kunst erkannten, welche hohe Begabung die Natur in dieses Kind der Armuth, der Niedrigkeit und des menschlichen Elends gelegt habe. Nun erst recht freuten sie sich des glücklichen Gedankens Joseph's, sich des Kindes angenommen zu haben, und sie faßten den eben so männlichen wie hochherzigen Entschluß, dasselbe auf jede Weise zu schützen und zu seiner allgemeinen wie besonderen Ausbildung so viel beizutragen, als in ihren Kräften lag.

Wie verhielt sich nun Rachel diesen menschenfreundlichen Bemühungen gegenüber? Bewies sie sich dankbar? – Mit Worten wenigstens that sie es nicht, denn es war ihr überhaupt nicht gegeben, durch viele Worte ihre Gefühle auszudrücken. Dankbare Empfindungen aber hegte sie gewiß und sie hatte auch sicher das Bewußtsein derselben, denn was war es anders, was sich in ihren Augen aussprach, die ja stets die Regung ihrer Seele wieder spiegelten, wenn sie, sich unbeachtet wissend, mit unsäglichem stillen Behagen ungestört an den wohlwollenden Mienen ihrer älteren Wohlthäter und an dem feurig belebten und thatkräftigen Ausdruck des Jüngern haften konnten? Aufmerksam war sie auf Alles, was um sie her geschah, ohne diese Aufmerksamkeit gerade bemerklich werden zu lassen. Namentlich war sie gern eine schweigsame Zeugin des ernstesten Gesprächs der Männer, wenn

diese Abends ihre Tageserlebnisse, ihre neuen Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften austauschten oder ein gutes Buch, das Werk einer neuen großartigen Erfindung besprachen, wozu in den bedeutungsvollen Zeiten, in denen sie lebten, so oft die Gelegenheit sich bot. Doch am meisten beglückt war sie – und dann verrieth sie sich als Theilnehmerin durch ein sprühendes Funkeln ihres schwarzen Auges, wenn über Musik verhandelt ward, und das geschah oft genug, in der Regel jedoch erst in den späteren Abendstunden nach dem Nachtessen, die überhaupt der Musik geweiht waren, da der Tag nur zu anderen und ernsteren Dingen verwendet wurde. Bei diesen Gesprächen war sie doppelt Ohr und ließ sogar oft ihre leichte Handarbeit ruhen; dann schweigte sie in Entzückungen, die Niemand ahnte, dann ging ihr das Reich der Welt strahlend und glückverheißend auf, einer Welt, für die sie allein geboren war. Natürlich dachte und sagte sie sich und Anderen über diese Entzückungen Nichts, denn noch mehrere Jahre mußten vergehen, ehe sie selbst ihrer Wünsche und Bestrebungen sich bewußt wurde, ehe sie erkannte, warum und wozu sie auf der Welt war, – für jetzt lebte sie nur noch gleichsam in einem vom Nebel der Kindheit beschatteten Elemente, dessen Hülle die Sonne der Zukunft noch nicht zu durchdringen vermochte, obgleich eine dunkle Vorahnung in Gestalt eines unbewußten Dranges nach einem fernabliegenden Ziele ihr in den erleuchtetsten Momenten ihres jetzigen Lebens schon bisweilen vorzuschweben schien.

So verging Allen der Winter ebenso rasch wie angenehm und im Beginn des Frühjahrs konnte man mit behaglicher Befriedigung auf die Leistungen während desselben zurückblicken. Wir meinen jedoch hiermit weniger Das, was man unter sich und mit einander, als was man mit Rachel geleistet, da wir uns mit dieser in gegenwärtigem Kapitel hauptsächlich beschäftigen. Was daher diese anbetrifft, so war sie jetzt in ihr zwölftes Lebensjahr getreten, und ihr Geist, so lange gefesselt, unterdrückt, sprengte vielleicht gerade deshalb, von Tage zu Tage mit größerer Gewalt seine Bande und brach sich Bahn, wie die Blume die Hülsen der Knospe sprengt, wenn die Strahlen der Sonne mit geheimnißvoller Allmacht auf sie einwirken. Schon schrieb sie eine sehr flüssige leserliche Hand, sie konnte jedes deutsch gedruckte Buch fließend lesen, und ein natürlicher, frischer Geist, der erst so weit ist und eine Fülle inneren Dranges und Strebens besitzt, ist ganz dazu geschaffen, ohne Schwierigkeit weiter und weiter vorzudringen. In der Musik aber war sie unstrittig am weitesten vorgerückt. Sie spielte schon allerliebste vierhändige Sonaten mit ihrem Lehrer und verrieth dabei die seltene Fähigkeit, Alles, was sie einmal selbst gespielt oder nur mehrere Male gehört, auswendig zu behalten. Wenn sie nach fleißiger Wiederholung in Gedanken ihr neustes Stück fest inne hatte, dann saß sie träumerisch auf ihrem Stuhle und dachte darüber nach, wie sie wohl diese oder jene Stelle am besten und verständlichsten durch den Ton, die Kraft, den Nachdruck, den sie ihr gab, ausdrücken könne, und Joseph wunderte sich nicht

wenig am nächsten Morgen, wenn sie ihm das eben erst Erlernte auf eine Weise vortrug, wie er sie ihr gar nicht angedeutet hatte und wie sie doch dem Inhalte und dem Wesen desselben vollkommen entsprach.

Wer so das Leben dieser vier Menschen in dem stillen Hause am Walle betrachtete, wie ein Jeder für sich und dann Alle wieder zusammen für und mit einander wirkten und strebten, der mußte sich wohl sagen, daß sie mit diesem Leben zufrieden und darin glücklich waren, und das waren sie in vollem Sinne des Worts. Das ziemlich vorgerückte Alter der beiden Geschwister wurde durch seine gewöhnlichen Gebrechen nur wenig oder gar nicht berührt, sie genossen mit heiterer Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer die Gaben der flüchtigen Stunden, und der junge Mann an ihrer Seite, in ihrer Mitte, strebte mit ruhig klarem Bewußtsein vorwärts, unbekümmert um die Sorgen einer unbestimmten Zukunft, und Rachel endlich ließ, unbeirrt von dieser sowohl wie von der Vergangenheit, ruhig ihren Genius sich entfalten, ohne an das Walten eines unbekanntem Schicksals zu denken, das so oft die Wünsche des Menschen durchkreuzt oder seine Wege in weit von seiner Voraussicht abweichender Richtung führt.

Am ersten Januar des Jahres 1846 war, wie immer um diese Zeit, der Wechsel zu Joseph's weiterer Unterhaltung eingelaufen und wiederum war es eine hinreichend große Summe, um ihm auch in diesem Jahre eine Vergnügensreise zu gestatten. Aber zu dieser Reise hatte der junge Mann diesmal weder Trieb noch Neigung.

Er fühlte sich so glücklich zu Hause, fand seine Zeit so ganz seinen Wünschen gemäß von seinen Lieblingsstudien in Anspruch genommen, daß er zur Freude der Alten eines Tages den Entschluß aussprach, er wolle diesmal sein Vergnügen dem ihrigen unterordnen und zu Hause bleiben, zumal zu einer Reise nach England, wohin er sich am lebhaftesten sehnte, die Mittel denn doch nicht reichten, die ihm zu Gebote standen.

Als Rachel eines Abends vom Aufschub dieser längst besprochenen und für gewiß angenommenen Reise hörte, jubelte sie innerlich hoch auf, denn schon hatte sie mit Schrecken an eine Unterbrechung ihrer Stunden gedacht, abgesehen davon, daß ihr während vier langer Wochen der Umgang mit ihrem hochverehrten Freunde entzogen wurde.

Ihr Aeußeres hatte sich in der Zeit, seitdem sie unter Menschen lebte, die sich um dasselbe bekümmerten, auffallend wenig und viel weniger verändert, als man hätte vermuthen sollen. Gewachsen war sie fast gar nicht und ihre ohnehin kleine und zarte Gestalt schien ihrem zunehmenden Alter kaum noch entsprechend. Auch ihr Gesicht hatte weder an Fülle noch an Lebhaftigkeit der Farben zugenommen, vielmehr seine frühere Magerkeit und gelbliche Blässe behalten; nur der früher so traurige, gleichsam entsagende Zug um Mund und Augen war einer ruhigeren und zufriedeneren Miene gewichen; ihr Auge allein strahlte feurig und spiegelte die Fülle geistiger

Gesundheit und die unausgesprochene Wonne ihres beglückten Herzens wieder. Das Einzige, was auch eine äußere allmälige Vervollkommnung an ihr erkennen ließ, waren ihre Arme und Hände, was wahrscheinlich eine natürliche Folge des vielen Klavierspiels und der Ausarbeitung der Muskeln derselben war. Ihre Hand wurde länger, federartiger, spannkraftiger, ohne ihre ursprüngliche Weiche zu verlieren, und die Formen des Armes rundeten sich und nahmen sichtbar an Kraft und Fülle zu. Diese Kraft machte sich auch allmähig in ihrem Spiele bemerkbar, das sich alle Tage zu fertigerer Gewandtheit, zu ausdrucksvollerem Schwunge entwickelte und einen so aufmerksamen Beobachter, wie Joseph, erkennen ließ, daß diese Kraft und Fülle nicht allein in den Händen lag, sondern aus der Seele stammte und mit der Ausbildung ihres inneren Wesens, ihrer Erkenntniß und ihrer allgemeinen Bildung gleichen Schritt hielt.

Im Laufe des Winters hatte Rachel Gelegenheit gehabt, manches schöne Concert zu besuchen und manchen reich begabten Virtuosen, darunter auch einige bedeutende Klavierspieler zu hören, und die Folge davon war jedesmal eine um so eifrigere Bemühung gewesen, die Aufgabe zu lösen, die sie sich zwar nicht selbst gestellt, denn dazu war sie noch zu jung, zu unerfahren, zu wenig musikalisch gebildet, zu deren Lösung sie aber ein innerer, unbewußter leitender Drang beseelte, der durch solche äußere Ermunterungen immer lebhafter, bewußter wurde und ihr klar werden ließ, was der Mensch leisten könne, wenn er es ernstlich wolle – und dieser Wille

gewann täglich größeren Umfang in ihrer Brust und setzte sich immer tiefer darin fest.

Umgang mit anderen Familien und Personen hatten der Professor und die Seinigen nur wenig. Der alte Herr kam alle vier Wochen einen Abend mit seinen Collegen zu einer wissenschaftlichen Berathung zusammen, der in der Regel ein frugales Mahl folgte; Tante Lisbeth besuchte nur selten Kaffeegesellschaften, die sie alle Jahr einmal im Hause erwiderte, wenn die Männer anderweitig beschäftigt waren. Joseph hatte unter den Söhnen der Kaufleute, wo es nur wenige junge Leute seines Alters gab, die mit ihm in Gesinnung und Neigung übereinstimmten, keine Bekannte, da seine Schulfreunde lange in alle Weltgegenden verschlagen waren und sich in ganz entgegengesetzten Verhältnissen bewegten. An Gespielen für Rachel fehlte es ganz; die Nachbarhäuser lagen zu weit entfernt, um irgend ein jugendliches Verhältniß knüpfen zu lassen, und außerdem fühlte das ernste Kind keine Neigung, mit Altersgenossen zu verkehren, deren Leben in Allem, was ihr lieb und theuer war, von dem ihrigen so bedeutend abwich. So groß nun der Verlust an Jugendfreunden durch das einsame häusliche Leben für sie war, so groß war für sie der Gewinnst durch den geläuterten Umgang mit ernsteren und gediegenern Menschen, was im Allgemeinen kein Vortheil für die Jugend, im Besondern jedoch für auserlesene, begabte Naturen, wie Rachel ohne Zweifel eine war, von unberechenbar bedeutungsvollem Einfluß ist. Denn solche Naturen brauchen nicht den gewöhnlichen, breitgetretenen Weg zu verfolgen, um

zu ihrem Ziele zu gelangen, sie schreiten überhaupt nicht im langsam gemessenen Schritte des alten Schlendrians einher, sie hüpfen, sie springen, sie fliegen ihrem Ziele entgegen; Jugendlust, Tanz, Kinderspiel existirt für sie nicht, das Schicksal hat ihnen in dem ernst drängenden, geheimnißvollen Triebe ihrer Brust einen gediegenem Spielgefährten gegeben, und wenn sie überhaupt des äußeren Anreizes bedürfen, um sich wohl und zufrieden zu fühlen, so ist die Arbeit ihr Spiel, das Studium ihr Zeitvertreib, die Erkenntniß des Fortschritts im Guten und Großen ihre Erholung. Daß solche Naturen den eigentlichen Lebensgenuß nicht kennen lernen, wie ihn leichtfertigere und characterschwächere Personen suchen und lieben, erhellt hieraus von selbst, aber der Genuß des Lebens ist auch nicht für Alle derselbe, denn während der Eine ihn im materiellen Behagen findet, sieht ihn der Andere einzig und allein im glänzenden Gebilde seines Ringens und Schaffens, wie es seine Phantasie, als Ideal mit allen Reizen der Welt geschmückt, ihm Tag und Nacht vor die begehrende Seele malt.

Der Jahrestag des Eintritts Rachel's in die Familie Sohn wurde festlich, aber in der gewohnten häuslich behaglichen Weise begangen, durch friedliches Beieinandersein, durch heiteres Gespräch und schließlich durch die Auführung einer herrlichen Musik. O, wer hätte einen solchen Tag vor einem Jahre in Prag vorausgesehn, wer die Folgerungen an das Begräbniß des alten Simon Schawai geknüpft, wie sie sich nun täglich lebendiger gestalteten

und in Zukunft noch herrlicher zu entwickeln alle Aussicht boten! O – doch wer wagt es, den Schleier der Zukunft auch nur auf einen Tag zu lüften, der unser Schicksal, unser Glück und Unglück, unsre Freude und Hoffnung, aber auch leider unsre Schmerzen und unsre Sorgen verhüllt!?

SIEBENTES KAPITEL. DIE VERWAISTEN.

Der zweite Winter, so lange Rachel in Bremen wohnte, hatte begonnen und mit dem November wie gewöhnlich seine Nebel, seine feuchte kalte Luft, seine langen Nächte und kurzen Tage gebracht. Wer von den vier so eng verbundenen und in süßester Gemeinschaft lebenden Personen hätte gedacht, daß ihre Verhältnisse in diesem Winter sich anders gestalten könnten als im vorigen, und doch sollten sie sich bald ganz, ganz anders gestalten, und anders heißt leider im gewöhnlichen Leben häufiger schlimmer als besser.

Man war bis zur Mitte des Monats vorgedrungen. Der alte Professor liebte den November nicht und er sprach das oft genug aus. »Da lobe ich mir den kalten, ächt winterlichen Dezember,« sagte er eines Abends, »der hat doch Charakter, der bringt uns doch wenigstens das schöne Weihnachtsfest; aber dieser charakterlose, wetterwendische November, der unter *hundert* Menschen *hundert* und *einen* krank macht, der ist nicht mein Freund. Kinder, laßt uns recht thätig in diesen Tagen sein; je fleißiger man ist, um so rascher verschwindet die Zeit.«

Und er hatte Recht, die Zeit verschwand wirklich, mit ihr aber noch etwas Anderes, was keiner von ihnen erwartet hatte. Die Grippe wüthete in diesem Jahre mehr denn je in Bremen und forderte wie gewöhnlich gerade Diejenigen zu Opfern, die man am weitesten von ihrem Ende entfernt geglaubt hatte. Als Joseph eines Abends mit dem Professor von der Sternwarte nach Hause kam, wo sie Beobachtungen des Sternschnuppenfalls angestellt hatten, hörten sie schon auf dem Flure von der Magd, daß sich Tante Lisbeth unwohl fühle und zu Bett gelegt habe. Der eiligst herbeigerufene Arzt verschrieb ein Mittel, das seine Wirkung, wie er sagte, nicht verfehlen würde, am andern Morgen aber hatte das bewährte Mittel seine Wirkung vollständig verfehlt, denn Tante Lisbeth rang mit dem Tode. Noch vierundzwanzig Stunden später – und sie war den Weg alles Irdischen gegangen, den Weg, der nur einmal zurückgelegt werden kann, aber dafür auch, wie wir Alle hoffen, zum Himmel führt.

Da war denn allerdings eine große unausfüllbare Lücke in die bisher so glückliche Familie gerissen. Schweigend, das altersgraue Haupt vor Schmerz gebeugt, stand der Bruder neben dem Sarge der ihm viel zu früh Gestorbenen; er hatte keine Worte für sein Leid. Dennoch fand er sich als Mann in das Unvermeidliche und war, wie immer, auch diesmal getrost und ergeben in den Willen seines Schöpfers.

Joseph sah zum zweiten Male in seinem Leben eine Leiche, und diesmal fast noch mehr als das erste Mal fühlte er sich durch und durch erschüttert, denn was er

damals als Knabe als maaßlosen Schmerz getragen, wiederholte sich ihm jetzt bei vollem Bewußtsein, und ein Schmerz wie eine Freude, deren man sich bewußt, ist doppelt Schmerz und Freude.

Rachel hatte schon als ganz kleines Kind oft von Sterbenden und Todten gehört und sie auch gesehen, denn in der Judenstadt zu Prag starb man oder lag man wenigstens als Todter mehr öffentlich als geheim aus; ihr war es daher nichts Neues, daß ein Mensch, den sie noch vor Kurzem lebendig und anscheinend gesund gesehn, sterben könne. Daß ihr aber jetzt Jemand durch den Tod entzogen wurde, der sie so lieb gehabt, sie, die so Wenige geliebt, eine Frau, die so unaussprechlich wohlthuend auf ihr ganzes Wesen ein gewirkt, das drückte sie buchstäblich zu Boden. Starr und steif saß sie in den ersten Tagen auf ihrem Stuhle, ließ ihre thränenfeuchten Augen von Einem zum Andern wandern, und wenn sie dann die allgemeine Betrübniß aus jedem Blicke hervorquellen sah, in jedem guten Worte und in jedem stillen Seufzer sich aussprechen hörte, dann fühlte sie ganz ihre Ohnmacht, daß sie nicht zu helfen vermochte, wo sie doch so gern geholfen hätte. So blieb sie noch zwei Tage nach der Beerdigung stumm und nur innerlich ihren Schmerz verarbeitend, aber an dem alten Professor hing ihr feuchtes Auge mit einer so innigen Zärtlichkeit und Theilnahme, daß, hätte er sie hörbar vernommen, er dadurch einen sprechenden Beweis von der Liebe und Treue erhalten hätte, die in dem stillen Busen des armen Judenkindes schliefen.

Träge und düster verstrich der unholde November; des Professors viel belobter Dezember war gekommen. Man hatte sich in das alte gewohnte Geleise des Lebens zurückgefunden und das Beisammensein, das Studium, die Musik wurden wie früher fortgesetzt. Eine sorgende, glättende Hand aber fehlte in dem Leben aller Drei und das machte sich oft, überall und recht schmerzlich bemerkbar. Aber was half es – so tief eine solche Lücke in's Leben gerissen wird; sie wird, sie muß ausgefüllt werden – und so war es auch hier.

Es war der 21. Dezember des Jahres 1846 gekommen. Schon saß der Professor mit seinen beiden Kindern, wie er sie nannte, Abends um den Speisetisch, als ein Bote von der Sternwarte kam und den Professor dahin berief, wo ihn mehrere seiner Collegen erwarteten.

Es war bitter kalt und ein strenger Ostwind wehte über das kahle Blachfeld herüber, daß die Fensterläden bebten und der Luftzug in den Kaminen und Ofenröhren rasselte. Joseph wäre gern mitgegangen, um das verheißene Phänomen am Himmel zu betrachten, welches die Gelehrten beobachten wollten, aber er mochte Rachel an diesem Abend, der etwas Unheimliches, Gewaltthätiges in seiner Begleitung hatte, nicht ohne Gesellschaft lassen. So blieb er zurück und sein Pflegevater ging allein den wohlbekanntem Weg. Etwa eine Stunde später aber hörte man ihn hüstelnd durch die Gartenpforte schon wieder hereintreten. Er sah ganz blaß aus, als er in's Zimmer trat, und sagte auf Befragen, daß er innerlich einen starken Frost verspüre, daß er etwas recht Warmes trinken

und sich dann zu Bett legen wolle. Dergleichen kommt zu oft vor, als daß man gleich etwas Arges, oder wohl gar das Aergste denken sollte. Als Joseph am nächsten Morgen mit Rachel in's allgemeine Frühstückszimmer trat, nachdem er ihr schon eine Musikstunde gegeben, wunderte er sich, seinen Pflegevater noch nicht vorzufinden. Eilig begab er sich in sein Schlafzimmer und erschrocken bebte er vor dem Aussehn des Alten zurück, denn sein Gesicht glühte und sein Auge leuchtete in einem unheimlichen Glanze. Eine Viertelstunde später erschien der eiligst gerufene Arzt und erklärte, daß eine Lungenentzündung im Anzuge und wahrscheinlich durch Erkältung entstanden sei. Indessen sei nichts Wesentliches zu befürchten.

Wer hat nicht schon Aehnliches im Leben gehört und Trost aus dieser Erklärung gesogen? Allein auch die Aerzte sind dem Irrthum unterworfen, denn sie sind Menschen, und Menschen können wohl auf Genesung und Leben hoffen, aber Beides weder geben noch erhalten.

Daß wir das Unvermeidliche kurz darstellen – auch beim Professor wollten wie bei der Tante die Mittel ihre Wirkung nicht thun, und vier Tage nach der Erkrankung nahm der Arzt den Sohn des Erkrankten bei Seite und theilte ihm mit gewichtiger Miene mit, daß eine gewisse Gefahr drohe, daß er aber, da alle Menschen sterben könnten und sterben müßten, sich in den Willen Gottes schicken müsse.

Es war die Nacht vor dem Weihnachtstage. Rachel hatte zu Bett gehen müssen und es weinend gethan, weil sie neben Joseph wachen und dieser es nicht zugeben wollte. Joseph saß am Lager des treuen Pflegers seiner Jugend und beobachtete mit unsäglichem Wehgefühl die Verwüstungen, welche die bei alten Leuten so leicht tödtliche Krankheit in seinen Gesichtszügen angerichtet hatte. Es war ein Schein von Besserung eingetreten, der den jungen Mann das Beste hoffen ließ und ihn doch unendlich täuschte, wie es so oft geschieht, kurz bevor der unerbittliche Tod sein Opfer fordert und uns noch einmal Leben und Genesung vorlügt, wo nichts als Untergang und Auflösung ist.

Der Kranke hatte eine halbe Stunde geschlafen und Joseph freute sich dieses Schlafes, weil er ihn für den Uebergang zur Besserung hielt, nachdem er vier Tage und Nächte vergeblich auf sich hatte warten lassen. Plötzlich erwachte der Professor, that einen tiefen freien Athemzug, schlug die Augen auf und blickte nach der Stelle hin, wo Joseph neben ihm zu sitzen pflegte. Als er ihn auch jetzt mit liebevoller Theilnahme in seiner Nähe sah, lächelte er und streckte seine Hand nach ihm aus. Joseph ergriff die theure Hand, die so lange Jahre väterlich für ihn gesorgt, drückte sie innig zwischen seinen beiden und küßte sie.

»Mein lieber Sohn,« fing der Professor zu reden an, »ich habe eine Weile ruhig und glücklich geschlummert

und fühle mich außerordentlich dadurch gestärkt, obgleich ich der festen Ueberzeugung bin, daß dieses Gefühl der Kraft nicht lange dauern wird, denn – denn – auch meine Stunde des Abscheidens von dieser Erde ist gekommen.«

»Mein theurer, lieber Vater!« unterbrach ihn der liebevolle Sohn, der bei diesen trostlosen Worten einen unendlichen Schmerz durch seine Brust ziehen fühlte.

»Still, Joseph, unterbrich mich nicht; wer weiß, wie lange ich anhaltend reden kann und ich möchte Dir noch so gern einige Worte sagen, bevor ich meine Augen für immer schließe. Sieh also da, da sitzen wir schon wieder zusammen, um einen Abschied zu nehmen, wie vor sechs Wochen, – aber diesmal wollen wir, da wir nur Männer sind, die daran Antheil haben, uns gefaßter zeigen bei der Prüfung, denn wir Menschen gewöhnen uns leicht an Das, was uns öfter begegnet, selbst an das Leid. Sieh, ich bin, wie Du weißt, seit langen Jahren ein treuer Beobachter aller Vorgänge in der Natur gewesen und habe als solcher die Einsicht gewonnen, daß alles Geborne, das sein ihm von Gott bestimmtes Ziel erreicht hat, gebrechlich wird und den Rückweg antreten muß, um wieder zu werden was es früher war – Staub und Asche, nennt es der Gebrauch des Lebens, was aber falsch ist, denn wir Naturforscher wissen, daß die Urstoffe der Schöpfung die Quelle alles Lebendigen sind. So ist es mit dem Halme des Feldes, dem Blatte und der Frucht des Baumes, dem Thier des Waldes, der Luft und des Wassers, und so muß es auch mit dem Menschen sein, der nur die

Blüte alles Erschaffenen, nicht aber ein aus der ewigen Regel und der fortlaufenden Schöpfungskette des Göttlichen heraustretendes Glied ist. Daß der Mensch oft noch gern am Leben bliebe, zumal wenn er liebende Herzen hinter sich läßt, das ist wahr und auch natürlich, denn es ist schön auf der Erde, zumal wenn man weiß, daß Menschen vorhanden sind, die mit uns Eins und Dasselbe fühlen, denken und erstreben. Die Trennung von Diesen erweckt denn auch allein den Schmerz und die Furcht des Todes, der für den Sterbenden selber kein Tod, sondern nur Auferstehung zu einem höheren, veredelten und vergeistigten Leben ist – so wenigstens verstehe ich und, wie ich weiß, auch Du, alle Wandelung auf Erden. Also auch wir müssen scheiden, mein Sohn! Scheiden! Was heißt das? Uns trennen auf ein paar Jahre! Ach, Joseph, was gelten uns Männern, die wir einen Blick in die Geschichte der Entstehung der Welt und ihrer ewigen Umbildung geworfen haben, ein paar Jahre! Im Nu sind sie verstorben und auch Du wirst mich dort oben, oder wo auch der Sammelplatz der Geschiedenen sein mag, nicht lange auf Dein Erscheinen warten lassen, so gern ich Dir auch ein langes, schönes und ehrenhaftes Leben wünsche. Doch davon wirst Du ja wohl überzeugt sein, ohne daß ich es sage. Laß uns vielmehr in dieser Stunde die Blicke nicht vorwärts werfen – ach, ich gestehe Dir, es ist ein sehr hoher Genuß für mich, hinter den Vorhang des verschlossenen Himmels zu schauen – sondern laß uns einmal rückwärts blicken. Sieh, es sind jetzt beinahe zwanzig Jahre her, daß Du als kleines hilfloses Kind in meine Hände

niedergelegt wurdest. Du weißt Alles, was sich auf Deine Verhältnisse bezieht, darum kann ich ja offen und ehrlich mit Dir davon reden. Wir wissen nicht, wer Deine Eltern sind und wo sie leben. *Daß* sie noch leben und sogar bemittelte Leute sind, haben wir alle Jahre zur Genüge erfahren und Du wirst es in acht Tagen wieder erfahren, also vergiß nicht, am ersten Januar den Brief von der Post zu holen, der unter meiner Adresse um diese Zeit regelmäßig in Bremen anlangt. Wie lange sich Deine Eltern vor Dir verbergen werden, wozu sie wohl ihre Gründe haben mögen, weiß Gott allein; wohin Du Dich aber auch einst von hier wendest, denn Du wirst nicht immer in Bremen bleiben wollen – vergiß nie zu dem bestimmten Tage hierher zurückzukehren, denn es könnte einmal eine wichtigere Botschaft an Dich einlaufen, als die, welche Dir alljährlich Deine sechshundert Thaler bringt. – Was ich mit diesen mir für Dich eingehändigten Mitteln habe an Dir thun können, das habe ich gethan, in dieser Beziehung drückt mich auch nicht die geringste Besorgniß über eine Pflichtverletzung. Etwas Andres freilich ist es mit den Mitteln, die ich von innen heraus für Dich verwandt habe. Ob ich darin das Mögliche zu Deinem Besten geleistet, will ich nicht selbst zu entscheiden wagen. Wenigstens habe ich mich bemüht, nach meinen Kräften zu handeln. Liebe, Neigung, Anhänglichkeit habe ich im Leben genug für Dich gehabt – und die habe ich auch noch jetzt in Fülle – aber was hilft's – ich bin ein Mensch und also der Auflösung verfallen, jetzt kann Dir auch meine Liebe nichts mehr helfen. Doch – ich muß

mich kurz fassen – mein Athem wird wieder beenget. Die kleinen goldenen Zierrathen, die an Deinem Leibe hafteten, als Du in mein Haus kamst und die Dir vielleicht in der Folge nützlich werden können, findest Du in dem Dir bekannten Kasten meines Schreibtisches, wo ich sie bisher auf Deinen Wunsch aufbewahrt habe. Hier hast Du den Schlüssel dazu. Auch liegt das baare Geld dabei, welches ich hinterlasse. Das Packet mit Deinem Namen bezeichnet, enthält *Dein* Geld, das heißt das, was von den sechshundert Thalern, die ich für Dich alljährlich erhielt, übrig geblieben ist – es ist freilich nur sehr wenig, denn ich habe Dir allen Deinen Lieblingsneigungen zufolge vergönnt – das Uebrige gehört mir, also von morgen – oder übermorgen – ebenfalls Dir. Denn Du sollst mein Erbe sein von Allem, was ich hinterlasse, Du hast Dich mir stets so brav, liebevoll und edel gezeigt, wie es nur mein leiblicher Sohn gekonnt hätte, wenn er ein guter Sohn geworden wäre. Ich habe zwar noch einen Neffen von meiner verstorbenen Schwester, welcher mein natürlicher und gesetzlicher Erbe wäre – wie Du weißt, wohnt er in Königsberg – allein er ist ein sehr wohlhabender Mann und wird die kleinen Brocken, die ich hinterlasse, nicht beanspruchen. Damit Du nun aber auch gesetzlich mein Erbe werdest, will ich morgen früh um acht Uhr – der Notar ist schon bestellt – mein Testament machen – Du, Du allein bist mein Erbe. Den Flügel dort oben – Du weißt – habe ich von Deinem Gelde gekauft, er ist also

Dein – die Bestätigung davon findest Du in dem Schreib-tisch. – Sobald ich todt bin, benachrichtige meinen Nef-fen und schicke ihm eine Abschrift meines Testaments – damit er weiß, woran er ist. Ach, daß man von Verthei-len und Vererben reden muß, so lange man noch lebt und das Vertheilende vor sich sieht – das ist bitter – das ist schmerzlich – doch es ist einmal nicht anders. – Mein Sohn, ich bliebe gern noch ein paar Jahre bei Dir – und Rachel – es war zu schön – mit Euch zu musiciren. Du bist gut, rechtschaffen – sie ist ein großes Genie, erkenne das ja – schätze sie nach ihrem richtigen Wert h – mein Gott – was ist das? – Soll ich schon jetzt – das wäre zu früh – o wie hell wird es vor meinen Augen – Licht – Licht – Joseph, ich – sterbe!«

Das war sein letztes Wort. Früher als er es erwartet, früher, viel zu früh, als es für Joseph gut war, ereilte ihn der Tod. Denn kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so holte er einen tiefen Athemzug, warf noch einen Schei-deblick auf den neben ihm laut aufschreienden Sohn – dann fiel sein bleiches Haupt in die Kissen zurück und er war – eine Leiche.

Uebergehen wir die nächsten Stunden, ja sogar die nächsten Tage, die auf diesen unerwarteten Sterbefall folgten. Der Professor Sohn war beerdigt; neben dem Hü-gel seiner lange vor ihm schlafen gegangenen Frau und neben dem seiner erst vor sechs Wochen verstorbenen Schwester erhob sich nun sein eigener, viel zu früh, wir wiederholen es, für die zurückgebliebenen Verwaisten, nicht allein, weil der Born einer Liebe noch lange nicht

für sie erschöpft war, sondern auch weil er vor der Stunde gestorben war, in der er seinen letzten Willen niederzulegen die Absicht gehabt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte im Hause, als Joseph Rachel von der Beerdigung zurückgekommen waren, ungeachtet der vielen Thiere, die darin mit ihnen lebten. Aber die Vögel sangen an dem trüben Tage nicht, dessen Sonnenlicht durch überreich herabfallende Schneeflocken verdunkelt wurde, und die Hunde lagen unbeweglich in den Zimmern und unterbrachen das leise Weinen der Zurückgebliebenen nicht, die in einer Ecke saßen und sich durch einen Thränenstrom, der kein Ende nehmen wollte, die volle Brust erleichterten.

Endlich war es ganz finster geworden und die Magd brachte die große Lampe herein, die noch vor wenigen Wochen die ganze glückliche Familie beschienen hatte. Da sahen sie sich gegenseitig in die Augen und Einer fühlte an dem Aussehn des Andern, welchen gemeinsamen unersetzlichen Verlust sie erlitten hatten.

»Joseph,« sagte Rachel mit leise bebendem Tone und schmiegte ihren dunklen Lockenkopf an seine Schulter, »nun sind wir allein auf der Welt – ich weiß, wie es thut, wenn man keinen Vater und keine Mutter mehr hat – aber Du, Du weißt es noch nicht.«

Joseph erhob sein bleiches Gesicht und ein Schimmer strahlenden Lächelns flog über seine schönen Züge, als er antwortete. »O doch, doch weiß ich es, Rachel; der Verstorbene war ja mein Vater, und seine Frau meine Mutter nicht. Ich war nur ihr Pflegekind. Sie haben ähnlich an

mir gehandelt, wie ich an Dir, denn wie Du, so bin auch ich schon lange eine Waise!«

»Joseph!« schrie Rachel auf. »Du eine Waise wie ich? O, nun weiß ich, warum ich Dich so sehr lieb habe; aber erzähle mir doch, wo hat Dich Dein guter Pflegevater denn gefunden?«

Joseph erzählte mit wenigen Worten sein Mißgeschick. Er glaubte, das Kind achte nicht viel auf seine Worte, aber schon war sie kein Kind mehr und hatte ein Gedächtniß, das sich alle Tage mehr mit der Kraft eines Riesen begabt zeigte.

Von diesem Tage an entwickelte sich Rachel geistig schneller und umfassender, von jetzt an hatte sie ein Verständniß für Alles, was sie selbst und Joseph betraf. Von diesem Tage an faßte sie auch den Entschluß, dem älteren Freunde mehr als ein Kind, sie wollte ihm ein Trost, eine Hülfe, eine dritte Hand sein. Dieser Entschluß sprach sich in allen ihren Handlungen und Unternehmungen aus, und wenn Joseph in der Fluth der Ereignisse, die bald über sein Haupt hereinbrachen, Zeit und Neigung dazu gehabt hätte, würde er schon in dem leuchtenden Blitzen ihres Auges, in den feinen entschlossenen Linien um ihren Mund den Entschluß gelesen haben, der ihre ganze Seele erfüllte.

Am späten Abend dieses Tages, nachdem Rachel ihr Bett ausgesucht hatte, saß Joseph vor dem Schreibtisch seines Pflegevaters und suchte in dessen Papieren herum. Er ordnete sie und legte vor allen Dingen diejenigen nebst den Rechnungen in ein Packet zusammen, die

sich auf ihn selbst bezogen und mit pünktlicher Genauigkeit von dem alten Professor unterzeichnet waren, zum Belege, daß sie von den Geldern bezahlt seien, die er für Joseph's Erziehung erhalten hatte. Auch das Geld, welches ihm selbst gehörte und eine Summe von beinahe hundert Thalern ausmachte, nahm er zu sich; das aber, welches der Professor hinterlassen hatte und ungefähr das Doppelte betrug, ließ er einstweilen in dem Pulte liegen. Die beiden Kleinigkeiten, die er als Kind selbst mit in das Haus des Professors gebracht, bestanden aus einem eigenthümlich geformten goldnen Medaillon, welches in seinem Innern unter einer Krystallkapsel eine kleine blonde Haarlocke enthielt. Joseph hielt diese Locke für eine von seinem eigenen Haar, wie es wohl in der Jugend ausgesehn haben mochte, und damit stimmte die verblichene Farbe desselben vollkommen überein. Außer diesem Medaillon war noch ein kleines massiv goldenes Petschaft von sehr zierlicher Arbeit vorhanden, in welches ein ausdrucksvoller Doggenkopf eingravirt war. Offenbar war es kein Familien- sondern nur ein Phantasie- oder Privat-Wappen, wofür es nach langer Besichtigung auch Professor Sohn und alle die Wappenkundigen gehalten hatten, denen er es gezeigt, in der Hoffnung, daraus auf die Abstammung Joseph's schließen zu können.

An den Neffen seines Pflegevaters hatte Joseph gleich am Morgen nach dem Todestage geschrieben, ihm das

unerwartete Hinscheiden des theuren Verwandten angezeigt und Mittheilung von des Verstorbenen letztem Willen beigefügt, der freilich nur mündlich und ohne Zeugen geäußert war.

Von den Bewohnern Bremens störte Joseph Sohn Niemand in seinem einstweiligen Besitz; Jedermann nahm an, daß Joseph der natürliche Erbe des Verstorbenen sei, und die Wenigen, die von des Ersteren Vergangenheit wußten, gönnten ihm von Herzen das kleine Erbe, zumal ihnen die Wohlhabenheit, wenn nicht der Reichthum des fernen Neffen des Verstorbenen bekannt war.

Die ersten acht Tage nach dem Hintritt des Verewigten, in die das Weihnachtsfest fiel, auf das man sich nun vergeblich gefreut hatte, vergingen den beiden Verwaisten in niederdrückender Stille. Kaum sprachen sie dann und wann einige Worte, und nur Abends, wenn des Tages Licht erloschen war, wagten sie sich an die freie Luft, als scheuten sie sich, Menschen zu begegnen, die mit ihnen von der Ursache ihrer Traurigkeit reden könnten. Auch dauerte es längere Zeit, ehe sie sich entschließen konnten, den Flügel zu öffnen und durch die ernsten Klänge einer ihrem Empfinden angemessenen Musik die heilige Stille zu entweihen, die jetzt im Musiksaal herrschte, wo, wie so vieles Andere im Hause, das Cello unangerührt und schweigend auf seiner Stelle stand.

Endlich war der erste Januar gekommen. Rachel wußte, daß es Joseph's Geburtstag war und beglückwünschte ihn am frühen Morgen mit thränenden Augen. Er schloß das so innig mit seinem Schicksale verflochtene Kind in

seine Arme und entgegnete mit Dankesworten, die seinem vollen Herzen entströmten, den freundlich wehmüthigen Gruß. Dann kleidete er sich an und begab sich auf die Post, um nach dem bewußten Briefe zu fragen, der alle Jahre an diesem Tage in Bremen eintraf. Aber merkwürdig, es fand sich kein solcher vor und Joseph mußte unverrichteter Sache und um eine nicht unbedeutende Hoffnung ärmer in sein Haus zurückkehren. Dem Ausbleiben des Briefes konnte allerdings eine Versäumniß von Seiten der Post zu Grunde liegen, allein Joseph nahm es kaum so auf; er fühlte sich seltsam bedrückt, als er heimging und wich Rachel's fragenden Blicken aus, die sogleich mit ihrem stillen Scharfsinn entdeckte, daß auch in dieser Erwartung der Freund unglücklich gewesen war. Träge verstrichen die Stunden bis zum Mittag. Nachdem das einfache Mahl in aller Stille eingenommen war, ging Joseph zum zweiten Male zur Post, diesmal aber schon mit beklommenerem Herzen.

Als ihn der Postbeamte an das kleine Fenster treten sah, hinter dessen Riegeln sich für so viele Menschen Wohl und Wehe verbirgt, lächelte er, nahm aus dem bekannten Fache einen Brief heraus und händigte ihn dem jungen Manne ein. Joseph warf nur einen Blick darauf und schauerte zusammen. Der Brief trug allerdings die von der bekannten kaufmännischen Hand geschriebene Adresse des verstorbenen Schulmanns, aber – die vielsagenden fünf Siegel auf der Rückseite fehlten und statt

ihrer zeigte sich ein einziges Siegel in der Mitte, noch dazu – und das goß eben den Schrecken in Joseph's Blut – von schwarzer Farbe.

Der junge Mann war so aufgeregt, daß es ihm nicht möglich war, auf der Straße den ohne Zweifel inhaltschweren Brief zu öffnen. Mit möglichster Ruhe trat er seinen Rückweg an, begab sich in sein Zimmer und schloß sich daselbst ein. Jetzt erbrach er das Siegel, entfaltete das verhängnißvolle Blatt und las zu seinem unsäglichen Erstaunen folgende Worte:

»Geehrter Herr Professor!

Leider zwingen mich die Umstände, Ihnen heute eine Nachricht zu geben, die von der gewöhnlichen und wahrscheinlich von Ihnen erwarteten weit abweicht. Ich bin nicht mehr im Stande, Ihnen fernerhin den Zuschuß behufs der Erziehung und Unterhaltung Ihres Pflegesohns zu bewilligen, den ich Ihnen getreulich bis jetzt übersendet habe. Möge der junge Mann, der jetzt in dem Alter ist, sich selbst durch das Leben helfen zu können, seine eigenen Kräfte zu seinem Lebensunterhalte anwenden, das wünsche, das rathe ich ihm zu seinem ferneren Besten. Ich selbst verlasse an dem Tage, wo ich Dieses schreibe, Europa, um in einem überseeischen Lande mein Leben zu beschließen, wozu mich Umstände und Verhältnisse zwingen, die ich voriges Jahr noch nicht voraussehen konnte. So habe ich denn

die Ehre, zum letzten Male das Wort an Sie zu richten und ich empfehle Sie und Ihren Sohn dem Schutze Gottes, der der beste ist für Waisen und Verlassene, in welche Klasse, wie ich Ihnen zu sagen mir erlaube, Joseph Sohn von heute an gehört. Leben Sie wohl und nehmen Sie meinen Dank für Ihre bisherige Mühwaltung in Angelegenheiten des jungen Mannes an, von dem ich hoffe, daß er Ihrer Erziehung Ehre machen wird.«

Joseph stand wie versteinert, als er diese Zeilen ohne Datum und Namen las, die ihm wie eine bittere Ironie auf die Vorfälle der jüngsten Tage erschienen. Nicht daß er eine Waise, ein Verlassener war, wie der Schreiber sagte, kränkte und verwirrte ihn, ach nein! Das wußte er ja schon längst, das hatte er sich im Laufe der Jahre wenigstens oft genug gesagt, aber daß der Schreiber mit einer so herben Kälte von den unzähligen Liebesbeweisen des Professors sprach und ihm gar keinen Aufschluß über sein Herkommen, seine Eltern gab, das bewegte ihn tief und schmerzlich. Nur die Stelle, in welcher der Verfasser von dem Alter sprach, in dem Joseph sich jetzt befinde, und daß er mit seinen eigenen Kräften sich durch das Leben helfen könne und müsse, erhob ihn weit über seinen Schmerz. Gerade sie erweckte einen Stolz, eine Kraft des Selbstgefühls und Widerstandes gegen das Schicksal in seinem Innern, die er noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Er richtete sich hoch auf, als er die Stelle noch einmal las, blickte mit funkelnden Augen um sich her und

rief laut aus: »Ja, darin hat der fremde Herr Recht, ich bin wirklich in dem Alter, wo ich mir selbst helfen kann; das ist eine Lehre, die er mir ertheilt, für die ich ihm dankbar sein muß. Wohlan denn, Du Waise und Verlassener, richte Dich auf und zeige Deine Kraft. Bis jetzt hast Du geschlummert und geruht, die leicht errungenen Gaben des Lebens genossen, ohne sie zu verdienen, von jetzt an wird es anders sein, und Du wirst das Brod essen, was Deine Hände und Dein Kopf sich erworben haben. Es muß gut schmecken, dies Brod, wenn ich der Fülle von Vertrauen zu mir selbst glauben darf, die ich plötzlich in meinem Gehirn sich erheben fühle.« Und er faltete den Brief wieder zusammen, steckte ihn in seine Briefftasche und ging lange Zeit sinnend und denkend auf und nieder. Aber was er suchte, er hatte es bis jetzt nicht gefunden – Kraft besaß er, ohne Zweifel, und auch guten Willen, diese Kraft zu üben – aber wohinaus diese Kraft strömen lassen, wozu diesen Willen anwenden? Das war ihm noch nicht klar.

Da vernahm er plötzlich vom Musiksaal her, der dicht neben seinem Zimmer lag, die feierlichen Klänge einer ernstern Haydn'schen Sonate, die Rachel spielte. Wunderbar ermuthigt und gekräftigt durch diese Klänge, die seine Seele in höheren Schwung versetzten, und seinem Entschlusse schon näher gekommen, öffnete er die Thür, trat ein und zeigte der verwundert aufschauenden Spielerin ein so heiteres, willenskräftiges und ermuthigtes Gesicht, wie diese es noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

So verlief der erste Januar. Der erste Schritt in das neue Jahr war ein herber gewesen, aber auch der zweite sollte kein angenehmerer sein, wie wir sogleich hören werden.

Der zweite Januar brach kalt und windig an. Joseph, von innerer Unruhe gepeinigt, ohne sich des Grundes bewußt zu sein, war schon aufgestanden, als noch Dämmerung herrschte. Langsam schritt er im Zimmer auf und nieder und sah die Sonne etwas trüb sich über den Horizont erheben, die ihm, so hoffte er, künftig wieder golden und heiter scheinen würde. Er vergaß dabei den Unterricht den er von heute an wieder hatte beginnen wollen und Rachel trat ihre Uebung allein an, da sie den Säumigen nicht an sein Versprechen erinnern wollte.

Endlich wurde es heller und der Tag war völlig angebrochen. Die schwarz gekleidete Magd brachte in gewohnter Weise das Frühstück in Joseph's Zimmer, wo man jetzt den Morgenkaffee einzunehmen pflegte. Joseph rief Rachel herein und begrüßte sie, indem er sich entschuldigte, sie vergessen zu haben, was ihm jetzt erst einfiel. Als sie die erste Tasse getrunken hatten, schellte es heftig an der Hausthür, die in der Regel verschlossen war. Die Magd öffnete und sprach einige Worte mit drei eintretenden Männern. Gleich darauf erstiegen sie die Treppe und klopfen an Joseph's Thür. Als diese sich auf seinen Ruf öffnete, sah er drei Männer vor sich stehen, die er an ihrer Kleidung und an ihren Abzeichen als

Sendboten des städtischen Gerichts erkannte. Der Eine trat vor, fragte Joseph, ob er der *Pflegesohn* des verstorbenen Professors sei, und als dies bejaht wurde, theilte er dem mehr als Erstaunten mit, daß er im Auftrage des Gerichts komme, um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen im Auftrage des Erben, seines Neffen, zu versiegeln, zu welchem Behufe er sein Schriftstück vorwies, das seine Handlungsweise zu rechtfertigen sollte.

Halb gebrochenen Herzens verneigte sich Joseph blos, denn sie Stimme versagte ihm. Endlich fand er sie, wieder, um dem Beamten die Mittheilung zu machen, daß die Besitzthümer des Professors im Erdgeschoß sich befänden, da Alles, was hier oben sei; außer einigen Betten und Möbeln, sein Eigenthum wäre.

»Haben Sie Beweise dafür, mein Herr?«

»Ja, hier sind sie!« Und er schloß sein Pult auf und legte den Beamten die Rechnungen vor, die hinreichend besagten, was ihm gehöre.

Die Beamten waren oder schienen befriedigt und begaben sich wieder die Treppe hinab. In kürzerer Zeit, als Joseph es für möglich gehalten, war das untere Stockwerk dem jungen Manne, der darin aufgewachsen, zufrieden und glücklich gewesen war, verschlossen und er sah sich auf die oberen Zimmer beschränkt, die er bisher für sein ausschließliches Eigenthum gehalten hatte.

Der neue Schlag, der hiermit auf den Unbefangenen niederstürzte, war hart – und um so härter, da er vollkommen unerwartet kam. Er war noch nicht so weit mit

den düsteren Vorkommenheiten des Familienlebens vertraut, daß er ihn mit Gleichmuth hätte hinnehmen sollen, und nun erst dämmerte ihm die Ahnung auf, daß sein kommendes Leben denn doch ein sehr weit abweichendes von seinem früheren werden könnte.

Rachel, noch weniger mit den Vorgängen des Tages und ihren Ursachen vertraut, hatte doch Grund genug anzunehmen, daß ihrem Freunde ein neues Schicksal auferlegt sei, denn ihre Augen hingen an seinen zerknirschten Mienen und lasen die Bitterkeit heraus, die sein Herz schwellen machte. Wenige Worte aus seinem Munde, dessen Ausspruch stets ein Evangelium für ihre Seele war, reichten hin, sie ungefähr mit dem Vorgehenden bekannt zu machen, und es gelang ihm, sie von weiteren Fragen abzuhalten, indem er sie auf die Zukunft und bessere Tage vertröstete.

Im Laufe des Tages erschien ein Advokat, der sich als den gerichtlichen Beistand des Erben des Professors vorstellte und Einsicht in die vorliegenden Verhältnisse ausbat. Joseph hatte keinen Grund, ihm nur ein Wort von Dem zu verschweigen, was er selber über seine Vergangenheit wußte, und diese Offenherzigkeit gewann ihm den Geschäftsmann sichtlich. Er schloß damit, daß er sein Thun entschuldigte und Alles aufzubieten versprach, daß Nichts geschehe, was dem jungen Manne unangenehm sei.

»O, sagte dieser, »ich verlange keine Freundlichkeit und Nachsicht – ich meine nicht von Ihnen, sondern von

dem Erben meines Pflegevaters. Thun Sie Ihre Schuldigkeit und lassen Sie das Gesetz walten. Ich bin alt genug, um einzusehen, daß Sie Nichts für mich thun können.«

»Nein, ich nicht, denn ich bin zur Partei Ihres Gegners gehörig. Aber auch Sie können sich nach einem gerichtlichen Beistand umsehen.«

»Wozu? Um einen Prozeß zu begingen, der mir Kosten verursacht, die ich auf alle Fälle vermeiden muß? Nein, mein Herr, die Sache ist zu klar, um mich nicht das Ende errathen zu lassen. Nur noch eine Frage wollte ich mir erlauben.«

»Und die wäre?«

»Werden Sie mir gestatten, mit allen den kleinen Besitzthümern, die ich mein nenne, dies Haus zu verlassen?«

»Warum nicht? Ihnen steht Nichts im Wege. Aber ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß dies durchaus keine Eile hat, da der Erbe des Verstorbenen für dies Haus doch nicht sogleich einen Käufer finden wird.«

»Mit Nichten, mein Herr; ich werde es sobald wie möglich verlassen, denn ich halte mich nicht gern auf, wo ich ungern gesehen bin. Theilen Sie das gefälligst Ihrer Partei mit, wenn ich bitten darf.«

»Haben Sie vielleicht noch einen Wunsch?«

Joseph besann sich. Dann sagte er endlich: »Mein Pflegevater besaß mit mir gemeinschaftlich viele Thiere, die aufzuziehen und zu pflegen, uns ein nicht geringes Vergnügen verursachte. Erhebt der Erbe auch darauf Anspruch?«

Der Advokat versuchte ein Lächeln, das ihm mißlang, als er den kalten Ernst seiner Gegenpartei sah. »Nein,« sagte er nach kurzem Besinnen, »der Erbe erhebt darauf keinen Anspruch und wird sogar froh sein, von der Last dieser Thiere befreit zu bleiben. Auch rathe ich Ihnen –«

Er schwieg, denn Joseph's Auge blitzte fragend gegen ihn auf.

»Was?« sagte eine Stimme, die dröhnend durch das ganze Zimmer klang.

»Ich rathe Ihne,« fuhr der Advokat mit leiserem Tone fort, als fühle er plötzlich den Trieb, behutsamer aufzutreten, »sich auch sehr bald dieser Thiere zu entledigen. Ihre Unterhaltung kostet Geld und Sie werden sobald keinen Ort finden, wo Sie sie so gemächlich unterbringen und ziehen können wie hier.«

Joseph zuckte schmerzlich zusammen, er war in seinem Innersten getroffen, denn er fühlte augenblicklich, daß der Mann mit diesem Rathe Recht habe. Und doch – von seinen Lieblingen sich zu trennen – das war bei allem Unglück, was ihn so haufenweis traf, nicht der geringste Schlag.

»Natürlich!« stammelte er. »Ja, Sie haben Recht, ich sehe es ein. Auch von diesen Thieren werde ich – muß ich mich trennen. Gut. Ich danke Ihnen.«

»So leben Sie wohl!«

Der Advokat ging. Joseph aber sank auf einem Stuhle zusammen, und selten wohl sind Thränen, wie sie aus

seinen Augen über seine Wangen rannen, aus einem zarter besaiteten Herzen an's Tageslicht gedrungen. Da fühlte er Etwas seinen Arm berühren. Verwundert schaute er auf. Rachel stand bleich wie eine Leiche, mit starren Blicken und bebenden Lippen vor ihm.

»Joseph!« hauchte sie ihm entgegen.

»Was willst Du, mein Kind?«

»Die Thiere sollen fort?«

»Ach, Du hast gehört?«

»Ja, Alles, – jedes Wort! Du bist arm!«

»Ja, ich bin arm, Rachel, vielleicht bald *sehr* arm.«

»Und ich –?«

Mehr konnte sie nicht sagen; halb vernichtet sank sie zusammen und fiel in seine Arme.

Joseph verstand sie. Er hob sie aus, drückte sie liebevoll an sich und sagte: »Ruhig, ruhig, mein Kind. Ich bin arm – aber lange nicht so sehr, wie Du denkst – und Du, Du bist mir ein Trost – aber keine Last.«

»Ist das wahr, Joseph?« schrie sie wie im Entzücken auf.

»So wahr ein Gott im Himmel lebt, an den wir Alle glauben. Du verlässest mich nicht – ich verlasse Dich nicht – denn sieh, ich bin jung, ich bin stark – hier ist mein Kopf, hier sind meine Hände – was wollen wir mehr?«

Da füllten sich Rachel's Wangen wieder mit Blut, ihre Augen strömten von einem wohlthätigen Quell über und zum Himmel aufblickend, rief sie wie im Echo aus: »Was wollen wir mehr? O, wie glücklich, wie glücklich bin ich –

Du verstöß't mich nicht. O, noch einmal ist Rachel, das arme Judenkind, glücklich, denn ich glaubte schon, ich müßte wieder nach Prag!«

»Um Gotteswillen, wie konntest Du auf *den* Gedanken kommen, Rachel! O nein, nein, nein! Komm, Kind, sieh', die Sonne draußen scheint golden und mächtig, ich fühle Lust, mir eine lange nicht gehabte Bewegung zu machen. Komm, laß uns den Athem Gottes trinken und uns eine Wohnung suchen, wo wir glücklich und fleißig sein können, denn hier bleibe ich keine vierundzwanzig Stunden mehr.«

ACHTES KAPITEL. WENN ES AUF ERDEN DUNKELT,
GLÄNZEN DES HIMMELS STERNE.

Auf diesem Spaziergange war Joseph so glücklich, in der Vorstadt auf dem Wege nach Vegesack bei einer Gärtnersfrau, die ein neugebornes und für Sommerwohnungen eingerichtetes Häuschen besaß, eine kleine und seinen Wünschen entsprechende Wohnung für einen billigen Preis zu finden. Zwischen Gärten und einzelnen zerstreut aufgebauten größeren Häusern lag dasselbe still und freundlich da, einige Aehnlichkeit mit dem Hause am Walle verrathend, wenn man von den geebneten Spaziergängen, den künstlichen Baum-, und Blumenanlagen und dem lebhafteren Gewoge der Menschen absah. Joseph fand hier für sich und seinen Flügel ein ziemlich geräumiges Zimmer, in dem er zugleich schlafen konnte, und für Rachel ein Kämmerchen, das ihren geringen Bedürfnissen vollkommen genügte. Die Gärtnersfrau, die

Wittwe war und einen Handel mit Gemüse und Obsttrieb, dem ein älterer Sohn vorstand, hatte auch freundlich genug die Beköstigung und Aufwartung des einziehenden Paares übernommen und so war für das Hauswesen der Verwaisten leidlich gesorgt. Schon in den nächsten Tagen bewerkstelligten sie ihren Umzug und richteten sich so behaglich wie möglich ein. Freilich zeigte es sich, daß die Wohnung, als erst die Möbel aus dem Professorhause dahin geschafft, ein wenig eng war, allein in Anbetracht der erlittenen Verluste und seiner jetzigen viel eingeschränkteren Lebensweise, glaubte Joseph sich bequem genug untergebracht.

Eine größere Sorge hatte er wegen seiner vielen im Hause des Professors um ihn herum lebenden Thiere gehabt; sie waren ihm alle an's Herz gewachsen und doch war es unmöglich, sie sämmtlich in den Umzug mit einzuschließen. Endlich faßte er den einzigen Entschluß, der hier möglich war, indem er sich von den meisten trennen und nur diejenigen behalten wollte, die bequem in der neuen Wohnung mit untergebracht werden konnten. Zur Uebernahme der auserlesenen Tauben und des schönen übrigen Gefieders zeigte sich die Gärtnersfrau sehr gern bereit, denn sie hatte einen großen und geräumigen Viehhof im Besitz und versprach sich sogar aus diesem plötzlichen Anwachs ihres Hofhalts einen künftigen Gewinn, was sich auch vollkommen bestätigte, weshalb sie dem neuen Miether sich in anderen Dingen um so gefälliger erwies. So brauchte sich Joseph doch nicht von diesen Thieren zu trennen und konnte ihrer Wartung

und Pflege vor wie nach ein wachsames Auge schenken. Sogar zur Aufnahme einiger Hunde hatte sich der junge Gärtner verstanden, und diese zeigten sich den Bewohnern des abgelegenen Hauses in der Folge sehr nützlich. Die drei Wachtelhunde aber, die Joseph besaß, verschenkte er, so schmerzlich es ihm war, an einige Bekannte des verstorbenen Professors, die gerne ein Andenken von ihm haben wollten und sie gut zu halten versprachen. Für sich behielt er nur den schönen Pudel Hector und für Rachel den kleinen Bologneser Spitz, den sie schon in Prag kennen gelernt hatte und der fortan ihr Liebling geblieben war. Auch von ihren Lachtauben wollte sie sich nicht trennen und wies ihnen einen Platz ihrem Bette gegenüber in der kleinen Kammer an, die sie bewohnte, eben so wie Joseph seine Singvögel in ihren messingnen Käfigen in seinem eigenen Zimmer unterbrachte. Der Kapuzineraffe aber und der redselige Papegei wanderte in das nächste Nachbarhaus des Professors, wo ein wohlhabender Kaufmann wohnte, der sich schon lange um die beiden Thiere vergebens beworben hatte. So war denn Alles wieder beisammen, was Joseph von dem Schiffbruche seines jugendlichen Lebens zu retten im Stande gewesen, und er pries sich noch glücklich, so viel behalten und nicht mehr eingebüßt zu haben.

In so weiser Beschränkung sich unser Freund nun auch zu leben und nur das Nothdürftigste sich zu gestatten anschickte, so sah er doch sehr bald ein, daß er mit seinem geringen Vermögen nicht weit reichen würde, wenn er

nicht so bald wie möglich auf neue Erwerbsquellen bedacht wäre, wobei sich die Erinnerung an die Thatkraft seines Kopfes und die Arbeitsfähigkeit seiner Hände auf eine noch nachdrücklichere Weise erneuerte.

Zu dem Behufe faßte er den Entschluß, einen Mann aufzusuchen und um Rath zu fragen, dem er schon bei Lebzeiten des Pflegevaters das größte Vertrauen geschenkt hatte und der vielleicht vermöge seiner Stellung die geeignetste Persönlichkeit war, ihm den rechten Weg zu seinem Vorhaben zu bahnen. Es war dies ein hochgestellter Lehrer an der ersten jugendlichen Bildungsanstalt in Bremen, ein allgemein geachteter Mann, der eine Fülle von Bekanntschaften in reichen Häusern hatte und dessen Ausspruch in allen seine Wissenschaft betreffenden Angelegenheiten maßgebend und von Bedeutung war. Außer seiner Befreundung mit vielen Patricierhäusern kam ihm noch seine Stellung als Dirigent einer großen Pensionsanstalt zu Statten, in welcher aufgenommen zu werden den Söhnen des umwohnenden Adels zu einer Art Regel oder Pflicht geworden war, bevor sie die Universität oder irgend einen andern Berufskreis betraten. Daß ein solcher Mann im Stande sei, einen so wissenschaftlich gebildeten Menschen, wie Joseph Sohn es war, der sich nebenbei durch die lebenswürdigste Persönlichkeit auszeichnete, in seiner jetzigen bedrängten Lage unter die Arme zu greifen, war leicht vorauszusetzen, und Joseph hatte sich in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht.

Der Professor Schickedanz – so wollen wir ihn nennen – nahm den jungen Mann sehr freundlich auf und hörte mit der größten Aufmerksamkeit seine Bitte an. Als Joseph seinen warm gesprochenen Vortrag beendet hatte, ging er einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab, stand dann vor dem Hülfesuchenden still und schaute ihm wohlwollend in das edle Gesicht, das in Folge innerer Aufregung lebhaft geröthet war.

»Mein lieber Sohn,« sagte er milde, »ich begreife vollkommen Ihre jetzige Lage und bedaure von ganzem Herzen, daß mein Freund und College einen Tag zu früh für Sie gestorben ist –«

»O, viele Tage, wenn nicht Jahre, Herr Professor!«

»Ja wohl, ja wohl, ich verstehe Sie schon, ich meine nur in Bezug auf das beabsichtigte Testament. Ich habe schon daran gedacht, ob man dem Neffen Ihres Pflegevaters nicht schreiben und den Sachverhalt –«

»Kein Wort, kein einziges Wort unterbrach ihn beinahe heftig und sich stolz aufrichtend der junge Mann. »Ich darf mich nicht so weit erniedrigen, daß ich bitte, wo ein so reicher Mann, wie der Erbe meines gütigen Vaters, mir durch seine Handlungsweise das Bitten unmöglich gemacht hat.«

»So – das ist etwas Andres, ich glaubte, man könnte Ihnen vielleicht noch von dieser bequemsten Seite her helfen.«

»Um Gotteswillen nicht! Die bequemste Hülfe ist nicht immer die edelste, und meinem Gefühl sagt sie am wenigsten zu.«

»Wohl, ich verstehe Sie. Nun, dann muß man an etwas Anderes denken. Und Gott sei Dank! ich weiß schon, wie Ihnen geholfen werden kann. Eine Art des Erwerbes will ich Ihnen, zwar nicht anrathen, aber doch wenigstens erwähnen, damit Sie sehen, daß ich nicht um verschiedene Mittel und Wege verlegen bin. Wie ich weiß, haben Sie die vollkommen wissenschaftliche Reife, die man von einem Lehrer einer höheren Erziehungsanstalt verlangt, und es käme nur darauf an, daß Sie sich einer Prüfung unterwürfen, in deren Gefolge sich dann eine Anstellung bald finden ließe. Allein – aufrichtig gesprochen, rathe ich Ihnen nicht dazu. Einmal – Sie verzeihen mir, daß ich vielleicht einen schmerzenden Punkt in Ihrem Herzen berühre – scheinen Sie mir wegen Ihrer äußeren Verhältnisse nicht dazu geschaffen zu sein, Ihre ganze fernere Existenz in einer so abhängigen Lage zu suchen, denn es ist immer noch möglich, daß das Dunkel Ihrer Herkunft – Sie sehen, der alte Sohn hat mit mir darüber wie mit einem Freunde gesprochen – auf eine für Sie günstige Weise gelüftet wird.«

»Darauf setze ich durchaus keine Hoffnung mehr nach Ankunft jenes Ihnen bereits mitgetheilten Schreibens.«

»O, das kann man doch nicht so genau wissen. Sodann aber ist das Leben eines selbst gutgestellten Lehrers immer eine Art Knechtschaft, deren Druck man erst kennen lernt, wenn man ihr ausgesetzt ist. Also binden, versagen, bestimmen Sie sich nicht fest für eine Ihnen in der Zukunft nicht angemessene Stellung. Nein, überlassen Sie sich für's Erste meiner Sorgfalt, unterrichten Sie, aber

nur privatim und in reichen Häusern, die einen guten Lehrer vortrefflich besolden, damit Ihre Zeit nicht ganz aufgezehrt werde und Sie noch Muße, sich fortzubilden, behalten.«

»Ja, das wäre mir allerdings das Liebste.«

»Sehen Sie wohl. Dann warten Sie Ihre Zeit ab, vielleicht findet sich irgend wo eine Anstellung für Sie, die Ihnen behagt und eine Zukunft verspricht; dafür halten Sie sich bereit. Indessen zeigen Sie sich geduldig und bedenken Sie, daß man den Weg über einen hohen Berg am zweckmäßigsten langsam und ruhig zurücklegt. Sind Sie mit mir einverstanden?«

»Vollkommen!«

»Nun, dann haben wir ja schon *einen* Schritt zum Ziele zurückgelegt. Wie ich weiß, sind Sie in der Musik sehr bewandert. Lehrer in den neueren Sprachen sind zu Dutzenden vorhanden, Lehrer der Naturwissenschaften finden meist nur in Schulen und öffentlichen Anstalten Beschäftigung, aber ein guter Musiklehrer, ein wirklich guter, ist und bleibt immer und überall ein seltener und gesuchter Mann.«

»Das wäre mir auch das Liebste und darin denke ich Genügendes leisten zu können.«

»So ist es denn abgemacht. Ich werde Ihnen noch in dieser Woche einige Schüler verschaffen, und haben Sie erst zwei, so haben Sie bald vier und mehr. Das wird sich machen lassen. Wo wohnen Sie jetzt?«

Joseph gab seine Wohnung an, die ziemlich weit von der des Professors abgelegen war, und ging dann innerlich aufgerichtet und getröstet, nach Hause.

Der Professor hielt Wort. In wenigen Tagen fand sich Joseph als Lehrer in einigen sehr reichen Kaufmannshäusern eingeführt, sah sich gut besoldet und die Besorgniß für die nächste Zukunft war also wieder glücklich beseitigt.

So große Mühe er sich aber auch mit seinen Schülern und Schülerinnen gab, so viele Sorgfalt er auf ihre Ausbildung verwendete, den Hauptunterricht ertheilte er der einzigen Schülerin in seinem Hause: Rachel flößte er Alles an Gutem, Schönem und Wahrem ein, was er wußte, und sie lohnte ihm seine Mühe reichlich durch Aufmerksamkeit im Zuhören, durch Festhalten des Erlernen und durch Nachdenken über Alles, was sie in sich aufnahm.

Wenn Beider stilles Leben um diese Zeit einen Zuschauer gehabt hätte, derselbe würde es beneidenswerth und unnachahmlich in seiner eigenthümlichen Art gefunden haben. Denn eigenthümlich war von Joseph's Seite die brüderliche Sorgfalt, mit der er jeden ihrer Schritte im Leben und Lernen bewachte, der unausgesetzte Fleiß, den er auf ihre gesammte Ausbildung verwandte, und von Rachel's Seite dagegen die fast abgöttische Verehrung, die sie dem jungen Manne weihte, der ihr so viele Opfer brachte, der kindliche Gehorsam, den sie gegen ihn beobachtete und die liebevolle Hingebung, die sie in allen Dingen, die ihn betrafen, an den Tag legte. Er, der lebenskräftige, junge Mann zog sich von allem Umgang

mit Altersgenossen zurück, versagte sich jede, auch die kleinste Freude, den geringsten Genuß außer dem Hause, um nur die freiwillig übernommene Pflicht an dem verlassenen Kinde im ganzen Umfange zu üben. Sobald er seine Stunden in den Häusern der Vornehmen beendet, eilte er in seine eigene Wohnung zurück, um irgend einen Unterricht dort fortzusetzen oder sich einen neuen musikalischen Genuß mit der ihm an Kunstfertigkeit jetzt fast gleichkommenden Schülerin zu bereiten. Rachel dagegen, die auf diese Weise keinen vollen Abend und nur wenige Stunden des Tages allein zu verbringen hatte, war den ganzen Tag mit ihren Studien beschäftigt, um, wenn ihr Lehrer nach Hause kam, auch in seinen Augen Fortschritte gemacht zu haben, oder sie gab sich kleinen Verrichtungen hin, die zur Bequemlichkeit und zum Wohlbefinden des einzigen Menschen beitrugen, der ihr, der Verlassenen und Verwaisten auf Erden, hilfreich und liebevoll entgegengetreten war.

Beschreiben wir einen Tag dieses einfachen, genußreichen und seelenvollen Lebens, so wird der Leser die ganzen beiden Jahre begriffen haben, die sie in diesem Verhältniß mit einander zu verbringen vom Schicksal bestimmt waren.

Im Sommer standen Beide, ohne Verabredung und mit seltener Uebereinstimmung ihres vorwärts drängenden Triebes, um fünf und im Winter um sechs Uhr auf. Nachdem sie gemeinschaftlich ihr Frühstück eingenommen, begaben sie sich an den Flügel, wo Joseph irgend

ein Werk eines großen Tondichters in seinen Einzelheiten mit Rachel durchging, besprach und dann spielen ließ. Von den leichteren Uebungsstücken war man längst zu schwereren Meisterwerken übergegangen und Joseph sah zu seinem Schrecken die Zeit kommen, wo ihn die befähigtere Rachel überflügeln und nichts mehr von ihm würde erlernen können. Nachdem sie sich auf diese Weise zwei bis drei Stunden gemeinsam beschäftigt, begab sich Joseph an seine eigenen Studien, die er aus Liebhaberei und Arbeitstrieb eifrig fortsetzte, und Rachel blieb am Flügel sitzen oder gab sich dem Lesen und Studiren hin. Auf diese Weise beschäftigt, verließen sie im Sommer bis zum Mittag ihr Zimmer nicht, im Winter aber machten sie um diese Zeit einen Spaziergang durch die Stadt oder auf dem schönen Walle, nachdem Joseph einige seiner Stunden außer dem Hause abgehalten hatte. Nach Tische ging Rachel wieder an den Flügel, Joseph an seinen Unterricht, und im Sommer wandelten sie dann gegen Abend durch die Gärten, über die Felder oder nach der Weser, wo Rachel stets mit neuem Erstaunen die großen Schiffe betrachtete, die, wie sie jetzt wußte, Handel und Wandel nach der neuen Welt über den Ocean trugen, wovon sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Diese stundenlangen Spaziergänge erwiesen sich ihr besonders lehrreich, denn ihre Unterhaltung unterwegs war stets ernst und erstreckte sich auf Gegenstände, über deren Ursprung und Zweck nachzudenken das wißbegierige Mädchen einen gränzenlosen Eifer zeigte. Von diesen Gängen zurückgekehrt nahmen sie ihr

bescheidenes Abendbrod ein, und nun begann die von jeher geübte Unterhaltung mit der Musik, bei der sie um so mehr Vergnügen genossen, je weiter sie sich gegenseitig darin gefördert sahen.

So verstrich Tag um Tag, Woche um Woche, und je regelmäßiger sie lebten und je eifriger sie vorwärts strebten, um so schneller enteilte ihnen die Zeit, die dem gelangweilten Menschen im Schneckengange dahinkriecht, für den Arbeitsamen aber geflügelt ist.

In dieser Art verlief dem jungen Manne in materieller wie geistiger Beziehung das Leben leidlich erträglich – für den Augenblick wenigstens, ob er es aber für die Dauer angenehm und genügend gehalten hätte, steht sehr dahin. Denn ein junger Mensch, der, lebensfroh, nach Neuem begierig, mit Anlagen für einen bedeutenderen Wirkungskreis in der größeren Welt begabt ist, kann sich, vom Drange seines Pflichtgefühls hingerissen, wohl eine Zeit lang an einem und demselben Orte, unter bescheidenen Verhältnissen wohl und zufrieden fühlen, endlich aber erwacht mit größerer Gewalt die Sehnsucht nach ausgebreiteterem Verkehr, nach lebhafterem Austausch der Meinungen und Ansichten, nach Abwechslung der Genüsse der Welt, die sich vor seiner Phantasie immer weiter und weiter ausdehnt, je enger sein eigener Lebenskreis ist, und was ihm in beschränkterer Lage früher eine Wohlthat erschien, wird ihm allmählig ein Druck, abgesehen von dem täglich mehr auf seiner Seele tastenden Einerlei, was sich beim besten Willen mit der Zeit von selbst einstellt.

Diese Sehnsucht nach Abwechslung und größerer geistiger Regsamkeit trat bei Joseph nicht plötzlich ein, aber doch tauchten allmählig in seiner Seele einige Bilder der großen Welt auf und er fing an, ohne es anfangs sich selbst zu gestehen, nach geistigem Verkehr und Austausch der Meinungen, namentlich mit Männern, zu trachten. So kam es denn, daß er, seinem Verlangen unwillkürlich folgend, hier und da einen frühern Umgang erneuerte oder einen neuen begann, zumal er Rachel, die immer verständiger, umsichtiger, klarer über sich selbst und Andere wurde, jetzt öfter allein lassen konnte, ohne befürchten zu müssen, sie in die trostlose Dürre der Langeweile zu stürzen. Langeweile, nein, die kannte sie nicht, in keiner Weise; der Flügel allein hätte sie den ganzen Tag in Anspruch genommen, wenn sie nichts Andres zu thun gehabt; sie, die früher das Leben nur von seiner trostlosesten, einsamsten Seite kennen gelernt, hatte also Abwechslung genug. Was ihre Fertigkeit im Spiel betrifft, so gab sie schon ihrem Lehrer darin nichts nach, im Gegentheil, sie hatte sogar mehr Schwung, mehr inneres Feuer, mehr produktives Talent als er, nur an der äußern langsam mit der Zeit wachsenden Kraft und Nachhaltigkeit gebrach es ihr noch. Aber auch diese stellte sich nach und nach ein, denn sie war in den letzten Jahren merklich gewachsen und stärker geworden, obschon sie für ein Mädchen von ihren Jahren immer noch klein, zart und schwach genug erschien. Ihr Gesicht aber war ihrem übrigen Körper bei Weitem vorausgeeilt, denn es hatte

bedeutend an Ausdruck gewonnen, es spiegelte sich darin unverkennbar die Reife ihres Geistes, die schwunghafte und doch nur innerlich zur Geltung kommende Fülle ihrer Seele ab. Die Stirn, von jeher der schönste Theil ihres Gesichts, war klarer, das dunkle Auge unter den edel geschweiften Brauen noch größer, feuriger, ausdrucksvoller geworden, und was sie nicht mit Worten zu sagen wußte, das konnte ein Mensch, der in die Tiefe ihrer Seele zu schauen vermochte, in dem feuchten Glanze derselben lesen. Im Ganzen war sie innerlich reifer, entwickelter, als Mädchen ihres Alters zu sein pflegen, und die traurigen Erfahrungen, die sie zeitig gesammelt, hatten sie eben so sehr gestählt, wie sie sie früher gezeitigt hatten. Ihre Wangen waren auch um diese Zeit noch bleich und mager, wie man sie oft bei Menschen findet, die von einem innern unbewußten Drange verzehrt werden, ihr Teint hatte noch immer den gelblichen Anstrich behalten, den er in der Kindheit gezeigt, aber ein sinniges Lächeln umspielte schon merklich ihre Lippen und erhellte bis zu den Schläfen hinauf das bleiche Gesicht, wie auch der blasse Sonnenschein eine trübe Gegend heiter und rosig färbt. Wenn sie saß und dabei las oder träumerisch in Gedanken versunken war, schienen ihre Gliedmaßen beinahe erschlaft und kaum im Stande, die innere Schwere zu tragen, sobald sie sich aber vor den Flügel setzte und seine Töne erklingen ließ, belebten sich ihre Züge, ihr Auge vergrößerte sich und, die reichen Rabenhaare zurückschüttelnd, schien sie auf unsichtbaren Schwingen

dem Geiste auch außer sich begegnen zu wollen, der in der Tiefe ihres Wesens seine Wohnung aufgeschlagen.

Es war für Joseph ein hoher Genuß, sie in solchen Augenblicken heimlich zu beobachten, denn es kam ihm dann vor, als gäbe sie ihrem inwohnenden Genius auch äußerlich Audienz. Er fühlte dabei einen erhebenden Stolz seine Brust durchziehn, indem er bedachte, daß er es gewesen, der dieses kleine Wesen aus dem Staube erhoben und in die lichten Räume der Poesie und des Lebens versetzt – und man verzeihe ihm diesen Stolz, denn er beruhte auf rein menschlichen Empfindungen, die sich auf keiner irdischen Brust ausrotten lassen, und sei sie noch so wenig von den Erbfehlern der Eitelkeit und Selbstsucht befleckt.

Dennoch und trotz dieses ihn beseligenden Stolzes und des Bewußtseins, seine Pflicht erfüllt zu haben und noch alle Tage zu erfüllen, konnte es nicht fehlen, daß er sich innerlich aufrieb. Alles was er that, an Rachel und sich selber, mochte es so viel sein wie es wollte, genügte ihm nicht, sein Wirkungskreis war ihm nicht groß genug, er spannte bei Weitem nicht alle seine Kräfte an, die eines viel größeren Feldes der Thätigkeit bedurften, um seine Fähigkeit in's Spiel zu bringen und die Triebräder seines Geistes in Schwung zu setzen.

Wenn er auch nicht selbst dazu kam, sich das einzugestehen, weil ja selten ein Mensch aus sich heraus sein Verhältniß zur übrigen Welt richtig beurtheilt – die äußeren Verhältnisse, die allmählig auf ihn eindringen, mußten ihm endlich die Binde von den Augen reißen.

Zwei volle Jahre hatte er nun schon mit Rachel dieses einsame stille Leben geführt, er war dreiundzwanzig, sie vierzehn Jahre alt geworden, und sein Erwerb hatte bisher seinen Bedürfnissen entsprochen. Mangel also kannte er bis jetzt nicht, und doch ist der Mangel einem strebenden Menschen oft nothwendig, ihn zur Erkenntniß seiner selbst, zum Vertrauen auf seine eigene größere Kraft; zum Wunsche einer Lebensänderung hinduzudrängen. Dieser Mangel sollte auch hier nicht ausbleiben, dafür hatte die Vorsehung gesorgt. Das Jahr 1848 mit seinen traurigen Bewegungen war gekommen, um so trauriger, weil kein Mensch, der davon betroffen wurde, darauf vorbereitet war. Auch auf unsern jungen Freund sollten die feindlichen Einwirkungen desselben nicht ausbleiben. Mehrere reiche Familien, in deren Kreise er durch Vermittlung jenes braven Mannes Eintritt erhalten hatte, zogen es vor, die unruhige Stadt mit dem ruhigeren Lande zu vertauschen. Dadurch fielen natürlich die Unterrichtsstunden aus, die Joseph's Existenz gefristet hatten. Andre Familien, weniger furchtsam, aber alle überflüssigen Ausgaben in einer bedrängten Zeit scheuend, beschränkten ihren Haushalt in jeder Weise. So kam es, daß Joseph immer weniger erwerben konnte und sich immer nothdürftiger mit seinen Mitteln einrichten mußte. Dank der innern unaufhörlichen Beschäftigung Rachel's, für die das äußere Leben mit seinen Sorgen und Bedürfnissen noch eine unbekannte Welt war, fühlte diese nicht, wie die Speisen, die sie genoß, immer magerer zubereitet, wie ihr Tisch immer sparsamer besetzt wurde. Putz

und schöne Kleider hatte sie nie begehrt und beehrte sie auch jetzt nicht, also von dieser Seite wurde Joseph keine Verlegenheit bereitet. Aber er selbst fühlte nur zu lebhaft, wie die Noth alle Tage größer wurde, und was im Schooße der Zukunft an trüben Aussichten sich barg, das ließ ihn oft in der Stille der Nacht bangen, wenn er über sein seltsames Geschick nachdachte und die Blicke spähend nach allen Seiten wandte, um irgend eine reichlicher strömende Quelle zu entdecken. Aber es zeigte sich keine, so viel er auch suchen und forschen mochte.

Da geschah es, daß er eines Tages, als er zu seinen beiden letzten ihm gebliebenen Zöglingen ging, an der Thür vom Diener die ihn fast niederdrückende Nachricht erhielt, die Herrschaft sei auf unbestimmte Zeit verreis't und die Stunden müßten für jetzt ein Ende haben. Tief erschüttert wankte Joseph nach Hause, aber er vermochte es nicht, in dasselbe einzutreten, weil er den unbefangenen Blick Rachel's fürchtete, die sorglos wie immer an keinen Kummer dachte und denselben doch jetzt auf seinen Mienen hätte wahrnehmen müssen. Lange irrte er zwischen den Gärten und Feldern der Vorstadt umher, in der er wohnte, aber je länger er umherirrte, um so beklommener und bedrückter wurde ihm zu Muthe. Endlich beschloß er, noch einmal zur Stadt umzukehren und seinen alten Gönner, den Professor Schickedanz aufzusuchen. Er fand ihn zu Hause und trug ihm seine Hiobspost vor. Der gute Mann zuckte die Achseln und sagte, er hätte in diesen traurigen Tagen schon an ihn gedacht,

aber auch ihm ergehe es ähnlich, denn man habe ihm seine Hauptnahrungsquelle, seine Pensionaire genommen, deren Eltern in dieser Zeit sie in ihrer Nähe zu haben wünschten. Dennoch tröstete er ihn auf zarte Weise und versprach für ihn zu sorgen, so viel in seinen Kräften stände.

Joseph ging etwas getröstet nach Hause, denn schon einen Anderen leiden zu sehen oder geringe Trostwor- te von Jemandem zu hören, ist eine Beruhigung für ein gequältes Herz. Vor der Thür schon hörte er Rachel den Flügel bearbeiten und er konnte es sich nicht versagen, einige Minuten still zu lauschen und sich dann zu gestehen, daß Rachel auf dem besten Wege sei, eine Künstlerin zu werden, wie sie die Welt nur selten erblickt. Aber wie ihr die dazu nothwendige Ausbildung verschaffen? Auch dieser Gedanke, der so plötzlich auf ihn eingestürmt war, fing an ihn zu quälen, und so trat er mit ängstlichem Gesichtsausdruck, bleich und matt bei ihr ein.

Sobald er in das Zimmer getreten war, sprang Rachel von ihrem Stuhle auf und eilte ihm entgegen. Aber sie erschrak vor seinem Aussehn und trat einen Schritt zurück, als er in die Nähe des Lichts kam, das ihrer stillen Uebung geleuchtet hatte.

»Joseph,« sagte sie mit innigem Tone, »was hast Du? Du bist doch nicht krank?«

Der Gefragte, durch diese Frage innerlich noch mehr erschüttert, wandte sich ab, indem er den Hut bei Seite legte. Aber Rachel hatte mit ihrem Falkenblick Unheil

gewittert, und da es ihren einzigen Freund auf der Welt betraf, so ging sie so leicht nicht davon ab.

»Du hast Kummer,« fuhr sie fort. »Darf ich wissen, was Dir auf der Seele lastet?«

»Kummer! Ach ja! Es sind traurige Zeiten, Rachel; ich habe Dir ja schon erzählt, wie die bösen Menschen alles Gesetzliche umstürzen und auch die Unschuldigen darunter leiden müssen. Wir gehören mit zu diesen Unschuldigen, die unter dem allgemeinen Drucke leiden.«

»Allgemeiner Druck? Was verstehst Du darunter?«

»Sorgen, nach allen Richtungen, Kind; die Leute flüchten nach sicheren Aufenthaltsorten, die Zurückbleibenden können sich also nicht von ihrem Ueberflusse nähren. So geht es auch uns, denn meine Stunden sind, wie Du bemerkt haben wirst, immer sparsamer begehrt worden.«

Der bleichen Rachel schoß einen Augenblick lang das Blut in's Gesicht. Sie hatte begriffen, um was es sich handelte. Sodann aber noch mehr als gewöhnlich erbleichend, senkte sie das Haupt wie eine Blume, deren Stengel durch einen heftigen Windstoß geknickt ist. Plötzlich schlug sie beide Hände vor's Gesicht und fing bitterlich an zu weinen.

»Rachel!« rief Joseph, »was hast Du jetzt, muß ich fragen, warum weinst Du, das ist etwas ganz ungewöhnliches bei Dir.«

Rachel erbebte wie ein vom Sturme geschüttelter junger Baum. Aber dann ihren Thränen Einhalt gebietend,

schmiegte sie sich an ihren Wohlthäter, hob ihre wehmüthig blickenden Augen zu ihm auf und sagte mit unbeschreiblich innigem Tone: »Bin ich Dir zur Last, Joseph? O, schicke mich fort; Du als einzelner Mann kannst Dir weit leichter durch die Welt helfen!«

»Rachel! Was sprichst Du?« rief der betroffene junge Mann mit stolzem Selbstgefühl, in dem dennoch die Bitterkeit, die in seinem Herzen lag, durchklang. »Du mir eine Last? Bei Gott nicht! *Den* Gedanken habe ich nie gehabt und werde ich nie haben. Nur fällt es mir schwer, Dir so Manches versagen zu müssen, was ich Dir früher konnte zu Theil werden lassen und – ja, ich muß noch weiter gehen – Dir mitzutheilen, daß wir uns noch mehr einzuschränken haben, als bisher geschehen.«

»O Joseph, weiter Nichts? Das ist doch nicht schwer zu sagen. Haben wir uns denn überhaupt schon eingeschränkt? Ich weiß ja gar nichts davon.«

»Du gutes Mädchen! Siehst Du denn nicht, wie unsere Speise alle Tage ärmlicher wird und daß unsere Kleider nothwendig bald mit besseren vertauscht werden müssen?«

»Nichts, gar nichts sehe ich davon. O, wenn es weiter nichts ist, das ist ja nur eine Kleinigkeit. Ich habe ja nie Hunger, und meine Kleider – sind die nicht gut genug für Dich und mich? Unter andere Menschen kommen wir ja nicht.«

Joseph lächelte. Freilich, die Entbehrungen, die er empfand, empfand Rachel nicht, und doch hatte er sich

in ihr geirrt, wenn er glaubte, sie empfinde auch die seinigigen nicht. –

Einige Minuten später saß er am Fenster und schaute in die trübe Nachtluft hinaus. In seinem Grübeln und Sinnen bemerkte er nicht, wie sich Rachel an seiner Seite niedergekauert hatte und ihm unverwandt in's Gesicht schaute.

Endlich hörte er seinen Namen flüstern. Er blickte auf und sah Rachel's Auge glänzend und voll auf dem seinigigen haften.

»Was willst Du, mein Kind?«

»Joseph, ich kann Dich nicht leiden sehen, Du bist so gut und doch jetzt so trüb und traurig. Geh einmal eine Stunde unter Menschen.«

»Was soll ich unter Menschen thun? Sie reden mir meinen Gram nicht weg.«

»Geh' in ein Vergnügungshaus, wie Du es wohl früher einmal mit dem Vater gethan hast. Trink ein Glas Wein oder Bier.«

Joseph lächelte fast heiter. »Du gutes Kind,« sagte er, ihr Lockenhaar streichelnd, »solche sogenannte Vergnügungshäuser bieten mir wenig Vergnügen und Zerstreuung. Sie sind nur für glückliche oder gelangweilte Menschen. Wenn aber Jemand Sorge hat, so verscheucht er sie am leichtesten durch Einsamkeit und Nachdenken.«

»So wollen wir einen Spaziergang machen und uns wenigstens dadurch zerstreuen.«

»Es ist finsterer Abend, Rachel, und es scheint bald regnen zu wollen.«

»O das thut nichts. Die frische Luft stärkt, das Getreibe der Menschen auf den beleuchteten Straßen zerstreut unsere Sorge und mir ist es immer so vorgekommen, als ob ein Blick, zu dem weiten freien Himmel emporgeworfen, wo die Sterne Gottes blitzen, die ganze Seele labt.«

»Ha! Du hast Recht. Ja, wir wollen uns am Anblick der Sterne Gottes laben, wenn uns das Licht der Menschen verschlossen ist. Komm, mein Kind – rasch, rasch, das war ein guter Gedanke!«

Und sie verließen, von ihren treuen Hunden gefolgt, sogleich das Haus und kehrten nach einer Stunde lebhaften Gehens und eifrig über ihre Verhältnisse geführten Gesprächs, mit erleichterten Herzen und neuer Hoffnung voll in ihre stille Wohnung zurück.

NEUNTES KAPITEL. EINEM WINKE DER VORSEHUNG MUSS MAN FOLGEN.

Am nächsten Tage schickte der Professor Schickedanz einen Brief, worin er seinem Schützling wieder einige neue Schüler überwies. Wer war froher als Joseph und namentlich Rachel, die von jetzt an auch an allen äußeren Verhältnissen Joseph's ihren gebührenden Antheil nahm – der Ausblick zu den Sternen Gottes schien also geholfen zu haben. So konnte man sich denn doch ohne die größte Noth durch den Sommer des theuren Jahres 1848 schleppen, und wenn auch Joseph's Wangen von ihrer früheren Fülle und Färbung etwas verloren, sein Geist rang sich heiter durch und er war schon zufrieden, daß er

die Miethen für seine Wohnung und die Rechnung für seine und Rachel's Verpflegung pünktlich an seine Wirthin bezahlen konnte. Rachel fühlte im Laufe dieses Sommers gar keine Entbehrung mehr. Sie sah ihren brüderlichen Freund nicht mehr so sorgenvoll, sie übte und studirte mit unablässigem Eifer, und so war ihr jetziges Leben, mit der Leidenschule verglichen, die sie früher durchgemacht, immer noch ein üppiges und herrliches zu nennen.

Allein auch dieser Sommer ging vorüber und Joseph sah in nicht allzu weiter Ferne den Winter dräuend die Stirn runzeln, und der Gedanke, wie dann das kostbare Heizmaterial und das theure Licht zu beschaffen sei, raubte ihm schon jetzt manche ruhige Stunde. Aber wenn ihm einmal ängstlich und beklommen zu Muth wurde, dann fiel ihm immer wieder Rachel's Aufblick zu den Sternen Gottes bei, und rasch erhob er dann stets sein Haupt, um den Blick in die blauen Fernen zu versenken, oder die strahlenden Lichter aufzusuchen, die der allmächtige Schöpfer auch zum Trost der Leidenden angezündet und als unvergängliche Leuchthürme gegen alle irdischen Klippen und Gefahren am Himmel aufgesteckt hat.

So saß er auch eines Abends in der Mitte des Septembers allein am Fenster und schaute in die trübe Luft hinaus. Aber heute wollten weder der blaue Himmel hervortreten, noch die goldenen Sterne sich finden lassen, denn undurchdringliche Nebelwolken zogen schwer am Firmamente hin und kalter Regen fiel in großen Tropfen aus

ihnen hernieder. Halb seine Gedanken nach Außen, halb sein Ohr auf die Töne gewandt, die Rachel dem Flügel entlockte, überhörte er ein lautes Schellen an der Hausthür, die des Abends stets verschlossen war.

Plötzlich ließ sich ein so heftiges und anhaltendes Klingeln vernehmen, daß sowohl Joseph wie Rachel aus ihren Phantasieen aufgeschreckt wurden. Beide sprangen von ihren Stühlen empor und sahen sich erstaunt an.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Joseph sich selber, wobei er unbewußt lauter als gewöhnlich sprach. »Sind denn unsre Wirthe nicht zu Hause, daß Niemand die Thür öffnet?«

»Ich glaube, sie sind vor einer Stunde nach der Stadt gegangen,« erwiderte Rachel, während Joseph schon ein Fenster geöffnet hatte und hinunterfragte, wer da sei?

Es war eine Magd des Professors Schickedanz, die noch nicht in diesem Hause gewesen war und herauffragte, ob Herr Joseph Sohn hier wohne? Nachdem sie eine bejahende Antwort erhalten, meldete sie athemlos, Herr Sohn möchte doch sogleich zum Herrn Professor kommen, es betreffe eine sehr wichtige Angelegenheit.

Die beiden jungen Leute horchten erstaunt auf, wobei Joseph ein freudiges, Rachel dagegen ein ängstliches Vorgefühl anwandelte

»Was mag das sein, Joseph?« fragte Rachel. »Es ist schon so spät und der Weg zu dem Herrn ist so weit!«

»Was wird es anders sein, mein Kind, als das Anerbieten irgend eines Unterrichts? Ich werde natürlich gehen,

sobald ich höre, daß die Wirthsleute wieder da sind, damit Du nicht allein im Hause bist. Ah, da öffnet sich die Thür – sie sind es. So gehe ich denn sogleich.«

Rachel hatte schon Joseph's Rock, Hut und auch einen Schirm herbeigeholt, da es noch immer regnete. In wenigen Minuten hatte er ihr Lebewohl gesagt und den Wunsch ausgesprochen, sie möge nicht zu Bett gehen, ehe er wieder heim sei, ein Wunsch, der, beiläufig gesagt, überflüssig gesprochen wurde, da Rachel ohne Aufforderung bis zum Morgen gewartet hätte, wenn er nicht früher zurückgekommen wäre.

Wie schon angedeutet, war es ein unangenehmer Abend, der im Sommer das unerquickliche Gefühl des plötzlich nahenden Herbstes auf seiner feuchtkalten Luft herbeitrug. Joseph hatte eine volle halbe Stunde zu gehen, denn der Professor wohnte in der seiner Wohnung völlig entgegengesetzten Vorstadt, der Weg war also weit genug, um dem so eilig und spät Berufenen hinreichend Zeit zu lassen, über die Ursache dieser Eile nachzudenken. Wie es in solchen Momenten geschieht, malt sich die Seele eines in dringlicher Erwartung Schwebenden die seltsamsten Möglichkeiten aus, ohne jedoch je das Richtige zu treffen, und während man oft die Thorheit an sich selbst begeht, sich etwas recht Ungünstiges vorzustellen, findet nicht selten das Gegentheil statt, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es auch oft umgekehrt der Fall ist.

Joseph hoffte oder fürchtete jedoch diesmal Nichts, seine Seele war von dem langen Warten auf ein besseres Geschick ermattet und seine früheren so lebhaften Hoffnungen bedeutend herabgestimmt. Müßigen Schrittes ging er daher durch die erleuchteten Straßen, die bei dem schlechten Wetter menschenleer und öde waren. Allmählig indessen ließ der Wind, der ihm den Regen in's Gesicht trieb, nach und als er aus dem Thore trat, in dessen Nähe der Professor wohnte, hörte auch der Regen auf und ein Stück blauen Himmels machte sich über ihm bemerkbar, aus dessen klarem Gewölbe zwei Sterne neugierig auf den einsam Wandelnden herniederblinzelten.

Joseph, von früher Jugend gewöhnt, Alles zu erfassen und zu deuten, was in der Gotteswelt um ihn her geschah, blickte freudig zu den ihm bekannten Sternen empor. Der hell strahlende Jupiter, der aufmunternd über ihm blitzte, schien ihm von guter Vorbedeutung zu sein, und hoffnungsvoller, als er von Hause weggegangen war, betrat er die Treppe, die zur Wohnung seines Gönners führte.

Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, stimmte mit diesem glücklichen Vorgefühle überein, denn der gelehrte Schulmann ging heiteren Angesichts in seinem Zimmer umher, als der zu ihm Beschiedene eintrat, und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. »Ah,« sagte er, »das ist gut, daß Sie meiner Bitte sogleich gefolgt sind. Aber setzen Sie sich zunächst, Sie sind rasch gegangen, Ihr Athem keucht.«

»Eine wichtige Botschaft, mag sie etwas Gutes oder Schlimmes betreffen, kann man nicht rasch genug vernehmen, Herr Professor, um sich über das Eine zu freuen oder gegen die Folgen des Anderen zu wappnen.«

»O, o, Sie sind doch wohl nicht besorgt?«

»Nicht im Geringsten, ich fürchte Nichts auf der Welt.«

»Da haben Sie auch sehr Recht, und diesmal wäre die Sorge in der That ohne Noth gewesen. Ich habe Ihnen sogar eine recht günstige Nachricht mitzutheilen.«

Während er diese Worte mit einem gewissen schmunzelnden Gesichtsausdrucke sprach, der einem edlen Manne nur dann eigen ist, wenn er Jemandem, der sich in einiger Noth befindet, eine Freude bereiten kann, goß er zwei Gläser voll Weines, den die Magd unterdessen auf den Tisch vor dem Sopha gestellt hatte, auf welchem der Wirth und sein Gast Platz genommen.

»So, mein junger Freund, stoßen wir einmal auf eine glückliche Wendung Ihres Schicksals an und trinken wir ein Glas aus unserm berühmten Rathskeller, den mir die Herrn Väter der Stadt jedes Jahr zum Neujahrswunsche übersenden. So. Wie schmeckt er Ihnen?«

»Vortrefflich.«

»Ja. Nun, es ist zwar nicht der Duft der berühmten Rose, aber er hat doch genug anderer Blumen Duft an sich. Nicht wahr? Nun aber zur Sache. Hören Sie, ich habe heute gegen Abend einen Brief erhalten, in dem ein Auftrag eingeschlossen war, und ich glaube mich desselben am besten entledigen zu können, wenn ich mich an Sie

wende, Ihnen den ganzen Brief zu lesen gebe und Ihnen dann überlasse, seinem Inhalte nach zu handeln.«

Joseph neigte beistimmend sein Haupt und sein glänzendes Auge drang bis in die Seele des langsam in seiner Mittheilung vorschreitenden Professors, was vielleicht in dessen Absicht lag, um seinen Zuhörer die bevorstehende Freude desto länger und gründlicher kosten zu lassen.

»Doch,« fuhr er fort, »bevor ich Ihnen den Brief zum Lesen übergebe, aus dem Sie am besten den Charakter des Mannes erkennen werden, mit dem Sie zu thun haben sollen, will ich als Einleitung einige Bemerkungen voranschicken. – Vor sechs oder acht Jahren wohnte hier in der Nähe auf einem hannöverschen Gute ein reicher Baron, von Haldrungen ist sein Name. Er lebte in zweiter, kinderloser Ehe, hatte aber aus erster Ehe mehrere Kinder, von denen er mir den ältesten Sohn als Pensionair anvertraute. Es war dies ein hoffnungsvoller Knabe, von dem ich mir nur Gutes versprach; zu meinem und des Veters Leidwesen aber starb er in meinem Hause an der Ruhr und unser Verhältniß ward in Folge dieses Trauerfalls auf eine sehr herbe Weise zerrissen. Nichtsdestoweniger bewahrte mir der Herr Baron seine Freundschaft und bewies sie mir auf eine sehr unerwartete und mich ziemlich bekümmernde Weise. Der Baron nämlich verließ sein Gut im Hannöverschen und kaufte oder erbte – ich weiß es so genau nicht – ein Gut im Preußischen, hart an der Gränze zwischen Pommern und Preußen, nicht weit von der Ostsee, in der Nähe der Stadt Danzig. Da nun seit der Zeit sein zweiter Sohn erwachsen war, bat er

mich, denselben ebenfalls in mein Haus zu nehmen und auf dieselbe Weise zu erziehen, wie seinen älteren Bruder. Dieser Wunsch lief nun ganz und gar meiner Neigung zuwider, denn das Unglück mit dem ersten schwebte mir beständig vor Augen und ich mochte nicht gern den Sarg auch des letzten Sohnes und Erben des Barons in meinem Hause sehen. Ich schlug ihm daher sein Begehren rund ab und empfahl ihm, einen Erzieher auf sein Gut zu nehmen, den ich ihm bezeichnete. Der Baron stimmte meinem Vorschlage bei und der Erzieher wurde angenommen. Seitdem sind Jahre verstrichen und der Sohn des Barons muß ein erwachsener Mensch geworden sein. Der Baron wohnt andauernd auf Brenkowitz, so heißt sein Gut, und bewahrt auch jetzt noch eine gewisse Anhänglichkeit an meine Person. So sehr diese ausdauernde Neigung nun zu seinen Gunsten spricht, denn dergleichen vornehme Herrn pflegen gegen Unsereins nicht zu häufig eine besondere Vorliebe zu hegen, so muß ich Ihnen doch die Wahrheit sagen, wie sie fest in meiner Ueberzeugung begründet ist. Der Baron ist ein reicher, etwas stolzer und ziemlich kalter Mensch, ein Egoist, wie man Viele seines Gleichen in der Welt findet. Seine Familie gehört erst von seinem Vater an, der seiner Zeit ein großes Geldgeschäft hier in Bremen leitete, zum Adelsstande. Zur Zeit als Hannover einen selbstständigen König erhielt, wurde der Großhändler Haldrungen, der unterdeß Rittergutsbesitzer geworden war, der *Baron* von Haldrungen, und mit dieser Standeserhöhung zog ein bei solchen Leuten nicht

seltener Adelsstolz in die Familie ein, der in diesem Falle eigentlich nur Geldstolz ist, was Ihnen ein Wink sein mag. Da haben Sie nun die ganze Vergangenheit des jetzigen Barons von Haldrungen, so weit ich sie selber weiß, und jetzt lesen Sie den Brief, wonach Sie handeln mögen, wie Ihnen beliebt.

Joseph, sein Herz etwas lauter klopfen fühlend als gewöhnlich, ergriff den Brief und las beim Scheine der Lampe folgende Zeilen, die mit der nachlässigen und flüchtigen Handschrift hingeworfen waren, wie sie Leute zu haben pflegen, die höchstens nur alle Vierteljahr eine Gänsefeder in die Hand nehmen.

»Sehr werther Herr Professor!

Es scheint, als ob ich aus der Verlegenheit, Ihren Rath und Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, nicht herauskommen sollte. Sie ahnen also wohl schon, daß ich wieder eine Bitte im Hinterhalte habe. Doch zur Sache. Nachdem es den Bewohnerinnen meines Gutes, namentlich den Bemühungen meiner Schwester, gelungen ist, dem frommen Manne, den Sie mir vor einigen Jahren zum Hauslehrer für meine Kinder empfahlen, die vakante Predigerstelle im Dorfe Brenkowitz auszuwirken, steht meine Familie wieder verlassen wie vor Jahren da. Zwar sind meine Kinder, wie Sie sich selbst sagen können, jetzt erwachsen und bedürfen nicht mehr eines Schulmeisters, allein die vertrackte Welt ist heute eine ganz andre, als sie zu meiner Zeit war, und das junge Volk

glaubt, die Berechtigung zu haben, alle Weisheit zu schlucken, die zwischen Himmel und Erde vertheilt ist. Nun meinetwegen, ich will ihrer Sehnsucht nicht in den Weg treten, habe ich doch die Mittel dazu, die Launen meiner edlen Pflanzen zu befriedigen. Mir freilich ist ein gut zubereiteter Rehrücken und eine Flasche Rüdesheimer oder eine Parthie L’Hombre lieber als alle Kunst und Wissenschaft – warum sollte ich in meinen alten Tagen verhehlen, was ich seit meiner Jugend auszusprechen stets den Muth gehabt habe – allein ich bin vielleicht nicht im Stande, den Wissensdrang der Meinigen zu begreifen, der alle Tage zu wachsen und das in früheren Jahren gänzlich Unbekannte sich aneignen zu wollen scheint. So setzen sie mir denn alle Tage zu, die Zimmer, die jener fromme Mann leer gelassen hat, mit einem neuen Weisheitskrämer zu füllen und – hol’ der Teufel die ewige Quälerei! – ich muß endlich einen Schritt dazu thun, so sauer mir auch das Schreiben wird. Was man nun verlangt, ist Folgendes. Die Kinderdressur ist abgemacht, und so will man einen höher Unterrichteten um sich haben, der mehr der Gefährte als der Lehrer der Weisheitsjünger ist. Denn diese sagen, sie müßten neuere Sprachen, Musik und den ganzen Krimskrams kennen lernen, den man Naturwissenschaften nennt und wovon alle Welt jetzt den Mund vollnimmt. Ich betrachte das als eine Modesache, wie man auch andre dumme Moden mitmacht,

und wenn ich jährlich 4000 Thaler für Pariser Putzsachen, Pferde und moderne Wagen ausgabe, kann ich auch einige Hundert für einen Lehrer der Naturwissenschaften aus dem Fenster werfen. Ja, ja doch, das mag zur vollständigen Erziehung der jetzigen jungen Welt gehören, ich glaube es, obgleich ich davon keinen Nutzen sehe. Mögen sie denn lernen, so viel sie wollen; ich werde dadurch nicht klüger, nicht dummer, nicht besser, nicht schlechter, ich bin nur zufrieden, wenn man mich in Ruhe reißt und ich im Stande bin, mit der Welt gleichen Schritt zu halten, und das, denke ich, thue ich, wenn ich solche Liebhaberei an Narrensposen befriedige.

Suchen Sie mir also einen Mann aus, der versteht, was hier verlangt wird und der mit einer geräumigen Wohnung, einer guten Tafel, mannigfachen Familienfreuden, einem einsam gelegenen Rittergute, viel Sand und circa zweihundert Thalern Gehalt vorlieb nimmt, was ich indessen gern erhöhen will, wenn es nothwendig sein sollte. Schicken Sie mir ihn, sobald Sie ihn ausfindig gemacht haben, aber sorgen Sie für einen anständigen Menschen, mit dem man, ohne sich eine Blöße zu geben, bei Tische sitzen und einen Spazierritt nach einem benachbarten Freunde machen kann. Nur Eins bitte ich mir aus – senden Sie mir keinen Windbeutel, keinen burschikosen Schlagetodt, keinen politischen Wortklauber und Rädelsführer, sonst mag er haben und nicht haben oder sein was er will. Sollte er von einer vorherrschenden

Neigung zum Beten und Singen besessen sein, na! so kann er die hier auch befriedigen, denn bei mir im Hause, hinter meinem Rücken natürlich, wird meiner Meinung nach viel unnützes Zeug gebetet und gesungen, da Jedermann, der mich kennt, weiß, daß ich nicht den modernen Glauben habe, der liebe Gott bekümmere sich mehr um die Leute, die da heulen und schreien, als um die, die in vernünftiger Sprache, in ihrer Art und Weise zu ihm sprechen, wenn es an der Zeit ist. Hat der Mensch, den ich von Ihnen beanspruche, alle die genannten Erfordernisse – Musik und Sprachen scheinen mir das Hauptsächlichste zu sein – so will ich von seinem Herkommen absehn und selbst wenn er der Sohn eines Schmiedes wäre, soll er mir willkommen sein, vorausgesetzt, daß er mit seiner vulkanischen Abstammung nicht prahlt. Mein Gott, wir können nicht Alle Barone und reiche Leute sein, es muß auch Proletarier geben, die uns das Essen bereiten und den Unrath aus dem Wege räumen, der sich von selber in allen Ecken anhäuft.

Vorläufig eine Benachrichtigung Ihrerseits erwartend, grüße ich Sie einstweilen, aber je mehr Sie sich beeilen, mir meinen Wunsch zu erfüllen, um so dankbarer werde ich Ihnen sein. Ich habe dafür gesorgt, daß Ihnen zu gehöriger Zeit ein Dutzend geräucherter Gänsebrüste und ein Ohm Rothspohn übersandt werde; genießen Sie das auf meine Gesundheit und vertreiben Sie sich damit die Langeweile, die Ihnen Ihr Amt verursacht. Die Richtung,

die der neue Mentor einschlagen muß, um zu meinem von der Landstraße etwas abgelegenen Gute zu gelangen, liegt hier bei. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich Ihres

ergebensten

Barons von Haldrungen.«

Joseph hatte zu Ende gelesen. Mit geröthetem Gesicht und nachdenklicher Miene, denn ihm schossen zu gleicher Zeit wohl hundert Gedanken durch den Kopf, blickte er den Professor an, der seinerseits lächelnd vor ihm stand und kaum die Zeit erwarten konnte, bis der Lesende die Augen zu ihm aufschlagen würde. »Nun,« rief er endlich, »was sagen Sie dazu?«

»Was soll ich dazu sagen? Wie man sich eine solche Stellung auch denken mag, man trifft nie das Richtige. Ich denke also lieber gar nicht nach und – nehme das Gebotene freudig und dankbar an.«

»Bravo! Das ist auch meine Meinung. Mit dem Manne wird sich leben lassen, besonders von Seiten eines *Menschen*, wie er ihn verlangt. Ich denke, es wird Ihnen nicht schwer werden, sich in einem Hause, wo Gesinnungen herrschen, wie sie hier angedeutet sind, nicht zum allgemeinen Diener, sondern zum Herrn und Gebieter Aller zu machen.«

»Das wäre nun gerade nicht meine Neigung.«

»Meine auch nicht, allein Sie werden auf dem Schlosse des Barons der Klügste sein, und dem Klugen – Sie wissen es ja – gehört die Welt. Haha! So sind mir also meine

Spickgänse sicher – sehen Sie, wie eine Hand die andre wäscht! Eigentlich müßte ich mich bei Ihnen bedanken, statt daß – nun was? Spannen Sie etwa andere Seiten auf?«

Joseph hatte sich plötzlich an die Stirn gegriffen und eine bedenkliche Miene angenommen. Es war ihm etwas ganz Besonderes eingefallen, was er mit Worten zu berühren aus einem natürlichen Grunde zögerte. »Nein,« sagte er sichtbar beklommen, »das nicht. Warum sollt' ich mich nicht dazu entschließen? Mir bleibt wenig Andres übrig. Auch geht das Geforderte nicht über meine Kräfte; ich bin Musiker, verstehe die neueren Sprachen und habe die Naturwissenschaften ämsig betrieben; desgleichen bin ich kein politischer Rädelsführer, kein burschikoser Schlagetodt, auch kein Betbruder – allein –«

»Was denn allein?«

»Ich habe einen kleinen Haushalt – einen Flügel –«

»Oho! Weiter Nichts? Den Haushalt verkaufen Sie, und den Flügel – den Flügel, den nehme ich vielleicht, wenn er gut ist.«

»Er ist vortrefflich.«

»Um so besser. Morgen will ich ihn probiren. Kommen Sie nach einigen Jahren hierher zurück und verlangen Sie ihn dann wieder, so liefere ich ihn Ihnen aus. – Ha! ich dachte schon, die Nachschrift in der Ecke da unten hätte Sie stutzig gemacht.«

»Welche Nachschrift? Ich habe keine gesehen – aha!« Und er las die fast unleserlich gekritzelten Worte: »Eine einzige Bedingung stelle ich dem Menschen: er muß sich

auf drei Jahre verpflichten, sonst läuft er mir am Ende nach den ersten vier Wochen davon, wenn es ihm bei mir in der Einsamkeit nicht gefällt.« – »O, das hat er nicht zu befürchten,« sagte Joseph, »vor der Einsamkeit erschrecke ich nicht – *die* Bedingung gehe ich gern ein.«

Der Professor nickte beifällig; vielleicht war er erst jetzt seiner Spickgänse vollkommen gewiß.

Nachdem sie noch Verschiedenes über den neuen Lebensberuf hin und her gesprochen, der Professor bei einem Glase Wein noch manche gute Lehre ertheilt, trennten sie sich und Joseph war froh, in Gottes freier Luft allein zu sein, um seine schwirrenden Gedanken ordnen und über verschiedene Punkte nachdenken zu können, die ihm schwerer auf dem Herzen lagen, als der Professor voraussehen mochte, die er aber demselben nicht mitgeteilt hatte, weil er fürchtete, in diesem Punkte seiner Uebereinstimmung verlustig zu gehen.

Als Joseph in's Freie trat, war der Himmel wieder vollkommen heiter geworden und die Sterne strahlten in ungetrübtem Glanze von dem blauen Himmelszelte. Der junge, von so tief wogenden Gefühlen erschütterte Mann warf einen dankbaren Blick empor und schritt dann, viel langsamer, als er gekommen war, durch die stiller gewordene Nacht dahin.

»Ach,« sagte er zu sich selber, »das Alles wäre recht gut, recht vortheilhaft und ganz zur rechten Zeit gekommen – aber mein todter Haushalt ist es nicht, der mir so viel Kopfzerbrechen verursacht, wie der gute Professor glaubt, sondern der lebendige – was soll ich mit *dem*

anfangen? Was soll aus Rachel, was aus meinen Thieren werden? Mich trennen von ihnen? Nein, das wäre mir unmöglich – sie mitnehmen, sie alle mitnehmen? Ha, Rachel? Ja – warum nicht, und einige von den Thieren – das geht vielleicht auch.«

Und schon schritt er muthiger und lebhafter die stille Straße entlang, nachdem er sich bereits der süßen Möglichkeit der Vollführung seiner Wünsche um einen bedeutenden Schritt genähert hatte.

»Ich werde es auf jeden Fall versuchen,« fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. »Morgen, wenn der Professor den Flügel besieht, werde ich ihn bitten, eine Anfrage deshalb an den Baron zu stellen, und dann werde ich ruhig seine Antwort erwarten. In dem Briefe war von einer geräumigen Wohnung die Rede – nun, da werden doch wohl einige Vögel Platz finden – und Rachel bringe ich, wenn ich sie nicht bei mir behalten kann, zum Prediger oder Schullehrer des Dorfs. Da ist sie in meiner Nähe, da kann ich sie erhalten, denn ich bin ja wohlhabend von nun an, da ich für meinen Unterhalt nicht mehr zu sorgen brauche. Und vielleicht sind die Herzen der Gutsbewohner freundlich gesinnt – sie sollen ja sogar fromm sein und fromme Menschen sind doch immer gut – vielleicht erlauben sie mir, Rachel bei mir zu behalten – also wohl-an, nur mit frischem Muthe vorwärts; wenn ich erst da bin, wird sich das Uebrige schon finden. Und ha – da fällt mir ein guter Gedanke ein! Wenn sie Rachel musiciren hören, das *muß* sie für sie gewinnen – ja, ja, so wird es sein, es kann nicht anders sein.«

So war denn sein neuster und, wir tragen kein Bedenken es, zu sagen, sein kühnster Entschluß gefaßt, den er bis jetzt noch in's Leben getragen, denn Rachel zu seinen Pflegeeltern zu bringen, die er so genau wie sich selber gekannt, war eine Kleinigkeit, sie aber zu fremden, vornehmen und reichen Leuten mitzunehmen, die er gar nicht kannte, war mindestens ein Wagestück, wie das nur ein Herz wie das unsers Freundes unternehmen konnte, das allen Menschen so viel Edelmuth und Hochherzigkeit zumuthete, wie es selber besaß. Von diesem Entschlusse nun zur frischen That gestachelt, eilte er mit hastigen Schritten nach Hause und sah schon von ferne Rachel seiner wartend im Fenster liegen.

Als er bei ihr eintrat, bemerkte sie sogleich an seinem lebhaft bewegten Gesicht und den freudig funkelnden Augen, daß ihm etwas Gutes widerfahren sei. Aber nicht gewohnt, ihm mit Fragen der Neugier lästig zu fallen, betrachtete sie ihn nur still und forschend, als er fröhlich auf sie zueilte, ihre beiden Hände ergriff und heiter ausrief: »Rachel, Rachel, siehst Du, Deine Sterne haben Dich nicht belogen – es ist mir etwas Gutes begegnet, worauf der Segen Gottes ruhen möge!«

Darauf setzte er sich zu ihr und erzählte das Hauptsächlichste von Dem, was ihm an diesem Abende begegnet war, daß er die dargebotene Stelle als einen Wink der Vorsehung betrachte, sie also nicht von sich weise, und endlich, daß er sie selbst und einen kleinen Theil seines lebendigen Besitzes mit sich nehmen wolle.

Rachel hatte während der Erzählung ihres Freundes bald lächelnd bald trübe zu ihm aufgeblickt, denn auch sie hatte sogleich an eine mögliche Trennung von ihrem bisherigen Beschützer gedacht. Als sie aber nun von ihm, dem sie so unbedingt in Allem vertraute, den Entschluß aussprechen hörte, daß er sie mit sich nehmen und einstweilen ein Unterkommen für sie in dem nahegelegenen Dorfe suchen wolle, da war sie wieder ganz glücklich und nickte ihm, ohne viele Worte zu machen, ihre volle Beistimmung zu.

»Aber unser Flügel, was soll aus dem werden?« fragte sie plötzlich.

»Ha – ja! Den verkaufe ich an den Professor.«

»Den verkaufst Du? Soll ich denn nicht mehr Musik treiben?«

»Gewiß sollst Du das, und erst recht. Ich soll ja eben der Musik wegen zu den reichen Leuten kommen und da wird es doch wohl einen Flügel geben, auf dem wir üben können?«

Als Rachel diesen Ausspruch vernahm, war sie bald befriedigt, und nachdem Beide hinreichend besprochen, was sie von ihren kleinen Besitzthümern zurücklassen und was mitnehmen wollten, begaben sie sich zu Bette, um auch da noch im Traume fortzusetzen, was sie so eben an Luftschlössern gebaut hatten. Nur ein Gedanke quälte Joseph Sohn und das war der, seinen Pudel zurücklassen zu müssen, der ihm, da er ein großes und starkes Thier war, doch zu viel Unbequemlichkeiten

verursachen konnte. Endlich hatte er sich auch dazu entschlossen und es war bestimmt, nur Rachel's Lieblings-spitz, einige Käfige mit Vögeln und den Lachtauben die Reise mitmachen zu lassen, und um diesen Entschluß sogleich in's Werk zu setzen, besprach er am nächsten Morgen schon mit seiner Wirthin das Nöthige. Hier fand er ein sehr williges und kaum gehantes Entgegenkommen. Die gute Frau nämlich, die es für rathsam hielt, ihre kleine Wohnung ferner sogleich mit Möbeln zu vermieten, fand es bequem, die ihrem jetzigen Miether gehörigen Sachen für einen mäßigen Preis an sich zu kaufen, was diesen selbst augenblicklich in Stand setzte, sich und Rachel sofort mit den so nothwendigen Kleidungsstücken zu versehen, die sie in ihrer neuen und glänzenderen Lage ohne Zweifel gebrauchen würden.

Am nächsten Morgen kam seinem Versprechen zufolge der Professor Schickedanz, um den Flügel Joseph's zu besichtigen. Da Rachel gerade nicht anwesend war, ließ Joseph seine Saiten erklingen, und in kurzer Zeit war er mit dem Professor einig geworden, ihn für einen angemessenen Preis und unter den gestern verabredeten Bedingungen in das Haus des Letzteren wandern zu lassen. Auch versprach der gefällige Mann, sogleich an den Baron zu schreiben, ob er erlaube, daß Joseph, der einen kleinen Hausstand besitze, denselben mitbringe, da er sich nur unter dieser Bedingung zu der Stelle aus drei Jahre verpflichten wolle.

Dieses Versprechen führte der Professor noch an demselben Tage aus und nachdem er hinzugefügt daß der Baron keinen seiner Erwartungen entsprechenderen ›Menschen‹ finden könne, daß Joseph mit vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes ausgerüstet sei, empfahl er ihn mit großer Wärme zu einem erwünschten Hausgenossen.

Auf diesen Brief erfolgte vom Baron umgebend die sichtbar mit Freuden geschriebene Antwort, daß Herr Joseph Sohn willkommen sei und seinen kleinen Hausstand mitbringen könne, da ihm zwei geräumige Zimmer zur Verfügung ständen; daß er sich aber beeilen solle, seine Reise anzutreten, da man seiner lebhaft begehre. Zur Bestreitung der Reisekosten war dieser Antwort eine ausreichende Summe beigefügt.

Nach acht bis zehn Tagen ungefähr waren denn Joseph und Rachel zu dieser Reise gerüstet. Von der Verlegenheit, auf welche Weise dieselbe am besten zurückgelegt werden könne, da Eisenbahnen um diese Zeit noch nicht von Bremen bis Danzig führten, befreite ihn ein glücklich zur rechten Zeit eintretender Zufall, den ihm abermals der Professor sogleich mittheilte. Ein Kaufmann aus Bremen nämlich, der auf einer Reise nach Rußland begriffen war, hatte den Unfall gehabt, in Königsberg mit dem Postwagen umgeworfen zu werden und ein Bein zu brechen. Nachdem er sechs Wochen dort krank gelegen, hatte er die Sehnsucht nach der Heimat nicht überwinden können und war in Begleitung eines Krankenwärters, der sich in Bremen häuslich niederlassen wollte, mit einem in

Königsberg gedungenen Hauderer eben in seiner Vaterstadt eingetroffen. Der Eigenthümer dieses Wagens war sehr gern bereit, Joseph Sohn und seine Begleitung bis Danzig als Rückfracht mitzunehmen, von wo es Jenem leicht werden konnte, ein andres Fuhrwerk zu finden, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. So war denn der Tag des Antritts dieser Reise endlich gekommen, und nachdem Joseph den herzlichsten Abschied vom Professor, seiner Wirthin und seinen leider zurückzulassenden Lieblingen genommen, stieg er an einem schönen Septembermorgen in den bequemen Wagen und rollte, ohne Ahnung, welche Folgen diese Reise für seine und Rachel's Zukunft haben könne, aus den Thoren der Stadt Bremen dem Osten zu.

ZEHNTES KAPITEL. BRENKOWITZ UND SEINE BEWOHNER.

Als sie aber erst das kleine Gartenhäuschen, das bisher ihre harmlose Heimat gewesen war, aus dem Gesicht verloren hatten und ein bekanntes Haus der alten biederen Stadt nach dem andern vorüberfliegen sahen, fühlten sie sich von Minute zu Minute beklommener um's Herz werden, bis sie endlich, als sie die Vorstadt erreicht hatten, die Bremen nach Osten hin schließt, eine vollkommene Beute ihres mit Mühe so lange unterdrückten Wehgefühls wurden. Joseph, verschlossener, wortkarger denn je, an die Vergangenheit zurückdenkend, wie es Einem immer geschieht, wenn man einer ungewissen Zukunft entgeneilt, saß in der einen Ecke des Wagens,

und Rachel, in der andern zusammengekauert, ihre leise geweinten Thränen abtrocknend, bedauerte Alles, was sie hinter sich gelassen, den Flügel, den stillen Garten, das kleine Haus, den heulenden Pudel, den man in ein Zimmer geschlossen, damit er die Abreise nicht wahrnehmen solle, und alle die tausend Kleinigkeiten und lieb gewordenen Gewohnheitsdinge, die man hinter sich läßt, wenn man den alten Aufenthalt mit einem neuen unbekanntem vertauscht, – Keines von ihnen wagte das Andere anzublicken, aus Furcht, ein trübes Gesicht zu sehen, und doch stimmten sie in Allem überein, was in diesem verhängnißvollen Augenblick ihre Herzen bewegte.

Da hatten sie das letzte bekannte Haus an der Landstraße nach Rotenburg erreicht und der Anblick desselben brach die Rinde, die um ihre Seele lag.

»So,« sagte Joseph, Rachel vertraulich näher rückend und ihre Hand ergreifend, »nun sind wir in der Fremde, Rachel; Gott gebe uns ein so freundliches Willkommen, wie der Abschied herbe und bitter war!«

Bei diesen Worten fing Rachel laut an zu schluchzen und vergeblich bemühte sich ihr Begleiter, mit tröstendem Zuspruch sie zu beruhigen, als plötzlich hinter ihnen ein wohlbekanntes Geheul sich hören ließ und Hektor, der große weiße Pudel, in gewaltigen Sprüngen zur Seite des Wagens erschien und mit Blicken, die man nicht beschreiben kann, die man aber, wenn sie ein Mensch sehen ließe, als Blicke voll namenloser Wonne bezeichnen würde, die im Wagen Sitzenden begrüßte.

»Mein Gott, Hektor!« rief Joseph. »Das treue Thier! Er hat sich losgerissen und ist uns nachgerannt. Halt, Kutscher, halt!« Und er konnte es sich nicht versagen, sogleich aus dem Wagen zu springen und den treuen, schon verloren gegebenen Hund auf offener Straße zu liebkosten. Das kluge Thier verstand das Thun seines Herrn sehr wohl und dann, nachdem Letzterer wieder eingestiegen war, stieß er ein noch lauterer Freudengeheul aus und lief springend neben dem weiter fahrenden Wagen her, den er keine Sekunde aus den Augen ließ.

»Gut,« sagte Joseph, »mag er mitlaufen! Zurückbringen mag und kann ich ihn nicht, die nochmalige Trennung würde mir das Herz abstoßen. Mögen die Herrschaften, zu denen wir gehen, uns etwas scheel ansehen, wenn wir vor ihnen so zahlreich erscheinen; wo aber so Viele ein Unterkommen finden, wird für Hektor auch noch ein Platz übrig sein.«

»Das denke ich auch,« sagte Rachel, wieder heiter lächelnd, und scherzte mit den Lachtauben, die neben den Violin- und Cellokasten, in zwei großen Käfigen ihnen gegenüber auf dem Rücksitz standen, während der kleine Spitz auf ihrem Schooße zum Schlage hinausblickte und bellte, um auch seinerseits dem befreundeten Gefährten einen willkommen heißenden Gruß zuzurufen.

Lassen wir nun die beiden Waisen den weiten und ziemlich langweiligen Weg von Bremen über Lüneburg,

durch Hannover, die mecklenburgischen Lande, über Stettin auf der großen Landstraße nach Coeslin und Stolpe, immer nur einige Meilen vom Meere entfernt, ohne es ein einziges Mal zu sehen, allein fortsetzen, es würde uns zu wenig Unterhaltung gewähren, ihre steten Begleiter und Reisegefährten zu sein. Endlich in Neustadt, nicht weit vom Putziger Wiek, wo sie eigentlich über ihr nördlicher liegendes Ziel schon hinauswaren, verließen sie ihren Hauderer, der sich von hier aus südlich seiner Heimat zuwandte, und bestiegen eine kleine Kalesche, die sie an den Ort ihrer Bestimmung, der dem Führer derselben bekannt war, bringen sollte. Wenigstens waren sie beständig vom schönsten Wetter begleitet gewesen, und die neuen Eindrücke, die sie auf dieser Reise in sich aufnahmen, boten ihnen Stoff genug, sich die Zeit zu verkürzen.

Gehen wir lieber jetzt, da sie nur noch wenige Stunden von ihrem Ziele entfernt sind und mit abermals bangendem Herzen demselben zusteuern, voran, betrachten wir uns das große Rittergut Brenkowitz und nehmen wir dann die Personen in Augenschein, die bald als neue Schauspieler auf dem Schauplatze unserer Erzählung aufzutreten bestimmt sind.

Nur etwa eine gute halbe Stunde vom Strande der Ostsee entfernt, zwischen dem Zarnowitzer See und der kleinen Hügelkette, die in Buchen- und Kiefern bewaldeten, von Süden nach Norden auslaufenden Vorsprüngen gegen das baltische Meer erstreckt, liegt an einem kleinen murmelnden Bache, der nur nach heftigem Regen seine

flachen Ufer übersteigt, sonst aber ziemlich seicht und keine fünfzehn Schritte breit ist, das Dorf Brenkowitz. Nur zwei mit Ziegeldächern versehene Häuser erblickt man darin, das Prediger- und das Schulhaus, die übrigen sind nach guter alter deutscher Sitte mit Stroh gedeckt, verrathen aber durch ihre Größe, Reinlichkeit und die Sorgfalt, die an die sie umgebenden Gärten gewandt ist, eine nicht unbedeutende Wohlhabenheit. Wenn man, wie unsre Reisenden, von dem Städtchen Neustadt kommt, läßt man das Dorf Brenkowitz linker Hand liegen, um auf besserem und kürzerem Wege nach dem Gute gleichen Namens zu gelangen. Dieses Gut, zum größeren Theil der Schauplatz der Begebenheiten, die wir jetzt erzählen wollen, ist ein großes, ziemlich wohl erhaltenes und von reichen Leuten bewohntes Gut, wie man dergleichen auf der Gränze von Pommern und Preußen so viele sieht. Dicht an der Westseite des vorher beschriebenen Baches, die Brenke genannt, der das eigentliche Gehöft mittelst eines sechszehn Fuß breiten Grabens, über den eine gemauerte Brücke führt, wie eine kleine Festung umgiebt, erhebt sich das stattliche weißgetünchte Herrenhaus in zwei Stockwerken, zu dessen breiter Hausthür von kernigem Eichenholze mit großen eisernen Nägeln beschlagen, eine steinerne Treppe führt, auf deren drei Absätzen zu beiden Seiten große Kübel mit südlichen Gewächsen prangen, die indessen nur wenige Monate an diesem Platze der rauhen nördlichen Seeluft ausgesetzt bleiben dürfen. Im Halbkreise um das Herrenhaus, ausgenommen die offene freie Seite, die nach der Brücke

hinsieht, gruppiren sich die verschiedenen Wirthschaftsgebäude und Ställe, die wiederum unter einander theils durch einen reinlich gehaltenen Hofraum, theils einen mit gewaltigen Pappeln und Kastanien bepflanzten Gartenpark verbunden sind, der aus dem großen Raume zwischen Brücke und Hof zu beiden Seiten des mit Feldsteinen gepflasterten Weges mit Blumen und Gartenanlagen, gerade nicht prachtvoll, doch angenehm genug verziert ist.

Die nächste Umgegend dieses Gutshofes ist eben, nur dann und wann von einigen kleinen Seen unterbrochen, zwischen denen sich der Sandweg nach der Ostsee durchschlängelt, der zu beiden Seiten meist mit verkrüppelten Weiden eingefast ist. Uebrigens ist der Boden sehr fruchtbar, man sieht weit und breit nur gut bearbeitete Ackerfelder, auf denen hin und wieder aus einer hügelartigen Erhebung eine große Linde emporragt, die in der Regel mit einer Grasbank umgeben ist. In der Ferne gegen Osten zieht sich in malerischem Bogen von Süden nach Norden die schon erwähnte Hügelkette hin, deren dunkle Laubkronen ein gutes Auge vom Schloßfenster aus in der klaren Seeluft sich deutlich abheben sieht, und der blaue Himmel, der über ihnen lacht, bildet einen freundlichen Gegensatz zu dem fahlen Grau, das rings über die bebaute Ebene gebreitet liegt.

Innerhalb des Gutshofes bewegen sich an verschiedenen Stellen Leute beiderlei Geschlechts von einem kräftigen und schönen Menschenschlage bei ihrer täglichen Arbeit. Die Männer zeigen sich in kurzen Arbeitsjacken,

die nur bei feierlichen Gelegenheiten mit langschößigen Rücken vertauscht werden, und kurzen Tuchhosen, an den Seiten mit blanken Knöpfen versehen, und Strümpfen, die bis zum Knie reichen, wo sie mit glänzenden Schnallen befestigt sind. Die Frauen dagegen zeichnen sich vortheilhaft durch ihre Schooßjacken, ihre von blanken Knöpfen strotzenden Miederwesten, ihre weitgebauchten rothwollenen Friesröcke, die bis zu den Knien reichen, blaue Zwickelstrümpfe und zierlich ausgeschnittene Schuhe aus. Das volle Haar ist nur an den Schläfen und auf dem Scheitel zu sehen, hinten und oben schließt es ein schwarzseidenes Tuch ein, dessen große Schleifen weit über die ganze Breite des Kopfes wegreichen und von denen am Hinterkopfe bis tief unter die Taille ein Meer von schwarzseidenen Bändern herabflattert. Um den kernigen Hals tragen die blauäugigen, roth- und vollwangigen Mädchen und Frauen dicke kostbare Bernsteinperlen, die schon die Nähe des Meeres verrathen, aus dem sie gefischt sind, und auf ihren Fingern blitzen breite, schwere Silberringe, die nur bei harter Arbeit in die wohlverwahrte Truhe geschlossen werden.

Gehen wir jetzt von dem dienenden Personal zu dem herrschaftlichen über; hier aber müssen wir etwas umständlicher verfahren, denn auf dem Charakter und Wesen derselben beruht mit ein Hauptbestandtheil des Interesses und der Bedeutung unsrer Erzählung. Was zunächst den Hausherrn betrifft, so wissen wir schon Einiges von ihm. Er war gerade kein böser, aber auch kein Mensch von besonders gutem Charakter, der vielleicht

besser geworden wäre, wenn er es der Mühe werth gehalten hätte, sich in seiner Jugend etwas mehr mit den Wissenschaften, den Künsten und den Ereignissen der Welt als mit seinem Vergnügen und der Befriedigung seiner Leidenschaften zu beschäftigen. Mit geringen geistigen Fähigkeiten begabt, hatte er stets die Schwierigkeit und Langeweile des Lernens gefürchtet, da ihm ja Alles, was andre Leute sich durch sauren Fleiß und geistige Anstrengungen erwerben, von selbst zufiel. Außerdem war es ihm höchst bequem, sich so wenig wie möglich um andre Leute zu bekümmern, so lange es ihm persönlich vortrefflich ging – und dieses vortreffliche Wohlbefinden war der Glanz- und Kernpunkt seines Lebens, das Endziel aller seiner Bestrebungen. Vom Glück mit äußeren Mitteln reich bedacht, hatte er in seinen früheren Jahren nur *einen* lebhaften Wunsch gehegt, leider aber war dieser Wunsch das Einzige, was er nie und nimmer erreichen konnte, und da er dies einsah, so fühlte er sich dadurch gegen Begünstigtere zurückgesetzt, weshalb sich ein gewisser Grimm, der nicht ohne Neid war, oft in seinen Aeußerungen und in seinen Handlungen aussprach. Dieser unerreichbare Wunsch betraf nämlich einen Stamm- baum, der sich wo möglich von den Kreuzzügen herschrieb; alle Bemühungen aber, die für vieles Geld von verschiedenen dazu befähigten Personen wiederholt an- gestellt wurden, diesen Stammbaum aus der Erde wachsen zu lassen, waren an dem natürlichsten Hinderniß von

allen, nämlich daran gescheitert, daß nirgends ein Ahnherr des Hauses aufzufinden war, so wie, daß die Frauen, die seine Vorfahren geheirathet, aus nichts weniger denn aristokratischen Familien stammten. Denn wie wir wissen, war sein Vater ein Kaufmann gewesen, ja sehr alte Leute in Bremen erinnerten sich noch leidlich wohl, gehört zu haben, daß derselbe kaum ein Kaufmann zu nennen, vielmehr nichts mehr und weniger als ein Krämer gewesen sei, der mit Taback gehandelt. Diese eben nicht unehrenvolle, aber dem Baron wenig zusagende Lebensstellung seiner Vorfahren suchte nun Leopold von Haldrungen so viel wie möglich zu vergessen, und um nicht alle Tage von Neuem daran erinnert zu werden, hatte er es für ersprießlich gehalten, sein schönes Gut im Hannöverschen, in unmittelbarer Nähe von Bremen gelegen, mit dem Gute an der preußischen Gränze zu vertauschen, durch welche Mittheilung die Annahme des Professur Schirkedanz dahin berichtet wird, daß dasselbe nicht ererbt, sondern einfach mit baaren Thalern erkaufte war. Hier kannte man seine Abstammung nicht so genau, hier hielt man vielleicht den Baron von Haldrungen für Das, wofür er sich selbst hielt, und das war nichts Geringes, nichts Unbedeutendes. Wenn man indessen seinen Adelsstolz recht genau betrachtete, so war derselbe weniger auf seine Abstammung als auf sein Geld gerichtet, denn von dem adligen, ehr- und ruhmsüchtigen Wesen, welches so viele wirklich alte Edelleute erfüllt, und welches sie eben zu Dem macht, was sie sind, war in dem

modernen Herrn von Haldrungen nicht die Spur zu finden, wogegen er ein ungeheuer großes Gewicht auf diejenigen Errungenschaften legte, die er mit seinem Gelde und seinen dadurch äußerlich gesteigerten Ansehn erreichen konnte. Er besaß also jenen unliebenswürdigen, auf keiner reellen Grundlage basirten Stolz, der das Erbtheil aller Emporkömmlinge ist, er glaubte, Das, was er gelte, sei genug, ihn bis in die Wolken zu erheben, ohne daß er nöthig hätte, sich zu bemühen, wirklich etwas Besonderes zu sein und zu leisten.

Auch in anderer Weise war unser Gutsherr nicht eben liebenswürdig zu nennen, weder gegen wirklich vornehme Leute, noch gegen untergeordnete Personen, weshalb er sowohl außer dem Hause bei seinen Nachbarn, wie in demselben bei seinen Dienern wenig beliebt war. Denn er war im Allgemeinen heftig auffahrend und konnte bei Gelegenheit sogar recht gediegen grob und roh sein, eine Eigenschaft, die von Untergebenen eben so gut gewürdigt wird, wie von Menschen höherer Lebensstellung und befähigterem Geiste. Genau genommen war er nicht einmal wohlmeinend, gutmüthig, denn wenn er, so lange die Sonne seines Vergnügens am Himmel stand, auch still oder beruhigt erschien, so brodelte sein hastiges Wesen doch sogleich hervor, sobald sich irgend eine kleine Wolke vor dieselbe lagerte.

Was seine äußere Erscheinung betrifft, so stimmte sie ziemlich genau mit dem eben geschilderten innern Wesen überein, sie war etwas derb und verrieth sehr deutlich die schwelgerische Lebenslust, die den drei und fünfzig Jahre zählenden Mann seit seiner Jugend auf Schritt und Tritt begleitet hatte. Er war von ziemlich bedeutender Corpulenz, hatte einen mäßig kahlen Kopf mit grauen schlichten Haaren, und ein dickes rothes Gesicht, das nicht allein von der scharfen Seeluft so dick und roth geworden war, die einen guten Theil des Jahres in Brenkowitz zu wehen pflegte. In seinen wasserblauen Augen, wie überhaupt auf seinem ganzen Gesichte, lag nichts besonders Charakteristisches, nur um seine fleischigen Lippen vibrirte ein so zu sagen kostender Zug, als wären sie jederzeit bereit, die Blume eines Weines oder das seine Aroma einer Trüffelpastete zu genießen.

Trotz seiner unbeholfenen Körperbeschaffenheit war er, wie allgemein angenommen wurde, ein leidenschaftlicher Jäger, zu welchem Zwecke er weit herum in der Umgegend von Jedermann, der damit versehen war, eine Jagd gepachtet hatte, denn der Wildstand auf seinem eigenen Landstriche reichte für seine Begierde bei Weitem nicht aus. Um die Landwirthschaft dagegen bekümmerte er sich sehr wenig, dafür hatte er ja einen tüchtigen und gut bezahlten Verwalter, dessen Sache es war, für Pflege der Aecker und einen möglichst reichen Ertrag zu sorgen. Schöne Pferde hielt er sich zwar, aber nicht, weil er sie überhaupt liebte oder weil es so Mode bei seinen Nachbarn war, sondern um die Leute so oft wie möglich

sagen zu hören: »Kein Wunder, daß die Gäule gut sind, sie gehören dem Herrn von Haldrungen.« Umgang mit seinen Nachbarn liebte er, wenigstens für seine Person, sehr, namentlich wenn es Leute waren, die mit ihm jagten und nachher wie er, ohne unter den Tisch zu fallen, vier Flaschen Pontak trinken und eine oder zwei Nächte mit L’Hombre-Spiel todtzuschlagen konnten.

Wenn er schon als Hausherr und Landwirth bei seinem Gesinde sehr wenig galt und in der That nicht halb so viel Respekt einflößte, als andere uns sogleich näher tretende Personen, so war er in seiner Familie bis zu einem gewissen Punkte eine Null. Dieser Punkt betraf nämlich jene bisweiligen Aufwallungen blinden Zornes und eigenmächtigen Handelns, die er bei gewissen Gelegenheiten, oft ohne allen Grund, blicken ließ, um sich dadurch ein Ansehn zu geben, das, wie er selbst fühlte, ihm als Hausherrn längst durch die Finger geschlüpft war. Von Jugend auf hatte er sich um seine Familie äußerst wenig bekümmert, obwohl er das Wort ›*meine Familie*‹ an der Tafel mit Fremden sehr häufig im Munde führte, und so war kein einziges Mitglied derselben gewöhnt, sich in seinem Thun und Lassen von ihm als Vater eine Einschränkung auferlegen zu lassen oder seiner väterlichen Willensmeinung zu folgen. Zufrieden, wenn er nichts von den Vorgängen im Innern seines Hauses hörte, ging der unbekümmerte Mann allein seinem Vergnügen nach, und da ihm vor allen Dingen daran gelegen war, allen unangenehmen Vorfällen aus dem Wege zu gehen, so vermied man es auf jede Weise, seinen Zorn durch Mittheilung

derselben zu erregen, der, wenn er einmal losbrach, sich unzweifelhaft über Alles ergoß, was ihm in den Weg kam, mochte es schuldig sein oder nicht.

Von Natur zu keiner Art Studium aufgelegt, weder Künste noch Wissenschaften liebend und treibend, war es ihm ganz einerlei, ob Jemand aus seiner Familie sich darum kümmerte. »Mögen sie lernen, so viel sie können und wollen, ich werde dadurch nicht klüger, nicht dummer, nicht besser, nicht schlechter,« haben wir ihn selbst von sich sagen hören, und so war es auch. Die Erziehung seiner Kinder daher – und sie waren in der That sehr wohl erzogen – war mehr durch ihre guten Naturanlagen, ihren sanften und tadellosen Charakter, als durch seine Mithilfe zu Stande gekommen. Er bezahlte die Erzieher und Lehrer, die nothwendig waren, und damit glaubte er, seine Pflicht vollständig erfüllt zu haben. In Gemeinschaft lebte er mit seiner Familie eigentlich nicht; die einzelnen Glieder derselben waren ihm nicht gerade gleichgültig, aber sie hatten auch keinen besonderen Reiz für ihn; er wußte nicht, ob sie gut oder schlecht, schön oder häßlich waren, denn er hatte sie eigentlich nie genau betrachtet oder nach ihrem äußeren und inneren Werthe geforscht. Mittags allein – Abends sehr selten – traf er mit ihnen bei Tische zusammen, die Tafelsitzungen in der Familie aber wurden so kurz wie möglich, die dagegen mit Fremden, namentlich Männern, so lang wie möglich ausgedehnt. Hieraus erklärt es sich auch, daß die Kinder weniger von ihrem Vater wußten und geringeren Antheil an seinem Leben und Wirken nahmen, als es bei

anderen Kindern Sitte ist. Ihr Vater war ihr Vater, das war Alles, was sie von ihm wußten, und die Schuld dieses wenig empfehlenswerthen Familienverhältnisses lag nicht auf Seiten der Kinder. Sie waren ihm in früherer Zeit oft genug kindlich liebevoll und mit zärtlicher Ergebenheit entgegengetreten, aber da sie nie beachtet worden waren, scheuten sie sich endlich, ihm gegenüber eine Empfindung blicken zu lassen, die niemals verstanden wurde. So waren sie von jeher theils sich selbst, theils der Obhut ihrer Lehrer und einiger anderer Personen, die wir auch noch kennen lernen werden, überlassen gewesen, und er wußte kaum, daß er erwachsene, liebenswürdige und dabei schöne Kinder besaß. Daher wunderte er sich auch nicht, daß man noch einmal in vorgerückteren Jahren, nachdem die eigentliche Erziehung derselben längst beendet war, auf einen Ersatz für den zum Prediger avancirten, gerade nicht allzu beliebten frömmelnden Hofmeister bestand, einen Ersatz, den man beanspruchte, weniger um einen Erzieher und Lehrer, als einen Gefährten und Lebensgenossen auf dem einsamen und von allem traulichen Verkehr abgeschlossenen Landsitze zu gewinnen.

Da wir von dem eigenthümlichen Verhältnisse des Barons zu seiner zweiten Gemahlin und seiner bei ihm lebenden Schwester das Nähere abhandeln werden, wenn wir zu diesen Personen selbst übergegangen sind, so wollen wir jetzt nur wenige Worte von jenen Kindern sagen, um auch sie dem Leser persönlich näher zu rücken. Der einzige noch lebende Sohn des Barons hieß Werner und

war ein Jüngling von neunzehn Jahren, hoch gewachsen, blond von Haaren, mit lebhaft energischem Gesicht und feurigen Augen, der augenscheinlich in seinem ganzen Gehaben, in seiner Kleidung und Haartracht das Wesen eines werdenden Künstlers zeigte. In seinen Mienen lag eine edle Offenheit, gepaart mit einer ungemeinen Gutmüthigkeit, und von dem nichtssagenden Stolze seines Vaters war in seinem Herzen nicht die geringste Spur zu finden. Da ihm in seiner Jugend nie gesagt war, daß er zu irgend einer ernstern Laufbahn bestimmt sei, so war er als Knabe schon lediglich seinen eigenen Wünschen und Neigungen gefolgt, und es war fast ein Wunder zu nennen, daß er in bescheidenen Gränzen geblieben und nicht wie ein zuchtloses Füllen aus der Art geschlagen war. So hatte denn Werner von Haldrungen, als er erwachsen und selbständiger geworden, bei sich beschloßen – und nur seine zärtlich geliebte Schwester war hierin seine einzige Vertraute – nichts mehr und nichts weniger als ein Künstler zu werden, und die Kunst, der er sich in die Arme geworfen, war die Musik. Auf seinen fast ausschließlichen Betrieb daher hatte der Vater dem Professor in Bremen den Wunsch ausgesprochen, wo möglich einen in der Musik sehr bewanderten ›Menschen‹ zu senden, und er freute sich am allermeisten auf denselben, da ihm ein sehr musikalischer verheißen war, mit dem er nun aus Leibeskräften zu geigen hoffen durfte. Aber nicht allein in der Musik war Werner ein bewandeter junger Mann, nein, er hatte in Betracht seiner seltsamen Erziehung sich gar manche Kenntnisse gesammelt, die so

mancher Junker vom Lande und auch selbst aus der Stadt nicht besitzt, denn alle Stunden, die er nicht der Musik widmete, füllte er mit Lesen guter Bücher aus, die auf seinen und seiner Schwester Betrieb in reicher Auswahl von Zeit zu Zeit verschrieben wurden.

Die Lieblingsneigungen seines Vaters, die Jagd und üppiges Leben in Essen und Trinken, hatte er nicht ererbt, weshalb er Ersterem auch sehr gleichgültig war, der ihn mit einem gewissen wegwerfenden Tone: »mein Sohn, der Musikant,« nannte, bis er vielleicht einmal, zur Erkenntniß der Sachlage kommend, auf den Einfall gerathen würde, diesen seinen Sohn für irgend ein Lebensverhältniß zu bestimmen – ein Einfall, der bei ihm durchaus nicht unmöglich war, da er schon mehrere Male die Zukunft Werner's zum Gesprächsgegenstande mit seiner Schwester gemacht hatte. Und eine solche Unterhaltung mit Fräulein Sibylle von Haldrungen pflegte in ihrem Gefolge stets den Ausbruch eines väterlichen Ungewitters zu haben.

Für jetzt indessen war kein solcher Ausbruch zu besorgen; Vater und Sohn, in der Regel sich nur einmal täglich sehend, lebten Jeder auf seine Weise neben einander fort, und das Ungewitter, welches allmählig über Beide heranzog, sollte diesmal von einer Seite kommen, die weder der leichtsinnige Baron, noch seine hochweise Schwester, am wenigsten aber der unbefangene Werner selbst ahnen konnte.

Als eine ähnliche Erscheinung im Aeußern, und doch im Innern wieder ganz von ihm verschieden, stellte sich

seine nur um ein Jahr jüngere Schwester dar. Sophie war ein schönes frisches, eben erst vollkommen aufgeblühtes Naturkind, frei von aller städtischen Verzärtelung, aller überkünstlichen Empfindsamkeit, edel, offen und von überaus natürlicher Jungfräulichkeit des Herzens und Charakters. Hoch und stattlich emporgewachsen wie ihr Bruder, von wunderschönen Verhältnissen der Glieder, namentlich was ihre Rundung und Fülle betraf, war sie von zartem Teint, wie die nordischen Jungfrauen ihn besitzen, und hatte jenes herrliche blonde Haar, dessen Farbe zwischen Gold und Silber die Mitte zu halten scheint. Wen ihr großes rundes blaues Auge einmal freundlich betrachtet, der konnte sobald die Süßigkeit dieses Blicks nicht vergessen, und mit diesem süßen Blicke stimmte der wohllautende Klang ihrer die Weichheit und Milde ihres Herzens verrathenden Stimme überein.

Sophie, die ihre Mutter schon in der frühesten Kindheit verloren hatte, war unter den Augen einer verständigen Erzieherin, die seit einigen Jahren aber gestorben war, aufgewachsen; späterhin in die Hände ihrer zweiten Mutter gerathen, von der sie nur Gutes erfahren und Edles und Schönes gesehen, war sie zu jener seltenen Erscheinung an Körper und Geist emporgeblüht, wie wir sie eben geschildert haben. Von früher Jugend an aber hatte sich in ihr ein Drang nach allem Wissenswerthen der Welt geoffenbart, und nicht mit Unrecht behauptete ihr früherer Lehrer von ihr, daß es eigentlich schade sei, daß sie kein Knabe geworden, da sie eben so viel Neigung und Ausbauer zu ernstem Studium bewies, wie der

lobenswertheste Student. Daß sie in diesen Studien Dasjenige bevorzugte, was ihrem jungfräulichen Wesen am nächsten und natürlichsten war, ist nicht schwer zu begreifen, und so sehen wir sie denn eifrig die Geschichte der Völker und der Schöpfung, so wie die schönen Künste und Wissenschaften treiben. Um sich nun in allen diesen Dingen so viel wie möglich zu vervollkommen, auf ihrem einsamen Landsitze keine Langeweile zu empfinden und sich selbst zu genügen, hatte auch sie ihre Bitten mit denen ihres Bruders um einen tüchtigen und erfahrenen Lehrer bei dem Vater unterstützt.

Doch wir müssen uns jetzt zu der Stiefmutter dieser Kinder wenden, die, so wenig sie vermöge ihrer besonderen Gemüthsrichtung und ihres bescheidenen zurückhaltenden Wesens im Hause des Barons eine große Rolle spielte, doch in ihrer milden und ächt weiblichen Art von großer Einwirkung auf die Entwicklung der Charaktere dieser beiden Kinder gewesen war. Wie diese Frau, einer Taube zu vergleichen, eigentlich in den Besitz eines Mannes, wie der Baron war, gerathen konnte, möchte dem Leser ein psychologisches Räthsel sein, wenn er sich nicht der so häufigen Erscheinung im Leben erinnerte, daß manche Männer von entschieden geringem Werthe, von durchaus untergeordneter Bildung und von mehr üblen als guten Eigenschaften, oft, sehr oft, gerade die schönsten, liebenswürdigsten und begabtesten Frauen zu gewinnen so glücklich sind, was allerdings auch bisweilen unter umgekehrten Verhältnissen der Fall ist. So viel ist indessen gewiß, daß wirkliche Neigung von beiden

Seiten solche verschiedenen Paare sehr selten an einander kettet; in der Regel führen Verhältnisse düsterer oder wenigstens geheimnißvoller Art, die dem großen Publikum nur oberflächlich bekannt werden, eine Verbindung herbei, die eben so wenig Glück von Außen, wie Segen von Innen verheißt.

Etwas Aehnliches mochte auch wohl Henriette von Bergen, die von altem Adel aber bitterer Armuth war, dem Baron von Haldrungen zugeführt haben. Er hatte sie in oder bei Hannover kennen gelernt, wo sie im Hause einer ebenfalls bedürftigen Verwandten gleich einem Veilchen im Verborgenen blühte und ihr kurzes Blumenleben in der Stille und Anspruchslosigkeit hinbrachte, von der die genußsüchtigen Frauen der großen Welt keine Ahnung haben.

Leopold von Haldrungen war schon zwölf Jahre Wittwer gewesen, als er dieses Veilchen in seiner Verborgtheit blühen sah und, weniger von dem Dufte desselben bezaubert, denn der Baron war von keinem Veilchendufte wie auch von keiner Frauenschöne und Würde zu bezaubern, auf den Gedanken gerieth, sich noch einmal mit einem weiblichen Wesen zu verbinden, nicht sowohl um ein ungekanntes Glück an seiner Seite zu finden, als um von sich sagen zu können: »ich habe mich zum zweiten Male mit einer Tochter des alten und edlen Stammes der von Bergen vermählt!«

Von welcher Art die Vergangenheit dieses Fräuleins von Bergen auch gewesen sein mochte, die für Jedermann in ein unergründetes Dunkel gehüllt blieb, sie war

jedenfalls schon vor der Bekanntschaft mit dem Baron von einem geheimen und durch Nichts zu besiegenden Kummer gequält, der seinen Grund wohl nicht in ihrer unverschuldeten Armuth und ihrer abhängigen Lage hatte, wie der Baron lange Zeit sich einbildete. Der Grund dieser Armuth und abhängigen Lage von jener bereits erwähnten bedürftigen Verwandten aber ist uns wenigstens bekannt; sie ward durch ihren einzigen Bruder herbeigeführt, der, durch bodenlos leichtsinniges Leben sein eigenes und das Vermögen seiner Schwester den Winden preisgegeben hatte. In die Tiefe jenes Herzenskummers aber hatte niemals, so viel wir wissen, ein sterbliches Auge geblickt, nur Gott allein mochte es bekannt sein, welcher Krebs unaufhörlich an ihrem gemarterten Herzen fraß. Der Baron natürlich, als er die ungewöhnlich stille, bleiche, aber immer noch wunderbar schöne Jungfrau sah, glaubte ihren Schmerz in ihrer traurigen äußeren Lage begründet, und diese in eine angenehmere umzuwandeln, dazu war er, seiner Meinung nach, gerade der rechte Mann. Allein der gute Baron hatte sich diesmal bedeutend und in doppelter Beziehung geirrt, denn einmal war Fräulein von Bergen durchaus nicht geneigt, den Wünschen des reichen Mannes zu entsprechen, und dann, als sie durch den Tod der Verwandten ganz verwaist und verlassen in der Welt stand, und nach langer Prüfung mit sich selber, nach namenlosen Schmerzen und nachdem sie ein Meer von Thränen vergossen, endlich seine Hand annahm, war es seinem Reichthume doch nicht geglückt, ihren gebrochenen Lebensmuth wieder aufzurichten.

Nach zweijähriger vergeblicher Bewerbung folgte endlich Henriette von Bergen ihrem Schicksal, das sie auf das Gut des Barons führte, welches er damals noch im Hannöverschen besaß. Hier lebte sie still für sich und meist in ihre Zimmer eingeschlossen, wie sie früher in dem abgelegenen Hause ihrer Verwandten gelebt. Als der lebenslustige Baron, der sich einen ganz anderen Erfolg von seiner großmüthigen Handlung versprochen hatte, dieses abgeschlossene Leben mit nüchternen Augen betrachtete, ward er über sich selbst unwillig, zog sich mehr und mehr von seiner Gemahlin zurück, die es eigentlich nur dem Namen nach war, und fuhr fort, auf eigene Hand die Genüsse des Lebens auszubeuten, da seine Gattin es verschmähte, sein Glück darin zu theilen.

So war es vor Jahren auf dem Gute in Hannover gewesen, so war es noch jetzt auf Brenkowitz. Henriette wußte kaum, daß sie einen Gatten hatte, und diesem Gatten war es einerlei, ob Jene da drinnen in ihrem Zimmer saß, leise seufzte, mitunter weinte und sich ihren Studien überließ oder an Gott weiß was dachte. Diese Studien drehten sich, wunderbarer Weise für den Herrn Gemahl, fast allein um die englische Geschichte und Literatur. Alles was aus England kam oder Bezug darauf hatte, interessirte die still trauernde Baronin, und da diese blinde Vorliebe, wie der Baron meinte, mit nichts Vernünftigem in Einklang stand, so bezahlte er mürrisch und brummend die Rechnungen für englische Bücher, die von seinem Buchhändler in Danzig von Zeit zu Zeit einliefen.

Sollen wir nach Diesem noch hinzufügen, daß die beiden Gatten keine zärtliche Neigung für einander hatten? Nein, das brauchen wir kaum, denn ihre Ansichten, ihre Bestrebungen, ihre Beschäftigungen liefen so weit auseinander, daß nirgends ein Zusammentreffen zu bemerken war. Mit der Zeit hatten sie sich auch gänzlich von einander entwöhnt; wenn die Baronin sich einmal recht wohl befand, kam sie wohl zu Tische, um mit ihrer Familie zu speisen, in der Regel aber aß sie allein auf ihrem Zimmer, oder mit Sophie, was in den letzten Jahren immer häufiger geschah, da sie, wie sie sagte, von einem heftigen Kopfschmerze gepeinigt wurde, was man allerdings glauben konnte, wenn man ihr stets ermattetes, angegriffenes Gesicht sah, obgleich ihre frühere berühmte Schönheit im Ganzen nicht abgenommen hatte. Denn für eine Frau von einundvierzig Jahren – in welchem Alter sie gegenwärtig stand – sah sie noch über die Maaßen gut und vortheilhaft aus, und man hätte ihr ohne Zögern zehn Jahre weniger gegeben, wenn man sie nach ihrer äußeren Erscheinung hätte schätzen wollen. Dazu trug freilich ihre sylphenhaft schlanke Figur, ihr wachsbleiches, marmorartiges Gesicht und das schöne hellblonde Haar bei, das sie glatt gescheitelt und fest auf den Schläfen anliegend trug, obgleich es an Fülle mit den reichen Locken ihrer Stieftochter hätte wetteifern können.

Daß eine Frau mit solchen Neigungen zum ungestörten Stillleben, seit Jahren an einsames Studium gewöhnt, nicht geeignet sein würde, einem großen Hausstand, wie wir ihn auf Brenkowitz finden, vorzustehen, erklärt sich

von selbst. Aber dazu hatte sie auch niemals Neigung und Absicht gezeigt. Im Gegentheil, – sie war ganz zufrieden damit, daß eine andere geschäftigere und ohne Zweifel geschicktere Hand sich der Führung dieses Hauswesens bemächtigt hatte, und wenn das auch oft auf eine ihrer Stellung als Hausfrau schnurstracks zuwiderlaufende, etwas harte und empfindliche Art geschah, sie duldete es, wie sie Alles um sich her duldete, mit himmlischer Ergebung und unnachahmlicher Nachsicht. Trotzdem aber, daß sie niemals thätig in Küche, Keller und Haus einschritt, besaß sie dennoch die vollkommene Achtung und Liebe der ganzen Hausdienerschaft, mit Ausnahme einer einzigen Person, der Jungfer Jakobine, die nicht in ihren, vielmehr im den speciellen Diensten Derjenigen stand, die sich in Brenkowitz ein gewaltiges Ansehn als herrschender Hausgott gab. Nur für diese Jakobine allein war der milde, beinahe hilfeflehende Blick und das unsäglich sanfte Wesen der stillen Baronin nicht vorhanden, sie war sogar geneigt, Alles, was insgeheim im Zimmer derselben geschah, hinterlistig zu erspähen und dahin zu berichten, wo es stets als willkommene Beute in Beschlag genommen und zu den beabsichtigten Zwecken benutzt wurde.

So wenden wir uns denn zu *der* Person im Haushalt des Barons, die darin die erste und, wie sie selbst meinte, bedeutungsvollste Rolle spielte – zu der jüngem Schwester

desselben, Fräulein Sybille von Huldrungen. Sie war eine beinahe funfzigjährige alte Jungfer vom reinsten Wasser, wie man sie so häufig in vornehmen Häusern umherwanken und ihr specifisches Gewicht schwer in die Waagschaale der Familie legen sieht. Auf den Gesichtern vieler dieser alten Jungfern – glücklicherweise giebt es auch viele vortreffliche alte Mädchen, die himmelweit von der uns hier vorschwebenden Erscheinung abweichen – sieht man mit einem Blicke die ganze Herzensöde und Seelendürre ausgeprägt, der sie in diesem Leben verfallen sind. Alle ihre böartigen Neigungen, ihre selbstsüchtigen Bestrebungen spiegeln sich in den Zügen wieder, die keine Spur von dem beibehalten haben, was die Natur einst mit gütigerem Griffel auf ihr Antlitz geschrieben hatte. Jedes jugendliche Gesicht hassend, weil es schöner als das ihrige ist, jede kindliche Regung beneidend, weil sie sie nicht nachfühlen können, jede von der ihrigen abweichende Meinung verdammend, weil sie sie nicht nachdenken können, schreiten sie, mit ihrem gewaltigen Schlüsselbunde rasselnd, eifersüchtig auf jede andere Gewalt, durch die Zimmer und Räume, befehlen und tadeln, und dringen mit ihren Luchsaugen in jede Spalte, jeden Winkel des Haushalts ein. Wehe Denen, die nicht ihre Lieblinge sind oder ihren Anordnungen, ihrem Willen entgegenstreben! Sie sind vor der Anklage gerichtet, nach strengerem als drakonischem Gesetz, denn es ist gewiß wahr, unter allen strengen Richtern ist eine alte herzlose Jungfer, in der nur die Zunge noch Leben und Bewegung hat, der liebloseste und härteste.

Wie wir sie hier im Geiste vor uns haben, so sah sie auch wirklich in Person aus. Sie war sehr mager, sehr spitznasig, sehr gesprächig; geld- und adelstolz, fast noch mehr als ihr Bruder, war sie auch sehr zank- und eifersüchtig, und schließlich – die Krone von allen altjüngferlichen Tugenden – sehr fromm. Wir meinen aber mit dieser Frömmigkeit jene besondere Art, wie sie heutzutage in manchen Häusern Mode – nicht Herzenssache, – Heuchelei, aber nicht Wirklichkeit, Schein, aber nicht Wahrheit ist und sehr viel von den geheimen Wünschen der Erde, aber sehr wenig von den erhabenen Hoffnungen des Himmels im Hinterhalt hat. Diese Frömmigkeit wehrte auch bei Fräulein Sibylle durchaus nicht manches irdische Gelüsten ab. Sie kleidete sich sehr gern in grell gefärbte Stoffe und überlud sich mit dem auffallendsten Modeputz; sie aß außerordentlich gern die leckersten Sachen und verschmähete auch Morgens ein Gläschen Malaga, Mittags drei Gläser Champagner und Abends einige Gläser guten Punsch es nicht – eine von Tage zu Tage zunehmende Liebhaberei, die vielleicht an der blaurothen Färbung ihrer Nasenspitze schuld war, welche sie jedoch selbst der abscheulich en scharfen Luft beimaß, die in diesem entsetzlichen Lande wehte.

Etwas Qualvolles wäre es für diese interessante Persönlichkeit gewesen, wenn sie, so abweichend von allen übrigen Bewohnern des Gutes, mit ihren frommen Bestrebungen, ihren himmlischen Neigungen allein hätte stehen sollen. Das wäre ja eine wirkliche Hölle auf Erden gewesen! Nein, damit das Eden, welches sie um sich

her verbreitete, bevölkert sei, dafür hatte die gute Dame bei Zeiten gesorgt und somit ihren Bruder beschwätzt, eine alte Jugendfreundin als Gesellschafterin bei sich aufnehmen zu dürfen, die leibhaftiges Spiegelbild in der äußeren Erscheinung und im innern Werthe, überall und immer ihre Begleiterin, im Nothfall ihre Stellvertreterin, also ihr weiblicher Adjutant war. Diese vortreffliche Dame zählte noch vier Jahre mehr und nannte sich Fräulein Ursula von Krecht. Sie schlief mit ihr in einem Zimmer, sie saß bei Tische neben ihr, sie ging, sie fuhr mit ihr zur Kirche, zum Jahrmarkt in Neustadt oder wohin es nur sonst war. Darum war sie auch eben so beliebt oder, was dasselbe sagen will, eben so verhaßt auf dem Gute bei allen Dienstboten; und wenn es eine Person gab, die man noch mehr fürchtete und vermied, so war es die gemeinschaftliche Dienerin Beider, eben jene schon erwähnte Jakobine. Diese drei alten Jungfern waren auch die vertrautesten Freundinnen des ehemaligen Erziehers in Brenkowitz, eben jenes Mannes gewesen, den einst der Professor Schickedanz dahin empfohlen hatte, und der jetzt, Dank der kriechenden Bettelei der beiden Damen, die Stelle als Prediger im Dorfe Brenkowitz erhalten hatte. Das Gerücht aber hatte dem guten Mann Unrecht gethan, wenn es behauptete, er sei in allen Dingen der gehorsame Knecht jener Damen gewesen. Nein, einige Scharfsichtige raunten sich sogar in die Ohren, der jetzige Pfarrer sei gar nicht so fromm, wie ihn seine Verehrerinnen gehalten, er habe ihnen nur aus Klugheit, um einst eine gute Stätte zu haben, zeitweilig die Schleppe

getragen. Was hieran Wahres oder Falsches ist, geht uns nichts an; der Pfarrer, dessen Namen wir nicht einmal genannt haben, hat für unsere Erzählung keine Bedeutung und wird vielleicht kaum noch einmal erwähnt.

So haben wir denn die Hauptpersonen im Schlosse zu Brenkowitz, wie uns dünkt, genügend abgehandelt und der Leser wird sich mit der vorläufigen Zergliederung ihrer Charaktere nicht vergebens bemüht haben, da wir ihm versichern können, daß sie sämmtlich eine bedeutende Rolle in der Erzählung spielen, die wir jetzt unverweilt fortsetzen wollen.

ELFTES KAPITEL. DER EINZUG IN DIE NEUE HEIMAT.

In die eben geschilderte Familie sollte nun unser Freund Joseph Sohn eintreten. Die Auspicien waren, wenn wir Alles zusammen halten, nicht gerade günstig, aber auch nicht ungünstig, es kam also auf die Art und Weise seines Benehmens an, wie sich seine Zukunft innerhalb des neuen Lebenskreises gestalten würde. Wünschen wir ihm eine recht glückliche Zukunft, denn wir glauben, er verdiente sie wie Wenige, die sich in ähnlicher Lage mit ihm befanden.

Es war Mittag vorüber, als die beiden Reisenden Neustadt verließen und auf ihrem zigeunerhaft bepackten Wagen, der für eine solche Menge von Koffern, Musikinstrumentenkasten, Vogelbauern und Bücherkisten, wie sie sie mit sich führten, in der That nicht eingerichtet war, mit zufriedener Miene auf Brenkowitz zurollten, denn sie

waren des langen Fahrens, des ewigen Aus- und Einsteigens überdrüssig und sehnten sich nach Ruhe und stillem häuslichen Leben. Der Kutscher, der sie fuhr, war ein mehr redseliger als gefälliger Mann; schon die vorgebliche Ueberlastung seines Fuhrwerks, das ein lahmer Gaul zog, entlockte ihm einige ungestüme Ausrufungen, die nichts als eine Erhöhung des bedungenen Lohnes bezweckten. Als diese ihm endlich zugesagt war, wurde er menschlicher gestimmt und ergoß sich in einer wahren Fluth von Erzählungen über die Gegend, die Leute, die darin wohnten, und ihre Wohlhabenheit. Joseph hatte keine Ohren für ihn, nur seine Augen flogen rechts und links, die Gegend zu mustern, die Fruchtbarkeit der weiten Felder zu bedenken und sich an die Einthönigkeit des flachen und nur mit geringem Baumwuchs bedeckten Landes zu gewöhnen. Je näher man aber Brenkowitz kam, um so freundlicher wurde das stille Gelände. Kleine Hügelketten, auf deren höchsten Punkten, schon aus der Ferne sichtbar, ein alter schön belaubter Baum stand, gewährten manche Abwechselung, und die langgestreckten Seen, die bald rechts bald links vom Wege lagen, spiegelten bei dem hellen Wetter anmuthig die fliegenden Wolken und das blaue Himmelsgewölbe wieder.

»Jetzt wird es besser hier herum,« sagte der Kutscher und deutete mit seiner Peitsche auf die Umgegend, während sein fauler Gaul im langsamsten Schritte vorwärts ging. »Noch eine halbe Stunde und wir werden Brenkowitz erreicht haben.«

»Sie meinen das Gut?« bemerkte Joseph.

»Nein, ich meine das Dorf, Herr.«

»Kennen Sie den Schulmeister im Dorfe?«

»O ja, recht gut, er ist weit und breit in der Runde als der beste Geiger berühmt. – Aber ich denke, Sie wollen auf das Gut?«

»Dahin will ich auch, zunächst aber muß ich den Schullehrer sprechen, fährt also bei ihm zuerst vor.«

Während sich Joseph nach diesen Worten zu Rachel wandte und mit ihr in dem eben gehörten Umstande, daß der Schulmeister ein vortrefflicher Geiger sei, eine gute Vorbedeutung für seinen an ihn zu richtenden Wunsch sah, brummte der Fuhrmann einige unverständliche Worte vor sich hin, aus denen ein aufmerksamer Zuhörer den Sinn vernommen hätte, daß er für das *Gut* und nicht für das *Dorf* Brenkowitz gedungen sei, und daß sich der Herr mit leichter Mühe nach letzterem, das etwas links vom Wege abläge, also weiter wäre als das Gut, zu Fuße begeben könne.

So näherte man sich denn endlich dem langersehnten Ziele. Von ferne sah man schon mitten im freien Felde ein riesiges Baum- und Buschwerk emporragen, und als man allmählig näher kam, tauchten dazwischen die braunen Dächer der mitten darin erbauten Gebäude auf.

»Ist denn das das Dorf Brenkowitz?« fragte Joseph, als er sich so mit einem Male dicht vor dem Gutshofe sah und der Kutscher seinen lahmen Gaul außerhalb der Brücke, die über den Graben des Gutes führte, anhielt.

»Das Gut Brenkowitz ist's, wohin ich gedungen bin.«

»Ich sagte Euch ja, daß ich zum Dorfe zuerst wollte. Bringt mich sogleich dahin.«

»Keinen Schritt fahr' ich weiter; mein Pferd kann nicht mehr. Es ist ein netter Spaziergang da den Lärchenwald bis zum Dorfe hinunter.«

Obgleich Joseph sehr aufgebracht war, sah er doch ein, daß mit dem eigensinnigen Menschen nichts anzufangen sei. Er stieg also mit Rachel vom Wagen und legte seine Geräthschaften vorsichtig in den Sand dicht am Rande des Grabens außerhalb der Brücke nieder, worauf er den Kutscher bezahlte, der auch sogleich seine Rückfahrt antrat.

So stand er denn am Eingange des Schlosses seines neuen Dienstherrn, von Niemandem bewillkommnet, nur von Rachel ernst angeschaut und von seinen Hunden lärmend umsprungen, die sich freuten, ihn wieder auf ebener Erde zu sehen.

»Bleib' bei den Sachen, Rachel,« sagte Joseph, »ich werde hinein gehen und Jemanden aufsuchen, der sie an den Ort ihrer Bestimmung trägt. Hektor, du bleibst hier.«

Damit schritt er über die Brücke in den Park; aber Hektor that seltsamer Weise diesmal nicht wie ihm befohlen, sondern schlich seinem Herrn langsam nach, dem sehr bald auf der Gränze zwischen Park und Hof Jungfer Jakobine entgegen kam, die zufällig im Hofe war und die Anlangenden von Weitem bemerkt hatte.

»Gehören Sie zum Gute?« fragte Joseph schnell.

»Gewiß – was giebt's denn?«

»Ich bin der aus Bremen verschriebene Hauslehrer und wünsche den Herrn Baron zu sprechen. Seien Sie doch so gut und schicken Sie Jemanden nach der Brücke, um mein Gepäck in's Schloß zu schaffen.«

Jakobine, alles Neue mit scheelsüchtigen Blicken betrachtend und nicht sehr erpicht darauf, einen Schloßbewohner mehr zu haben, der sich ja möglicher Weise die Gunst Derjenigen erwerben konnte, die sie selbst begünstigten, that einen raschen Sprung nach der Brücke, an deren Ende eben Rachel mit dem Spitz sichtbar wurde. Diese und dann noch den Haufen zusammengestellten Gepäcks gewahrend, blieb sie wie versteinert stehen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rannte spornstreichs wieder an dem geduldig harrenden Hauslehrer vorbei, um die unglaubliche Mähr sogleich an den rechten Mann zu bringen.

Aber sie sollte noch eine andere wichtige Nachricht mit in's Schloß zu tragen haben, denn in dem Augenblicke, als sie an Joseph vorüberflog, kam der Lieblingshühnerhund des Barons im Sturmeslauf aus dem Schloßhofe hervor, um sich mit aller hündischen Ungebühr auf den unbekanntem Eindringling an des Fremden Seite, den Pudel Hektor zu stürzen und ihm durch einige wüthende Bisse begreiflich zu machen, daß seines Bleibens hier nicht länger sein könne. Allein er war bei Hektor an den Unrechten gekommen. Obgleich dieser einige Stunden marschirt war, so war er doch ein sehr kräftiger und muthiger Hund, und nicht lange dauerte es, so entspann

sich ein wüthender Kampf, mit schrecklichem Geheul untermischt, der damit endete, daß der neidische Hühnerhund, weidlich zerbissen, mit eingekniffenem Schwanze nach dem Hofe zurück hinkte.

»Was?« schrie die entsetzte Jakobine, sich mit geröthetem Gesicht zu dem ruhig blickenden Fremden wendend. »Solche große wüthige Thiere bringen Sie auch mit und lassen den Leibhund des gnädigen Herrn halb todt beißen? O mein Gott, o mein Gott, das wird Ihnen schlecht bekommen!«

Joseph, der sie mit einigen begütigenden Worten aufhalten wollte, sah sie mit drohenden Armbewegungen zum Schlosse hinaufrennen. Er bedauerte das Vorgefallene, was er für eine schlimme Vorbedeutung hielt, aber leider konnte er es nicht rückgängig machen. Eben im Begriff, der entfliehenden Magd, die ein lautes Wehklagegeschrei ausstieß, zu folgen, kam ihm der alte gute Diener der Baronin, Valentin, entgegen, fragte nach seinem Begehre und verbeugte sich dann mit ergebener Miene vor ihm.

»Ah, das ist gut, das ist sehr gut, daß Sie da sind, Herr Lehrer,« sagte er, »die Herrschaft hat schon mehrmals heute von Ihnen gesprochen. So, so – also das sind Ihre Sachen?«

»Ja, diese möchte ich auf meinem Zimmer haben und diese zwei Koffer nach dem Dorfe, wo ich einige Augenblicke zu thun habe.«

»Beides soll sogleich geschehn. Heda, Ihr Jungen, kommt einmal her. So, diese Koffer tragt nach dem Dorfe – für die übrigen werde ich selbst sorgen. Kann ich Sie immer der Herrschaft melden, Herr Lehrer, und wann kommen Sie aus dem Dorfe zurück?«

»In einer kleinen Stunde, denke ich.«

»Prächtig, prächtig – ich werde Alles besorgen. O, Ihr Zimmer ist für die Dingerchen da groß genug – und das ist alles nur leichte Waare – bis auf die große Kiste. Heda! Jakobine! Faß einmal mit an! – Guten Morgen! Jakobine thut, als ob sie das Gehör verloren hätte. Na, es schadet nichts. Nun gehen Sie nur erst nach dem Dorfe, Herr Lehrer, die Jungen sind mit den Koffern schon voran – ich werde Alles einrichten, wie Sie es nur wünschen können.«

Joseph nahm Rachel an die Hand und folgte schweigend den behende laufenden Bauerjungen. Der erste Schritt in seinem neuen Verhältniß war gethan. Er war gemeldet und seine Sachen bereits an Ort und Stelle geschafft. Jetzt wollte er für Rachel ein Unterkommen suchen – ein doppelt schweres Unternehmen! Einmal es zu finden und dann, sich von ihr zu trennen, – dann aber sich selbst nach dem Schloß begeben und wo möglich seinen Hektor mit einzuschmuggeln suchen.

So schritten sie denn in bedrücktem Schweigen den eilig laufenden Jungen nach, anfangs im Schatten eines niedlichen Lärchengebüschs und sodann durch eine hochstämmige Kiefernwaldung, aus welcher heraustretend sie das Dorf dicht vor sich liegen sahen. Eins der ersten Häuser der ihnen zugewandten Straße, der Kirche gegenüber, war das des Küsters und Schullehrers; es war ein einfach weiß getünchtes aber sauber gehaltenes Bauernhaus, von einem halb verwitterten Stacket umgeben, hinter dem ein zierlich gehaltenes Gärtchen den Fremden heiter entgegenlächelte. Innerhalb des Stackets, dicht vor der Thür, stellten die Jungen die Koffer und den Käfig mit Lachtauben auf den Boden, worauf sie sich entfernten, nachdem sie eine kleine Belohnung empfangen. Joseph und Rachel dagegen setzten sich, beklommen und doch freudig bewegt, auf ein grünes Bänkchen, das unter einem Birnbaum stand, und wandten ihre Ohren einem offen stehenden Fenster des Häuschens zu, aus dem sich, gleichsam als bewillkommener Zuruf für sie, ein reizend und sehr fließend gespieltes Geigenduo hören ließ, welches sie durch ihren Eintritt nicht stören wollten. Bald jedoch war es zu Ende und Joseph, Rachel auf der Bank lassend, begab sich mit klopfendem Herzen in das Innere, um seinem kleinen Pflegling ein zeitweiliges Unterkommen zu bereiten.

Als er sich überzeugt, daß die Musik wirklich zu Ende war und nur zwei Männerstimmen im Stübchen sprachen, klopfte er an und, durch einen heiteren Hereinruf

in's Innere beschieden, war er sogleich angenehm überrascht von Allem, was er vor sich sah. Mitten in dem reinlich gehaltenen, wiewohl nur mit einfachem Hausgeräth gefüllten Gemach standen hinter ihren Notenpulten zwei Männer. Der Eine, augenscheinlich der Lehrer, war ein ältlicher freundlicher kleiner Mann mit grauen Haaren, im Schulmeisterrock; der Andere ein blühender und stattlicher Jüngling – Werner von Haldrungen. Hinter ihnen – ein wahrer Genuß für den Besucher – zeigte sich ein offenes Klavier, dessen Aeußeres schon verrieth, daß es nicht so ganz verwahrlost sei, wie man dergleichen Instrumente in der Regel bei armen Landschullehrern findet. Aber der Cantor Treumann, in dessen Hause wir uns jetzt befinden, gehörte keineswegs zu jenen so häufig gesehenen wissenschaftlichen Proletariern, denn er war nicht allein ein in vielen Dingen sehr gebildeter Mann, sondern besaß auch neben seinem freilich nur geringen dienstlichen Einkommen ein kleines Vermögen, das ihn mit seiner Frau und einzigen Tochter leidlich genug erhielt.

Nicht ohne Erstaunen sahen Beide den unerwarteten stattlichen Gast eintreten. Sie legten sogleich ihre Geigen aus der Hand und näherten sich ihm.

»Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?« begann der Cantor das kurze Gespräch.

»Ich heiße Joseph Sohn und bin der neue Hauslehrer auf Brenkowitz.«

Ein doppelter Ausruf der Ueberraschung ließ sich sogleich vernehmen, worauf sich Werner von Haldrungen

lächelnd als den Schüler Joseph's vorstellte. Auch dieser mußte lächeln, denn er hatte in dem neunzehnjährigen Schüler keine so wohlgebildete und angenehme Persönlichkeit zu finden erwartet, wie er sie jetzt vor sich sah. Dieser ersten Ueberraschung sollte sogleich die zweite nicht weniger angenehme folgen.

»Sie werden sich wundern, Herr Cantor,« fuhr Joseph fort, »daß ich, noch ehe ich mich bei dem Herrn Baron und seiner Familie vorgestellt, zu Ihnen komme, allein mir liegt eine Sorge schwer auf dem Herzen, von der mich vielleicht Ihre gütige Mitwirkung befreien kann.«

Verwundert schaute der Cantor und eben so sein Zögling auf. »Als ich den Ruf hierher bekam,« fuhr Joseph fort, »lebte ich mit einer – einer entfernten Verwandten zusammen, einem talentvollen Mädchen. Zu jung, um sie allein für sich bleiben zu lassen, konnte und wollte ich mich auch nicht von ihr trennen und so brachte ich sie mit hierher, in der Hoffnung, bei Ihnen oder durch Ihren Rath irgend wo anders ein Unterkommen für sie zu finden, wofür ich mit dankbaren Herzen Alles zu leisten verspreche, was man von mir verlangen wird. Da sie außerdem meine Schülerin in der Musik ist, so fände ich vielleicht hier in der Nähe des Schlosses die beste Gelegenheit, den Unterricht fortzusetzen, wenn man mir auch das erlauben wollte.«

Bei diesen Worten warf der junge Baron einen sonderbaren Blick auf den Cantor, der, so viel ihn Joseph

deuten konnte, die feste Erwartung aussprach, daß jener diesem so bescheiden vorgebrachten Gesuche augenblicklich nachkommen werde. Auch hatte er sich darin nicht geirrt.

»Wenn Ihre kleine Verwandte,« entgegnete er sogleich, »bei uns vorlieb nehmen, mit meiner Tochter in einem Zimmer schlafen und auf diesem nur leidlich guten Klavier ihre Studien vollenden will, so – so betrachten Sie die Sache als abgemacht.«

»Aber Ihre Bedingungen Herr Cantor?«

»Bedingungen! Wer wird gleich davon sprechen! Ob ein Kind mehr auf dem Lande mitißt – das wird mich nicht ärmer machen als ich bin.«

»Dennoch bitte ich Sie, wenn nicht Ihretwegen, doch meinerwegen, eine beliebige Summe zu nennen, damit ich meine Schuldigkeit erfüllen kann.«

»Nun ja, nennen will ich sie schon, aber groß wird sie nicht sein; ich werde mit meiner Frau darüber reden, und morgen, wenn Sie uns wieder besuchen, sollen Sie das Resultat vernehmen. Aber wo ist die Kleine?«

Rachel wurde hereingerufen und ihr der Cantor Treumann als das Oberhaupt der Familie bezeichnet, in deren Mitte sie von jetzt an Schutz finden würde. Darauf begrüßten sich die beiden Parteien, des Cantors Frau und Tochter wurden ebenfalls gerufen und hießen die unerwarteten aber gern gesehenen Gäste eben so einfach willkommen, wie der Alte.

Nachdem man sich noch eine Weile über Verschiedenes, was ihr gegenwärtiges Verhältniß betraf, unterhalten

hatte, verabschiedete sich Joseph von der kleinen Familie und wollte sich eben entfernen, als ihn der junge Baron fragte, ob er ihm erlaube, ihn nach Hause zu begleiten und in sein neues Amt daselbst einzuführen.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar,« erwiderte Joseph, »aber Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir gestatteten, mit Rachel, die mich eine Strecke begleiten wird, noch einige Augenblicke allein zu sein, ich habe so Manches mit ihr zu reden, was Sie wenig interessiren dürfte.«

Der junge Mann verbeugte sich erröthend und vollkommen einverstanden mit seinem neuen Lehrer. Darauf schritten Joseph und Rachel hinaus und, in leisem Gespräch begriffen, richteten sie ihre Schritte wieder dem Gute zu.

Eine Viertelstunde später stellte sich Rachel bei ihren neuen Hausgenossen ein, zwar mit thränenden Augen, aber doch angenehm durch den ihr zum zweiten Mal zu Theil werdenden Empfang berührt. Lassen wir sie jetzt allein bei dem alten Treumann und folgen wir dem schnell schreitenden Joseph, der mit seinem Hektor so eben in den Schloßhof trat, diesmal aber nicht von dem Hühnerhunde belästigt wurde, der sich in seine Hütte verkroch, sobald er den schlachtfertigen Pudel über die Brücke treten sah.

Kaum hatte Joseph den Park erreicht, so näherte sich ihm schon der alte Valentin, begrüßte ihn höflich und fragte, ob er seine Geschäfte im Dorfe geordnet habe? Als Joseph dies bejahte, sagte er:

»So folgen Sie mir gefälligst, ich habe alle Ihre Sachen in Ihr Zimmer schaffen lassen und da können Sie es sich bequem machen nach der langen Reise. Bitte diese Treppe hinaufzusteigen. Der Herr Baron ist für jetzt nicht anwesend, aber die Damen werden Sie benachrichtigen lassen, wenn sie zu sprechen sind.«

Joseph folgte dem voranschreitenden Diener und dicht an seiner Seite trottete Hektor einher, als ob es sich von selbst verstünde, seinen Herrn auch hier zu begleiten.

»Wie wird es mit dem Hunde werden?« fragte Joseph etwas beklommen seinen Führer. »Wird man mir gestatten, ihn zu behalten?«

»Ei nun – es wird sich ja wohl machen lassen. Nur muß er des Herrn Barons Lieblinge nicht beißen. Er hat dem Fidelio eine etwas starke Lection gegeben und der Herr Baron, machen Sie sich gefaßt darauf, wird einen kleinen Lärm hören lassen. Wenn er aber erst das schöne Thier sieht – er ist ein Liebhaber von Hunden – so wird er nichts dagegen haben, denke ich.«

Doppelt erfreut durch diesen Ausspruch, der freilich nicht von kompetenter Lippe kam, folgte Joseph weiter in das obere Stockwerk des nach Osten gelegenen Schloßflügels, schritt durch einen langen Corridor und trat endlich in ein Zimmer ein, dessen Geräumigkeit und freie Aussicht über die weiten Felder ihn überraschte.

»Hier ist Ihre Wohnung,« sagte der alte Valentin freundlich. »Machen Sie es sich nun bequem und ordnen Sie Ihre Sachen. Da stehen die Vögel und dort die Instrumentenkasten – da drinnen aber ist Ihr Schlafgemach.

So. Jetzt ist es halb sechs Uhr, Jakobine oder ich selbst werde Ihnen Bescheid bringen, wann die Herrschaft Sie sprechen will. Adieu für jetzt!«

Damit ging er hinaus und Joseph war allein – allein in einer ihm ganz fremden Gegend, einem fremden Hause, unter fremden Menschen, wahrlich eine Lage, die einem von Natur so nachdenklichen Menschen Stoff genug zur ernstlichen Selbstbeschauung bieten konnte.



Bevor Joseph sich an das Auspacken und Ordnen seiner kleinen Habseligkeiten begab, betrachtete er sein Zimmer und von dem Fenster auf die Gegend, die er von dem hochgelegenen Stockwerke weit hinaus bestreichen konnte. Sein Wohngemach war in der äußersten Ecke des östlichen Schloßflügels gelegen, welches mit seiner Hauptfront, seltsam genug, nach Norden sah. Der östliche Flügel schien überhaupt für die männlichen Bewohner des Schlosses bestimmt zu sein, da in ihm der Baron, sein Sohn Werner, der Verwalter und Joseph Sohn ihre Zimmer hatten, während die Damen sämtlich im gegenüberliegenden und durch den Hof getrennten, westlichen Flügel wohnten, das größere Mittel- und Hauptgebäude aber die Versammlungs- und Besuchszimmer, den großen Saal und einige andere ziemlich bedeutende Räume in sich faßte. Unter Joseph's Fenstern nun zunächst

lag ein Stück Garten mit einigen uralten schönbelaubten Kastanienbäumen, hinter ihnen zog sich um den ganzen Gutshof der Graben fort, woran sich dann der nach Norden und Osten führende sandige Landweg und diesem zunächst das freie Feld anschloß. Ueber dieses weite Feld schweifte Joseph's Blick mit Vergnügen; zwar waren weder Ferne noch Nähe durch romantische oder male-riche Schönheiten charakterisirt, allein die im Norden und Osten durch die schon angedeuteten Waldberge be- gränzte Fläche mit ihrem in der Ferne blitzenden See, ihren auf kleinen Hügeln stehenden Baumgruppen, bot doch einen angenehmen Sehkreis dar, und der unermeß- liche Himmel, der sich über dem Ganzen wölbte, gestat- tete der Seele oder dem sinnenden Geiste einen weiten Tummelplatz um mit ihren Träumereien aus den kalten Mauern des Hauses in die fruchtbare und sonnige Got- teswelt zu flüchten.

Nachdem Joseph sein Auge eine Weile an dem lieb- lichen Horizonte gesättigt und mit schnellem Blicke so- gleich die anziehenden Punkte der vor ihm liegenden Flä- che aufgefaßt hatte, trat er schon einigermaßen befriedigt zurück und betrachtete den engeren Raum, der ihm zur Wohnung angewiesen war. Doch dieser bot nichts be- sonders Bemerkenswerthes dar; ein altes etwas abgese- senes Sopha mit einem birkenen runden Tische davor, dem Fenster etwas näher zur Rechten ein Schreibpult, ein leidlich klarer Spiegel mit einer Kommode darunter zwischen den Fenstern, zur Linken ein offenes Bücherr- epositor, ein Tisch und einige Stühle an den Wänden –

das war Alles, was man sah, und freilich kaum mehr, als der genügsame neue Hauslehrer bedurfte. Sein Bett in der Kammer dagegen war sehr gut, und beide Gemächer boten Raum genug, um die verschiedenen mitgebrachten Gegenstände an den rechten Ort zu bringen. So begab sich denn Joseph ungesäumt daran, seine Habseligkeiten zu ordnen und aufzustellen. Zuerst kamen seine gefiederten Freunde an die Reihe, die sich nach der langen Unruhe wohl freuen mochten, wieder an einem stillen Orte zu verweilen und sogleich ihre Stimmen erschallen ließen. In einer Stunde war Alles untergebracht und Joseph schaute sich nun vergnügt in seinem kleinen Reiche um, das ihn jetzt schon mehr anheimelte, da er wieder so viel wie möglich unter den Seinen war. Gerade als er völlig zu Stande gekommen, klopfte es an die Thür und das freundliche Gesicht des alten Valentin's zeigte sich in der Spalte. Er brachte einen sehr soliden Messingleuchter mit einem auf dem Gute selbst gefertigten Talglichte und stellte ihn nebst einer gefüllten Wasserkaraffe auf den Tisch.

»Ah – schon fertig?« sagte der Alte, sich rings umblickend. »Ich kann also nicht mehr helfen. So, hier haben Sie für's Erste ein Licht und Wasser – und hier sind auch Schwefelhölzer. Da lege ich sie hin, unter den Spiegel. Ich soll Ihnen auch sagen, daß Sie eine Lampe bekommen könnten, wenn Ihnen die lieber wäre.«

»Ich danke, Alter, ich habe selbst eine mitgebracht, an deren Licht ich gewöhnt bin, und bitte nur, sie alle Tage mit Oel zu füllen.«

»Das soll geschehn. Ja, aber nun soll ich Ihnen einen Gruß bestellen von der gnädigen Frau und Sie möchten ihr verzeihen, daß sie Sie heute Abend nicht mehr empfangen kann, sie will sich zeitig zur Ruhe begeben, da sie etwas leidend ist.«

»Sie ist doch nicht krank?«

»O behüte! Nur etwas schwächlich, und Sie werden sie nicht zu oft zu sehen bekommen, sie verläßt ihre Zimmer nur wenig. Aber einen andern Besuch werden Sie heute noch und zwar sehr bald empfangen; der junge Herr ist so eben vom Dorfe zurückgekehrt und hat schon gefragt, ob Sie fertig wären mit Auspacken. Ah – ich glaube, da kommt er schon. Nun, so leben Sie wohl und machen Sie es sich bequem!«

Vertraulich mit dem Kopfe nickend und freundlich dabei lächelnd schritt der Alte, dem der neue Hauslehrer schon am ersten Tage hundertmal besser gefiel, als der frühere, fromme, immer moralisirende Herr, der nun Prediger in Brenkowitz geworden war, zur Thür hinaus, und kaum hatte er das Zimmer verlassen, so erschien Werner von Haldrungen und begrüßte mit wirklicher Herzlichkeit und der ihm eigenthümlichen Offenheit das neue Mitglied des väterlichen Hauses. Nachdem er ihm wiederholt die Hand geschüttelt, sah er sich im Zimmer um und sagte dann:

»Na, da sind Sie also schon fertig – das ist rasch gegangen. Nun machen Sie es sich nur so bequem wie möglich, und wenn Ihnen nicht Alles im ersten Augenblicke bei

uns gefallen sollte, so werden Sie mit der Zeit schon finden, daß es sich erträglich genug leben läßt, nachdem man sich mit den Eigenthümlichkeiten der hier waltenden Personen vertraut gemacht hat. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich, der Sohn des Hauses, Ihnen das am ersten Tage gleichsam zum Willkommen sage, allein ich kann leider niemals verschweigen, was mir auf dem Herzen liegt. So sage ich Ihnen auch, daß ich hoffe, wir werden recht bald gute Freunde werden und ich werde manches Gute von Ihnen lernen können; denn obgleich Sie nur wenige Jahre älter sind als ich, so haben Sie doch gewiß zehnmal mehr gelernt, was allerdings nicht allein meine Schuld ist, da man in einer großen Stadt meiner Meinung nach in einer Woche mehr lernt, als in einem Monate auf dem Lande.«

»Es kommt daran an, *was* man lernen will.«

»Gewiß – aber da wollen wir gleich von der Hauptsache reden. Sie müssen wissen, ich habe mich der Musik gewidmet, obgleich ich nicht viel davon verlauten lassen darf. Mein Vater ist ein eigener Mann und will nach seiner Laune leben und auch Andere danach leben lassen. Na, noch hat er mich nicht gefragt, ob ich ewig hier bleiben wir, und es wird Zeit genug sein, ihm meine Abreise zu melden, wenn mein Koffer gepackt ist.«

»Wohin wollen Sie denn reisen?«

»O, in irgend eine große Stadt, wo die Kunst Werth und Geltung hat und die Künstler selbst geehrt sind.«

»Also Sie wollen ein Künstler werden?«

»Werden? Ja, wenn man überhaupt einer werden kann und nicht schon von Natur einer ist. Doch um Gotteswillen, lassen Sie sich kein Wort darüber entschlüpfen.«

Joseph Sohn lächelte über das seltsame Vertrauen seines Zöglings, schüttelte ihm die Hand und gelobte Verschwiegenheit. »Was für ein Instrument spielen Sie am liebsten?« fragte er weiter.

»Ich spiele nur eins – die Geige. Wie ich sehe, haben auch Sie eine – darf ich sie mir betrachten?«

»Sehr gern.«

Es dauerte nicht lange, so hatte Werner die Geige seines Lehrers in der Hand, besah sie, versuchte sie und schritt dann, einige kühne Passagen hören lassend, im Zimmer auf und ab. »Sie hat einen guten Ton. Von wem ist sie?«

»Mein Vater hat sie mir geschenkt und der hat sie vor Jahren von einem alten armen Künstler gekauft. Ohne Zweifel hören Sie, daß sie von italienischer Abkunft ist?«

»Vortrefflich, vortrefflich! Sie ist dreimal besser und kräftiger als meine. Spielen Sie mehrere Instrumente, als ich hier sehe, Geige und Cello?«

»Ich spiele drei; diese beiden und am liebsten den Flügel, wenn ich einen habe.«

»Ah, hören Sie, da kann ich Sie trösten. Unser Flügel ist sehr gut. Ich wenigstens habe nie einen bessern gehört und gesehen. Mein Vater hat ihn aus Paris von Erard kommen lassen, und voriges Jahr erst hat er die Reise gemacht.«

Joseph Sohn hob ein vor Freude leuchtendes Auge empor. »Von Erard?« sagte er. »Solchen habe ich noch nie gehört.«

»Das glaube ich wohl. Na, warten Sie, morgen können Sie ihn probiren, er steht im großen Saale neben dem Wohnzimmer meiner Mutter. Heute ist sie etwas leidend, sonst könnten wir gleich einmal hinuntergehen. Aber wissen Sie was – lassen Sie mich dafür Ihr Cello hören.«

Joseph öffnete sogleich den Behälter, nahm das Instrument heraus und stimmte es. Als er sich dann auf einen Stuhl niedergelassen, ergriff er den Bogen und ließ eine Romberg'sche Etüde hören, wie er sie so ausgezeichnet spielte, wenn der Geist der Töne über ihn kam. Auch war die Wirkung seines Spiels eine augenscheinliche. Werner, die Augen weit aufgerissen, den Kopf vorgestreckt und die Geige mit dem Bogen, ohne es zu wissen, auf dem Rücken haltend, lauschte jedem Tone, jeder Modulation, jeder Schwingung, und als Joseph mit seinem Spiele aufhörte, worin er einen guten Theil seiner Fertigkeit zum Besten gegeben, hatte Werner die Geige niedergelegt, war auf ihn zugesprungen und hätte ihn beinahe an seine Brust gedrückt.

»Hören Sie,« rief er begeistert aus, »Sie spielen göttlich, göttlich! Sie sind ja wirklich ein Künstler. O Gott – spielen Sie auch so die Geige?«

»Ich denke.«

»Nun dann bin ich noch auf einige Jahre zufrieden mit meinem Landleben. Haha! Von Ihnen kann ich viel lernen und wir wollen Abends eine herrliche Musik hören lassen. Haben Sie auch Noten mitgebracht?«

»Eine ziemliche Menge.«

»Na was dann noch mehr! Hier finden Sie, was Sie nicht haben, von Haydn bis Vieuxtemps, von Reissiger bis Mendelssohn, von Mozart bis Liszt – juchhe, das soll eine Freude werden!«

Er wollte eben wieder zur Geige greifen, als eine Störung eintrat, die er nicht erwartet hatte. Es ließ sich nämlich vor der Thür das Rauschen eines seidenen Kleides vernehmen, eine Hand ergriff den Drücker und ohne anzuklopfen schwebte eine Dame herein, die bei der unterdeß eingetretenen Dunkelheit des Abends in ihrer angenommenen Würde, ihrer steifen Haltung und mit dem stolz auf ihren mageren Schultern getragenen Kopfe dem neuen Hauslehrer die Beherrscherin von Brenkowitz zu sein schien, eine Meinung, die noch der Umstand unterstützte, daß ein feines Filigrankörbchen am Arme der Eintretenden ein großes Schlüsselbund erkennen ließ.

Eben wollte Werner seinen neuen Freund der Dame vorstellen, als diese mit einer verständlichen Handbewegung und in einem Tone, der mehr Schärfe als Lieblichkeit, mehr Spitze als Höhe und mehr angenommene Künsterei als wahre Natürlichkeit verrieth, sagte: »Werner, laß uns allein, ich habe mit dem Herrn unter vier Augen zu sprechen.«

Werner, still für sich lächelnd, nickte beistimmend, warf Joseph Sohn einen bedeutsamen Blick zu, der eine Aufforderung, aufmerksam zu sein, enthielt, und schritt sogleich und zwar etwas hastig zur Thür hinaus, als wäre er froh, aus dem Bereiche der herrisch blickenden Dame zu gelangen.

Trotzdem Joseph Sohn gehört, daß die Baronin leidend sei, so hielt er die unerwartete Erscheinung doch in Folge ihrer zur Schau getragenen Würde, in der glänzenden Kleidung und in einer gewissen unbeschreiblichen Grandezza, welche in jeder ihrer Bewegungen, ihren Blicken, ihren Worten lag, für die Gemahlin seines Brodherrn, und demgemäß verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor ihr.

Aber schon während dieser Verbeugung und sobald die Dame den stillen Hauslehrer in's Auge gefaßt, veränderte sich ihr Aussehn um ein Bedeutendes. Sie stutzte, als sie ihn sah, trat etwas zurück und wußte in der That nicht mehr, mit welchen hochtrabenden Worten sie ihre lange durchdachte Rede habe beginnen wollen.

»Guten Abend, mein Herr,« stotterte sie endlich – »aber mein Gott! wie ist mir denn – was wollt' ich sagen – Sie sind also Herr Sohn?«

»Ich bin Joseph Sohn, ja, Frau Baronin.«

Dieses eine Wort gab ihr ihre Haltung und Fassung wieder, indem es ihrem jungfräulichen Stolze einen unerwarteten Stoß versetzte, trotzdem sie vor vielen Jahren die Jungfräulichkeit gern zum Opfer gebracht hätte, um Das zu werden, für was sie jetzt irrthümlich gehalten

wurde. Sich in die Brust werfend, als sei sie in Wahrheit beleidigt, sagte sie herb: »Wie – Sie halten mich – aber ich dünkte doch, mit einiger Menschenkenntniß könnte man leicht – indessen, freilich – ja, ich habe mich Ihnen nicht vorgestellt – so will ich Ihnen denn sagen, wie Sie mich zu nennen haben: ich bitte mir von Ihnen den Titel ›gnädiges Fräulein‹ aus, denn ich habe die Ehre, des Barons von Haldrungen Schwester zu sein.«

Joseph Sohn verbeugte sich und sprach einige Worte, die seinen Irrthum entschuldigen sollten, und sah dann in seiner natürlichen Weise das gnädige Fräulein ehrlich und offen an, das durch diesen, wie es ihr vorkam, etwas kühnen Blick wieder außer Fassung gerieth, zumal derselbe durch einen unglaublich ruhigen Gesichtsausdruck unterstützt wurde.

»Mein Herr,« begann sie wieder, »also Sie sind in Bremen geboren?«

»Wie ich nicht anders weiß – ja!«

»Wie hieß Ihr Vater?«

»Wie ich – Sohn!«

»Ich wollte sagen – was war er?«

»Er war Professor am dortigen Gymnasium und Beamter der Sternwarte.«

»So, also an der Sternwarte, hm! Mir dünkt aber, wir könnten uns bei dieser Unterhaltung auch niederlassen. So! Und sie setzte sich breit auf das alte Sopha, während Joseph bescheiden vor dem Tische stehen blieb, der dicht davor seinen Platz hatte. »Bitte,« fuhr sie fort, »es scheint rasch finster werden zu wollen – zünden Sie doch dort

die Kerze an. – Ah – wer hat Ihnen das Licht gebracht? Der dumme Mensch – gewiß Valentin – weiß der Dummkopf noch nicht, daß wir in Brenkowitz zwei Lichte in jedem Zimmer brennen?«

Diese laut hingeworfene Frage, die, wie es schien, dem neuen Ankömmlinge einen hohen Begriff von dem Glanze beibringen sollte, der in Brenkowitz herrschte, blieb in der Luft schweben, wenigstens beantwortete sie der Gefragte nicht hörbar, obwohl er unwillkürlich mit den Schultern zuckte, was so viel gelten konnte als – »ich weiß es nicht, mein gnädiges Fräulein.« Zugleich aber hatte Joseph den herrisch gesprochenen Wunsch erfüllt, das selbstverfertigte Talglicht angezündet und dicht vor sich auf den Tisch gestellt, so daß der Schein desselben hell auf sein Gesicht fiel. Die Baroneß konnte sich nicht enthalten, dieses Gesicht mit einer gewissen Muße zu betrachten, wobei sie indeß vergaß, irgend ein Wort zu sagen, so daß Joseph, wenn er nicht von Natur gegen solches Verfahren gestählt gewesen wäre, dadurch peinlich hätte berührt werden müssen. Er half sich damit, daß er das Licht schneuzte, und richtete dann ruhig abwartend seine sanften Augen auf das habichtsartige Gesicht der ihm stolz gegenüberstehenden Dame.

Sobald sie diesen Blick bemerkte, fuhr sie zusammen, blickte sich verlegen rings um und suchte offenbar einen neuen Anknüpfungspunkt. Glücklicherweise ließ er sich finden, denn Hektor erhob sich in diesem Augenblicke von der Stelle, wo er bisher ruhig gelegen, auf die Hinterläufe, legte die Vorderpfoten sanft neben seinen Herrn

auf den Tisch und schaute dann unverwandt die ihm fremde Dame an.

»Ah,« sagte sie rasch, »Sie glaubten nicht genug Gesellschaft bei uns zu finden, darum haben Sie sich eine für einen Hauslehrer, wenn er in ein fremdes Haus zieht, ziemlich ungewöhnliche mitgebracht. In der That, ich finde das ein wenig sonderbar.«

»Ich finde es selbst so, mein gnädiges Fräulein, und bitte deshalb um Entschuldigung. Allein wenn Sie von meiner Vergangenheit unterrichtet wären, so würden Sie mir sehr bald verzeihen; außerdem aber habe ich die Stelle in diesem Hause nur unter der Bedingung angenommen, meine wenigen mir lieb gewordenen Besitzthümer mit hierherbringen zu dürfen.«

»So – das wußte ich nicht. War das kleine Mädchen, welches Sie bei sich haben, mit diesen Vögeln und diesem Hunde auch in die Bedingung eingeschlossen?«

»Das kleine Mädchen, mein gnädiges Fräulein, hat dieses Schloß noch nicht betreten und wird es ohne Ihre ausdrückliche Aufforderung auch nie thun. – Indessen – um Sie über ihr Verweilen hier in der Nähe aufzuklären, erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß ich sie bei dem Cantor in Brenkowitz auf meine Kosten in Pension gegeben habe, mit welchem Unterkommen wir Beide vor der Hand ganz zufrieden sind.«

Diese mit großer Ruhe und Milde gesprochenen Worte verfehlten ihren Eindruck auf die vornehme Dame nicht, die ohne Zweifel in der Absicht hierhergekommen war,

den neuen Hausbewohner zu demüthigen, – eine Absicht, die, wie sie wahrscheinlich selbst einsah, bis jetzt noch nicht gelungen war, wenigstens lag auch nicht das geringste Zeichen einer Niederlage in dem Wesen, den Worten und dem Aussehn des immer noch vor ihr stehenden Mannes.

Alles Dies mochte endlich wohl der Dame klar werden, sie faßte sich daher plötzlich ein Herz und sagte mit etwas höflicherem Tone, der indeß während des Sprechens sehr bald wieder in den früheren herrischen überging:

»Aha, also so ist es! Nun, das wird sich finden. Aber was ich Ihnen sagen wollte – setzen Sie sich doch und vernehmen Sie von mir die Art und Weise, wie wir unsre hiesige Hausordnung geregelt haben und wie wir erwarten, daß Sie an derselben Theil nehmen werden. Wie Sie bemerken werden, erheben wir keine besonderen und schwer zu erfüllenden Ansprüche, nur muß ich bitten, daß Sie Ihre Pflichten so genau gegen uns, wie wir die unsrigen gegen Sie erfüllen.«

Joseph, der sich gemächlich einen Stuhl herbeigetragen hatte und der Sprechenden nun gegenüber saß, nickte beistimmend mit dem Kopfe.

»Zunächst theile ich Ihnen mit, daß wir hier auf dem Lande früh aufstehen. Das Frühstück wird Ihnen zu beliebiger Zeit auf Ihr Zimmer gebracht werden. Um sieben Uhr im Sommer und um acht Uhr im Winter finden Sie sich im Salon ein, um den Choral zum Gesange bei'm

Morgengottesdienste zu spielen. Denn Sie müssen wissen, daß wir jedes Tagewerk mit Gesang und Gebet beginnen, wie wir es auch Abends um neun Uhr wieder damit beschließen. Das ganze Gesinde nimmt hieran Theil, also auch Sie, und es wäre mir recht angenehm, wenn Sie Morgens einige Worte als einleitendes Gebet sprechen wollten.«

Sie hielt inne und schaute mit einer wahren Lammesmiene den vor ihr Sitzenden an.

»Sehr gern,« sagte dieser, »wenn Sie mit dem aufrichtig gesprochenen Danke vorlieb nehmen wollen, den ich jeden Morgen auch zu meinem Schöpfer zu sprechen pflege. Sie dürfen indessen keine besonderen Ansprüche erheben, da ich kein studirter Geistlicher bin und zu solchen Vorträgen den besten Willen, aber kein eigentliches Geschick besitze.«

»O, das findet sich mit der Uebung. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß unsre Hauptandacht Abends stattfindet und daß diese der Herr Prediger aus Brenkowitz leiten wird, wie er es schon seit sechs Jahren gethan hat. Einfinden müssen Sie sich jedoch dabei, um dem übrigen Gesinde mit gutem Beispiele voranzugehen.«

Joseph erröthete stark, doch verneigte er sich schweigend.

»Sodann,« fuhr die Dame fort, »werden Sie des Morgens meiner Nichte abwechselnd mit meinem Neffen Musikunterricht ertheilen, was ungefähr bis elf Uhr Ihre

Zeit in Anspruch nimmt. Um elf Uhr frühstücken wir gemeinschaftlich und besprechen verschiedene Gegenstände, wobei wir, wenn es uns gut dünkt, Ihre Mitwirkung in Anspruch nehmen werden. Von zwölf bis ein Uhr werde ich Sie bitten, mir einige Briefe aufzusetzen oder in verschiedenen Wirthschaftsgegenständen Ihre Unterstützung zu leihen. Von ein bis zwei Uhr können Sie spazieren gehen. Um zwei Uhr speisen wir. Das Tischgebet werden Sie ebenfalls sprechen. Um drei Uhr beginnt der Unterricht in Sprachen, der Literaturgeschichte und vielleicht der theoretischen Musik mit Ihren Schülern. Das wird bis fünf Uhr währen. Um diese Zeit werde ich in der Lage sein, Ihnen mitzutheilen, was wir für den Abend beschlossen haben. In der Regel werden wir uns über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten, oder Sie werden die Güte haben, uns aus irgend einem Buche oder die Zeitungen vorzulesen, oder auch – wenn es verlangt wird, uns auf irgend eine andere Weise Gesellschaft zu leisten. Natürlich hört diese Hausordnung auf, sobald wir Gesellschaft haben oder außerhalb auf Besuch sind. Um acht Uhr Abends speisen wir – um neun Uhr findet die Abendandacht statt und von zehn Uhr an gehören Sie sich selbst. – Sie haben mich verstanden, nicht wahr?« –

»Ich glaube wohl. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Werden meine Schüler, die nach Allem, was ich gesehn und in Erfahrung gebracht habe, keine Kinder mehr sind, mit dem von Ihnen aufgesetzten Plane ganz einverstanden sein?«

»Welche Frage, mein Herr! Hier ist Jedermann mit Dem einverstanden, was ich – ich meine – was *wir* angeordnet haben, also auch meine Nichte und mein Neffe. So. Also so weit wären wir. Ich entferne mich jetzt und werde Sie in einiger Zeit zum Thee bitten lassen, um Sie meiner Nichte und meiner Freundin, dem *Fräulein* von Krecht vorzustellen.«

Sie erhob sich majestätisch, machte eine steife Verbeugung und rauschte zur Thür, wobei Joseph das Licht ergriff und sie mit höflicher Verbeugung aber glühendem Kopfe zur Thür begleitete. Mit einer gnädigen Handbewegung schritt sie hinaus. Der Corridor war erleuchtet und so konnte sie ihren weiteren Weg allein finden.

Joseph schritt in's Zimmer zurück, lächelte still für sich und trat dann auf Fenster, um zum wolkenlosen Himmel aufzublicken, an dem eben die Gestirne Gottes sichtbar zu werden anfangen. »Guter Gott,« sprach es in seiner Brust, »ich freue mich, Deine Lichter auch hier über meinem Haupte leuchten zu sehen, denn hier im Hause scheint es an manchem Lichte zu mangeln. Hm! Das war der Anfang und aller Anfang ist schwer. Nun, nur Geduld, es macht sich oft Alles besser und leichter, als man denkt. Also bis Morgens sieben Uhr und von zehn Uhr Abends an gehöre ich mir – hm! Das ist doch Etwas. Ich dachte schon, sie würde mich auch zu Nachtwächterdiensten werben wollen. Aber dafür wird wohl das *übrige Gesinde* gepreßt sein! Nun gut, kleiden wir uns jetzt an, um der ehrenvollen Einladung vorschriftsgemäß Folge leisten zu können. Arme Rachel!« –

Während wir Joseph Sohn bei diesem Geschäfte allein lassen, folgen wir Fräulein Sibylle von Haldrungen in ihr Gemach, das, wie wir wissen, im andern Flügel des Schlosses lag und ein mit allem Comfort der Reichen ausgestattetes großes Gemach war, in dem bei hell brennender Lampe eine ältliche Dame saß, die im Aeußern viele Aehnlichkeit mit dem gnädigen Fräulein hatte, und im Innern wahrscheinlich auch nicht sehr von ihr verschieden war.

ZWÖLFTES KAPITEL. DER ERSTE TAG IN BRENKOWITZ.

Joseph war nicht der Einzige, der von der eben überstandenen Unterredung einen glühenden Kopf bekommen hatte. Auch das gnädige Fräulein trat höchst erregt bei ihrer Freundin ein, die sich auf der Stelle neugierig erhob, um den Bericht zu vernehmen, den ihr die Dame des Hauses nach alter Gewohnheit über jeden häuslichen Vorfall abzustatten pflegte. Sie bemerkte an dem Aussehen derselben sogleich, daß etwas Besonderes geschehen sein mußte, und richtete daher eiligst die Frage an sie: »Nun, Sibylle, was hat sich denn ereignet, Du siehst ja aus, als ob Du Dich geärgert hättest.«

»Geärgert? Nein, meine Liebe, so weit sind wir noch nicht. Aber komm, Kind, setze Dich und höre mir zu. So. Aufgeregt, freilich, das bin ich und wer sollte es nicht sein! Denn dieser Mensch aus Bremen – wie denkst Du wohl, daß er aussieht? – hat mich in Wahrheit in Verlegenheit gesetzt und ich habe mich zusammennehmen

müssen, um ihm das mitzutheilen, was ich ihm zu sagen hatte. Höre, Ursel, das wird interessant mit diesem Herrn! Bei meiner Ehre! Damit mein Bruder und die Kinder ihn nicht verderben, werden wir uns Mühe geben müssen, ihn in den nöthigen Gränzen der Schicklichkeit zu halten.«

»Der Schicklichkeit? Hat er Dich beleidigt?«

»O, wie könnte mich ein solcher Mensch beleidigen, Kind! Aber was meinst Du wohl – der Mensch hat mir zu denken gegeben, und wir werden manche Stunde angenehm damit zubringen können, uns über ihn zu unterhalten. Wie stellst Du ihn Dir vor, den bescheidenen Mann, den der Professor aus Bremen so himmelhoch empfohlen hat? Bei Gott, nicht wie ein Schulmeister sieht er aus und bewegt er sich und spricht er, nein, wie ein Prinz – so etwa,« und sie warf den Kopf vornehm zurück, »der uns eine Gnade erzeigt, daß er hierhergekommen ist.«

»Wie ein Prinz? Du machst mich sehr neugierig, Sibylle.«

»Nun ja, solch' Ansehn giebt er sich, solche vornehme, herablassende Miene setzt er auf, und solch feines Lächeln und sanftes Erröthen wie ein junge Mädchen hat er – aber höre, Ursel, wenn hinter dieser stolzen Maske nicht ein Stück vom Teufel steckt, dann will ich keine Menschenkenntniß mehr besitzen. Nehmen wir uns also in Acht, Ursel, lassen wir uns auf keine Weise von diesem Adonisgesichte täuschen und verführen – ich kenne

die Männer, diese Heuchler, die Gott der Herr zum Unglück der Weiber mit dieser schändlichen Schönheit begabt hat.«

»Also er ist wirklich so schön?«

»Auf meine Ehre, ja, das ist er! Und dieses Gesicht – nein, ich kann Dir gar nicht sagen, welchen sonderbaren Eindruck es auf mich gemacht hat. Und dabei kam es mir so bekannt vor, daß ich darauf schwören wollte, ich hätte es schon hundertmal gesehen.«

»O, wenn es weiter nichts ist – das begegnet uns oft und bei näherer Betrachtung finden wir uns in der Regel getäuscht.«

»Nein, meine Liebe, diesmal nicht. Ich weiß es zu bestimmen. Wart', wir wollen ihn tüchtig ausfragen, wenn er kommt, denn ich werde ihn zum Thee herüberrufen lassen, und da leihe mir Deinen Beistand in der Untersuchung –«

Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß die Thür aufging und die sylphenhafte Gestalt Sophiens hereinschlüpfte. Sie begrüßte die Anwesenden und ließ sich dann langsam mit ihrer Stickerei auf einen Sessel neben dem Sopha nieder, auf welchem die beiden älteren Damen saßen.

»Guten Abend, Sophie,« sagte Fräulein Sibylle. »Nun, mein Kind, wo bist Du so lange gewesen?«

»Ich war bei der Mutter, sie befindet sich nicht ganz wohl.«

»Das ist leider nichts Neues. – Was willst Du, Jakobine?«

Jakobine war leise eingetreten und erkundigte sich mit ihrer gewöhnlichen Katzenfreundlichkeit, die sie stets im Angesicht ihrer Gebieterin blicken ließ, ob sie den Thee bringen solle.

»Ja, mein Kind, und dann geh hinüber und lade die Herren zu uns ein. Der Baron ist nicht zu Hause, aber Werner ist da und der Hauslehrer auch.«

»Soll ich Den auch einladen?«

»Sogleich, sobald der Theetisch servirt ist – ah! nimm heute das neue Silbergeschirr – hörst Du?«

In fünf Minuten war Alles bereit und Jakobine begab sich in den Herrenflügel, um ihren Auftrag auszurichten.

–

»Mein Kind,« redete die ehrbare Tante feierlich die vollständig ausgewachsene Dame an, die ihre schönen Augen unverwandt auf ihre Arbeit gesenkt hielt und ihre Finger mit der Seide spielen ließ, die sie verarbeitete – »mein Kind, hast Du den neuen Lehrer schon gesehn?«

»Nein, liebe Tante.«

»So bereite Dich vor, ihn kennen zu lernen. Er wird gleich hier sein. Aber thu' mir die Liebe, sprich so wenig wie möglich und überlaß uns die Leitung des Gesprächs.«

»Sehr gern. So eben war Werner bei der Mutter und hat Bericht über den Mann abgestattet.«

»So – was sagte er denn?« fragte die Tante mit einem wahren Habichtsblick.

»Er fand ihn sehr angenehm; auch soll er Meister im Spiel auf dem Cello sein.«

»Das kann ein Jeder werden, der sein Lebelang nichts anders thut, als orgeln und geigen.«

Sophie hob langsam ihr edelgeformtes Gesicht in die Höhe und betrachtete die Tante mit einem Blick, der hinreichend darthat, daß sie durchaus nicht in Allem der Meinung derselben beistimmte. Allein sie schwieg klüglich und mochte sich ihr Theil denken, wie viele junge Mädchen in ähnlicher Lage es thun.

Da ging die Thür auf und Jakobine wies Herrn Sohn in das Theezimmer.

Tante Sibylle blieb wie gefesselt auf ihrem Platze sitzen, ihre Freundin aber und Sophie erhoben sich unwillkürlich, als sie die hohe Gestalt des Vielbesprochenen eintreten sahen, der sich wiederholt verbeugte, als ihm die Namen der Anwesenden genannt wurden. Da aber geschah etwas auf allen Seiten völlig Unerwartetes. Joseph Sohn war der Tochter des Hauses gegenübergetreten und hatte einen Augenblick fest sein Auge auf sie gerichtet. Eben so sie auf ihn. In demselben Momente aber hatten sie sich erkannt, obgleich drei lange Jahre zwischen diesem Tage und ihrer ersten Begegnung lagen. Joseph sah Niemand anders vor sich, als die junge schöne Dame, deren Pferd er damals auf dem Wege den Winterberg hinauf geführt und mit der er dann einige Tage später auf so abenteuerliche Weise im böhmischen Gebirge zusammengetroffen war. Letzterer Umstand, der noch heute die beiden jungen Leute in Verlegenheit setzte, war allein daran schuld, daß sie ihre frühere Bekanntschaft mit keinem Worte erwähnten. Wie nach gegenseitiger

Verabredung schwiegen Beide darüber und vermieden es sogar, sich ferner anzublicken, was Sophie den ganzen Abend beharrlich durchsetzte, während Joseph es doch späterhin nicht unterlassen konnte, das Auge verstohlen auf das schöne Wesen zu richten, das schon damals einen so angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte, jetzt aber einen tiefern hervorbrachte, da sie seit jener Zeit zur vollkommenen Jungfrau herangereift war.

Aber diese Verlegenheit, die sich im Benehmen der beiden jüngeren Personen aussprach, entging den den Aeltern nicht. Wie durch Instinkt sagten sie sich, daß hier etwas ganz Besonderes obwaltete, was sie wahrscheinlich erst erfahren würden, wenn der Hauslehrer ihren Kreis verlassen hätte, was leider noch nicht so bald stattfinden konnte. Tante Sibyllens neugieriges Herz bebte und ihre Aufregung machte sich endlich auf ihrem dunkel gerötheten Gesicht bemerklich, ein Vorgang, der sich auf dem Mumienantlitz ihr Freundin, die in allen Dingen ihr Spiegelbild war, wiederholte. Glücklicherweise kam bald darauf Werner hinzu und durch sein lebhaftes Gespräch, wodurch er auch Joseph zu freierer Meinungsäußerung veranlaßte, wurde die Unterhaltung bald allgemein und zu Fräulein Sibyllens Befremden viel angenehmer, als sie gedacht hatte, denn der neue Hausgenoß verstand es in der That auf meisterhafte Weise, nicht allein das Cello zu spielen, was ja Jeder lernen kann, sondern auch die Unterhaltung über verschiedene wissenswerte Dinge so lehrreich, spannend und interessant zu führen, daß allen

Betheiligten der Abend bis um neun Uhr wie im Fluge verstrich.

Um neun Uhr aber – man hatte so eben das Abendbrod genossen – ließen sich die Klänge einer melancholischen Glocke durch das ganze Haus vernehmen. Unter Fräulein Sibyllens Leitung begab man sich in den großen Saal des Mittelhauses und hier fand sich allmählig das ganze Gesinde ein, um die übliche Abendandacht zu halten, die heute ohne den Prediger stattfand, der morgen am Sonntag zu predigen hatte.

Wir wollen dieses täglich sich zweimal wiederholende Schauspiel nicht genau in seinen Einzelheiten beschreiben, ein für alle Mal aber müssen wir erwähnen, daß zu dem Choral, den Joseph spielte, ein schrecklich mißtöniges Geplärre sich von der Herrschaft, so weit sie dabei anwesend, und von dem Gesinde vernehmen ließ, das auf keine Weise geeignet war, den Sinn zu Gott zu erheben und ihm damit den Dank für das vollendete Tagewerk darzubringen. Im Gegentheil, es war eine mechanische Verrichtung, die Jedermann unternahm, weil er sie unternehmen mußte und die denn auch ohne allen Aufschwung endete, wie sie ohne Erhebung begonnen hatte.

Nur *eine* angenehme Ueberraschung hatte diese sogenannte Abendandacht dem neugierig gespannten und von den Ereignissen des Abends sichtbar aufgeregten Hauslehrer gebracht. Schon bei den ersten Griffen auf dem Flügel hatte er bemerkt, daß derselbe wirklich ein köstliches Instrument war, und hierdurch befriedigt, so

wie durch das unerwartete Wiederfinden seines jugendlichen Ideales, an das er in mancher stillen Stunde zurückgedacht, heiter gestimmt, war er aus der Familie geschieden, um in der Stille der Nacht mit seinem Schöpfer zu Rathe zu gehen, durch dessen Schickung er in Verhältnisse getreten war, die ihm eben so neu, wie seltsam und doch auch wieder interessant erschienen.

Kaum war er zur Thür hinaus, und kaum war ihm Werner gefolgt, um noch einige Worte über ihre nächste Uebung zu wechseln, so sprang die Tante von ihrem Platze auf, wie von einer Feder emporgeschnellt. Sie konnte ihre brennende Neugier nicht länger bezähmen. »Sophie,« rief sie, »gestehe, Kind, was war das und was ist das? Du warst merkwürdig verlegen, als Du diesen Menschen sahst – kennst Du ihn etwa, hast Du ihn irgend wo gesehen?«

Bei dieser unerwarteten und directen Frage erröthete das holde Mädchen wie eine Purpurrose. »Gewiß, liebe Tante,« sagte sie, »habe ich ihn schon gesehen, und Du und Werner auch, und ich wunderte mich, daß Ihr ein schlechteres Gedächtniß habt als ich.«

»Du machst mich sehr neugierig, mein Kind, ich wüßte mich durchaus nicht zu erinnern, obgleich ich bekennen will, daß mir sein Gesicht vom ersten Augenblick an außerordentlich bekannt vorkam.«

Sophie erzählte mit kurzen Worten, was wir schon wissen, kam jedoch nicht auf das nächtliche Zusammensein in dem Waldhause zurück.

»Was!« rief die erstaunte Tante. »Weiter nichts? Dieser vorlaute, naseweise junge Mensch, der sich so unaufgefordert in unsre Nähe drängte – das ist der neue Lehrer?«

»In *unsere* Nähe, liebe Tante? Ich dachte, Dir hätte er sich sicher nicht aufgedrängt und mir eben so wenig. Im Gegentheil, er erwies sich mir in einem gefährlichen Augenblicke so männlich und hülfreich, daß – daß ich ihm noch heute dafür dankbar bin. Gute Nacht, liebe Tante, gute Nacht, Fräulein Ursel.«

Und ein Licht nehmend, schritt sie aus dem Zimmer, ohne die verwunderten Gesichter wahrzunehmen, die hinter ihr zurückblieben.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so sahen sich die beiden Freundinnen wie zwei Sperber an, die einen und denselben Raubgedanken haben und nur nicht wissen, wie sie ihn zur That machen sollen. Darum fehlten ihnen auch die Worte und nur in unbestimmten Ausrufungen gaben sich anfangs ihre Empfindungen kund.

»Da haben wir's,« keifte endlich die Gebieterin des freiherrlichen Schlosses, »da haben wir's, Ursel. Wer hätte das gedacht, für möglich gehalten! Es ist doch merkwürdig, wie wunderbar die Wege der Menschen sich kreuzen. *Der* muß hierherkommen, *Der*? Bei Gott, das ist mir eine seltene Begegnung. Meinst Du nicht auch? Und ich dachte wunder wo ich sein Gesicht gesehen und hatte mir schon alle bekannten Personen in's Gedächtniß gerufen, die ihm ähnlich sehn könnten. Haha! Das ist eine komische Geschichte und etwas höchst Unbedeutendes, wo ich auf Bedeutendes gefaßt war.«

»Nun, nun,« meinte Fräulein von Krecht mit mentorartigem Kopfschütteln, »beruhige Dich, liebe Sibylle, ganz unbedeutend ist dieser Mensch nicht. Wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich sagen, er ist ein verwettert hübscher Mann, klug, interessant und –«

»Warum nicht gar! Verliebe Dich nur nicht noch in ihn! Ich finde gar nichts Besonderes an ihm. Gute Nacht, Urself!«

Damit trennten sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben nicht recht einig in ihren Ansichten über einen und denselben Gegenstand.



Der nächste Tag war ein Sonntag und dabei ein wirklicher Sonnentag. Joseph Sohn stand schon früh am Fenster und blickte mit aufgeheiterten Sinnen über die glänzende Fläche hinaus, die sich fast ohne Ende vor seinem Auge ausbreitete und rings, so weit dieselbe reichte, im blitzenden Strahlenmeere wogte, das allein die Königin des Himmels über die freudig erbebende Erde ausgießt. Mit einem aus seiner besonderen Begabung entspringenden Wohlbehagen sah er die Vögelchen in den Bäumen des Parks hüpfen und spielen und hörte er das Zwitschern der zahllosen Sperlinge, die von Dach zu Baum und von Baum zu Dach flogen. Dieser einzige Anblick hätte genügt, ihn alle die kleinen Bitterkeiten vergessen zu lassen, an denen der vergangene Tag so reich gewesen war, und es wieder auf diejenigen Freuden zu lenken, die ihn

mit in diese stille Gegend begleitet hatten. Einer seiner ersten Gedanken fiel auf Rachel. Wie mag es ihr gehen, dachte er, und gleich darauf beschloß er, sie schon am frühen Morgen zu besuchen, da der Sonntag ihm fast allein gehörte, wie er aus dem Gespräche des vergangenen Abends zu seiner Befriedigung vernommen hatte. Nur erwartete er noch den alten Valentin, der versprochen, ihm bei Zeiten die Stunde anzugeben, wann er dem Baron, dem er sich vorstellen mußte, am gelegensten käme.

Valentin ließ auch nicht lange auf sich warten. Um sechs Uhr trat er mit dem Frühstück herein und begrüßte mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit das neue Mitglied des Hauses.

»Also wirklich schon auf?« sagte er. »Na, das freut mich. Ich liebe die Leute, die sich nicht die Sonne in's Gesicht scheinen lassen, so lange sie noch im Bette liegen. Ich kann Sommer und Winter nicht länger als bis Fünf ruhig bleiben. Ja, ja, das mag wohl so die Gewohnheit eines alten Mannes sein, wie ich einer bin. Aber, Herr Sohn, ich habe eine doppelte Bestellung für Sie. Der Herr Baron will Sie um zehn Uhr bei sich sehen, zu welcher Zeit er zu frühstücken pflegt, und die Frau Baronin bittet, sich zu ihr zu bemühen, sobald Sie der Baron entlassen hat. Da können Sie nun freilich nicht mit Fräulein Sibylle, die schon den großen Wagen bestellt hat, wahrscheinlich damit Sie neben ihr sitzen können, nach der Kirche fahren, denn Herrendienst geht vor Gottesdienst – haha!«

»Also bis zehn Uhr bin ich mein eigener Herr?« sagte Joseph halb für sich, aber doch laut genug, daß Valentin es als eine an ihn gerichtete Frage deuten konnte.

»Na das versteht sich,« erwiderte er gutmüthig. »Ei warum denn nicht? Sonntags müssen Sie sich von Niemandem etwas befehlen lassen. Eine Ausnahme davon macht heute der Besuch bei dem Herrn Baron und der Frau Baronin, weil Sie gestern erst angekommen sind. Und was Fräulein Sibylle Ihnen befiehlt – Die hat hier nichts zu sagen.«

»Wie? Ich dünkte doch. Sie thut wenigstens so, als ob sie das ganze Hauswesen zu regeln und in Ordnung zu halten hätte.«

»Na freilich *thut* sie so – aber wer kehrt sich daran? Ich nicht und kein Mensch, als die alte Ursel und die verdammte Jakobine, die Fuchsschwänzerin. Na, Sie werden das in acht Tagen weg haben, und wenn Sie einmal über irgend Etwas in Ungewißheit sind, so fragen Sie mich nur, ich weiß hier Bescheid.«

Joseph lächelte über des Alten Vertraulichkeit, während er seinen Kaffee trank.

»Wer Ist Ihnen denn der Liebste hier im Hauses fragte er, auf die Weise des Alten eingehend.

»Na, was ist das für eine Frage! Diejenige, der ich mit Leib und Seele ergeben bin, eine Perle, Herr Sohn, eine in Gold gefaßte Perle – natürlich die Frau Baronin. O, wer die so kennt, wie ich, der muß sie auf den Händen tragen, obgleich sie – unter uns gesagt, Herr Sohn, aber

bei Gott, sprechen Sie gegen Niemand darüber – von sehr Wenigen hier verstanden wird.«

»So. Und wer ist Euch nach der Baronin der Liebste?«

»O, ohne Frage Fräulein Sophie. Das ist ein herrliches Mädchen und verdiente der Baronin leibliche Tochter zu sein. Die Beiden sind sich auch gut, sehr gut, Herr Sohn, denn sie verstehen sich.«

»So. Und wer kommt nach Fräulein Sophie in Eurer Neigung?«

»Nu, Herr Werner, ganz gewiß. Das ist ein braver Junge, offen und ehrlich.«

»Aber Ihr sprecht ja von dem Baron nicht –«

»Ach der! Was soll man von ihm sprechen? Er ist der Herr Baron und das ist Alles. – Aber wie ist mir denn, ich glaube gar, ich plaudere. Nehmen Sie das nicht übel, Herr Sohn, und denken Sie nichts Schlechtes von mir. Daß ich eine alte Plaudertasche bin, ist zwar wahr, aber das ist auch mein einziger Fehler, und Ihnen, ja Ihnen – das habe ich gleich weggehabt – kann man Alles sagen, was man auf dem Herzen hat, denn Sie passen zu Fräulein Sophie und Junker Werner und der Frau Baronin, wie Fräulein Ursel zu Fräulein Sibylle, und Jakobine zu Beiden.«

»Aber wer paßt denn zum Baron?«

»Kein Mensch, wenn Sie es doch wissen wollen. Der geht seinen Weg ganz allein und das ist recht gut und von der Vorsehung so eingerichtet.«

»So. Also auch hier hat die Vorsehung mitgespielt,« dachte Joseph. »Ach ja, ich glaube es gern. Spielt sie doch überall mit – auch mit mir, mit meinem Schicksal – o ja!«

Das letzte Wort sprach er mit einem Seufzer laut, der Valentin in einige Verwunderung versetzte. »Ich glaube gar,« sagte er, »Sie seufzen schon am ersten Tage hier im Hause. Gott bewahre mich! Ein junges Blut wie Sie – nichts für ungut, Herr Sohn – muß noch nicht seufzen. Seufzen Sie, wenn Sie alt und grau und steif sind wie ich – ich hätte wahrhaftig Grund genug dazu – aber nicht eher. Ihnen gehört noch die ganze Welt.«

»Die ganze Welt? Oho!«

»Ganz gewiß. Wenn ich in Ihrem Alter wäre, Ihr Gesicht und Ihre Gesundheit und alles das gelernt hätte, was Sie gelernt haben – ich seufzte über Nichts, denn ich fürchtete mich vor Nichts, und die Menschen seufzen doch nur immer aus Furcht.«

»Aus Furcht? Wovor sollt' ich denn Furcht haben?«

»Na, ich will es nicht so ganz genau sagen, aber recht heiter ist es Ihnen noch nicht im Herzen. Nur Geduld – in vier Wochen werden Sie anders denken, verlassen Sie sich darauf – und jetzt wünsche ich Ihnen einen guten Morgen. Vergessen Sie nicht – um zehn Uhr will der Herr Baron Sie sprechen, und wenn ich Fräulein Sibylle sehe, werde ich es ihr sagen, damit sie Sie nicht mit zur Kirche schleppt, wo sie doch nur betet, weil der Herr Prediger ihr vorbetet! Still, kein Wort darüber, es ist mir über die Lippe geschlüpft.« Und den Finger auf seinen geschwätzigen Mund legend, ging er so vorsichtig hinaus, als besorge er auf Eier zu treten

Joseph lächelte über die charakteristischen Winke, die er eben erhalten hatte und glaubte sie benutzen zu können. Sobald er aber sein Frühstück genossen, nahm er Hut und Stock, rief Hektor zu sich und begab sich die Treppe hinab, um so rasch wie möglich nach dem Dorfe zu eilen und nachzusehen, wie Rachel sich befinde.

Freier, kühner und zufriedener hob sich des jungen Mannes Brust, als er in Gottes heiterer Natur, an dem goldschimmernden Morgen durch den Lärchenwald und dann durch die balsamisch duftenden Kiefern dem Dorfe zuschritt. Da lag es schon vor ihm mit seinen wohnlichen Häusern, seinen Strohdächern und seinem alten Kirchturme, dessen goldenes Kreuz auf der Spitze im frischen Sonnenlichte glitzerte. Gleich darauf hatte er das Cantorhaus erreicht, das ihm heute noch viel traulicher erschien als gestern, da es ja nun die Heimat seines theuren Pfleglings, seiner Rachel war, die er wie eine jüngere Schwester liebte. Friedlich und still schaute es aus dem Hollundergebüsch hervor; auf seinem Giebel mitten im hochgethürmten Neste, stand ein Storch und klapperte sein Morgengebet, und Tauben – o auch hier waren Tauben – flogen mit glänzendem Fittich im Kreise herum und wiegten sich voll munterer Lebenslust in der strahlenden Luft des neuen Tages.

Da stand er still und lauschte. Er hörte, wie schon ganz in der Frühe Jemand das Klavier stimmte – »Aha!« dachte er, »das geschieht auf Rachel's Veranlassung. Der alte Cantor zeigt sich früh thätig und gefällig.« Kaum hatte er es gedacht, so flog die Thür auf, und Rachel, die ihn vom Fenster aus bemerkt, stürzte sich in seine Arme.

»Guten Morgen, guten Morgen!« riefen sich Beide zu, und bald gingen sie neben einander im Garten auf und nieder, wo Rachel berichtete, wie es ihr seit dem vorigen Abend ergangen war. Abgesehn von der Trennung ihres Freundes fühlte sie sich außerordentlich befriedigt. Den alten Cantor schilderte sie als einen prächtigen Mann, und seine Frau als eine herzensgute Hausmutter, ebenso die einzige Tochter als ein heiteres Kind. Mit letzterer gemeinschaftlich hatte sie ein kleines Stübchen bezogen, worin auch der Spitz und die Lachtauben ein Unterkommen gefunden hatten. Man hatte den ganzen Abend vorher, nachdem sich der junge Baron entfernt, musicirt, und der Cantor war von der Fähigkeit seiner neuen Schülerin enthusiastisch worden. Nach einer halben Stunde stiller Unterhaltung gingen sie in's Haus, um den Cantor und seine Familie zu begrüßen.

»Na, Herr Sohn,« sagte jener, nachdem die ersten Worte gesprochen waren, »Sie haben mir eine seltene Schülerin in's Haus gebracht. Und da soll ich noch Unterricht ertheilen? Nein, wahrhaftig, das kann ich nicht, denn die kleine Rachel spielt besser als wir Alle zusammen.«

»Das wird wohl möglich sein,« erwiderte Joseph voll Freude, »also ihr Spiel gefällt Ihnen?«

»Ob es mir gefällt! Der Tausend! Aber Eins – Eins, wissen Sie, kann ich ihr doch noch beibringen. Das hat sie noch nicht weg.«

»Was wäre das?«

»Die klassische Kirchenmusik. Ich habe ihr gestern Abend eine Bach'sche Fuge vorgespielt und das war ihr ganz was Neues.«

»Spielen Sie die?«

»Gewiß, Herr Sohn, das ist meine Stärke. Ach ja! Weiter kann ich auch eigentlich nichts, das aber schlägt in mein Fach.«

»Das ist auch schon genug. Ja, ja, unterrichten Sie sie nur darin, Sie werden bald sehen, was für eine gelehrige Schülerin Sie haben. Das moderne Spiel mit ihr nehme ich auf mich, es wird sich dazu schon eine Stunde des Tages finden lassen.«

»Ganz gewiß, und, wenn Sie nichts dawider haben, nehme ich sie heute mit auf die Orgelbank. Das soll sie auch lernen – dazu habe sie Lust, hat sie mir gesagt.«

Aus Rachel's leuchtenden Augen blitzte bei diesen Worten die Freude über den unbekanntem Genuß hervor und Joseph nickte ihr seinen vollen Beifall wie immer zu.

Er blieb bis neun Uhr im Cantorhause. Dann begab er sich, von Rachel ein Stück Weges begleitet, auf den Rückweg nach dem Schlosse. So hatte er Zeit genug, sich auf den Besuch beim Gutsherrn gehörig vorzubereiten. Punkt zehn Uhr trat Valentin in sein Zimmer und meldete, daß der Herr Baron beim Frühstücke sitze und daß die Luft

sonst rein sei, da die frommen Damen nach der Kirche gefahren.

»Habt Ihr Fräulein Sibylle gesagt, daß ich nicht mit zur Kirche führe?«

»Nun freilich, und sie hat ein schreckliches Gesicht dazu geschnitten und den Kopf unsanft zurückgeworfen – etwa so – das ist so ihre Geberde, wenn sie keine Gewalt hat, ihren Willen durchzusetzen. Dafür hat nun Fräulein Sophie mitfahren müssen und der junge Herr hat sich freiwillig angeschlossen, weil er zum Cantor wollte. Sie werden also die Frau Baronin nachher allein finden. Ist es gefällig, Herr?«

Joseph war bereit. Seine weißen Handschuhe anziehend und den Hut in die Hand nehmend, schritt er in seiner besten Kleidung still neben dem alten Diener her, der ihn vor des gnädigen Herrn Zimmer führte, in das er zuerst trat, um den Besuch zu melden. Hier, wo alle Schildereien, Zierrathen und sonstige Gebrauchsgegenstände den Bewohner als leidenschaftlichen Jäger verriethen, saß der Baron und genoß im bequemsten Schlafrock von türkischem Wollstoff, auf dem silbergrauen Kopfe eine grüne Sammetmütze tragend, sein Frühstück. Es schien ihm vortrefflich zu schmecken. Die Bouillon war kräftig und nicht zu salzig gewesen, die Coteletten saftig und gut geklopft, und der Madeira, den er von Zeit zu Zeit aus einem zierlichen Krystallglase schlürfte, hatte das größte Wohlbehagen auf sein Gesicht gezaubert. Eben legte er Messer und Gabel bei Seite, wischte sich mit der Serviette den Mund ab und lugte schon nach einer auf der Console

unter dem goldumrahmten Spiegel liegenden Havannah hinüber, als die Thür aufging und Valentin mit seinem gewöhnlichen geräuschlosen Schritt eintrat.

»Ah, Du kommst wie gerufen, Alter!« rief er ihm entgegen. »Rasch die Cigarren dort unter dem Spiegel her und zünde mir das Wachlicht an.«

Valentin nickte, zum Zeichen, daß er verstanden habe, mit dem Kopfe, sagte aber demungeachtet zuerst: »Gnädiger Herr, Herr Sohn steht vor der Thür.«

»Thu, was ich Dir sage, der Herr wird doch einen Augenblick Zeit haben?«

Valentin brachte das Verlangte, zündete eine kleine Kerze an, die ein von Rehbockshorn gefertigter Leuchter trug und stellte Alles dicht vor seinen Herrn, worauf er eilfertig das Geschirr mit den Speiseresten zusammenraffte, um es sogleich auf einem Anrichtebrett aus dem Zimmer zu tragen. Der Baron ergriff hastig eine der feinen Cigarren, machte sie mundgerecht und zündete sie gemächlich an, wobei er beflissen war, mit vorgeneigtem Kopfe und möglichst weit geöffneter Nase, die erste Dampfwolke einzusaugen, die der kleinen Tabaksrolle entströmte.

»Sie riecht gut, Alter, merkst Du es?«

»Sehr gut, Herr Baron – aber Herr Sohn steht draußen und wartet auf Ihre Befehle.«

»Ja, ja, ich hab's schon gehört. Laß ihn eintreten, er findet mich in der besten Laune ihn zu empfangen.«

Eine Minute später trat Joseph mit seinem gewöhnlichen freien Anstande ein und, einen raschen Blick auf

seinen Principal werfend, verneigte er sich so höflich, wie man sich vor einem solchen Manne zu verneigen pflegt.

Aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe er ein Wort der Begrüßung von dem Herrn Baron vernahm, der in guter Laune zu sein vorgab; denn, ohne Zweifel betroffen von dem unerwartet edlen Ansehen der in seinen Dienst getretenen Person, die vor ihm stand, konnte dieser es sich nicht versagen, sie erst mit ungemein nobler Ruhe vom Kopfe bis zu den Füßen zu mustern.

»Guten Morgen,« sagte er endlich mit seiner etwas heiseren Stimme und winkte gnädig mit der rechten Hand, während er mit der Linken seine Mütze um einen halben Zoll von ihrem Platze schob. »Also da sind Sie. Hm! Sie kommen direct aus Bremen?«

»Ja, Herr Baron.«

»Nun, da scheinen närrische Sitten zu herrschen, wie immer, ich kenne die Stadt mit ihren ungenirten Bewohnern – hm! Sie kommen da gleich mit einem bissigen Hunde, der mir meinen besten Hühnerhund im ersten Augenblick zerfleischt – da, sehen Sie –, da liegt das arme Thier in der Ecke und winselt – ist das billig von Ihnen?«

»Nein, Herr Baron, ich bedaure sogar sehr diesen unangenehmen Vorfall und werde Sorge tragen, daß dergleichen nicht wieder geschieht. Allein, nach der Trennung von so vielem Lieben und Werthen, konnte ich es nicht über das Herz bringen, das treue Thier, das mir wider meinen Willen auf der Landstraße nachgelaufen kam, zurückzulassen, und so, auf Ihre Güte bauend, nahm ich

es mit mir, ohne zu bedenken, welche Folgen diese Kühnheit haben könne.«

»Da haben wir die Folgen – ich bitte mir aus, daß Sie ein ähnliches Ereigniß verhindern, damit sich Nicht gleich von Anfang an zwischen unsre Freundschaft legt. So – jetzt haben Sie Ihre Abfertigung und nun setzen Sie sich.«

Joseph nahm einen Stuhl und ließ sich in ehrerbietiger Entfernung von seinem Herrn darauf nieder. »Was macht der Professor Schickedanz?« nahm dieser das Gespräch nach Kurzem wieder auf.

»Er befindet sich wohl und hat mir die ergebensten Grüße an Sie aufgetragen.«

»Danke! Wenn Sie an ihn schreiben, grüßen Sie ihn wieder von mir – ich schreibe nicht gern. – Sie haben studirt?«

»In Göttingen und Heidelberg.«

»Haben Sie sich an demokratischen Umtrieben betheiliget?«

»Ich habe mich nur mit den Wissenschaften und der Musik beschäftigt. Die Politik ist nicht mein Fach.«

»Das ist vernünftig von einem jungen Menschen. – Wie gefällt Ihnen mein Gut und die umliegende Gegend?«

»Was ich davon gesehn habe, befriedigt mich; das Land scheint sehr fruchtbar zu sein.«

»O ja. Haben Sie schon meine Frau gesprochen?«

»Ich habe noch nicht die Ehre gehabt; erst im Laufe dieses Morgens werde ich mich ihr vorstellen. Ihr Fräulein Schwester jedoch habe ich schon gestern gesprochen.«

»Aha! Mit *der* müssen Sie sich bemühen auf gutem Fuße zu stehn, wenn es Ihnen bei uns behagen soll. Sie führt eine Art Regiment im Hause.«

Joseph schwieg und verbeugte sich bloß.

»Ja das müssen Sie. Im Uebrigen werden Sie hier gute Tage haben – trinken Sie ein Glas Wein?«

»Wenn Sie es mir gestatten!«

Der Baron ergriff die Flasche und goß ein leeres Glas, das neben dem seinigen stand, bis an den Rand voll. »Da, nehmen Sie – auf ein gutes Einverständniß!«

Beide tranken, nachdem sich Joseph abermals stumm verbeugt hatte.

»O ja, gute Tage werden Sie haben. Sie sollen hier nicht wie ein Einsiedler leben, sondern Sie sollen Ihr Leben genießen. Jagen Sie mit mir, essen und trinken Sie was Gutes. Im Uebrigen lassen Sie sich nicht zu viele Beschränkungen auflegen – warum lächeln Sie?«

»Meine Zeit ist durch die Anordnung des gnädigen Fräuleins so in Beschlag genommen, daß ich an das Jagen nicht viel werde denken können.«

»Aha, das dachte ich mir. Also schon eingeschult! He, Wischiwaschi, davon lassen Sie sich das Herz nicht bedrücken. Daran kehren Sie sich nicht, das wird sich machen lassen. Sie scheinen mir nicht der Mann zu sein, sich ohne Weiteres unter den Pantoffel einer Frau zu stellen.

Haha! Das fehlte noch – geigen Sie, reden Sie, unterrichten Sie, soviel Sie wollen, das Uebrige wird sich finden.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese gütige Auseinandersetzung; ich werde aber meine Pflicht nach jeder Richtung zu erfüllen suchen.«

»Nun ja, das versteht sich von selbst. Darum habe ich Sie verschrieben und darum bezahle ich Sie. Sind Sie mit zweihundert Thalern zufrieden?«

»Ja, Herr Baron.«

»Gut. – Auf Werner halten Sie Ihr Auge – verstehen Sie mich? Er ist ein Wildfang, der sonderbare Ideen vom Leben und dabei keinen rechten Begriff von seinem bevorzugten Stande hat. Wie gefällt er Ihnen?«

»Er hat einen vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht.«

»Freilich, ein hübscher Bursche; aber seien Sie nicht zu cordial mit ihm, er läßt sich zu leicht gehen, hat einen eigensinnigen Kopf und ganz absonderliche Leidenschaften.«

»Ich werde mein Möglichstes thun, sie in die richtigen Gränzen zu leiten, wenn ich sie erst kennen werde.«

»Das wird nicht lange dauern. Wenn Sie etwas Auffallendes an ihm bemerken, so sagen Sie es mir, Sie werden mich immer bereit finden, auf Ihre Seite zu treten, wenn Sie im Rechte sind. So. Jetzt können Sie gehen, ich habe Ihnen das Nothwendigste gesagt und bin kein Freund von überflüssigen Worten.«

Joseph erhob und verbeugte sich, und einen Augenblick später stand er auf dem Corridor und ging nachdenklich seinem Zimmer zu. »Der alte Valentin hat Recht, wie ich merke,« sagte er hier zu sich. »Hier bläst Jeder aus einer andren Tonart. Das wird allerdings ein seltsames Concert geben. Nun, ich werde mich vor der Hand nur als stiller Zuhörer verhalten, vielleicht lerne ich bald die ungewohnte Melodie verstehen, die hier in der Mode ist. Herein!«

Valentin hatte geklopft und trat leise ein. »Sind Sie fertig mit dem Herrn Baron, Herr Sohn?«

»Ja, Valentin, ich bin fertig und stehe zu Diensten.«

»So kommen Sie, ich habe der Frau Baronin Ihre Ankunft gemeldet.«

Joseph folgte abermals dem voranschreitenden Diener, der über den Corridor nach dem Mittelhause und von hier aus nach dem westlichen Flügel schritt, wo er vor einer Thür stehen blieb, dem jungen Mann einen Wink gab und leise anklopfte.

Auf einen sanften Hereinruf trat er ein und nach einigen Sekunden wieder heraus, die Thür offen lassend. Joseph Sohn stand vor der Dame des Hauses. –

Halten wir einen Augenblick inne und betrachten wir, bevor wir das Gespräch zwischenden beiden Personen mit anhören, die Umgebung der Gemahlin des Barons von Haldrungen. Denn aus dieser schließen wir oft mit eben so großer Sicherheit auf den Charakter und das Gemüth der Personen, mit denen wir verkehren sollen, als aus ihren Worten und ihrer äußeren Erscheinung. Und

in der That, wenn Henriette von Haldrungen's Inneres so lieblich, so harmonisch, so eigenthümlich einfach und doch voller Reize war, wie das Innere dieses Gemachs, dann können wir wohl behaupten, daß sie zu jener auserwählten Zahl schöner Seelen gehöre, die ihren Wohnsitz nur zeitweilig auf der Erde genommen zu haben scheinen, gewissermaßen hier zum Besuch sind, um nach einiger Zeit in den beseligenden Frieden ihrer Heimat, den Himmel zurückzukehren.

Die Baronin von Haldrungen, als Henriette von Bergen an keinerlei Art Luxus oder nur Bequemlichkeit gewöhnt, hatte als Frau des reichen und auf seinen Besitz stolzen Barons demnach eine Wohnung beziehen müssen, die Alles enthielt, was der Mensch auf Erden Schönes, Anmuthiges und Erfreuliches für das Auge besitzen kann. Aber es ist gewiß wahr, daß nicht allein die leblosen Gegenstände, die wir in den Zimmern der Reichen antreffen, denselben den oft so wunderbaren Reiz verleihen, von dem wir uns behaglich angehaucht fühlen, wenn wir sie betreten, sondern es ist ein unnennbares, unsichtbares Etwas, was uns diese Räume so überaus anziehend erscheinen läßt. Die Art und Weise, wie das Vorhandene aufgestellt ist, harmonisch zusammenpaßt und wie und von Wem es benutzt wird, das ist das Geheimniß, welches hier dem aufmerksamen Beobachter zu lösen bleibt.

So ziehen uns in diesem Zimmer nicht allein die kostbaren Stoffe mit ihren verschiedenen sanften Farben an, die Stühle, Sessel und Divans bekleiden, nicht die herrlichen von Meisterhänden angefertigten Gemälde,

nicht die duftenden Blumen auf Consolen und Tischchen, und die hundertfältigen kleinen, nichtsbedeutenden und doch so mächtig auf unsere Sinne wirkenden Dinge, die der unermüdliche Menscheng Geist erfindet und die fleißige Menschenhand anfertigt, nein, es ist der gleichsam ätherische Duft, der uns aus diesen goldenen Büchern, diesen bedachtsam begonnenen und fein ausgeführten Arbeiten, diesem Allen und Jeden entgegenweht, der uns berauscht und mit herzlicher Sympathie erfüllt. Und wenn wir dann einen Blick auf die weiche Gestalt, das seelenwarme, wenngleich kummervoll bedrückte Gesicht dieser einsamen Dame werfen, die mitten im Ueberfluß und im Besitze aller materiellen Mittel bedrängt und verlassen vor uns sitzt, dann glauben wir schon einen Theil des Geheimnisses des vor uns liegenden Räthsels gelöst zu haben. In der That, so weit das ganze Innere dieses von sanften Wohlgerüchen duftenden Gemachs, das nicht groß, nicht klein und doch so traulich und anmuthig ist, von dem Innern der Wohnungen der übrigen Gutsbewohner, mit vielleicht einziger Ausnahme des Zimmers ihrer Tochter, verschieden ist, ebenso verschieden ist die gewissermaßen ätherische Gestalt und das mild liebliche Gesicht dieser Dame von den Gestalten und Gesichtern aller übrigen Bewohner des weiten Schlosses.

Die Baronin hatte an diesem Morgen nicht die Dorfkirche besucht, aber auf den ersten Blick sah man, daß sie ihren Gottesdienst im Zimmer abgehalten hatte, und

zwar einen Gottesdienst, der aus tiefer bewegtem Herzen und aus heiliger angehauchtem Gemüthe kam, als ihn der Besuch irgend einer Kirche bewirken konnte. Ohne zu wissen, warum, fühlte sich die Baronin an diesem Sonntagmorgen auf eine seltsame, lange nicht empfundene Weise bewegt und geneigt, ihren ganzen inneren Sinn vor dem Throne Dessen auszuschütten, der unsre Vergangenheit eben so gut wie unsre Zukunft kennt. O, sie hatte recht herzlich erst vor Kurzem mit diesem großen Geiste über ihre Vergangenheit geredet, sie hatte ihm ihre ganze kalte, todte, erstarrte Gegenwart dargelegt und ihn um eine sanftere, wärmere Zukunft gebeten, obwohl sie sich gestehen mußte, daß in Anbetracht ihres seltsamen Geschicks, das sie in Mitte einer von ihr nicht verstandenen und sie nicht verstehenden Welt versetzt, diese Bitte nur einer der vielen frommen Wünsche sein und bleiben würde, die sie in ihrem bewegten Leben schon so oft gehegt hatte. Dies Gebet war seit einigen Minuten gesprochen, und ruhiger und zufriedener denn seit langer Zeit sah sie in den Sonnenschein hinein, der sich von dem blauen Himmelsdome da oben auch in ihre stille Einsamkeit senkte. Wenn ein Menschenkenner sie in diesem Augenblicke gesehen hätte, er würde ohne Zweifel erkannt haben, daß ihr Inneres ein kostbarer aber fest verschlossener Schrein war, zu dem Niemand einen Schlüssel besaß, dessen Schloß sie aber auch mit ängstlichster Sorgfalt behütete – er würde erkannt haben, daß Henriette Nichts mehr von dieser Welt erwartete und ihre Hoffnung allein auf den Himmel gesetzt hatte – er würde

endlich erkannt haben, daß sie, wenn sie auch in schöneren Tagen längst verschollener Vergangenheit gelebt, für die jetzige Welt mehr eine im Duft und Nebel der Erinnerung zerfließende Erscheinung als ein fühl- und tastbarer Körper von materiellen Stoffen war.

Wer hätte diesem sanften Wesen, diesem bleichen Gesicht mit den feinen Zügen, den süßen schmelzenden Augen und dem in leicht gebogenem Scheitel zu beiden Seiten abfallenden blonden Haar angesehen, daß es schon dreiundvierzig Jahre zählte? Sah sie nicht fast noch jungfräulich aus in ihrem hellseidenen Morgenkleide, in dem schüchternen Aufblick, den sie bisweilen gleichsam unwillkürlich nach irgend einem Gegenstande hin that, und in jeder ihrer sanften, mädchenhaften Bewegungen? Ja, innerlich, für sich, war sie noch eine Jungfrau, wenn die Seele des Menschen ihn zu Dem machen kann, was sie selbst ist, und so strahlte dieses innerlich jugendliche Wesen auch in ihrem Aeußeren wieder und kettete unser Gefühl um so fester an sie, wie es schon unser Auge beim ersten Blick fast magnetisch gefesselt hatte.

Wie war dieses engelgleiche Wesen in die Gewalt dieses brutalen, herzlosen Mannes gerathen, der sie seine Gemahlin nannte? O, das Verhängniß mußte sie hart bedrückt haben, daß sie sich ihm ergeben, denn daß zwischen Beiden eine unübersteigliche Schranke lag, hätte ein Blinder gewahren können, der sie Beide nur reden gehört. Aus ihrer sanften Rede schon allein hätte Joseph Sohn schließen können, daß auch sie ihre eigene Melodie in diesem Hause spiele, diese Melodie aber zu ergründen

wäre eine leichtere und angenehmere Arbeit für ihn gewesen, als das widerwärtige Getön nur zu hören, welches die anderen Hauptpersonen, die er bis jetzt auf dem Gute kennen gelernt hatte, von sich gaben.

Als Valentin mit tiefer Verbeugung und ungemein sanftem Tone sagte: »Gnädige Frau, Herr Sohn ist draußen!« da erwiderte sie noch viel sanfter: »Laß ihn herein kommen, Valentin!«

Und er trat herein. Aber was war das? Warum diese lange Pause, diese Stille im Zimmer? Hatte die Frau oder hatte der Mann keine Worte, um sich gegenseitig zu begrüßen? Es schien, sie hatten Beide keins, denn fest mit ihren Blicken auf einander wurzelnd, sich gegenseitig durchdringend, ausforschend, fragend standen sie sich gegenüber, bis endlich die Baronin, einen mit Mühe halb unterdrückten Seufzer hören lassend und mit der Hand über ihre Stirn streichend, die, sie wußte nicht warum, mit einer glühenden Röthe bedeckt war, auf Joseph Sohn's wiederholte Verbeugung sagte:

»Guten Morgen, mein Herr!«

Aber die Bewegung, die ihr Herz in diesem sonderbaren Augenblick packte – packte, sagen wir mit Bedacht, weil sie zu stark war, um einen andren Ausdruck zu gestatten – war so gewaltig, daß sie sich ab und zum Fenster wenden mußte, um ihre Fassung wiederzugewinnen. Und warum dies? Hatten sich die beiden Personen schon einmal im Leben gesehn? Nein, sie hatten sich niemals gesehn. Also mußte wohl ein andrer Grund vorhanden sein, der die Dame über den Anblick des jungen Mannes

ergriff und – sagen wir nur so viel – in der Gegenwart lag dieser Grund gewiß nicht, er konnte daher nur in der Vergangenheit oder auch in der Zukunft liegen, denn es giebt ja seltsame Augenblicke im Leben, in denen sich uns, wenn wir einem unbekanntem Menschen begegnen, mit geheimnißvollem Vorgefühl die Thore dieses dunklen Reiches, der Zukunft, zu öffnen scheinen, um ihn auf unerforschbare Art mit uns und unserm ferneren Schicksale in Verbindung zu bringen, ein Vorgefühl – wir nennen es Ahnung – das sich oft genug als begründet bewährt hat.

Joseph Sohn wußte nicht, wie ihm geschah. Er bemerkte die Verlegenheit der schönen Dame und es schmerzte ihn, auch hier vielleicht nicht Derjenige zu sein, den man erwartet hatte. Als er noch darüber nachsann, wandte sich die Baronin mit innerer Kraftanstrengung herum und sagte mit ihrer leisen und weichen Stimme: »Bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr, und lassen Sie uns einige Minuten plaudern, – länger aber nicht, denn ich fühle mich nicht ganz wohl und das Reden greift mich an.«

»Soll ich vielleicht ein andermal wiederkommen?« fragte Joseph mit seiner so festen und doch so wohl lautenden Stimme.

Die Baronin stutzte abermals, sah zur Decke des Zimmers empor, als wolle sie sich etwas längst Verschwundenes in die Erinnerung zurückrufen – dann aber dem jungen Manne fest in die Augen blickend, that sie sich sichtbar Gewalt an, indem sie sagte: »Nein, heute will ich Sie

sprechen, jetzt, sogleich. Verzeihen Sie aber, daß ich Ihnen Fragen vorlege, die Ihnen vielleicht seltsam klingen, allein – ich interessire mich für die Menschen, die mit mir unter einem Dache wohnen, so daß ich gern Alles von ihnen weiß, was ich wissen kann, ohne auf unbescheidene Weise mich in ihr Inneres zu drängen. – Sie sind der Sohn des – des Professor Sohn?«

»Aus Bremen, ja!«

»Sind Sie in Bremen geboren?«

»Ja, so viel ich weiß, denn der Mensch erfährt erst durch seine Eltern oder Verwandten, wo seine Wiege stand.«

»Wohl. Wie alt war Ihr Vater, als er starb?«

»Er war sechszig Jahre alt.«

Die Baronin athmete auf, ihr wurde sichtbar leichter um's Herz. Sie setzte sich auf einen Divan dem jungen Manne gegenüber, doch so, daß das Licht auf sein Gesicht und der Schatten auf das ihrige fiel.

»Sind Sie gern hierhergekommen?«

»Das ist eine Gewissensfrage, gnädige Frau. Entschuldigen Sie, wenn ich sie der Wahrheit gemäß beantworte. Nein, ich bin nicht gern hierhergekommen. Ich war glücklich in meiner Heimat, bei meinen Arbeiten, meinen Thieren –«

»Wie, Thiere?« schrie die Baronin beinahe auf. »Was meinen Sie damit?«

»Weiter nichts,« sagte Joseph stockend, »als daß ich ein großer Liebhaber von Thieren bin und von denselben so viele um mich hatte, als ich nur unterbringen konnte.«

»Das ist wunderbar!« sagte die Baronin mit krampfhaftem Zucken der Gesichtsmuskeln – »sehr wunderbar. Weiter!«

»Ja, ich war glücklich, namentlich so lange mein Vater lebte. Allein er starb leider – und hinterließ – ja, hinterließ mir Nichts, und so gerieth ich in Noth, aus der mich die Berufung Ihres Herrn Gemahls rettete. Ich kam also aus Nothwendigkeit hierher und nicht aus freiem Willen.«

»Also so ist es. O, Sie Armer! Und nun hierher! Ja freilich, es wird Ihnen hier Vieles nicht gefallen, aber – besorgen Sie nichts, Sie werden auch manche Freude finden.«

»Ich hoffe das schon nicht mehr, sondern ich bin dessen gewiß.«

»Wenn Sie einmal eine Stunde für sich übrig haben und Sie wollen sie mir schenken, so senden Sie Valentin zu mir – ich werde stets für Sie zu Hause sein.«

»Sie sind sehr gütig.«

»Verstehn Sie gut Englisch?«

»Die englische Sprache ist meine Lieblingssprache –«

»Was!« rief die Baronin mit derselben Lebhaftigkeit wie früher – »was sagen Sie da?«

»Daß ich die englische Sprache außerordentlich liebe und beinahe vollkommen spreche.«

Die Baronin erhob sich. »Es ist gut,« sagte sie, »verlassen Sie mich jetzt. Die englische Sprache ist auch meine Lieblingssprache und bildet den größten Theil meiner Unterhaltung. Wir wollen Milton zusammen lesen – ja, wollen wir das?«

»Mit Vergnügen, gnädige Frau, so oft Sie befehlen.«

»O, ich befehle nicht, niemals, ich bitte nur, und Sie bitte ich recht herzlich, sich bisweilen zu erinnern, daß Jemand in diesem Hause wohnt, der – der gern an Personen Antheil nimmt, wie Sie eine sind, der vater- und mutterlos dem ungestümen Gewoge des Lebensmeeres preisgegeben ist – und – und nur einstweilen einen Hafen gefunden hat, der ihn vor allen Stürmen schützt. – Lassen Sie es sich wohl sein bei uns, Herr Sohn, an mir soll es nicht liegen, wenn es Ihnen hier nicht gefällt.«

Sie verneigte sich, bemühte sich zu lächeln, was ihr kaum gelang, und machte eine anmuthige Bewegung mit der Hand, die Joseph verstand. In zwei Minuten war er auf dem Corridor – auf dem Hofe – außerhalb des Grabens, der den Gutshof umschloß, um seine wirren Gedanken zu ordnen, die, er wußte nicht warum, ihm nie so seltsam durch den Kopf geschossen waren, als seitdem er diese schöne, gute, aber ohne Zweifel sehr tief leidende Frau gesehn und sprechen gehört hatte.

Aber so aufgereggt er sich auch nach diesem Besuche befand, so bewegt er dahin schritt, was wollte das sagen gegen das unheilvolle Schmerzgefühl, welches er selbst unbewußt so eben hervorgerufen hatte; denn was geschah hinter ihm, sobald er die Thür der Baronin geschlossen? O, er mußte der schönen Frau wider Willen und Wissen ein großes Weh bereitet haben, denn kaum war das Schloß hinter ihm zugefallen, so erhob sie auf dem Flecke, wo sie stand, beide Hände mit einer unaussprechlich flehenden Geberde zum Herzen, als wolle sie einen

unendlichen Schmerz damit niederhalten. Dann aber in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, fiel sie auf eine der Ottomanen, und lange dauerte es, ehe ihre Thränen langsamer aber um so reichlicher flossen, um auch hier, wie überall und immer, den grausamen Schmerz der gepeinigten menschlichen Brust zu brechen. Denn nachdem sie wohl eine halbe Stunde still für sich geweint, war sie wunderbar ruhig und gefaßt und eine Art göttlicher Stärkung kam über sie. »O, Gott,« sagte sie, »warum weine und klage ich noch immer über das Unabänderliche so heftig? Ich sollte Dir vielmehr dankbar sein, daß Du mich auf diese Weise beglückst! Denn ach, diesen Menschen hast vielleicht Du mir gesendet, um mich auf die einzige Weise zu trösten, die wirklich ein Trost ist. O ja, ich danke Dir also, ich danke Dir, Gott, für ihn, den ich nicht kenne, und der mich nur an Einen erinnert, den ich einst – einst so gut kannte und der mir Alles, Alles auf Erden war!«

Der übrige Theil dieses Tages, dessen Morgen für Joseph so reich an neuen Eindrücken, an unbestimmten Befürchtungen und Hoffnungen gewesen war, verstrich, wie ziemlich alle Sonntage künftig verstrichen. Der junge Hauslehrer war nach seinem Spaziergange auf freiem Felde noch einmal nach dem Dorfe gegangen, hatte mit Rachel, die voll von Freude über das zu lernende Orgelspiel war, musicirt, und war zur Zeit der Speisestunde

wieder auf dem Gute erschienen, um mit der ganzen Familie, die Baronin ausgenommen, die allein auf ihrem Zimmer aß, zu speisen. Das Gespräch bei Tische hatte sich um Personen und Verhältnisse bewegt, die ihm gänzlich unbekannt waren, weshalb er wenig darauf achtete, und der Baron, kurz angebunden wie immer zu Hause, wenn kein Besuch da war, hatte sich bald entfernt, um sein Schläfchen zu halten und dann in die Nachbarschaft zu reiten und einen Freund zu besuchen. Auch die älteren Damen hatten ihre Zimmer aufgesucht, um Mittagsruhe zu halten, und so war Joseph mit seinen sogenannten Zöglingen allein geblieben, die er aus einem Gefühle des Anstands nicht verlassen wollte, obgleich ihn der Sonntag von jedem Dienste entband. Nicht wissend, was er beginnen sollte, schlug er einen Spaziergang vor, worin beide Geschwister bereitwillig einstimmten, und in kurzer Zeit wandelte Sophie, auf jeder Seite von einem der jungen Männer begleitet, durch den beliebten Lärchenwald dem Dorfe zu. Als sie in die Nähe desselben gekommen waren, bat Sophie, einen Fußsteig zur linken Hand einzuschlagen, der auf einen Hügel führte, auf dem ein Baum stand, von wo man einen hübschen Blick über das Gut ihres Vaters habe, wie sie sagte.

»Ja, ja, geht nur,« sagte Werner, »geht immer voran, ich hole Euch bald wieder ein; ich habe dem Cantor einen Besuch versprochen, und dies Versprechen will ich halten.« Leicht grüßend schritt er sodann davon und die Baroneß wandelte mit Joseph allein den nahe gelegenen Hügel hinan.

Im Frühjahr und Sommer, wenn der Wind durch das wogende Korn fuhr, der jetzt nur über Stoppeln strich, mußte dieser Spaziergang sehr angenehm sein; fern vom Gewühle der Welt und den menschlichen Leidenschaften, herrschte hier eine so süße Stille, daß die Töne, die Menschen und Thiere in der Ferne hervorbrachten, nur im gedämpften Widerhall herüberklangen und wie ein wohl lautendes Echo das Herz wohl an die unruhige Welt erinnerten, aber es weder störten noch aufregten.

Von diesen Betrachtungen mochte Joseph Sohn erfüllt sein, als er mit der Baroneß den kleinen Hügel hinschritt, da wir uns sonst seine Schweigsamkeit nicht gut erklären können, in welcher, merkwürdig genug, auch die junge Dame an seiner Seite standhaft verharrete.

Endlich hatten sie den Gipfel der Anhöhe und den alten knorrigen Lindenbaum erreicht, von dessen Rasenbank aus man weit in die Umgegend schauen konnte. Wie in vollkommener Uebereinstimmung blieben die beiden jungen Leute vor dem Ruhesitze stehen und blickten sich schweigend in der Gegend um, die nicht glänzend und romantisch, aber doch lieblich und anregend war. Denn nicht allein das nahegelegene Dorf mit seinen grauen Dächern, seinem Kirchthurm und seinen stark belaubten Baumwipfeln, das Gut mit seinen langen Schieferdächern und seinem Parke, auch nach anderen Richtungen hin auftauchende Gehöfte und Dorfschaften brachten Mannigfaltigkeit in das ländliche Bild, und die am

Horizonte nach Norden und Osten laufenden Waldhügelketten schlossen es wenigstens von dieser Seite in einen gefälligen Rahmen ein.

Nachdem Sophie ihrem Begleiter Zeit genug gelassen hatte, die Landschaft und den darüber ausgespannten Himmel zu betrachten, sagte sie mit ihrem so sanften und wohllautenden Stimmtone: »Nun, gefällt Ihnen unsere Gegend?«

»Sie ist recht hübsch; vor allen Dingen aber, was ich so sehr liebe, friedlich und ländlich, und dennoch bringt sie den mächtigen Eindruck hervor, der einer unbegrenzten weiten Fläche immer eigen ist, ich meine den des Sehens in's Weite, Ferne und Unbekannte.«

»O, wenn Sie das lieben, dann sollten Sie einmal erst die See sehen, dann würden Sie eine noch größere Sehnsucht nach dem Fernen und Unbekannten empfinden. Oder haben Sie schon das Meer irgend wo gesehn?«

»Nie, obgleich ich schon oft das Verlangen danach empfunden habe.«

»Nun, dies Verlangen werden Sie bald befriedigen können. Dieser und der nächste Monat bringen uns hoffentlich viele schöne Tage und dann können wir leicht eine Fahrt nach der Ostsee unternehmen, die in dieser Richtung nur eine gute halbe Stunde von hier entfernt ist.«

Auf diese Mittheilung folgte wiederum eine längere Pause, die indessen von beiden Anwesenden wohl nicht gedankenlos zugebracht wurde.

»Eigentlich,« fing Joseph wieder zu sprechen an, »ist eine Aussicht wie diese hier, die durch Nichts als den im

Nebel verschwimmenden Horizont, durch das blaue Himmelsgewölbe oder die buntgefärbten Wolken begränzt ist, befriedigender, als der Anblick eines von hohen Gebirgen umschlossenen und dadurch beengten Thales. In St. Goar am Rhein zum Beispiel – haben Sie vielleicht jene berühmte Flußschlucht schon gesehen?«

»Nein.«

»Nun ja, da habe ich mich stets im Herzen bedrückt gefühlt, so schön und geschwungen der breite Strom dahinrauscht und so malerisch die mit Weinstöcken bedeckten Felsen, mit ihren verfallenen Burgen auf den starrenden Klippen, an beiden Ufern emporragen, trotzdem dort in der Nähe die verführerische Lurley ihre Wohnung hat und mit ihrem Sirenenengesange Alt und Jung an ihren Felsen schmiedet. Also Sie sind nie am Rhein gewesen?«

»Nein, ich habe nur den Harz, den Thüringer Wald und die sächsische und böhmische Schweiz gesehn. Im nächsten Jahre erst will der Vater mit uns nach der wirklichen Schweiz und Italien reisen.«

Das Wort ›sächsische Schweiz‹ hatte Joseph Sohn wieder etwas verwirrt und nachdenklich gemacht – wenigstens schwieg er abermals. Plötzlich sich zusammenraffend und dabei das Erbeben und Erröthen übersehend, welches unwillkürlich sich über die Wangen seiner Begleiterin ergoß, warf er alles falsche Schamgefühl ab, und um sich für alle Zukunft reine Bahn zu machen, sagte er dreist: »Mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie die plötzliche Wandlung meines Gesprächs, aber es bedrückt mich Etwas ungemein, was auf Sie Bezug hat.«

Ohne Zweifel glaubte Sophie zu wissen, was jetzt kam; sie neigte das Gesicht vor sich nieder und spielte unbeeußt mit ihrem kleinen Sonnenschirme.

»Ja,« fuhr Joseph fort, »lassen Sie uns das jetzt gleich besprechen, da wir allein sind, und nehmen Sie meine inständigste Bitte um Verzeihung gütig und nachsichtig auf, aber was ich Ihnen zu Leide that, that ich ohne alle eigene Schuld.«

»Mir? Ei, ich wüßte doch nicht, daß Sie mich gekränkt hätten.«

»Nein, das nicht, aber ich befand mich einst Ihnen gegenüber in einer Lage, die mich in dem Augenblicke, als sie sich ereignete, mehr als bestürzt gemacht und gepeinigt hat. Bei dem Worte ›sächsische Schweiz‹ fällt mir alles vor drei Jahren Erlebte ein und –«

»O, bitte, lassen Sie das, ich bin längst darüber aufgeklärt und weiß, daß Sie vollkommen schuldlos waren. Die Besitzerin des einsamen Waldhauses, in dem wir nothgedrungen unser Nachtlager aufschlagen mußten, hat mir Alles mitgetheilt, was Sie betraf, und so sind Sie in meinen Augen längst gerechtfertigt.«

»Also Sie haben mich gestern Abend wiedererkannt?«

»Ja, auf den ersten Blick. Ich vergesse selten Gesichter, die ich einmal gesehn,« setzte sie hinzu und erröthete gleich darauf, als sie wahrscheinlich hierbei des schönen Gesichtes ihres damaligen und jetzigen Begleiters gedachte.

»Mir geht es auch so; aber es ist sonderbar, wie oft man sich doch in Gesichtern täuscht, die man nie gesehn und doch schon gesehn zu haben glaubt.«

»Das ist richtig. Meine Mutter zum Beispiel, die ich gesprochen, ehe wir heute zu Tische gingen, glaubte auch ein bekanntes Gesicht in Ihnen entdeckt zu haben. Aber – es ist mir lieb, daß wir davon sprechen – wie hat Ihnen meine Mutter gefallen?«

»Was soll ich darauf antworten? Worte drücken nur selten auf die richtige Weise Gefühle aus, und Ihre Frau Mutter hat in Wahrheit mein ganzes Gefühl erregt.«

»Das freut mich. Es ist doch eigen, daß solche Eindrücke oft gegenseitig sind. Auch meine Mutter haben Sie, wie es scheint, tief bewegt, denn sie glaubt Sie schon irgend wo unter bestimmten Verhältnissen gesehn zu haben.«

»Wo hat sie früher gelebt?«

»In der Stadt Hannover und deren Umgegend, so viel ich weiß.«

»Da bin ich nie gewesen, obgleich ich ihr stets sehr nahe war.«

»Nun ja, es scheint uns aber oft so, wenn wir einen Menschen sehen, der ein ansprechendes oder abstoßendes Aeußere hat, als ob wir ihm schon irgend wo einmal begegnet wären. Ach meine arme Mutter! Schade, daß sie so leidend ist, sie ist so gut!«

»Davon war ich im ersten Augenblick, als ich sie sah, überzeugt. Ist sie schon lange leidend?«

»So lange ich sie kenne. Aber ihr Leiden scheint mit der Zeit zuzunehmen und mir ist immer zu Muthe, wenn ich ihr wachsartiges Gesicht und ihre schmelzenden Augen betrachte, als ob sie von einer innern Sehnsucht, vielleicht nach einem südlichen Klima verzehrt würde.«

»Noch einem südlichen Klima? Sie liebt aber England am meisten, hat sie mir gesagt.«

»O ja, ich sage auch nur, es scheint mir so, und darum ist es mir doppelt lieb, daß mein Vater nächstes Jahr mit uns Italien besuchen will.«

»In der sächsischen Schweiz war sie nicht mit Ihnen?«

»Nein, das war meine Tante und Fräulein von Krecht. Meine Mutter verläßt nur selten das Gut, geht nie in Gesellschaft und vermeidet so viel wie möglich, Fremde bei sich zu sehen.«

»Sonderbar, und doch ist sie liebenswürdig genug, um in der ersten Gesellschaft zu glänzen.«

»Auf diesen äußern Glanz hat sie nie etwas gegeben, sie lebt fast nur innerlich und verzehrt sich augenscheinlich dabei. Ach, das thut mir sehr leid, denn ich liebe sie außerordentlich – Aber, wo bleibt Werner? Ach ja, da fällt mir ein, er ist beim Cantor Treumann, und der hält ihn fest wie immer. Werner kann nie genug Musik hören und selbst machen.«

»Da können wir ja heute Abend zum ersten Mal ein kleines Concert veranstalten?«

»Gewiß, das wollen wir auch. Meine Mutter freut sich ebenfalls darauf. Sie hört sehr gern gute Musik.«

»Dann wollen wir uns Mühe geben, ihr Freude zu bereiten.«

»Ach ja, ich werde Ihnen dafür recht dankbar sein.«

Während dieses Gesprächs war die Sonne allmählig tiefer gesunken; ihre purpurnen Strahlen vergoldeten nur noch die höchsten Spitzen der Bäume und machten so den Sonnenschirm unnöthig, den Sophie, ohne es zu wissen, noch immer vor ihren Kopf gehalten hatte. Als sie es endlich bemerkte, klappte sie ihn zusammen und bei dieser Bewegung entglitt er ihrer Hand. Joseph bückte sich sogleich, hob ihn auf und trug ihn bis nach Hause.

Da Werner vergeblich auf sich warten ließ und auf dem weit sichtbaren Wege vom Dorfe her nicht erschien, so traten Sophie und Joseph den Rückweg allein an. In weniger als einer halben Stunde hatten sie das Gut erreicht und Jedes von ihnen war auf sein Zimmer gegangen. Die Brücke zu ihrer Bekanntschaft und gegenseitigen Mittheilung war durch diesen Spaziergang geschlagen und der junge Hauslehrer mußte sich gestehen, daß er durch die Erneuerung dieser Bekanntschaft und durch die anziehende Persönlichkeit der Baronin eben so viel auf dem Gute gewonnen, als er durch Fräulein Sibylle und ihre Widerwärtigkeit schon verloren gegeben hatte.

Gern wäre Joseph, nachdem er von diesem Spaziergange nach Hause gekommen, noch einmal nach dem Dorfe geeilt, um ein Stündchen bei Rachel zu verleben, allein die Zeit war ihm dazu zu kurz gemessen, da er nach sechs Uhr seine Gegenwart im Gesellschaftszimmer zugesagt hatte. Um diese Zeit daher begab er sich dahin,

wohin seine Pflicht ihn rief und er fand schon sämmtliche Mitglieder der Familie versammelt, außer den Baron, der wie gewöhnlich um diese Zeit auf irgend ein Gut in der Nachbarschaft gefahren war, und Werner, der jedoch jeden Augenblick erwartet wurde. Der große Salon, der gewöhnliche Sammelplatz für die geselligen Stunden, eignete sich vortrefflich zu musikalischen Aufführungen, da er groß und hoch genug dazu und sein Raum nicht, wie die übrigen Zimmer des Schlosses, durch einen Ueberfluß von Möbeln und Verzierungen beschränkt war. Der schöne Flügel stand in der Mitte, so daß man stets das Gesicht des Spielers beobachten konnte, und diesem gegenüber hatte man einen großen runden Tisch aufgestellt, um den herum auf Divans und Sesseln die Zuhörer sich gruppirten.

Als Joseph Sohn in den noch vom Tageslicht erleuchteten Raum eintrat, sah er die Baronin und Sophie auf der einen, Fräulein Sibylle mit ihrer Freundin auf der andern Seite des Tisches sitzen. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, wurde der Hauslehrer zum Sitzen neben der Frau vom Hause genöthigt und sogleich entspann sich ein Gespräch, das anfangs nur aus an Joseph gerichteten Fragen bestand, bald aber von ihm, nicht in belehrender, doch wenigstens erzählender und erklärender Weise fortgeführt wurde. Man hatte mit den traurigen Ereignissen der Tagespolitik, der fieberhaften Unruhe der Völker, den mannigfachen Sorgen der Fürsten begonnen und man sprach sich offenherzig seine Befürchtungen in Bezug auf das Allgemeine aus, da man in Bezug auf das

Einzelne, Naheliegende glücklicherweise nicht besorgt zu sein brauchte.

Joseph liebte das kannegießerische Gespräch über Politik nicht, am wenigsten in Gegenwart von Frauen, und so lange man bei dem Aufzählen historischer Thatsachen blieb, behielt er den Gegenstand bei; als aber Fräulein Sibylle sich in schmähendes Kritisiren dieser und jener Handlungsweise ergoß, hielt er es für gerathen, dem unerquicklichen Gespräche eine angenehmere Wendung zu geben. Diese Absicht gelang ihm vortrefflich und wurde sogleich von der Baronin unterstützt, die sichtlich erfreut schien, als sie vernahm, daß die geringsten Wellenbewegungen des politischen Meeres in England verspürt worden waren. Das Wort Wellenbewegung baute die Brücke zur Wendung des Gesprächs, das für den ganzen Abend auch nicht wieder auf den verlassenem Boden zurückkehrte, und man hörte mit wachsendem Erstaunen die anschaulichen Erklärungen an, die Joseph mit gewandter Zunge über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände vernehmen ließ.

Alles war still geworden, sobald der unterrichtete Hauslehrer seinen kleinen Vortrag begonnen hatte, und lauschte mit Spannung seinen fließenden Worten, keine Frage wurde mehr laut und man ließ ihm unbeschränkte Freiheit, das Begonnene fortzusetzen, in welcher Richtung er wollte. Allein er dehnte seinen ernstest Vortrag nicht über die Gebühr aus. Nachdem er, von Sophien dazu angeregt, über einige Vorgänge in der Atmosphäre

und deren Einwirkung auf die Oberfläche des Meeres gesprochen und dabei mehrmals auf Alexander von Humboldt's Kosmos gekommen war, den die staunende Welt so eben begrüßt hatte, versprach er einige Kapitel dieses herrlichen Werkes am nächsten Abend zu erläutern, wenn es den Hörern angenehm sei. Man war sehr erfreut darüber, that noch einige Fragen, die sich auf den eben verlassenen Gegenstand bezogen, und schwieg dann einige Augenblicke, als wolle man das so frisch Vernommene bedenken und dem Gedächtniß um so tiefer einprägen.

Während dieser kurzen Pause richteten sich mehrmals die Augen der Anwesenden auf die Thür, als erwarteten sie Jemanden mit Ungeduld. Fräulein Sibylle war endlich die Erste, die dieser schweigsamen Erwartung einen Ausdruck verlieh.

»Wo bleibt Werner?« fragte sie, ihr Gesicht fest auf die Baronin richtend, als ob diese im Stande wäre, ihr eine erklärende Antwort zu Theil werden zu lassen.

Die Baronin, die eine feine Arbeit in Händen hielt und von Zeit zu Zeit ihre Augen von derselben ab und auf den redenden Hauslehrer gerichtet hatte, bemerkte wohl den forschenden Blick, allein durch lange Gewohnheit geübt, den befehlshaberischen Geberden der herrischen Schwägerin mit Sanftmuth auszuweichen, senkte sie ihre schönen Augen tiefer auf die Arbeit und sprach einige Worte leise zu Sophie, so daß sie Niemand weiter verstehen konnte.

Das alte Fräulein, durch diese ihr unhöflich erscheinende Ausweichung leicht erregt, wandte sich jetzt mit ihrer lauter wiederholten Frage an Herrn Sohn, und als er zu wissen verneinte, wo der junge Baron sei, sagte sie mit spitzem Tone: »Herr Sohn, das ist Ihre Sache, dafür zu sorgen, daß Werner sich Abends bei uns einfindet, wenn das Licht auf dem Tische erscheint. Ich bitte, bemühen Sie sich einmal hinaus und sehen Sie zu, ob er etwa auf seinem Zimmer ist.«

Joseph, sich leicht verbeugend und die Augen der Baronin und Sophiens nicht gewahrend, die sich theilnehmend auf sein erröthendes Gesicht hefteten, erhob sich lautlos und wollte eben die Thür öffnen, als dieselbe etwas heftig aufgerissen ward und Werner selbst eintrat. Da Valentin ihm auf dem Fuße mit einigen Lampen folgte, die das Zimmer hell erleuchteten, so konnte man bald die Aufregung erkennen, in der er sich befand; denn wie vom raschen Gange war sein Gesicht erhitzt, seine Haare lagen nicht in der gewöhnlichen glatten Ordnung und sein Auge fuhr unstät durch die kleine Versammlung, in die er so geräuschvoll getreten war.

»Guten Abend,« sagte er mit bebender Stimme und wandte sich zuerst zur Mutter, deren Hand er küßte; dann lächelte er, verstohlen etwas Neues verheißend, seine Schwester an und blieb endlich mit spähendem und lebhaft funkelndem Auge auf dem Hauslehrer haften.

Alle boten ihm einfach einen guten Abend, nur Tante Sibylle hielt es für ihre Pflicht, dem Neffen einen etwas

herben Verweis zu geben, daß er so lange ausgeblieben sei.

»Erhitze Dich nicht, Tante,« entgegnete Werner, »Valentin hat so eben erst die Lampe gebracht und ich habe also Nichts versäumt. Ueberdies bin ich ja wohl über die Jahre hinaus, wo man mir die Stunde so genau bestimmt, wann ich wieder nach Hause kehren soll.«

Allgemeines Schweigen folgte auf diese etwas heftig gesprochene Erwiderung; Tante Sibylle entfärbte sich und warf dem Hauslehrer einen Blick zu, als wollte sie ihm noch tiefer einprägen, daß es seine Sache sei, für dergleichen Ungebührlichkeiten einen Ausweg zu finden. Endlich nahm sich Sophie der unbehaglichen Stimmung an und sagte lächelnd und schon durch den Ton ihrer Stimme ihre gute Absicht verrathend:

»Bist Du bis jetzt bei dem alten Treumund gewesen, Werner?«

»Ja, Sophie, und ich habe einen großen Genuß gehabt – doch davon nachher.«

»Hast Du musicirt, mein Sohn?« fragte die Baronin.

»Nach Herzenslust, Mama.«

»Dann werden wir wohl heute nicht auf Deine Theilnahme rechnen können?«

»Warum nicht? Musik kann man nie zu viel hören und treiben. Nur will ich mich erst etwas erholen, ich bin rasch gegangen und es ist warm draußen.«

»Dann, Herr Sohn, werden Sie wohl den Anfang machen müssen!«

»Sehr gern, gnädige Frau; nur hätte ich gern, bevor ich selbst mich an den Flügel setzte, erst die Fähigkeit Derjenigen geprüft, die hier meine Schüler werden sollen, damit ich um so besser weiß, worauf ich meine Aufmerksamkeit zu richten habe.«

»O, was ich leisten kann, wissen Sie ja schon,« sagte Werner lächelnd – »darum thäte wohl Sophie am besten, ihr Licht leuchten zu lassen.«

Sophie, die ihren Bruder liebte und ihm nach der eben erfahrenen Zurechtweisung Seitens der Tante eine kleine Entschädigung wollte zu Theil werden lassen, erhob sich ohne alle heutzutage bei jungen Damen übliche Ziererei, legte ihre Arbeit bei Seite und begab sich leise schwebend, wie sie immer ging, an den Flügel.

»Was soll ich spielen, Herr Sohn?« fragte sie diesen, der von seinem Stuhle aufgestanden war und sich dem Flügel genähert hatte.

»Was Sie Ihrer Meinung nach recht gut spielen.«

»Sie meinen, ein Lieblingsstück?«

»Ja, denn die spielt man in der Regel am besten.«

Gleich darauf ließen sich die ersten Flügeltöne an diesem Abend hören und Sophie gab eine kleine Sonate von Reissiger zum Besten, die sie so gut spielte, wie man sie wohl von jungen Damen ihres Alters und Standes öfters spielen hört.

Als sie fertig war, gab Sohn durch einige ermunternde Worte seinen Beifall kund und näherte sich höflich der Spielerin, ihr seinen Dank zu sagen.

»O, loben Sie mich nicht!« sagte sie, hold erröthend, »ich spiele recht gern, aber ich habe kein Talent dazu.«

»Woher weißt Du das?« fragte Tante Sibylle.

»Das merkt man am besten selbst, liebe Tante, wenn man aufrichtig über sich zu Gericht sitzt; und so gut Werner weiß, daß er Talent hat, so gut weiß ich, daß ich keins habe.«

Werner wollte sich dagegen auflehnen, als die Thür geöffnet ward und mit seinem gewöhnlichen schwerfälligen Tritt der Baron eintrat. Alle erhoben sich und gingen dem Hausherrn entgegen, um ihn zu begrüßen. Aber er befand sich nicht in der Laune, viele Worte zu machen, denn er hatte ein gutes Glas Wein getrunken und fühlte sich müde. »Laßt Euch nicht stören, Kinder,« sagte er hastig, indem er sich auf einen bequemen Sessel warf. »Fahrt fort in der Musik, ich will Etwas hören.«

Werner gab Sohn einen Wink und dieser befolgte ihn augenblicklich. Bald saß er vor dem Flügel, nicht fühlend, daß Aller Augen scharf auf ihn gerichtet waren, aus dem sehr natürlichen Grunde, das Geschick des neuen Musiklehrers auch auf diesem Felde kennen zu lernen. Sich mit der Linken, wie es seine Gewohnheit vor Anfang des Spiels war, durch das reiche Lockenhaar streichend und mit seinen Augen die Tasten überfliegend, als wolle er das Terrain noch einmal besichtigen, auf dem er einen Sieg erringen möchte, griff er fest in die Tasten und ließ eine jener rauschenden und doch gefühlvollen Phantasien hören, in deren Vortrag er seit Jahren Meister war.

Hatten mehrere seiner Zuhörer vielleicht gefürchtet, er werde nicht so gut spielen, als man allgemein erwartete, oder hatten andere gehofft, er werde diese Erwartungen nicht erreichen, so hatten jene vergeblich gefürchtet und diese vergeblich gehofft, denn Joseph's meisterhaftes Spiel machte beide Voraussetzungen zu nichte. Er riß mit einem Wort Alle hin und nur die verschiedene musikalische Bildung der einzelnen Zuhörer gab sich durch verschiedene Beistimmung kund. Denn während der Baron, nachdem Joseph geendet, sein: »Recht hübsch!« vor sich hinbrummte und nicht ungeneigt schien, sich einem vorzeitigen Schlummer zu überlassen, waren Sophie und Werner dicht an seine Seite getreten und sagten ihm aufrichtig gemeinte herzliche Worte, und die Baronin saß mit klopfendem Herzen auf ihrer Stelle, unvermögend, weder eine Bewegung zu machen, noch ein Wort zu sprechen. Nur Fräulein Sibylle flüsterte ihrer Freundin zu, die ihren Beifall durch laute Ausrufungen kund gethan: »Du bist ja ganz entzückt, Ursel! Wie kann man sich über so Etwas außer Athem bringen! Mein Gott! das Klimpern ist ein Handwerk, so gut wie das Kochen, und dieser Herr hat sein Handwerk gelernt. Das ist Alles!«

»Was war das, was Sie spielten?« fragte Sophie während dieser Flüsterei.

»Das war eine freie Phantasie!« rief Werner entzückt, »und sie war vortrefflich.«

»Woher wissen Sie, daß es eine *freie* Phantasie war?« fragte ihn Joseph Sohn.

»O, so viel verstehe ich auch davon. Uebrigens folgten Sie derselben Melodie, die Sie gestern auf dem Cello spielten.«

»Nicht derselben, aber einer ähnlichen, allerdings, denn mir liegt eine schöne Melodie, die ich mit Vorliebe gespielt, immer einige Tage im Kopfe, bis ich sie ganz verarbeitet habe; erst dann verflüchtigt sie sich.«

Sophie, die sich bei diesen Worten an den Tisch begab, fand, daß der Baron wirklich eingeschlafen war. Trotzdem wurden nach einer Pause noch mehrere Klavierstücke vorgetragen und auch Werner ließ sich auf der Geige hören, was den Baron wieder erweckte. Unterdessen war die Zeit des Abendessens gekommen und Valentin erschien, um der Musik für diesen Abend ein Ende zu machen, indem er meldete, daß angerichtet sei.

Der Abendtisch, der sonst selten länger als eine halbe Stunde dauerte, wurde heute durch die Anwesenheit des Barons und weil es Sonntag war, etwas länger hinausgezogen; als man sich daher erhob, worauf der Baron sogleich in sein Zimmer ging, war Fräulein Sibyllens Singestunde gekommen und demgemäß traten Knechte und Mägde – auf Socken einherschreitend wie die Frommen des Orients, weil sie den geheiligten Raum nicht mit ihrem schweren Schuhwerk entweihen durften – in den Salon, setzten sich in zwei Reihen, die Mägde voran, die Knechte hinter ihnen, auf einfache Holzstühle, die sich ein Jeder mit hereinbrachte, und, nachdem der Hauslehrer einen Wink erhalten hatte, vor dem Flügel Platz zu nehmen und seinen Choral zu beginnen, fand jener schon

einmal beschriebene ohrenbetäubende Gesang statt, der Fräulein Sibyllen und ihrer Freundin ausnehmend geeignet schien, die Herzen der Singenden zu dem Throne des Allmächtigen zu erheben.

Die Baronin saß während dieser eine Viertelstunde dauernden Ceremonie auf ihrem Sopha mit gefalteten Händen und schaute die Reihen der Singenden entlang nach dem Flügel, dessen Kerzen das jugendliche Gesicht des Hauslehrers hell beleuchteten und einen Ausdruck darauf bemerkbar machten, der die eben so fromme wie der Frömmerei abgeneigte Baronin in Ungewißheit ließ, ob er Mitleid mit dem zu diesem Gottesdienst gepreßten Gesinde oder Verwunderung über Diejenige aussprach, die denselben hervorzurufen für ihre Pflicht hielt. Als der Gesang beendet war, erhoben sich Alle, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen hörte die Baronin Herrn Sohn einige passende Worte zum Schluß der Feierlichkeit sprechen. Als die Dienstleute, beim Vorübergehen vor der Baronin sich freundlich verneigend, sich entfernten, erfuhr diese auf ihre Frage von Sophien, daß Tante Sibylle schon am vorigen Tage dem jungen Manne die Erfüllung dieses Amtes zur unabweislichen Pflicht gemacht habe.



Eine halbe Stunde später hatten sich alle Bewohner des Schlosses in ihre Zimmer zurückgezogen, nur Einer verließ das seinige und, von einer innern Unruhe umhergetrieben, die ihm ganz ungewöhnlich war, suchte er

noch einmal den Damenflügel des Hauses auf, um mit einer der Bewohnerinnen desselben eine stille Zwiesprache zu halten. Es war Werner, der, leise seinen Weg fortsetzend, an die Thür seiner Schwester schlich und behutsam anklopfte. Nach einer Weile fragte eine zarte Stimme, wer da sei, und als er: »ich bin es, Werner, ich habe noch mit Dir zu sprechen,« geantwortet, wurde ihm die Thür rasch geöffnet und er schlüpfte in das zierliche Gemach, dessen Bewohnerin er schon im Nachtgewande antraf.

»Was willst Du so spät bei mir, Werner? Aha, ich kann es mir denken. Du willst beichten und mir den Grund der Unruhe mittheilen, die Dich heute geplagt hat.«

»Etwas dergleichen will ich allerdings, ja, Sophie, Du hast es errathen. Höre, ich muß Dir mein Herz ausschütten. Doch sage mir zuerst, wie gefällt Dir der neue Lehrer?«

Sophie versuchte mit dem Kopfe in irgend einen matt beleuchteten Winkel ihres Zimmers zu gelangen, aber der ungestüme Bruder, der ihren Arm gefaßt hatte, hielt sie in seiner Nähe fest und sah ihr so scharf in die Augen, daß sie wahrscheinlich nur allein davon erröthete.

»Offen gestanden,« antwortete sie nach einigem Zögern, »kommt es mir seltsam vor, diesen Mann als unsern Lehrer zu betrachten, der nur wenige Jahre älter ist als Du – indessen scheint er seinem Posten vollkommen gewachsen zu sein.«

»Ganz gewiß, Sophie, er ist ein tüchtiger Kerl und mir gefällt er sehr gut. Weißt Du, wir müssen ihn auf alle

Weise gegen Sibylle in Schutz nehmen, denn die scheint ihre Krallen schon tief in sein Fleisch geschlagen zu haben. Pfui, daß man von seiner eignen Verwandten solche Worte gebrauchen muß! Aber sie ist wirklich eine böse Sieben, wie es selten eine giebt. Wenn ich sie mit der Mutter vergleiche, sobald sie einmal neben ihr sitzt, fällt mir das am lebhaftesten ein und sie wird mir alle Tage widerwärtiger.«

»Bist Du, um mir Das zu sagen, noch so spät zu mir gekommen?«

»Nein, Sophie.«

»So sage mir, was Dich den ganzen Tag so seltsam aufgeregert hat.«

»Ja, das wollte ich auch. Sage einmal, Du hast doch von Jakobine gehört, daß der Lehrer noch – noch Jemand mitgebracht hat?«

»Ja, wunderbar genug; und Jakobine sagt, es sei eine kleine Jüdin.«

»Richtig, das scheint wenigstens so, obgleich sie schon in der christlichen Religion Fortschritte gemacht hat und von morgen an auch den Confirmationsunterricht des Predigers in Brenkowitz besuchen wird. Aber höre, so klein und unbedeutend dieses Mädchen äußerlich ist – so groß ist sie innerlich –«

»Wie meinst Du das?«

»Rachel – so heißt sie – ist nur ein Kind, wenn man sie von ferne sieht. Wenn man ihr aber nahe tritt, ihr Gesicht betrachtet und sie sprechen hört, vor allen Dingen aber, wenn man sie Klavier spielen hört und sieht – sieht,

sage ich – dann ist sie kein Kind mehr, sondern ein mächtiger Dämon scheint in ihr aufzuflammen und sie bringt Töne heraus, die eben so wunderbar klingen, wie ihre glänzenden Augen düster und mitunter himmlisch durch den leeren Raum vor ihr leuchten. Mit einem Worte, Rachel ist ein Genie, wie ich noch keins in meinem Leben gesehen habe.«

»Du hast noch sehr wenig Genies in Deinem Leben gesehen, Werner.«

»Wohl, aber ich habe doch davon gehört und gelesen. Und weißt Du, was mich am meisten dabei interessirt? Das mußt Du aber für Dich behalten und noch Niemandem sagen, ehe wir nicht größere Gewißheit haben.«

»Was mag das sein? Du setzest mich mit Deiner geheimnißvollen Miene beinahe in Schrecken.«

»Ganz recht, Geheimniß, wie Du sagst; ein Geheimniß scheint allerdings zwischen ihr und ihrem bisherigen Erzieher, eben unserm Lehrer obzuwalten, das ich noch nicht ganz durchdringen kann.«

Sophie schauderte leicht zusammen, und wechselte sichtbar die Farbe. Ihr vorher so blühendes Gesicht wurde bleich und dann wieder dunkler gefärbt als vorher. Vielleicht war es die Stunde der Nacht und das geheimnißvolle Wesen ihres Bruders, was ihr Herz schneller klopfen ließ.

»Aber was kann das für ein Geheimniß sein?« sagte sie endlich.

»Gewiß ein recht merkwürdiges, was ein klareres Licht auf Sohn werfen würde, wenn wir es wüßten. O, aber

ich werde es bald erfahren, denn ich werde täglich nach Brenkowitz gehen und mit dieser kleinen Rachel über unsern Lehrer sprechen. Schon habe ich bemerkt, daß dies das angenehmste Gespräch ist, welches man ihr darbieten kann.«

Jetzt erglühte Sophie wirklich wie eine Rose, und kaum wußte oder ahnte sie, aus welchem Grunde; wahrscheinlich aber malte sie sich, durch die unklaren Anspielungen ihres Bruders fortgerissen, ein Verhältniß aus, welches der Natur der Sache am allerwenigsten entsprach.

»Höre,« fuhr Werner fort, »Du wirst neugierig sein, dies Wunderkind zu sehen, aber thue mir den Gefallen, bemühe Dich nicht eher, sie kennen zu lernen, als bis ich Dir sage, daß es Zeit dazu ist. Ich bin überzeugt, sie erzählt mir über kurz oder lang ihre ganze Vergangenheit – und dann –«

»Werner! Du wirst Dich doch nicht in das Vertrauen eines so armen Wesens eindringen wollen, blos um Deine Neugierde zu befriedigen?«

»Neugierde, Sophie? O, wie denkst Du so erbärmlich von mir! Nein, wahrhaftig, wenn ich mich um ihr und Herrn Sohn's Schicksal bekümmere, so geschieht es aus reiner Theilnahme für Beide und weil – weil ich mich bemühen will, dieses armen Mädchens Dasein auf jede Weise zu erleichtern. Sie hat bisher immer bei Sohn gelebt und nun muß sie entfernt von ihm bei einem armen Dorfschulmeister wohnen und kann ihren Freund täglich nur eine halbe Stunde sehen. Ist das nicht traurig, Sophie?«

»Das muß sehr traurig für das arme Kind sein. Höre, Werner, sage mir aufrichtig, – ist sie schön?«

»Bewahre, eher das Gegenteil. Gelbbleich, mager, halb verkümmert; nur ihre Hand ist wundervoll wie aus Alabaster gemeißelt und mit Sammet überzogen. Wenn sie aber spricht, verändern sich ihre Farben und ihre schwarzen Augen werden noch einmal so groß, wie sie an sich schon sind. Wirklich schön aber wird sie, wenn sie Musik macht und dann hat sie etwas Hinreißendes in ihrem ganzen Gesicht, dann ist es wie in Aether getaucht und mit Schmelz übergossen – o, Du hast so Etwas noch nie gesehen.«

Sophie schwieg. Ihr Herz klopfte ungestüm, ihr Busen wogte und sie suchte ihres Bruders Auge zu vermeiden, der aufgereggt, wie er noch nie gewesen war, vor seiner Schwester stand.

»Nun gut,« schloß sie das seltsamste Gespräch, welches sie an diesem Tage geführt, »ich will ihre Bekanntschaft machen, wenn Du mir sagst, daß es Zeit dazu ist. Vergiß aber nicht, daß morgen Dein Unterricht beginnt und daß Dir Tante Sibylle einen Streich spielen könnte, wenn sie merkt, daß Du, anstatt im Hause zu sein, immer in Brenkowitz bist.«

»O, ich werde mich schon in Acht nehmen, verlaß Dich darauf. Und nun gute Nacht, Sophie!«

Er schlich leise wieder zur Thür hinaus und den Corridor hinab; Sophie aber saß noch eine ganze Weile auf derselben Stelle und starrte, seltsamer Gedanken voll, vor sich hin, bevor sie ihr nächtliches Lager suchte.

DREIZEHNTES KAPITEL. VIER WOCHEN SPÄTER.

Wir haben uns bei der Beschreibung des ersten Tages der Anwesenheit unsers Freundes im freiherrlichen Schlosse zu Brenkowitz absichtlich etwas länger aufgehalten, weil wir den Leser mit den Sitten und Gewohnheiten daselbst genauer bekannt machen wollten, denn in ähnlicher Weise wie dieser eine Tag, verliefen die übrigen der nächsten vier Wochen, gemischt mit kleinen Freuden und Leiden, wie es ja überhaupt das menschliche Leben auf diesem Planeten mit sich bringt. Joseph hatte sich während dieser vier Wochen, die ihm ungemein rasch verschwanden, in alle Verhältnisse eingelebt, er hatte alle mitwirkenden Personen mit seinem natürlichen Scharfblicke durchforscht, so gut überhaupt ein Mensch den andern durchforschen kann, und die Licht- und Schattenseiten der Familie im Einzelnen wie im Allgemeinen waren ihm bekannt geworden. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß es sich im Ganzen, wenn auch nicht gemüthlich und harmlos, doch erträglich werde leben lassen, und daß die üblen Eigenschaften eines Theils der Bewohner durch die guten der andern ziemlich vollständig aufgewogen wurden. Das war in seiner eigenthümlichen, abhängigen Lage schon ein großer Vortheil, denn wenn die schlimmen Eigenschaften die Obergewalt gehabt hätten, so würde er größerem Leide und herberen Entbehrungen unterworfen gewesen sein. So hatte sich

sehr bald das schroff vornehme und auf seine Demüthigung absichtlich berechnete Wesen der eigentlichen Gebieterin des Hauses, des Fräuleins Sibylle, dadurch wesentlich mildern müssen, daß der junge Mann, so weit es sich thun ließ und mit seiner persönlichen Würde vertrug, ihren weitgehenden Ansprüchen zu genügen sich bemühte, ihren Wünschen nachkam und die von ihr vorgeschriebenen Hausregeln möglichst erfüllte. Ob er in ihren Augen dadurch bedeutend gewonnen hatte, möchten wir nicht so leicht zugestehen, denn es lag gar nicht in ihrer Absicht, ihn irgend einen Einfluß oder nur eine Einwirkung auf sich und ihr Handeln gewinnen zu lassen, sie wollte ihn abhängig, durchaus aber nicht tadelfrei haben, damit sie vollkommenen Spielraum behielt, ihn nach ihrer Weise und ihren Ansichten zu modeln und, da er ja doch nur in ihren Augen ein integrireder Theil des Gesindes war, mit Fug und Recht seine Moralpredigerin zu bleiben. Allmählig hatte sie auch die in diesem Punkte einigermassen erschütterte Uebereinstimmung ihrer Freundin Ursel wieder gewonnen und beide vortreffliche Personen wetteiferten oft im Stillen mit einander, wie dem jungen Menschen, der sich im Umgange mit den übrigen Mitgliedern des Hauses so wohl fühlte, begreiflich zu machen sei, daß er der Diener und sie seine Herren seien. Alle kleinen Quälereien und Zeitbeschränkungen nun, die sie in ihrer regen Phantasie ersinnen konnten, wurden angewandt, den Herrn Hauslehrer, wie sie sich ausdrückten, kirre zu machen und auch seine Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Allein, es wollte ihnen nie

recht gelingen, ihn in einer eigentlich unterwürfigen Stellung und mit demüthiger Miene zu sehen, nein, er behielt seine frei und kühn emporgetragene Stirn bei und aus seinen hellen Augen leuchtete niemals ein bekümmertes Blick, wie sich auf seinen blühenden Wangen auch niemals die Spur einer Selbsterniedrigung blicken ließ. Um so mehr aber waren sie bedacht, ihn in Fesseln zu schlagen, und wenn das auch im Laufe der ersten vier Wochen nicht gelungen war, so gaben sie doch die Hoffnung nicht auf, daß es ihnen künftig und bei günstiger Gelegenheit besser glücken werde.

Was sein im ersten Augenblick angestauntes Talent betraf, so hatte sich dieser erste Eindruck, wie es bei oberflächlich gebildeten und eigentlich herzlosen Menschen oft geschieht, sehr bald verwischt, andere Eindrücke, Interessen und Wünsche hatten denselben verdrängt, und nur Abends in der dazu bestimmten Stunde, wo er entweder allein spielte oder Sophiens und Werner's Spiel mit irgend einem Instrumente begleitete, erneuerte sich auf einige Augenblicke ihre Bewunderung, schmolz aber bis zum andern Tage wieder hin, wie der des Abends gefallene Schnee während der milder gewordenen Nacht schmilzt. So hatten sie sich sehr bald an die in Brenkowitz bisher nicht gehörten musikalischen Leistungen gewöhnt; sie betrachteten sie, wie sie Alles betrachteten, was ihrer Meinung nach untergeordnete Wesen um sie herum vollbrachten, als einen ihrem höheren Stande, ihrem größeren Vermögen gezollten Tribut, der, da er ja gut bezahlt wurde, weder ein Opfer noch eine besondere

Darlegung größerer Kenntnisse und höherer Geistesbegabung war.

Was das Verhältniß Sohn's zum Baron selbst betraf, so hatte es sich um kein Jota anders gestaltet, als es am ersten Tage ausgesprochen worden war, und der Baron hatte seinerseits nichts dazu gethan, dem Hauslehrer seiner Kinder der herrschsüchtigen Schwester gegenüber eine angenehmere und freiere Stellung zu bereiten. Er ließ die Sachen gehn, wie sie einmal gingen und seit Jahren gegangen waren, der Trieb und die Lust, selbständig mit in das Rad der Häuslichkeit einzugreifen, ging ihm völlig ab, und die Wichtigkeit der Sache war seiner Meinung nach so bedeutend nicht, daß sie besondere Aufmerksamkeit, also eine über seine angeborne Trägheit gehende Anstrengung verlohnte. Dann und wann, wenn er den jungen Mann bei Tische oder irgend wo anders sah, redete er wohl einige Worte mit ihm, als derselbe aber eines Tages seinen Vorschlag, ihn auf die Jagd zu begleiten, mit der Bitte abgelehnt hatte, ihn von der Jagd ein für alle Mal zu entbinden, hatte er sogar schon halb und halb den Geschmack an ihm verloren, da er ja der hauptsächlichen Eigenschaft eines gebildeten Mannes entbehrte, mit kaltem Blute die Thiere des Waldes niederzuschießen. Zufällig war diese Scene eines Abends bei Tische in Gegenwart der Baronin vorgefallen und sie hatte mit sichtbarer Verwunderung des Hauslehrers, höfliche aber bestimmte Ablehnung angehört. Als sie am andern Morgen mit dem jungen Mann und ihrer Tochter während des Musikunterrichts allein war und der Herr Gemahl so eben, ohne

von ihr Abschied zu nehmen, auf zwei Tage zur Jagd in der Nachbarschaft gefahren war, führte sie das Gespräch darauf zurück und fragte Joseph Sohn geradezu, warum er nicht der Einladung des Barons zu dem Vergnügen im Freien gefolgt sei, zumal er doch so wenig Abwechslung bei ihnen habe.

»Gnädige Frau,« erwiderte er, »Sie vergessen, daß Sie beschlossen hatten, heute Nachmittag einen größeren Spaziergang zu unternehmen und Abends Englisch zu treiben.«

Die Baronin senkte das wie von innerem Leid stets schwere Haupt, sagte aber kein Wort.

»Ueberdieß,« fuhr Jener fort, »muß ich Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich kein Freund von der Jagd bin, nie gejagt habe und nie zu jagen denke.«

Das schöne Haupt der stillen Dulderin erhob sich bei diesen Worten rasch wie der Blitz und wandte sich mit einer eigenthümlichen Bewegung dem jungen Manne zu, der seine Meinungen stets so offenherzig kund gab. Ohne daß sie ein Wort sprach, sah man ihren bebenden Lippen an, daß eine Frage darauf schwebte, und schon war der Lehrer ihrer Kinder so weit in Erkenntniß ihrer stillen Wünsche vorgerückt, daß er dieselben von ihren schweigenden Lippen ablas.

»Sie möchten wissen, warum ich die Jagd nicht liebe,« fuhr er fort. »Nein, ich liebe sie ganz und gar nicht, habe sogar einen unbezwinglichen Widerwillen dagegen. Es thut mir immer im Herzen wehe, wenn ich ein von der

Kugel des Menschen getroffenes blutendes Thier des stillen Waldes sehe, und nie könnte ich meine Hand selbst dazu leihen, ein Gleiches zu thun.«

Die Baronin fuhr empor, wie wenn sie einen plötzlich ausbrechenden Schmerz nicht länger bemeistern könne. Bleich und immer bleicher werdend, wankte sie zur Thür, von der schnell hinzuspringenden Sophie unterstützt.

»Bleib!« hauchte sie kaum hörbar der Tochter zu und deutete verständlich mit der Hand auf ihren verlassenen Platz zurück. Sie selbst eilte aus dem Zimmer, kam auch nicht zu Tische und ließ erst Abends nach dem Essen Herrn Sohn bitten, eine Stunde mit ihr sich zu unterhalten.

»Was war das?« fragte der erschrockene Hauslehrer Sophien, die wieder an ihre Arbeit zurückgekehrt war. »Ich habe Ihrer Frau Mutter doch nicht weh gethan?«

»O, wie könnten Sie! Sie haben ja nichts gesagt, was sie schmerzlich berühren könnte. Ach, das ist immer das alte Leiden, und ähnliche Zufälle haben uns früher schon mehr geängstigt als jetzt, wo wir daran gewöhnt sind.«

»Geht es denn aber immer bald wieder vorüber?«

»O ja, sie bedarf nur der Einsamkeit und Ruhe, um sich zu erholen, und nachher sieht sie nicht gern, daß man davon spricht.«

»Das ist seltsam. Leider kann man dergleichen nicht vorhersehn, sonst würde man Alles aufbieten, um es zu vermeiden.« –

Im Uebrigen war gerade die Baronin Diejenige in Brenkowitz, die außer Werner dem jungen Lehrer am nächsten getreten war. Sie konnte es sich nicht läugnen, daß seit seiner Anwesenheit auf dem Gute ein wärmerer Hauch durch ihr abgeschlossenes Leben wehe. Außer ihren Stiefkindern hatte sie Niemanden gehabt, der mit ihr sympathisirte, mochte es sein, worin es wollte. Meist einsam, ihren eigenen Grübeleien und Erinnerungen überlassen, sah sie gleichgültig einen Tag nach dem andern schwinden; sie sehnte sich nicht nach dem Aufgang der Sonne, sie bedurfte ihren Untergang nicht, es war eben Nichts in ihrem Dasein, was ihr Freude, Theilnahme und Neigung erregt hätte. Jetzt aber hatte sie einen geistes- oder vielmehr gemüthsverwandten Menschen wider Erwarten gefunden, denn als solchen hatte sich ihr Joseph Sohn sehr bald geoffenbart, sie konnte manche Stunde mit ihm verplaudern, mit Befriedigung an seinen stets geistreichen Belehrungen Theil nehmen und seiner Musik lauschen. Auch ging sie wohl dann und wann ein halbes Stündchen mit ihm und den Kindern spazieren, oder studirte mit ihm ihre Lieblingsschriftsteller, und stets war er bemüht, sich ihr von der ihm eigenen liebevollen und zuvorkommenden Seite zu zeigen, wie er es gleich am ersten Tage gethan hatte. So war ihr denn Joseph Sohn schon in diesen vier Wochen sehr werth geworden, sie hätte sich ungern, sehr ungern, wieder von ihm getrennt,

erst durch ihn hatte sie die Freuden der Geselligkeit kennen gelernt, die im Leben des Menschen von so bedeutendem Einfluß auf seine innere und äußere Zufriedenheit ist.

Mit Sophien dagegen schien sein Verhältniß nicht so günstig fortgeschritten zu sein, wie es in Folge des vertraulichen Gesprächs am ersten Tage das Aussehn gehabt hatte. Und das lag wohl in der Natur der Sache. Junge Damen pflegen nicht leicht eine Bekanntschaft mit ihrem Hauslehrer in vier Wochen keimen, blühen und Früchte tragen zu lassen. Hiermit wollen wir durchaus nicht gesagt haben, daß Sophie eins von jenen hochnäsigen Fräuleins war, die eben in ihrem Lehrer nur den Diener und nicht den Menschen sehen, Gott bewahre! sie schätzte seine Kenntnisse, seine Talente, sie bewunderte die Gleichmäßigkeit seines Betragens gegen die so verschieden organisirten Personen seiner Umgebung und erkannte seine Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit nach allen Richtungen an – aber sie war eher scheuer als vertraulich gegen ihn geworden, sie wich ihm oft aus, wenn die Gelegenheit sich bot, mit ihm allein zu sein, sie vermied alle einsamen Spaziergänge mit ihm und hielt nur in Gesellschaft der Mutter in seiner Nähe aus oder wenn sie Unterricht bei ihm nahm, an dem in der Regel Werner, bisweilen auch die Baronin selbst Theil nahm. Bei diesem Unterrichte war sie aufmerksam wie nie, sprach aber so wenig wie möglich und that Alles, was der kenntnißreichere Mann ihr zu rathen für gut fand. Kaum aber

war der Unterricht vorüber, so packte sie ihre Bücher zusammen und entfernte sich, wenn Joseph nicht sogleich das Zimmer verließ. Wie sie zu dieser scheuen Zurückhaltung gekommen war, das wissen wir noch nicht, wohl aber war es möglich, daß Werner's Andeutung in Bezug auf sein geheimnißvolles Verhältniß zu dem Judenmädchen dabei auf irgend eine Weise im Spiele war. Sicher war nur das, daß sie aus jede Art vermieden hatte, mit Werner abermals über diesen Gegenstand zu reden, was dieser mit gleicher Zurückhaltung erwiderte. Daß Werner von selbst reden würde, sobald er irgend Etwas in Bezug auf Rachel erforscht hätte, das wußte sie, dazu kannte sie ihren warmblütigen, offenherzigen Bruder, der Nichts verschweigen konnte, was seine Seele bedrückte, zu gut. Ob sie es dagegen mit Freuden erwartete, was er ihr mittheilen würde, das wollen wir so genau nicht erörtern, genug, sie ließ ihm und sich Zeit, eine Lösung des Räthsels zu finden, wie alle jene edlen Jungfrauen dem Himmel Zeit lassen, für ihr Bestes zu sorgen, und die aus den Wolken für sie herabträufelnde Gabe mit Ergebung erwarten, die dieser Himmel für sie gesammelt und aufbewahrt hat.

Etwas anders verhielt es sich dagegen mit Joseph selbst in Bezug auf sein Verhältniß zur Tochter seines Herrn. Er hatte nicht lange Zeit gebraucht, zu erkunden, nicht wie schön, wie herrlich gewachsen, überhaupt wie äußerlich begabt seine Schülerin, nein, sondern auch wie gut, wie edel, wie rein und hochherzig sie im Gegensatz

zu ihren nächsten älteren Verwandten war. Diese Beobachtung hatte ihn herzlich an sie gefesselt, denn solche Vorzüge an einem schönen Mädchen von achtzehn Jahren zu erkennen, erweckt in jedem edel denkenden jungen Mann eine herzliche Freude. Mit dem größten Vergnügen bereitete er sich auf den Unterricht mit ihr vor, mit der hingebendsten Aufopferung widmete er ihrer Belehrung viele Zeit, mit dem reinsten Interesse bemühte er sich, in seinen Vorträgen ihr so klar, so verständlich wie möglich zu werden. Und das wollen wir ihm nicht verdenken, denn es hat einen unglaublichen Reiz für einen hochgebildeten jungen Mann, ein schönes und für alles Wissen und Können begeistertes Mädchen zu unterrichten, ihr die große Welt im Kleinen, die Zukunft in der Gegenwart und das Göttliche im Menschlichen zu offenbaren.

Freilich, von der Gefahr, der sie sich hierbei aussetzen, von dem Feuer, mit dem sie spielen, haben solche Leute in der Regel keine deutliche Ahnung; erst wenn die Flamme der in der Tiefe ihrer Herzen schlummern den Gefühle hoch auf an die Oberfläche schlägt und mit Gewalt sich sichtbar und fühlbar macht, erst dann begreifen sie, was es heißt, die große Welt in der kleinen, die Zukunft in der Gegenwart, das Göttliche im Menschlichen zu finden, denn Welt, Zukunft, Göttliches suchen sie nicht außerhalb, sondern in sich selber auf, sie halten das Persönliche für das Allgemeine, und wo sie das Allgemeine lieben zu lernen glauben, fangen sie an, das

Persönliche zu lieben, was in der Regel das Ende von dieser Art Belehrung ist.

Doch so weit waren Joseph und Sophie noch nicht, und nicht auf diese Weise sollte die Flamme ihrer Herzen über ihre Häupter zusammenschlagen; auf ganz andre Art sollte sich der Knoten ihres Verhältnisses schürzen und eine Zukunft herbeiführen, die weder ihre Vergangenheit noch ihre Gegenwart für den Augenblick möglich erscheinen ließ.

Mit Werner war der neue Hauslehrer am schnellsten in eine vertrauliche Stellung gerathen, und das lag eben so sehr in seinem Wunsch wie in der Natur der Sache. Das ziemlich gleiche jugendliche Alter, ein gewisser Ernst und eine Gediegenheit des Charakters bei Beiden, ein redliches Streben und Wollen, ein gleich offenes, für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth ist ja wohl hinreichend, zwei junge Männer, die so nahe bei einander leben und die sonst nichts Feindliches trennt, auch innerlich zusammenzuführen. So war sehr bald der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich weniger als Lehrer und Schüler, denn als treue und ergebene Freunde einander zur Seite standen. Alle Stunden, die Werner nicht in Brenkowitz bei'm Cantor zubrachte, suchte er jetzt wo möglich bei seinem Lehrer zuzubringen, und Joseph konnte sich nicht beklagen, einen trägen Schüler an ihm zu haben, denn selten wohl hat ein jüngerer Mensch, dem ein edler Drang stäten Fortschreitens innewohnte, dem älteren so aufmerksam das höhere Wissen abgelauscht, selten so warm sein ganzes Gefühl ihm entgegengetragen,

wie Werner es Joseph that. Aber gehen wir vollständig bei unserer Zergliederung zu Werke – gestehen wir aufrichtig ein, was außerdem noch dazu beitrug, dies Verhältniß zwischen Beiden zu einem unerwartet herzlichen und innigen zu gestalten. Denn nicht allein die guten und edlen Eigenschaften des Jüngeren schlossen sich mit Vertrauen und Neigung dem Aelteren an, nicht imponirte Dieser Jenem durch sein Wissen, sein Talent, seine angenehme äußere Erscheinung und sein liebenswürdiges Betragen, nein – mit Joseph Sohn war noch eine andre Macht verbunden, die Werner unwiderstehlich auf seine Seite riß. Und das war Rachel – Rachel, das Judenkind, Rachel, die verlassene, die ehemals verkümmerte, aus ihrem natürlichen Boden gerissene Pflanze, die unter ihres treuen Pflegers Hand allmählig zu einem Bäumchen emporgewachsen war, wie es in der Regel nicht in so frühen Jahren mit Blüthen von so seltenem Dufte, und mit Früchten von so wunderbarer Süßigkeit geschmückt ist.

Von dem Augenblick an, wo Werner Rachel gesehen und namentlich ihr musikalisches Genie erkannt hatte, war er wie durch die Gewalt einer Zauberei in ihre Nähe, an ihr Auge, an ihr Spiel gebannt. Daß hiermit keine physische Leidenschaft verbunden war, glauben wir kaum noch andeuten zu müssen, denn Rachel's körperliche Entwicklung war zu dieser Zeit noch nicht so weit vorgeschritten, um einen Jüngling, wie Werner von Haldrungen, berauschen und entzücken zu können. Daß er aber dennoch berauscht und entzückt war, das beweist, daß die dämonische Macht, die ihn bezwungen, eine rein

geistige oder vielmehr seelische war. Werner war von der Natur selbst mit so reichem Talent begabt, daß er alles ähnlich Begabte, ähnlich Strebende außer ihm mit einer Art Begeisterung erfaßte, namentlich wenn er erkannte, daß das angestaunte Talent das seinige bei Weitem übertraf. So war es zwischen Rachel und ihm der Fall, und so blieb die Wirkung nicht aus, die wir angedeutet haben. Außer von dieser geistigen Brüderschaft ward Werner aber noch durch etwas Anderes an Rachel gefesselt oder wenigstens leise zu ihr hingezogen – das war das geheimnißvoll erscheinende Band, welches seinen Lehrer mit ihr vereinigte. In seinen Gedanken mochte sich etwas Abenteuerliches, Romantisches an das Verhältniß Beider knüpfen, und eine solche Beigabe hat für einen jungen Mann von neunzehn Jahren etwas außerordentlich Verführerisches. Bis jetzt zwar hatte Werner noch keine Gelegenheit gehabt, vielleicht auch noch nicht das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften, aber doch war er in vertraulichen Mittheilungen schon öfters nahe daran gewesen, das Räthsel zu lösen und sich auch von dieser Seite zum innigern Freunde Joseph's emporzuschwingen; denn das fühlte Werner wohl, daß, sobald er das wahre Sachverhältniß zwischen Beiden erfahren haben würde, er ohne Zweifel sein Herz dem geehrten älteren Manne ganz erschließen müßte, wie ein junger Mensch voll Empfindung und Edelmuth es unter gewissen Verhältnissen so ganz und gern thut.

Jede Stunde, die er seinen Verwandten, seinem Lehrer entwinden konnte, brachte er in diesen vier Wochen im Hause des sich dadurch hoch geehrt fühlenden Cantors und bei Rachel zu. Mit ihr musicirte, ging, sprach er, und er sprach nicht von sich, sondern nur von Dem, wessen sein Herz voll war, von Rachel und ihrem Erzieher, seinem jetzigen Lehrer. Rachel selbst konnte nicht Angenehmeres begegnen; sie sah Werner gern kommen und ungern scheiden, denn er war gewissermaßen der Ersatz für den seltener erblickten Joseph geworden, und um so mehr, je häufiger er von ihm sprach. Wenn sie mit Werner zusammen war, war auch im Geiste wenigstens Joseph zugegen, und so hatte sie sich selbst zum Vermittler zwischen Beiden erhoben, indem sie ihm schon Manches aus ihrem kleinen Leben mitgetheilt, was noch Niemand sonst wußte, und Werner sah mit wahrer innerer Befriedigung den Tag näher rücken, wo sie das letzte Siegel von ihrer Lippe lösen und ihm ihr ganzes Verhältniß mit Joseph aufdecken würde.

Was Rachel's Studium um diese Zeit betraf, so hatte sie sowohl durch den Cantor, der die klassische Kirchenmusik hochschätzte und trieb, wie durch Werner viel Gelegenheit, zu lernen und sich weiter zu bilden gefunden; Letzterer namentlich war im Besitze eines vortrefflichen Notenschatzes, und da ihm völlige Freiheit gegeben war, alles Neue, Schöne und Große in der Musik sich von aller Welt her kommen zu lassen, so flossen Rachel viele neue Hülfquellen und Studienmittel zu, die ihr selbst bei Joseph versagt gewesen waren.

Trotz dieser im Allgemeinen günstigen Lage fühlte sich das arme verwaiste Kind doch öfters schmerzlich berührt, und daran war die längere Trennung von ihrem älteren Freunde schuld, der selbst darunter sichtbar litt. Hätte sie in dieser Beziehung ihre Sehnsucht, wie früher, in stillen Abendstunden befriedigen, an seiner Hand wie in Bremen durch die Gärten und Felder wandeln können, sie wäre vollkommen glücklich gewesen. Aber vollkommen glücklich sind ja nur wenige Menschen auf Erden, und so fanden sich auch diese Beiden in ihre Lage zurecht, die ihnen noch genügenden Stoff bot, sich wenigstens zufrieden zu fühlen.

So wären wir denn mit der allgemeinen Zergliederung der Verhältnisse der uns nahe berührenden Personen zu Stande gekommen und wir können uns jetzt zur Schilderung einzelner Thatsachen und Vorkommenheiten wenden, die mit der Entwicklung dieser Erzählung in genauem Zusammenhange stehn.

Man war zu dem Ende des Monats October gelangt. Das Wetter war wider Erwarten bisher nicht sehr günstig gewesen und man hatte deshalb keinen weiteren Ausflug, am wenigsten aber eine Fahrt nach der Ostsee unternehmen können, wie Fräulein Sophie ihrem Lehrer auf jenem Spaziergange verheißten hatte. Darum wickelte sich Alles, was in Brenkowitz geschehen konnte, im Innern des Schlosses und für einige seiner Bewohner im Hause des Cantors ab. Von der außen liegenden Welt durch anhaltende kalte Winde und Regengüsse

abgeschnitten, lebte man im Allgemeinen ein ganz behagliches Leben, und nur Wenige litten unter dem Einfluß, den das üble Wetter auf manche Organisationen und manches Menschen Laune auszuüben pflegt. Dies begegnete namentlich dem unruhigen Hausherrn, der es bei seiner unbeschäftigten Lebensweise unerträglich fand, längere Zeit an einem und demselben Orte ohne äußere Abwechselung verweilen zu müssen. Er war gewohnt, fast täglich in der Nachbarschaft herumzureiten, hier oder da ein Spiel zu machen oder eine Bowle zu leeren, vor allen Dingen aber sich auf der Jagd zu erlustigen, und nun war von allem Dem nicht die Rede, wenigstens legten die fast unwegsamen Straßen, die anhaltenden Regengüsse dergleichen Unternehmungen große Schwierigkeiten in den Weg. Endlich an einem finsternen Tage, wo der Horizont durch Nebel verschleiert, der Himmel mit einem bleiernen Wolkengerüst bedeckt und jenseit des Grabens, der das Schloß umzog, kein Baum zu erkennen war, nahm seine Ungeduld überhand und er vermochte nicht länger mehr im Zimmer auszuharren. Er ließ sich ein Pferd satteln und ritt nach Tische südwärts, um irgend einen Nachbar, der sich vielleicht in ähnlicher Bedrängniß befand, mit seinem Besuche zu erfreuen. Aber schon nach wenigen Stunden war er wieder heimgekehrt, bis auf die Haut durchnäßt und bis in's Mark erkältet. Er hatte in der gewählten Richtung keinen seiner Freunde zu Hause getroffen und zu seinem Leidwesen hören müssen, daß sie fast alle zu einem noch weiter südlich wohnenden Gutsbesitzer geladen seien, der

ein großes Fest veranstaltet hatte. Da der Baron mit diesem Festgeber wenig verkehrte, auch zu weit von ihm entfernt wohnte, so konnte er sich eigentlich nicht verletzt fühlen, bei dieser Einladung übergangen zu sein; allein der Besitzer von Brenkowitz war ein eigenthümlicher Herr und nahm sogar Manches übel, was jedem andern Menschen unter ähnlichen Verhältnissen sehr gleichgültig gewesen wäre. So kehrte er denn sehr schlecht gelaunt nach Hause zurück, zankte mit Jedermann, der ihm in den Weg kam und ließ sich eine Flasche Pontac auf sein Zimmer bringen, um seinen Groll damit hinwegzuspülen. Auch schien ihm diese Absicht vortrefflich gelungen zu sein, denn die Flasche war kaum geleert, so sah man ihn schon mit dampfender Cigarre sich zu seiner Schwester begeben, um mit dieser eine Art Hausrath zu halten, wie es bei wichtigen Vorkommnissen seine Gewohnheit war. Das Resultat dieser Berathung war, daß Baron von Haldrungen sich entschlossen hatte, an einem der nächsten Tage auch einmal in seinem eigenen Schlosse ein Fest zu veranstalten und seine Frau, falls sie auch diesmal wie gewöhnlich Abneigung dagegen zeigen sollte, sich selbst zu überlassen und ohne ihre Mitwirkung sich als glänzender Gastgeber zu beweisen.

Kaum war dieser Entschluß reiflich nach allen Seiten erwogen, so wurden auch schon mehrere Boten nach verschiedenen Richtungen abgesandt, um die auserwählten Glücklichen mit der so seltenen Einladung zu überraschen. Da keiner der übrigen Bewohner des Gutes von dem Vorgehenden Kenntniß erhielt, so erstaunten sie

nicht wenig, als Fräulein Sibylle am Abend bei der allgemeinen Versammlung die Mittheilung machte, der nächste Sonntag werde ein großer Festtag in Brenkowitz sein und die musikalischen Talente möchten sich vorbereiten, die aus Nähe und Ferne berufenen Gäste mit einigen Musikstücken zu erfreuen, wie sie in gleicher Vollendung vernehmen zu lassen kein benachbartes Gut in der Lage war.

Sophien kam diese Mittheilung sehr ungelegen, obwohl sie dabei im ersten Augenblick weniger an sich als an ihre Mutter dachte; als sie nun aber im Stillen auch die übrigen obschwebenden Verhältnisse überlegte, wollte ihr immer weniger behagen, was der Vater und die Tante so eilig unternommen, wemgleich sie auch jetzt noch weit entfernt war, sich den eigentlichen Grund ihres Mißbehagens einzugestehn. Ihrer Meinung nach hatte sie sich einmal in das gegenwärtige stille Leben im elterlichen Hause so hinein gedacht und gefühlt, daß es ihr eine Art Entweihung erschien, es durch so viele Gäste, deren Wesen und Benehmen sie aus Erfahrung kannte, unterbrechen zu lassen.

Unterdeß ließen die Vorbereitungen zu diesem Feste nicht lange auf sich warten. Alles was dazu beitragen konnte, es so glänzend wie möglich zu machen, wurde in Thätigkeit gesetzt, und in Küchen und Kellern, nicht weniger in den zur Aufnahme der Gäste bestimmten Räumlichkeiten machte sich ein Lärm und eine Bewegung bemerklich, und Tante Sibylle, mit dem lauter als gewöhnlich rasselnden Schlüsselbund in der Hand, eilte mit einer

Aufregung und Hast hin und her, als hinge von ihren Anordnungen das Wohl und Wehe aller lebenden Wesen im Schlosse ab. Da sie aber nicht allein die häuslichen Vorbereitungen übernommen hatte, sondern auch das gesellige Vergnügen nach ihrem Kopfe geregelt haben wollte, so vernahmen einige Tage vor dem Feste Alle, welche an demselben Theil zu nehmen berufen waren, daß um zwei Uhr das Diner beginnen, dann Nachmittags verschiedene Spiele ausgeführt werden, Abends vor dem Souper aber ein kleines Concert stattfinden solle, wozu Herr Sohn das Programm zu entwerfen den Auftrag erhielt, um durch die Kunstfertigkeit seiner Schüler dem Feste den größten Glanz zu verleihen.

Der Hauslehrer, dem dies Fest sehr gleichgültig war, weil er einmal an dergleichen keinen Gefallen fand, sodann aber voraussah, daß ihm selbst dabei keine angenehme Rolle aufgetragen werden würde, nahm diesen in befehlshaberischem Tone ihm zugefertigten Auftrag sehr ruhig auf, denn es bedurfte bei ihm keiner besonderen Mühwaltung in dem Entwerfen jenes Programms, da er die Lieblingsstücke seiner Schüler kannte und genau wußte, was sie hören lassen konnten, um Beifall zu ärndten. Dennoch besprach er mit Werner Einiges, dem auch Fräulein Sophie beistimmte, und tagtäglich bis zum Feste konnten nun die Hausbewohner diejenigen Musikstücke ertönen hören, die den festlichen Abend zu verherrlichen bestimmt waren.

So kam der Sonnabend heran; die meisten Eingeladenen hatten zugesagt, und in den Zimmern und Sälen, Küchen und Ställen von Brenkowitz war Alles im strahlendsten Gewande, die gegen Mittag erwarteten Gäste mit dem gehörigen Pomp zu empfangen.

VIERZEHNTE KAPITEL. DAS FEST UND SEINE FOLGEN.

Der Morgen des Sonntags war angebrochen und zwar in so heiterer Laune, wie man sich nur den Morgen eines Festtages wünschen kann. Statt des graubewölkten Himmels der vorhergegangenen Tage zeigte sich nur reine Aetherbläue, statt der tobenden Winde wehte eine milde ruhige Luft, und statt des beständigen Regengusses streute die Herbstsonne ihre goldensten Strahlen über das ganze Land. Welche Wunder eine solche Veränderung auf das menschliche Gemüth hervorzuzaubern vermag, darin hat gewiß Jeder Erfahrungen gesammelt, der eine Zeit lang bei schlechtem Wetter auf dem Lande lebte. Auch im Schlosse zu Brenkowitz regte es sich noch einmal so lebendig und freudig, und selbst die am wenigsten mit dem Bevorstehenden Einverständenen blickten fröhlich und heiter in die aufgehellte Landschaft hinaus.

Joseph hatte die Absicht gehabt, einige Frühstunden dieses Tages bei Rachel zu verleben, aber darin wie in vielen andern Dingen sollte er sich diesmal getäuscht haben, denn schon während er noch beim Frühstücke saß und in einem wissenschaftlichen Werke las, erschien Jungfer Jakobine bei ihm und beschied ihn so bald wie möglich zum gnädigen Fräulein.

Mißmuthig legte er sein Buch bei Seite und kleidete sich an, um dem Befehle Folge zu leisten, als Werner bei ihm eintrat, um ihn zum Spaziergange nach dem Dorfe abzuholen, wozu Beide schon am Abend zuvor sich verabredet hatten. Als Werner hörte, daß Joseph ihn nicht begleiten könne und daß die Tante ihn wahrscheinlich den ganzen Morgen mit verschiedenen Aufträgen zu beschäftigen wissen werde, schoß ein nur mit Mühe unterdrückter Freudenstrahl über sein heiteres Gesicht. Er tröstete den Hauslehrer mit einigen Worten, nahm dann dessen Grüße an den Cantor und Rachel mit auf den Weg und trat seinen Gang mit dem Pudel, der ihm willig folgte, ziemlich eilig an. Bald darauf begab sich Joseph zum gnädigen Fräulein und fand seine Befürchtungen vollkommen bestätigt. Die mit ihrem Hauswesen vollauf beschäftigte Dame hatte ihm so viele Aufträge zu ertheilen, so viele Wünsche auszusprechen, deren Vollführung eine lange Zeit in Anspruch nahmen, daß Joseph wohl einsah, er werde den ganzen Tag nicht von der Sklavenkette frei werden und sein Morgenspaziergang nach dem Dorfe werde ganz unterbleiben müssen. Und so war es denn auch. Denn, nachdem er alle Pflichten gegen die Schwester seines Herrn erfüllt, nahm dieser selbst ihn noch verschiedenartig in Anspruch, und so war die Zeit sehr bald verstrichen und Joseph kehrte gegen zwölf Uhr einigermaßen bedrückt auf sein Zimmer zurück, um sich zu dem bald beginnenden Feste anzukleiden.

Als er damit beschäftigt war, trat Valentin ungewöhnlich hastig bei ihm ein und fragte, ob er nicht wisse, wo

der junge Herr sei, er habe ihn im ganzen Hause gesucht und könne ihn nicht finden. Der Herr Baron wolle ihn sprechen und sei angehalten, daß er sich nirgends blicken lasse.

»Bei mir ist er nicht und ich weiß auch nicht, wo er sich aufhält, wenn er nicht noch im Dorfe ist, wohin er sich heute Morgen begeben hat.«

»Dort kann ich ihn nicht suchen, es wird hier im Hause bald alle Hände voll zu thun geben.«

Damit entfernte sich der alte Diener und ging, seinem Herrn Bericht abzustatten. Kaum aber war er bei dem Baron gewesen und ging eben über den Hof, um eine Bestellung auszurichten, so sah er den Gesuchten im Sturmschritt über die Brücke treten. Als Valentin ihm entgegenlief, um sich seines Auftrags zu entledigen, sah er, daß sein Gesicht hoch geröthet war und daß seine Augen von einer Aufregung flammten, die bei dem jungen Manne eben nicht gewöhnlich war. Werner stand still und hörte flüchtig des Alten Bestellung an. Mit zwei Sprüngen flog er dann die Treppe zu seinem Vater hinauf, bei dem er einige Minuten blieb, um seine Wünsche anzuhören. Der Baron, der in diesem Augenblick Wichtigeres zu thun hatte, als sich um das Aussehn seiner Kinder zu bekümmern, achtete nicht auf ihn, sah ihn vielmehr gar nicht an, so daß Werner, nachdem er seine Worte oberflächlich angehört, wieder davon eilte und sich nach dem Zimmer seiner Schwester begab. Da er die Thür verschlossen fand, so klopfte er an, aber nicht in seiner gewöhnlichen stillen, sondern in sehr heftiger Weise.

»Wer ist da?« fragte Sophiens silberne Stimme von innen her.

»Ich bin es, Sophie, – Werner! Oeffne geschwind.«

»Es geht nicht gut, ich bin mit dem Ankleiden beschäftigt.«

»Dummes Zeug! Oeffne nur, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzuthemen.«

Sophie warf ein großes Tuch über die Schultern und öffnete rasch die Thür, nicht weniger über das Aussehen ihres Bruders, wie über sein ungestümes Begehren, gerade jetzt bei ihr Einlaß zu fordern, verwundert. –

Was Werner der Schwester so Wichtiges mitzuthemen hatte, wollen wir jetzt nicht belauschen, da wir einen Theil desselben sogleich aus seinem eigenen Munde erfahren werden; denn nachdem er eine Viertelstunde etwa bei Sophien zugebracht, mit ihr geflüstert und ohne Zweifel irgend einen Plan berathen hatte, kehrte er bedächtiger nach dem Herrenflügel zurück und trat bei seinem Hauslehrer ein, der eben seine Toilette beendigt hatte.

Obgleich Werner sich schon einigermaßen beruhigt und gesammelt hatte, so bemerkte Joseph doch sogleich, daß ihn etwas Ungewöhnliches innerlich beschäftige, denn seine Wangen waren noch immer entflammt und seine Augen hefteten sich mit einem seltsam forschenden und doch zugleich herzlichen Blick auf den stattlichen Mann, der vor ihm stand.

»Was bringen Sie mir, Werner – sind Sie schon bei Ihrem Herrn Vater gewesen?«

»Ja. Das ist Nebensache jetzt. Aber was ich Ihnen bringe? Wollen Sie das wirklich wissen und wollen Sie es gültig aus meiner Hand annehmen?«

Joseph sah den bewegten jungen Mann erstaunt an, denn in seinen Worten lag eine zutrauliche, warme Herzlichkeit, wie er sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. »Gewiß,« sagte er sinnend, »nehme ich gern an, was Sie mir bringen, denn mit solchem Stimmlaute und solchen überströmenden Augen bringt man nichts Schlimmes.«

»So denke ich auch. Nun, Herr Sohn, ich bringe Ihnen meine vollkommene Freundschaft und ganze Ergebenheit – da, reichen Sie mir die Hand und sagen Sie: Werner, ich will Ihr Freund sein.«

Joseph fühlte sich im innersten Herzen von dieser offenen, natürlichen Weise gerührt – er reichte rasch seine Hand hin, die Werner kräftig ergriff und lange schüttelte. »Aber nun sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat, warum Sie mir – mir heut' ein so schönes Geschenk darbringen?«

»Ja, das will ich, das muß ich, und wenn ich Ihre Freundschaft auch noch nicht verdiene, so verdienen Sie die meinige doch gewiß. Aber zuvor muß ich um Ihre Verzeihung bitten; ich habe mich unberufen in Ihre und anderer Leute Angelegenheiten gedrängt, und was ich da erfahren, das hat meine jetzige Handlungsweise hervorgerufen. Mit einem Worte – verwundern Sie sich über

meine Neugier und Keckheit, aber seien Sie mir nicht böse – ich bin bis jetzt bei'm Cantor in Brenkowitz gewesen. Ich habe mit Rachel, da Sie nicht kommen konnten, einen weiten Spaziergang gemacht und habe sie durch mein Gespräch, durch allmähliges und wiederholtes Forschen dahin gebracht, daß sie mir – ihre Vergangenheit erzählt hat und wie Sie – ja Sie sich ihrer erbarmt und zu Dem gemacht haben, was sie jetzt ist.«

Joseph Sohn stand mitten im Zimmer, mit weit geöffneten Augen seinen jungen Freund betrachtend und im tief bewegten Herzen einen Quell heraufsteigen fühlend, so warm, so wonnig, so überaus beglückend, wie er noch nie in seinem Leben etwas Aehnliches glaubte empfunden zu haben. Wenn es auf Erden schon eine Anerkennung unsrer Thaten und Handlungen giebt – und warum sollte es nicht? – Joseph Sohn empfing sie schon jetzt in dem herzlichen Entgegenkommen des jungen Barons, und dadurch einen Theil seines Lohns. Demzufolge lächelte er, wobei er sein Auge feucht werden fühlte, streckte noch einmal seine Hand Werner hin und sagte warm: »Warum soll ich Ihnen verzeihen, Werner, Sie haben mir damit ja nichts Uebles gethan. Wenn Das, was Sie heute Morgen erfahren haben, so wichtig und angenehm für Sie war, wie es den Anschein hat, warum haben Sie mich nicht selbst gefragt, ich hätte Ihnen Alles mitgetheilt, was ein Mensch davon wissen kann.«

»O nein, Herr Sohn, nein, lieber Freund, daran zweifle ich sehr. Sie hätten mir das nicht mit der natürlichen Wahrheit, der Innigkeit, dem Dankgeföhle, so daß ich die

Thatsachen mit Händen greifen konnte, gesagt, wie Rachel es gethan, denn Sie sind nicht der Mann, der sich breit vor einen Mitmenschen hinstellt und sagt: ich bin ein edler, braver und tugendhafter Mann!«

»Werner! Und das sagen Sie mir in's Gesicht?«

»Ja, Joseph Sohn, das muß ich Ihnen in's Gesicht sagen, denn ich liebe Sie herzlich.« Und seine Arme ausbreitend, flog er auf ihn zu und drückte ihn stürmisch an sein Herz, während heiße Thränen über seine glühenden Wangen rollten. Des Lehrers Umarmung war nicht minder herzlich als die seines Schülers, wenn auch weniger ungestüm; auch in seinen blauen Augen perlte eine Thräne, und er schämte sich nicht, sie seinen jungen Freund sehen zu lassen. »Sie wollen noch etwas sagen, Werner,« rief er, da dieser sichtbar noch einen Gedanken in sich verarbeitete.

»Ja – aber ich besinne mich eben, ob ich es nicht noch ein paar Stunden hinausschieben soll – und das will ich in der That thun. Also warten Sie.«

»Was haben Sie mir zu sagen? Geschwind, da kommen die ersten Wagen und Sie müssen sich noch umkleiden.«

»Ach, lassen Sie meinerwegen alle Wagen auf einmal über die Brücke donnern, was kehre ich mich an die steiffrisirten Herren und Damen, die sich bald in meines Vaters Hause breit machen werden! – Nein, Joseph, ich will Ihnen jetzt nur so viel sagen, daß wir ein kleines Complot gegen Sie geschmiedet haben, und erst dann sollen Sie davon hören, wenn es seiner Ausführung nahe ist.«

»Ein Complot? *Wir* – sagen Sie? Wer ist die andere Person, die sich mit Ihnen gegen mich verbunden hat?«

Werner lachte laut, legte den Finger auf den Mund und entfernte sich eben so heiter, wie er aufgereggt gekommen war. Doch bevor er sich in sein Zimmer begab, ging er hinunter in den Stall und beauftragte den Kutscher, zu einer bestimmten Stunde, die er nannte, zwei Pferde und eine Chaise bereit zu halten, um rasch einen kurzen Weg damit zurückzulegen. Jetzt erst begab er sich in sein Zimmer und kleidete sich an, wozu es die höchste Zeit war, wenn er nicht den ceremoniösen Empfang der allmählig anlangenden Gesellschaft, wie er im Hause seines Vaters Gebrauch war, versäumen wollte.



Die mit Putz und Flitter überladenen Gäste waren alle höchst vergnügt angekommen, einige, namentlich jüngere, zu Pferde, die meisten in allerlei Arten von Wagen, von denen manche schon im vorigen Jahrhundert Parade gemacht haben konnten. Nachdem sie von der Dienerschaft an der Thür in Empfang genommen, wurden die Damen in ein besonderes Ankleidegemach, die Herren in eins der Zimmer des Hausherrn geführt, um ihre Toilette aufzufrischen und sich zum Erscheinen im Salon geschickt zu machen. Diese höchst wichtigen Vorbereitungen nahmen eine geraume Zeit hinweg und es war beinahe ein Uhr, als man sich in geschwätzigem Haufen, links

und rechts Grüße und Scherze spendend, in die glänzenden Gesellschaftszimmer begab. Von der Familie des Festgebers erschien Werner zuletzt; die Baronin dagegen, die sich in diesen Tagen sehr wohl fühlte, war zu allgemeiner Verwunderung schon beim Empfange der Gäste wessend. Während nun die alten und jungen Damen in ihrem bunten, von Blumen strotzenden und von Gold und Edelsteinen blitzenden Flitter, und die Herren in ihren steifen schwarzen Röcken sich in ein allgemeines Begrüßungsgeschwader zusammengedrängt hatten und dabei ein Geschnatter und Gemurmeln hören ließen, das sich besser aus der Ferne als in der Nähe ausnahm, suchte Sophie aus dem verworrenen Knäuel ihren Bruder heraus, trat rasch an ihn heran und flüsterte ihm einige Fragen zu. Werner, bereitwillig seine Zustimmung nickend und der geliebten Schwester, die in fast allen Dingen seine Vertraute war, verstohlen die Hand drückend, wandte sich an Valentin, der, irgend eines Auftrags gewärtig, an einer der Flügeltüren stand und, als er gehört, um was es sich handelte, sogleich das Zimmer verließ. Bald darauf trat aus einer der hintersten Thüren die in diesen Räumen noch niemals sichtbar gewordene Gestalt des Hauslehrers herein, der sich, so ungewohnt ihm eine solche Gesellschaft auch war, doch so gemessen, ruhig und geschickt daherbewegte, daß er die Blicke vieler ihm Nahestehenden auf sich zog. Da er jedoch denselben nicht vorgestellt wurde und sich nur im Allgemeinen aus der Ferne höflich vor ihnen verbeugte, so erriethen sie sehr bald, daß er eine unbedeutende Persönlichkeit sei, zumal Fräulein Sibylle und

ihre Freundin sofort eifrig bemüht waren, den neugierigen Fragen einiger ihrer Gäste mit der eigenthümlichen Erwiderung zu begegnen: »Bitte, meine Liebe, es ist nur der Hauslehrer!«

Aber die äußere Erscheinung dieses Hauslehrers, der nur mit Naserümpfen und wegwerfendem Tone von Seiten der mächtigen Beherrscherin des Hauswesens beehrt wurde, mußte doch mehr als gewöhnlich und unbedeutend sein, denn es dauerte nicht lange, so wurden einige Lorgnetten hervorgeholt und in die Augenwinkel geklemmt, um sich den großen, sehr fein gekleideten Mann, der sein schönes Haupt stolz wie ein Edelmann trug, etwas genauer zu betrachten.

»Ein Hauslehrer?« fragte eine in schweren Atlas gehüllte Dame, deren Alter die Mittagslinie des Lebens noch nicht überstiegen hatte – »Der ein Hauslehrer? Sie scherzen wohl, meine Liebe; wenigstens scheint er mir beinahe zu hübsch und viel zu jugendlich zu einem Lehrer für eine junge Dame, wie Sophie, und einen jungen Herrn, wie Werner.«

»Kann er denn was?« »Wo ist er her?« »Wie heißt er?« – so lauteten und schwirrten die ersten Fragen über Joseph Sohn durch einander. Glücklicherweise hörte er es nicht, denn sie würden ihm nicht wie günstige Verheißungen der bevorstehenden Genüsse geklungen haben, auch kannte sein Ohr dergleichen schmeichelhafte Ausdrücke nicht, wie sie die sogenannte große Welt so häufig hören läßt, ohne sich vielleicht bewußt zu sein, daß

schon in der Art und dem Tone der Frage eine Beleidigung liegt.

Wenn Joseph Sohn, fern von der glänzenden Versammlung stehend, doch augenscheinlich die Blicke Vierter derselben unausgesetzt auf sich gerichtet sah und hierdurch endlich in einige Verlegenheit gerieth, so befreite die Baronin selbst ihn so schnell wie möglich davon, denn sobald sie die eigenthümliche Lage des jungen Mannes wahrnahm, ging sie auf ihn zu, bat ihn freundlich, ihr zu folgen und führte ihn mitten in den sich allmählig trennenden Kreis, um ihn einigen älteren Herren und Damen als den jungen Mann vorzustellen, der mit warmer Hingebung es übernommen habe, ihren Kindern die letzte Feile einer guten Erziehung zu Theil werden zu lassen. So war Joseph denn bald mitten in das Feuer der vornehmen Witz- und Schlagwörter versetzt und befand sich bald darauf in fließendem Gespräche mit einigen Edelleuten, die eine feine Bildung zu schätzen und einen solchen Mann seiner Stellung gemäß zu behandeln verstanden.

Endlich erschienen einige Diener an der bisher noch geschlossenen Thür des großen Salons, worin gespeist werden sollte, und Valentin meldete der Baronin, daß die Tafel die Gäste erwarte. Dann wurden die Flügelthüren geöffnet, und der Baron, eine reiche Dame aus der Nachbarschaft führend, eröffnete den erfreulichen Reigen, der schon mancher Verlegenheit und manchem bangen Harren ein Ende gemacht hat. Da die Tafel von Fräulein Sibylle geordnet war, so verstand es sich von selbst, daß

jeder der Anwesenden seinen ihm gebührenden Platz erhielt, und so war es denn dem Hauslehrer beschieden, abgesondert von Allem, was ihn interessiren konnte, an einem unteren Ende der langen Tafel mitten zwischen einigen alten Jagdfreunden des Barons seine Stelle zu finden. Allein Fräulein Sibylle hatte diesmal ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der auf Alles aufmerksame Werner, der Tante Spiel errathend, hatte im Stillen einige Zettel vertauscht, und so geschah es, daß er neben seinen neuen Freund zu sitzen kam. So hatte er sich ein ihm nicht vorbehaltenes Vergnügen erlistet und Joseph einige langweilige Stunden erspart, denn so wenig der Hauslehrer für den größeren Theil der Gesellschaft vorhanden war, so wenig war die ganze Gesellschaft mit Ausnahme seines Nachbars für Werner vorhanden, und es hatte ganz den Anschein, als ob er in seinem jugendlich brausenden Gefühl Rache üben wolle für das Benehmen einer Gesellschaft, die nur selten verstanden hat, den edlen Mann zu erkennen und zu würdigen, wenn dieser Mann zufällig zu der untergeordneten Rangklasse eines Dienenden gehört.

Aus diese Weise ging den beiden jungen Leuten das lange Mahl leidlich erträglich vorüber; Beide befanden sich noch nicht in dem Alter und in den Verhältnissen, wo man am materiellen Genusse das höchste Vergnügen findet, und ihre stille Unterhaltung bot ihnen daher mehr Zerstreung und Wohlgefallen dar, als ihre Nachbarn an der enthusiastischen Bemühung fanden, die vorhandenen

Speisen und Getränke in so reichlicher Menge wie möglich zu vertilgen. Es war gegen vier Uhr, als man allseits das Bedürfniß empfand, sich von seinem Sitze zu erheben, den man vorher doch so eifrig erstrebt hatte, und so ward denn die Tafel aufgehoben und die übrigen Glückwünsche, daß der Herr das Genossene segnen möge, wurden von den vergnügten Gästen ringsum ausgetauscht. Darauf schwirrte Alles bald durch einander und die zufriedengestellten Damen und Herren zerstreuten sich in den Nebengemächern, in denen Jeder auf seine Weise die begonnene Unterhaltung fortsetzte. Einige junge Paare weihten sich verschiedenen kindlichen Spielen, die einer guten Verdauung so dienlich sein sollen, weil man sich keiner geistigen Anstrengung dabei zu unterwerfen braucht; Andere schwatzten in einem dicht geschlossenen Kreise über Wetter, Putz, Kochkunst, Dienstboten und Politik; die Alten sammelten sich um die Whist- und L'Hombretische, und nur Wenige zogen sich in abgelegene Winkel zurück, um in vertraulicher Plauderei die Stunden zu verbringen. Zu diesen Letzteren gehörten auch Werner und Sohn. Sie standen in der tiefen Fensternische eines Zimmers, die von dunkelrothen Vorhängen fast verdeckt wurde, tranken eine Tasse Kaffee und gaben sich ungestört ihrer gewöhnlichen Unterhaltung hin. Als alle Uebrigen, ähnlich wie sie beschäftigt, an einem sichern Orte vor Anker lagen, wurde jedoch diese Unterhaltung auf eine für den Hauslehrer sehr angenehme Weise unterbrochen. Sophie nämlich schritt, augenscheinlich Jemanden suchend, an ihnen vorüber und

als sie die Beiden allein bei einander sah, blieb sie stehen, mit Geberde und Miene, als hätte sie Diejenigen gefunden, die sie gesucht habe. So wenigstens nahm es Werner auf, denn kaum sah er seine Schwester näher treten, so trennte er sich von dem Hauslehrer und machte sich in seiner Nähe, ohne ihn jedoch aus dem Auge zu lassen, irgend Etwas zu schaffen.

Es war das erste Mal an diesem Tage, daß Joseph das Glück zu Theil wurde, mit seiner Schülerin einige Worte zu wechseln. Sophie hatte an der Tafel weit von ihm entfernt gesessen, nachher war sie stets von einem Schwarme junger Leute belagert gewesen, die mit offenkundiger Verehrung dem schönen Wesen huldigten, welches ohne Widerspruch das anziehendste der ganzen Versammlung war. Joseph war daher hoch erfreut, daß auch ihm jetzt eine Ehre zu Theil wurde, die er sich für diesen Tag nicht vorbehalten glaubte, und er richtete demgemäß einige Worte an sie, die unverkennbar das Gefühl durchschimmern ließen, welches er darüber empfand. Aber Sophie achtete offenbar in diesem Augenblick nicht auf seine Worte; von einem inneren Triebe, der sich schon in ihrem angeregten Gesicht und ihren glänzenden Augen aussprach, zu irgend einem Vorhaben gedrängt, setzte sie sich rasch dem Hauslehrer gegenüber und begann ein Gespräch mit ihm, während Werner, aus der Ferne sein Gesicht beobachtend, die Empfindungen entziffern zu wollen schien, die seiner Schwester Mittheilung darauf hervorbringen würde. Joseph Sohn, von der lieblichen Erscheinung, die in dem lichten Seidenkleide, welches sie

heute trug, und in dem Kopfputz von natürlichen Kameli-
en, die dunkel in ihrem goldenen Haar glänzten, lebhaft
angezogen, merkte diese Belauschung nicht, sonst wür-
de ihm wohl das Complot eingefallen sein, welches ihm
Werner an diesem Morgen angekündigt hatte.

»Nun, Herr Sohn,« sagte sie halblaut, »wie gefällt Ih-
nen die Gesellschaft? Ist es heiterer bei uns, wenn un-
sere Zimmer bis zum Erdrücken angefüllt sind, oder an
gewöhnlichen Tagen, wo wir mit unserer Musik allein
sind?«

Der so freundlich Angeredete lächelte, und eigentlich
hätte er nichts zu sagen gebraucht, um verstanden zu
werden, denn in seinen sprechenden Mienen drückte sich
stets der ganze Inhalt seiner Seele aus.

»Die letztere Frage zu beantworten, will ich Ihnen
selbst überlassen, mein gnädiges Fräulein, denn ich bin
zu wenig an dergleichen rauschende Versammlungen ge-
wöhnt, um sie von dem rechten Gesichtspunkte aus zu
beurtheilen. Was aber die Gesellschaft betrifft, so befin-
de ich mich wohl weniger in einer solchen, als in der
Ableistung eines Dienstes, da mir Ihr Fräulein Tante hin-
länglich begreiflich gemacht hat, daß mich meine Pflicht,
nicht aber die Aussicht auf ein Vergnügen hierhergeführt
hat.«

Sophie sah ihn mit ihren großen blauen Augen ver-
wundert an bei diesen vielleicht unerwarteten Worten,
die er jedoch, wie sie wohl merkte, weniger im Ernst als
im Tone scherzender Unterhaltung gesprochen hatte. Da-
her ließ sie keine Antwort auf seine Rede folgen, sondern

ging rasch auf die Absicht über, die sie in seine Nähe geführt.

»Ertragen Sie nur,« sagte sie, »den heutigen Tag mit Geduld, Sie werden nur selten zu solchen Festen befohlen werden. Auch ich liebe desgleichen nicht und langweile mich mehr unter hundert Menschen, als mit zweien oder dreien. Allein jetzt leihen Sie mir Ihr Ohr. Die augenblickliche Unterhaltung der Herren und Damen wird nicht sehr lange dauern, bald wird man den Wunsch nach Abwechselung laut werden lassen und Sie werden Gelegenheit haben, mit der Geschicklichkeit Ihrer Schüler zu glänzen.«

»Wie so, mein gnädiges Fräulein?«

»Nun, es wird die Musikaufführung folgen, die meine Tante den Anwesenden verheißen hat und bei der meine Mutter, die sich jetzt in ihrem Zimmer etwas ausruht, ebenfalls wieder erscheinen wird. – Sie wissen, wir wollten zum Schluß einen Theil des Trio von Beethoven in C-Dur zum Besten geben, war es nicht so?«

»Ja, und Sie werden mit Ihrer ganzen Kraft und Fingerfertigkeit das fleißig geübte Stück spielen, um mir auch ein wenig Ehre an diesem Tage zufallen zu lassen.«

Sophie schüttelte leise den schönen Kopf und ihr Gesicht nahm einen eigenthümlich rührenden Ausdruck an. »Nein,« sagte sie fest und mit beinahe bebender Stimme, denn jetzt nahte die Ausführung des von ihr und ihrem Bruder angestifteten Complots, »diese Ehre wird Ihnen heute nicht zu Theil werden, aber vielleicht eine andere.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine das so: da es noch Zeit ist, eine andere Einrichtung zu treffen, so treffen Sie sie sogleich, denn ich kann und werde in dem bewußten Trio heute nicht mitspielen.«

»Wie, mein Fräulein, was sagen Sie da? Unsere ganze Hoffnung, ich will sagen, die Hoffnung Ihrer Frau Mutter, die dies Trio so sehr liebt, wollen Sie vernichten? Was wird sie dazu sagen?«

»O, sie soll nicht zu kurz kommen, verlassen Sie sich darauf.«

»Aber warum wollen Sie nicht spielen?«

»Ich kann nicht, ich fühle mich nicht dazu aufgelegt. Meine geringe Fertigkeit genügt einer solchen großen Gesellschaft nicht, deren Ohren nicht so bescheiden sind wie die Ihrigen, die Besseres gewohnt sind, als sie von mir zu hören bekommen.«

Joseph horchte hoch auf. »Aber was wird Ihre Tante zu diesem plötzlichen Entschlusse sagen?«

»O, mit der werde ich darüber einen kleinen Streit haben, aber das kann mich nicht bewegen, von meinem Entschlusse abzugehen; ich werde vielmehr standhaft bleiben und habe nun zuerst Ihnen denselben mitgetheilt.« Sie wandte sich bei diesen Worten um und winkte ihren Bruder herbei, der diesen verabredeten Wink schon lange erlauert hatte.

»Hat Ihnen Sophie ihre Mittheilung gemacht?« fragte er Joseph.

»Leider, ja; wir werden unser schönes Trio nicht spielen.«

»Wir werden es vielleicht doch spielen, wenn Sie wollen; denn ich kenne ein Mittel, unser Vorhaben ausführbar zu machen.«

»Wenn ich will? Warum sollte ich nicht wollen?«

Werner erröthete bei diesen Worten, und Sophie athmete so tief auf, wie ein Mensch es thut, der sich in peinlicher Erwartung befindet und eines günstigen Ausgangs seiner Pläne nicht ganz sicher ist.

»Gut,« sagte Werner, »wenn *Sie* wollen, so sind wir sicher, Ehre einzulegen, größere sogar, als wenn Sophie ihre Pflicht erfüllt hatte. «Mit einem Wort, lassen wir sogleich Rachel kommen, sie wird in unserm Trio den Flügel spielen.«

»Wie? Rachel? Ich verstehe Sie wohl nicht. Was würden Ihre Eltern, Ihre Tante sagen? Bedenken Sie das wohl!«

»Ach,« sagte Werner mit einem Seufzer der Erleichterung, da das Complot sich zum glücklichen Ende zu neigen schien, »das ist längst von uns bedacht. Meine Mutter wünscht, was wir Beide wünschen; meinem Vater ist es auch recht, wir haben es ihm bereits gesagt, und so wird es wohl einerlei sein, was meine Tante darüber denkt. Nur auf Ihre Einstimmung kommt es an, denn ich stehe dafür, Rachel wird kommen und spielen, wenn Sie ihr Ihren Wunsch mittheilen lassen.«

Joseph sah bei diesen Worten das edle Geschwisterpaar sich anlächeln und hatte das Complot durchschaut,

die gute Absicht begriffen. »Sie wünschen es?« fragte er Sophien.

»Ja,« sagte diese mit einem raschen warmen Blicke, wie sie noch nie einen auf den jungen Mann geworfen, »ja, ich wünsche es.«

»So lassen Sie Rachel holen!« sagte Joseph, indem er laut seufzte.

»Ich hole sie selber,« rief Werner, und im Nu hatte er sich entfernt, war in den Hof gesprungen, hatte den harrenden Wagen bestiegen und flog im raschesten Laufe der Pferde nach Brenkowitz, wo er Rachel am Flügel traf, ihr Joseph's Wunsch und den seinigen kundthat und sie, die vor Staunen und Freude bebte, noch heute so unverhofft ihren Freund zu sehen, ohne Weiteres bereit fand, dem allgemeinen Wunsche Folge zu leisten.

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, so war die wider alles Erwarten aus ihrer Ruhe aufgescheuchte Rachel im Schlosse angekommen; anstatt sie aber sogleich in die Gesellschaft zu führen, brachte sie Werner zuerst zu seiner Mutter, wie es zwischen dieser und Sophien verabredet war, und wo sich Letztere alsbald eingefunden hatte. Hier stand man sich denn mit gegenseitiger Verwunderung gegenüber, denn das bleiche, fast erschrocken blickende Kind, durch nichts Hervorstechendes beim ersten Anblick sich auszeichnend, bildete allerdings einen grellen Gegensatz zu den schönen geschmückten Damen,

die in ihrer Festkleidung und in der Fülle ihres Liebreizes dem ganz im Anschauen versunkenen Judenmädchen, das nur in sein einfaches schwarzwollenes Sonntagskleid gehüllt war, gegenüberstanden. Aber schon waren sowohl Mutter wie Tochter durch Werner's lebhaft sprudelnde Mittheilungen so sehr für die talentvolle Waise eingenommen, daß sie ihre Kleidung nicht mehr beachteten, vielmehr ihre Blicke nur auf das rabenschwarze Haar, das in anmuthigen Wellenlinien die makellose Stirn einschloß, und die dunklen Augen derselben gerichtet hatten, die ihre glühenden Sterne mit seltsamer Schüchternheit auf die nie gesehene Schönheit dieser Damen hefteten.

Allein bald gelang es den liebreichen Worten der edlen Dame des Hauses und dem freundlichen Zureden Sophiens, Rachel zu erheitern und sie auf das Kommende vorzubereiten, und nachdem Sophie und Werner zur Gesellschaft zurückgekehrt waren, behielt die Baronin Rachel so lange bei sich, bis sie die Benachrichtigung empfangen würde, daß die Musik beginnen werde.

Diese Benachrichtigung ließ auch nicht lange auf sich warten. Joseph Sohn war es selbst, der auf Sophiens Rath zur Baronin eilte und Rachel bei ihr begrüßte. Letztere, überglucklich, wieder einmal bei ihrem Lehrer und Freunde zu sein, flog liebevoll auf ihn zu, umschlang seinen Hals und sprach laut ihre Freude des Wiedersehens aus, so daß die Baronin, überrascht von solcher Anhänglichkeit und Ergebenheit, gerührt vor Beiden stehen blieb und nicht wußte, wen sie mehr bewundern sollte, den

edlen jungen Mann, der, wie sie bereits wußte, sich diese große Last aus reiner Menschenliebe aufgebürdet, oder das verwaiste Kind, das in ihrem Erzieher den Reichthum der ganzen Welt zu besitzen glaubte.

Als die Baronin, Rachel an der Hand haltend und von Joseph gefolgt, geräuschlos wieder in die Gesellschaft eintrat und mit ihrem kleinen Gefolge bemerkt wurde, erregte sie ein großes Erstaunen unter den Weltleuten, die nicht wußten, was dieser Auftritt zu bedeuten habe. Nur einige vorlaut sich herandrängende alte Jungfern, unter denen sich pflichtgemäß Tante Sibylle befand, glaubten das Vorrecht zu haben, ihre weise Meinung laut zu äußern, und hie und da hörte man den leider mehr geschrieenen als gesprochenen Ausruf: »Ah! Es ist ein Judenkind! Was soll die kleine schwarze Hexe hier! Auf Ehre, ein Zigeunermädchen!«

Als diese unbedachten und ganz ungehörigen Aeußerungen zu Joseph's Ohren drangen, erröthete er so stark, daß man ihm ansah, welche Gewalt er sich anthat, dieselben nicht auf eine seinen Gefühlen angemessene Weise zu beantworten, auf Rachel dagegen, die in dem bunten flimmernden Gewühle vor sich ein noch nie gesehenes Schauspiel gewahrte und darüber mehr erschrocken als erfreut war, machten diese Bemerkungen einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Den kleinen ovalen Kopf stolz emporgehoben, das vollkommen erbleichte Gesicht in die Höhe richtend und mit ihren Flammenaugen die also Redenden und Fragenden durchbohrend, glaubte sie nicht recht gehört zu haben, und das Wort ›Hexe‹ brachte sie

vielleicht in der Erinnerung um vier Jahre zurück, wo sie, der Verachtung und der brutalen Gewalt einer nicht minder herzlosen Gesellschaft preisgegeben, von den Händen ihres Beschützers einem traurigen Schicksale entrissen wurde.

Aber weder den flammenden Gesichtsausdruck des Hauslehrers, noch das bleiche Gesicht des kleinen Opfers beachtend, trat in diesem Augenblick Fräulein Sibylle in die Nähe der allgemein angestaunten Gruppe und, sich an Werner wendend, der ihr zunächst stand, sagte sie mit ihrer krähenden Stimme beinahe so laut, daß es Jedermann, der Ohren hatte, hören konnte: »Was hat das zu bedeuten, Werner? Wer hat diesen Skandal verursacht? Was soll das Judenmädchen in der Gesellschaft von Baronen und ihren Damen?«

»Tante,« erwiderte der junge Mann fast eben so laut, »urtheile nicht vorschnell und warte ruhig ab, was kommt. Du sowohl wie jeder Andre wirst eine Ueberraschung haben, die Niemand erwartet hat.«

»Freilich, eine Ueberraschung ist da, ich sehe sie, aha!« setzte sie mehr in sich hinein brummend hinzu, indem sie einen Blick auf den Hauslehrer warf, der sich bereits an den geöffneten Flügel gesetzt hatte, »das ist ein Streich, den der gewaltige Herr Sohn angestiftet hat. Es ist gut, wir wollen – haha! wir wollen schon sehen!«

Diese galligen Worte wurden von einigen kräftigen Accorden verschlungen, die sich vom Flügel her vernehmen ließen, und alsobald hatte Rachel, mehr noch als die übrigen Zuhörer, ihr kunstverständiges Ohr auf die herrlichen

Töne gerichtet. Joseph, ein flammendes Feuer durch seine Adern rollen fühlend, ließ Franz Liszt's rauschenden großen Galopp hören, und bald hatte er sich so weit von den Fesseln der ihn umgebenden *gebildeten* Welt befreit, daß sie ihn nicht mehr zu drücken vermochten. Auch auf die dicht um den Flügel gruppierten Zuhörer und Zuhörerinnen übte sein meisterhaftes Spiel eine große Gewalt aus, denn Keiner von Allen hatte dem neuen Hauslehrer auf Brenkowitz ein solches Talent zugetraut.

Als Joseph sein Spiel beendet hatte, erfolgte dem gemäß von vielen Seiten ein lautstimmiges: »Sehr gut, recht brav, vortrefflich!« Aber schon stand Werner mit der Geige hinter seinem Lehrer, gab ihm einen Wink; und bald verschlangen sich die Töne beider Instrumente, die beide Spieler so vollständig wie anmuthig beherrschten.

Natürlich wurde diesem Duett ein noch größerer Beifall gespendet, denn der Sohn des Hauses hatte ja eine Kunst hören lassen, und einem solchen Publicum, wie es heute in Brenkowitz versammelt war, gilt der Name des Künstlers stets mehr als seine Kunstfertigkeit. Nachdem man eine angemessene Pause hatte eintreten lassen, gab Werner seinem Lehrer abermals einen Wink. Dieser verstand ihn und wandte sich nach Rachel um, die, halb hinter dem faltigen Gewande der Baronin verborgen, eine stille, kaum noch ängstliche Zuhörerin gewesen war. Jetzt nahm Werner die Noten von dem Pult des Flügels, denn Rachel pflegte ihre Musikstücke, die sie vollkommen inne hatte, aus dem Kopfe zu spielen, da sie sich so mehr in den Geist der Töne vertiefen konnte, die sie

dem Instrumente entlockte; sodann trat er an seine Mutter heran und fragte, ob er jetzt Rachel dürfe spielen lassen? Rachel erbebt, als sie diese Frage aussprechen hörte, und als darauf die Baronin sich liebevoll zu ihr umwandte und fragte, ob sie geneigt zum Spiele sei, hatte sie kaum so viel Leben und Kraft, um ein flüchtiges Ja auszuhauchen. Als der Sohn des Hauses darauf der Kleinen seine Hand reichte, um sie auf ihren Platz zu führen, sah er, wie Valentin schon das Cello herbeigebracht und Sohn bereits seinen Platz davor eingenommen hatte. Rachel, während sie an ihm vorüber glitt, denn ein Schreiten war ihr elfenartiger Gang in diesem Augenblick kaum zu nennen, hatte mit einem flehenden Ausdruck ihr Auge auf ihn hingewandt. Der in sich versunkene Hauslehrer mochte durch Sympathie diesen Blick errathen haben, er erhob plötzlich sein glühendes Gesicht und gleich darauf flog ein ermuthigender Blitz seines sprechenden Auges auf die angsterfüllte Schülerin. Da faßte sie sich ein Herz, schritt rasch zum Flügel und ließ sich auf den erhöhten Sitz, für den Werner gesorgt hatte, nieder. Einen Augenblick ließ sie ihr flammendes Auge über die schweigende glanzvolle Versammlung gleiten, dann sah sie zu den Tasten hinab und betrachtete das schöne Instrument, wie sie ein ähnliches noch nie berührt hatte. Von diesem Augenblicke gehörte sie nicht mehr der Gegenwart und den Menschen an, die sich um sie her drängten und stießen. Von jenem göttlichen Hauche durchzuckt, der für

die Auserlesenem aus dem Athem Gottes herabzuströmen scheint, hatte sie nur Sinn für die Musik, die sich unter ihren Händen entwickeln sollte.

Da gab Joseph das Zeichen zum Beginne, und wie auf Windesschwingen rauschten die Töne durch den großen Saal und Rachel feierte zum ersten Mal in ihrem Leben einen Triumph, wie sie ihn später noch öfter und glänzender feiern sollte, denn Alles um sie her war verstummt, Aller Blicke wie gebannt auf ihr Gesicht geheftet, das sich, seltsam genug, von Sekunde zu Sekunde mehr verklärte und einen Abglanz der himmlischen Empfindung annahm, die uns unbewußt überströmt, wenn wir in Tönen schwelgen, wie sie der unsterbliche Meister Beethoven an materielle Stoffe zu binden die göttliche Gabe besessen hat.

Alle Zuhörer, vielleicht mit einziger Ausnahme der für nichts Schönes und Großes auf der Welt empfänglichen Tante Sibylle, waren hingerissen von der überwältigenden Macht, die aus den elastischen Fingern der Spielerin sich entwickelte, und, als der erste Satz geendet, war es nicht mehr Joseph, Werner und Sophie allein, die sich über das so unscheinbare und doch so kostbare Juwel freuten, das heute zum ersten Mal unter den glänzenden Menschen strahlte, die zu Vergnügen und Lust in diesen Räumen versammelt waren.

Unterlassen wir es, die übrigen Sätze der großen Sonate zu verfolgen; die Wirkung des Spieles aller drei Spieler konnte sich wohl verallgemeinern, aber bedeutender werden konnte sie nicht.

Das Spiel war zu Ende. Einige herzlicher Theilnehmende umstanden die drei Spieler, dankten mit freundlichen Worten und thaten vielfach sich kreuzende Fragen; nur die jüngere Welt, von Fräulein Sibylle angestiftet, hatte sich bald zerstreut und an das andere Ende des Saales zurückbegeben, um ein Mittel auszusinnen, das kräftig genug wäre, die eben herbeigeführte Wirkung dauernd zu schwächen. Und siehe da, das Mittel fand sich sehr bald und Fräulein Sibylle übernahm es gern, dasselbe zur Ausführung zu bringen.

Joseph, in der Nähe der Baronin und Rachel sich aufhaltend, welche Letztere sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn trocknete, den ihr nicht allein das anstrengende Spiel, sondern auch die Neuheit aller der eben geschilderten Vorgänge ausgepreßt, sah die stolze Dame in ihrem dunkelrothen Atlaskleide heranrauschen und eine innere Stimme weissagte ihm, daß etwas Unangenehmes ihrer Erscheinung auf dem Fuße folgen würde. Hinter ihr her schritt etwas rasch, gleichsam um sie aufzuhalten, Sophie, aber nicht rasch genug, um sie vor dem Ziele zu erreichen, kam sie eben nur zur rechten Zeit, um Zeuge des stattfindenden Auftritts zu sein.

»Mamsell,« begann die hoffärtige Dame, mit einer gewissen widerwilligen Kopfbewegung sich an Rachel wendend, die sich sogleich erhoben hatte, als sie sich allein angedet sah, »Mamsell, Sie haben uns einen so schönen Ohrenschaus gegeben, daß wir geneigt sind, noch mehr von Ihrem Talente zu erproben. Zeigen Sie, was Sie

können und spielen Sie einen Walzer, die jungen Damen und Herren wollen tanzen.«

Rachel, mit ihrem ganzen Herzen in höheren Regionen schwebend und an nichts weniger denkend als an eine Tanzmusik, fuhr bei den wie ein rauher Wind sie berührenden Worten jäh zusammen und wußte sich nicht anders zu helfen, als einen flehenden Blick auf die sie Umstehenden zu werfen, von denen sie allein Schutz erwarten konnte, denn außer Sophien war auch noch Werner so eben an seine Mutter herangetreten. Letzterer, empört über das wohl überlegte Ansinnen, wollte hastig das Wort ergreifen, als er einen Blick auf seine Mutter warf und bemerkte, wie ihr gewöhnlich so bleiches Gesicht in diesem Augenlick ein zürnender Ausdruck höher färbte. Auch hatte er sich nicht geirrt, die Baronin selbst warf sich zur Beschützerin des mit so ungleichen Kräften angegriffenen Mädchens auf.

»Liebe Sibylle,« sagte sie mit ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone, in dem jedoch eine bei ihr seltene Erregung durchklang, »Du scherzest wohl! Nach der herrlichen Musik willst du einen Walzer hören? Und unsere kleine Freundin hier, der wir so dankbar für den hohen Genuß sind, soll ihn hören lassen? Du solltest ihr vielmehr einige Erholung gönnen, um sich von der geübten Anstrengung auszuruhen.«

»O, ein paar Tänze werden Deine kleine Freundin nicht angreifen,« fuhr Fräulein Sibylle ironisch fort, »und sie thut mir gewiß den Gefallen.«

»Um Verzeihung, gnädige Frau,« sagte Rachel, unwillkürlich in denselben Fehler verfallend, in den einst ihr Freund verfallen war, »ich will Ihnen gern jeden Gefallen thun, aber zum Tanze spielen kann ich nicht, denn ich kenne keine Tanzmusik.«

Sophie, Werner und Joseph tauschten einen raschen verständlichen Blick der Freude aus, aber die schon aufgebrachte Tante warf in ihrer bekannten Art höhnisch den Kopf zurück und wollte eben irgend eine beißende Bemerkung laut werden lassen, als Sophie sich in's Mittel legte und in ihrer offenen und edlen Weise sagte: »Liebe Tante, wenn die jungen Damen und Herren Tanzmusik haben wollen und müssen, nachdem sie eben erst eine Sonate von Beethoven gehört haben, so will ich selbst ihnen diese Musik machen, da unsere kleine Freundin noch nie einen Tanz gespielt hat.«

»Wie, Sophie, ist das ernstlich von Dir gemeint? Hast Du darum dieser kleinen Dirne Deinen Platz vorher am Flügel überlassen, um jetzt den ihrigen einzunehmen? Ich sollte meinen, Du wüßtest besser, was sich für eine junge Dame von Deinen Verhältnissen und für ein Judenkind schickt, das zum ersten Mal seinem Leben in feine Gesellschaft gekommen ist.«

Rachel, so jung und unbekannt sie mit den Stachelworten dieser feinen Gesellschaft war, hatte doch einen reiferen Geist und damit ein richtigeres natürliches Urtheil über das Vorgehende, als die Dame in dem steifen

Atlaskleide voraussetzen mochte. Sie fühlte die Beleidigung, die ihr absichtlich tropfenweise eingeflößt wurde, und von einem unwillkürlichen inneren Reize angetrieben, sprang sie wie von einer Nadel gestochen empor, gleich darauf aber sank sie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück, denn sie hatte einen ersten abmahnenden Blick ihres in erwartungsvoller Spannung ihr gegenüberstehenden Lehrers aufgefangen.

Es war dem Fräulein von Haldrungen nicht darum zu thun gewesen, Tanzmusik von Sophien zu hören, nur dem verhaßten Hauslehrer und Rachel, seinem Schützling, hatte sie eine Kränkung bereiten wollen, da sie sie Beide jetzt mit einem Schlag treffen konnte. Darum wandte sie sich auch jetzt sogleich zu Joseph, der begierig, wie dieser Auftritt enden werde, mit leuchtenden Augen neben der Baronin stand, und sagte mit gesteigerter Schärfe: »Herr Sohn, dann sind *Sie* wohl so gütig, zum Tanze zu spielen – oder haben vielleicht auch *Sie* dazu keine Lust?«

»Um die Lust dazu, gnädiges Fräulein,« erwiderte er, sich höflich verbeugend, »handelt es sich jetzt wohl nicht, sondern allein um das Vermögen. Aber auch bei mir haben Sie sich an den Unrechten gewendet, denn ich habe wirklich noch nie zum Tanze gespielt, werde aber, Ihnen zu Gefallen, sogleich dazu spielen, wenn die erforderlichen Noten vorhanden sind. – Werner, haben Sie vielleicht die Güte, mir irgend einen Walzer zu geben?«

»Ei, Gott bewahre, das fällt mir gar nicht ein, Ihnen Noten dazu zu geben,« rief Werner entrüstet, der schon

lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, ein Wort in das Gespräch mit einfließen zu lassen. »Dazu sind Sie nicht hier, um sich mit Tanzmusik abzuquälen. Wenn hier Einer Musikant sein muß, so werde ich es selbst sein, denn meine Geige greift besser durch und ich habe große Lust, meiner Tante in diesem Punkte den Willen zu thun.«

Und seine Geige ergreifend und sich an einen passenden Ort stellend, ließ er sofort und laut genug, daß alle Tanzlustigen ihn hören konnten, einen Strauß'schen Walzer erklingen, der auch alsbald seine Wirkung that, denn kaum hörte man den ersten Takt, so drehten sich fünf bis sechs Paare im Kreise herum, einem Vergnügen huldigend, ohne welches die junge Welt heutzutage nicht zwei Stunden beisammen sein kann.



Rachel's Rolle, wenn sie eine übernommen hatte, war für diesen Abend ausgespielt, denn sobald der Tanz begann, verließ die Baronin die Gesellschaft und nahm Rachel mit sich hinaus. In ihrem Zimmer angekommen, sprach sie so rührende und liebevolle Worte zu dem verwaisten Mädchen, daß dasselbe davon wie bezaubert wurde, und als die Baronin sie schließlich bat, ihr doch auch ihren Lebenslauf zu erzählen, wie sie ihn Werner erzählt, ergoß Rachel ihr ganzes Herz in den Busen der gütigen Frau, und öfter, als er es ahnte, wurde an diesem Abend der Name Joseph's gesprochen und mit geheimen

Segenswünschen überschüttet, wie er noch keine in seinem Leben über sich hatte aussprechen hören.

Um neun Uhr erschien Valentin bei der Baronin und meldete, daß der Wagen bereit sei, Rachel nach dem Dorfe zurückzufahren. Diese erhob sich, da sie einsah, daß die Stunde der Trennung geschlagen habe.

»Mein liebes Kind,« sagte die Baronin und drückte die schönen Hände Rachel's sanft zwischen den ihrigen, »ich danke Dir noch einmal für den hohen Genuß, den Du mir und Vielen von uns heute Abend bereitet hast. Dabei hege ich den Wunsch, daß Du dies noch öfter thun mögest, und die Gelegenheit dazu wird sich bald finden. Fahre jetzt ruhig nach Hause, grüße den Cantor und lege Dich zu Bette, denn Du wirst müde sein. Morgen früh aber werde ich selbst nach dem Dorfe kommen und das Weitere wird sich dann finden.« –

Einige Minuten später saß Rachel in demselben Wagen, in dem sie das Dorf verlassen und sich gefreut hatte, das Schloß und in dem Schlosse Joseph und Werner zu sehen. Sie hatte sie Beide gesehn, ja – aber noch vieles Andere, auf das sie sich nicht gefreut. Ach, dieser Abend war von der Vorsehung bestimmt gewesen, es Licht in ihr werden zu lassen über so Manches, was es im Leben des Menschen Bitteres und Schmerzliches giebt. Vor Allem war ihr klar geworden, daß sie ein armes, hilfsbedürftiges, verlassenes Wesen sei, daß es Menschen gebe, die von Gott mit ganz anderen Gütern begabt, als sie sie

empfangen hatte. Ach, also sie war eine Jüdin, eine häßliche, verabscheute, von der Straße aufgelesene Hexe, eine Musikantin, gut genug, vornehmen Leuten zum Tanze aufzuspielen? Eine Jüdin? Wie? Wer hatte das den Leuten gesagt? War es denn eine Schmach, eine Jüdin zu sein, daß man sie damit niederzuschmettern versucht? Auch war sie ja keine Jüdin mehr, sie war ja im Herzen und Geiste schon lange Christin, das hatte sie ja so oft mit Joseph und sogar mit Werner besprochen, also warum ihr vorwerfen was sie nicht verdiente? O, sie fühlte sich recht, recht unglücklich über Das, was sie erfahren, und vor ihrem Geiste schwirrte das glänzende, prunkvolle Gewoge blühender schöner Weiber, lächelnder vornehmer Herren, wie sie es eben in den lichtschimnernden Sälen des Herrnschlosses vor Augen gehabt hatte – und sie sagte sich: »Ach, ich bin Nichts, ich bin Asche, Staub, ein verachtetes Geschöpf in der Welt, und nur dem edlen Joseph verdanke ich es, daß ich noch bin, noch athme, noch an Gott da über den Sternen denken und ihm danken kann, daß ich bin.«

Mit solchen niederdrückenden Gedanken kam sie zu Hause an und freute sich, als sie vernahm, daß der Cantor zum Geistlichen des Dorfes und seine Frau und Tochter zu einer Nachbarin gegangen waren. So war sie allein in dem stillen Hause und konnte noch eine Weile ungestört ihren Gedanken nachhängen. Aber die schönsten Gedanken besuchten sie, wenn sie aus freier Phantasie, was sie Joseph bald abgelernt hatte, ihren Gefühlen auf

dem Pianoforte Ausdruck geben konnte. Sie zündete also eine kleine Lampe an, öffnete das Instrument – ach! es war nicht der köstliche Flügel im Schlosse des Barons, aber es war klangreich, rein gestimmt, und um sie herum saßen, nicht die schönen Damen mit den Schwanenhälsen und den Diamanten auf Busen und Fingern – und wollte sich eben setzen, als ihr Blick in den kleinen Spiegel fiel, vor den sie die Lampe gestellt.

Betroffen stand sie still und sah zum ersten Mal in ihrem Leben mit Ueberlegung, mit Nachdenken über ihr eigenes Aussehn in dieses blendende Glas, welches so vielen Menschen ein angestauntes liebliches Bild zurückwirft.

Lange betrachtete sie ihr Gesicht, ihr Haar, ihre Augen. Endlich schüttelte sie sanft und beinahe traurig den Kopf und sagte still in innerster Brust: »Nein, ich bin nicht so schön, wie alle diese glänzenden Damen, ich bin sogar häßlich und – ja, ich glaube es selbst, ich trage den Stempel des wegen seiner Unthaten aus Jerusalem vertriebenen Volkes auf meiner Stirn. Guter Gott, was kann ich dafür, daß ich nicht von Christeneltern geboren wurde, alle meine Gedanken, meine Gefühle sind christlich – soll es allein das dunkle Haar, sollen es die melancholischen Augen und die braune Haut verschulden, daß man mich zu den Verworfenen zählt?«

Langsam, betrübt, innerlich zerknirscht schlich sie zu dem Instrumente und ließ sich auf den Stuhl davor nieder. Mechanisch griff sie einen Accord – dieser Accord aber brachte eine gewaltige, umstimmende Wirkung auf

ihr Inneres hervor. Wie aus einem verborgenen Schrein ihres Herzens lös'te sich eine unbestimmte, köstliche Wollust los und wie auf Flügeln des Windes getragen schwebte sie über alle irdische Qual und Blöße hinweg. Wo war nun ihr bleiches bekümmertes Gesicht geblieben, wo war die Schmach ihrer Abstammung, wo die Häßlichkeit des hinfälligen Körpers hin? Ach, vor ihrem Geiste war das Alles verschwunden, denn sie lebte nicht mehr auf dieser Erde – hingerissen von den melodisch murmelnden Fluthen des Flusses, den man Musik genannt, und der bald mit donnerndem Rauschen, bald in Milde und Lieblichkeit dahinfließt, sah sie von ferne, ganz von ferne, einen leuchtenden Punkt, und dieser Punkt wurde immer heller, glänzender, er füllte ihr ganzes Auge, das ganze Sehnen ihrer gepreßten Brust aus – es war die Kunst, nach deren Erfüllung die Natur ein unendliches Sehnen und Trachten in unsre Brust geschlossen hat, – ein Sehnen und Trachten, welches für den sterblich gebornen Menschen das schlummernde Bewußtsein ist, daß wir mit ihr zu einem Ganzen zu verschmelzen bestimmt sind, daß die Kunst für uns eine göttliche Gabe ist, daß wir also, auch arm und hilfsbedürftig, nicht ganz auf der Erde verlassen, sondern immer noch reich begabt und begnadigt sind, wenn wir die Erkenntniß, das Gefühl, das Vermögen besitzen, auf irgend eine Weise die heilige und unvergängliche Schrift zu verkünden, die der Himmel selber in unser Innerstes geprägt hat.

Als Rachel nach einer halben Stunde zu spielen aufhörte, war sie ein ganz anderes Wesen geworden. Sie wußte nicht mehr, daß sie häßlich, daß sie ein Judenkind, daß sie verachtet und verlassen sei. Glückliche war sie, die ganze Welt um sie her ein Paradies, und alle Güter dieses Paradieses waren auch für sie geschaffen, und sie brauchte nur die Hand auszustrecken, um diese Güter in Besitz zu nehmen. Im namenlosen Gefühle dieses Glücks, das sie nicht anders auslassen konnte, sank sie auf die Kniee, dankte Gott laut, für seine Gaben und schloß ihr Gebet mit den Worten: »Ich danke Dir, allmächtiger Vater, der Du ein Gott der Christen und Juden bist, daß Du mich gemacht hast, wie ich bin. Denn ich sollte so werden, wie Du mich gemacht hast, das war Dein Wille, Dein Gebot. Darum bin ich auch zufrieden mit Allem, was ich jetzt besitze und künftig erreiche – laß mir nur die Erkenntniß Dessen, was ich allein erstrebe, die Erkenntniß der Kunst und – mein dankbares Herz – Dem zu vergelten der mich in den Tempel des Lebens geführt, wo ich Dich und die Kunst von Angesicht zu Angesicht geschaut habe und ferner schauen werde!« –

So war denn die beabsichtigte Demüthigung des armen Mädchens in eine natürliche Erhebung umgeschlagen, so war der Triumph der vornehmen Dame der Sieg der Freiheit des staubgebornen Geschöpfs geworden, so war Rachel zur Erkenntniß Dessen gelangt, wozu sie auf Erden ein für alle Mal bestimmt sein sollte.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder in das Schloß zurück. Werner geigte noch immer unverdrossen fort, ungeachtet ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Aber er dachte nicht mehr an den Walzer, den Galopp, die Polka, die er spielte, er dachte an etwas ganz Anderes, und darum geigte er um so williger und dadurch beherrschte und entzückte er die tobende junge Welt, denn wie er eifrig seinen Bogen strich, so ras'ten sie im Saale herum, sich eine Anstrengung aufbürdend, wo sie sich ein Vergnügen hatten verschaffen wollen. Aber so ist die Art der heutigen Tänze beschaffen. Von der Grazie ist man zur Furie übergegangen, von der Erheiterung zur Leidenschaft von der Erholung zur Erschlaffung.

Diesem Treiben, ihm so neu, so ungewohnt, sah Joseph Sohn aus der Fensternische zu, wohin er sich wieder zurückgezogen hatte. Aber an seinem innern Auge flogen mehr die Schatten der Vergangenheit vorüber, als an seinem äußern die Bilder der Gegenwart. Er wiederholte sich immer wieder von vorn den heutigen Tag, vom Morgen bis zum Abend, denn es war so Vieles geschehen, was er sich noch nicht recht zu deuten vermochte, was ihm noch ein Geheimniß für jetzt und ein Räthsel für künftig zu lösen gab. Plötzlich aber wachte er aus seinem innern Sinnen auf und ließ seine Augen unter den Tanzenden umherschweifen. »Ob Sophie auch unter diesen Rasenden zu finden ist?« dachte er. Mit einer gewissen Beklommtheit schaute er sich um, aber er fand sie nicht. Da rauschte der Vorhang an seiner Seite und die Gesuchte selber trat heiter lächelnd an ihn heran. Ihr Antlitz war

so ruhig, ihr Busen bewegte sich so leidenschaftslos, daß er sich selbst sagen konnte, Sophie habe wie er dem allgemeinen Vergnügen nur mit den Augen beigewohnt.

»So ganz allein, Herr Sohn?« fragte ihn ihre milde und freundliche Stimme. »Tanzen Sie denn nicht, oder macht Ihnen das Zusehen mehr Vergnügen als die Theilnahme?«

»Nein, mein gnädiges Fräulein, ich tanze nicht, ich habe überhaupt in meinem Leben wenig Geschmack an diesem sogenannten Vergnügen gefunden; selbst das Zusehen gewährt mir weniger Zerstreung als meine Gedanken, die sich heute auf einem neuen Felde zu tummeln Gelegenheit erhalten haben.«

»So geht es Ihnen wie mir; lassen Sie uns also ein wenig plaudern und setzen wir uns hierher, hier sind wir am wenigsten in Gefahr, umgerannt zu werden.«

Beide setzten sich, die Gesichter nach dem Saale gewandt, und doch sahen sie Wenig von Dem, was in demselben vorging, denn Beider Gemüth bewegte sich in einer anderen Richtung. Eine Weile beobachtete Sophie den Hauslehrer im Stillen, wie Frauen so reichlich mit dieser Gabe von der Natur bedacht sind, und nachdem sie ihre Worte eine Weile überlegt, sagte sie leise, wiewohl verständlich genug:

»Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Sohn. Hat meine Tante Sie heute Abend tief verletzt?«

Joseph lächelte schmerzlich. O, dieses Lächeln enthielt der Antwort genug, so sehr er sich auch bemühte, seine Mienen wie seine Worte im Zaume zu halten.

»Woraus schließen Sie das, mein gnädiges Fräulein?«

»Aus Ihren Mienen, Ihrer Haltung, Ihrem Schweigen, und vielleicht –«

»Nun – vielleicht?«

»Aus meiner eigenen Empfindung.«

»Sie sind sehr gütig und ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Uebereinstimmung mit mir. Aber sagen Ihnen meine verrätherischen Mienen mehr als meine Worte?«

»Ihre Mienen sind nicht verrätherisch, wenn sie der Ausdruck der Seelenstimmung sind, die so gerechtfertigt ist wie die Ihrige heute Abend.«

»Mein Fräulein – o was sagen Sie da! Ja, jetzt kann ich es dreist behaupten, Ihre Tante, so große Mühe sie sich auch bisweilen giebt, mich zu verletzen, kann mir nichts anhaben, so lange meine Empfindungen von Ihnen geheilt werden. O, nehmen Sie noch einmal meinen innigsten Dank dafür, daß Sie sich Rachel's mehr und kräftiger angenommen haben, als ich es vermocht hätte.«

»Nicht doch, Herr Sohn, ich habe nur wenig dabei gethan, aber meiner guten Mutter müssen Sie dankbar sein, denn sie nimmt sich der armen Rachel noch mehr an, als Sie vielleicht denken mögen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Still, nicht so laut! Morgen werden Sie mehr darüber erfahren. Ich habe Sie jetzt nur aufgesucht, um Ihnen zu bekennen, wenn Ihnen das für den heutigen Abend ein Trost sein kann, daß ich derselben Meinung über Ihre Handlungsweise an Rachel bin, wie Werner.«

»Wie? Also auch Sie wüßten –?«

»Ich weiß Alles, was mein Bruder weiß, und da ich in den meisten Punkten mit ihm übereinstimme, so fühle auch ich mich gedrungen, Ihnen im Namen der Menschlichkeit den Dank auszusprechen, den Sie und Ihre Wohlthaten an diesem armen Kinde so reichlich verdient haben.«

»Mein Fräulein!«

»Still. Hätten wir früher Ihr Verhältniß zu Rachel gewußt, wir – meine Mutter wenigstens – hätten schon früher dem armen Mädchen unsre Aufmerksamkeit geschenkt.«

»O – Sie danken mir? Was soll ich dann *Ihnen* thun, wenn ich diese Worte höre?« Sophie schüttelte ablehnend ihren reizenden Kopf.

»Sie ist ein großes Talent, glaube ich.«

»Ein sehr großes Talent, das ist keine Frage.«

»So werden Sie künftig noch mehr Freude an ihr haben als jetzt. Auch scheint ihr Verstand schon sehr entwickelt und ihre geistige Fähigkeit nicht mehr die eines Kindes zu sein.«

»Schon lange nicht mehr; sie ist nur noch in ihrer äußern Gestalt ein Kind, an Geist, an Verstand ist sie doppelt so alt, wie sie Jahre zählt.«

»Sie scheinen ein vortrefflicher Erzieher und Lehrer zu sein –«

»Ich bitte um Verzeihung, Rachel haben nicht meine Erziehung und meine Lehren gebildet, sondern die Natur hat sie zu Dem gemacht, was sie ist.«

Sophie lächelte mit einem unaussprechlich gütigen Ausdruck ihrer lebhaft glänzenden Augen. »Sie haben Recht,« sagte sie, »die Natur hat es gethan, aber sie hat sich Ihrer Hand und Ihres Geistes bedient, um aus diesem jungen Mädchen ein Wunderwerk zu schaffen. Und ich – ich freue mich, daß die Natur – die Vorsehung – Gott, wie Sie wollen, Sie auch hierher geführt hat, um noch andere Schüler und Schülerinnen zu bilden, die freilich nicht so begabt sind, um Ihnen Ehre zu bereiten, wie sie Ihnen Rachel schon jetzt bereitet hat. Das wollte ich, das mußte ich Ihnen heute sagen, und jetzt will ich meine Pflicht erfüllen, so lange mein Vater und meine Tante noch Gäste in ihrem Hause haben.«

Sie erhob sich, grüßte mit den Augen und dem lächelnden Munde auf eine bezaubernde Art und war gleich darauf unter den jungen Leuten verschwunden, die Werner's schweigende Geige eben einen Augenblick zur Ruhe kommen ließ.

Joseph stand wie gebannt auf der Stelle, die er einnahm, als Sophie ihn verließ. Sein Auge verschlang ihre wunderbar schöne Gestalt, so lange er sie damit erreichen konnte, sein Herz klopfte so seltsam, sein Athem hauchte so beklommen – auch auf ihn fing ein unbegreiflicher Zauber an zu wirken. – Aber er war nicht so kühn, so verwegen, diesen Zauber, den jeder junge Mensch einmal in seinem Leben empfindet, schon jetzt, wenn auch nur in innerster Seele, mit einem Namen zu belegen, den er schon so oft gehört, aber noch niemals in seiner vollen Bedeutung empfunden hatte.

Das Fest war zu Ende und die meisten Gäste hatten das Gut verlassen, um eine Woche lang von der Fülle der Genüsse zu reden, die ihnen auf Brenkowitz zu Theil geworden waren, oder auch, wie es ja Gebrauch unter solchen Umständen ist, sich über die vergeblichen Bemühungen des Festgebers lustig zu machen, ihnen ein neues, noch nie dagewesenes Vergnügen zu bereiten. Nur einige Herrn waren im Schlosse zurückgeblieben, die in der Regel um diese Jahreszeit einzusprechen pflegten, um mit dem befreundeten Baron einige Tage dem Vergnügen der Jagd und nach derselben dem Spiele obzuliegen. Diese Jagd nun begann sogleich am nächsten Morgen und die Herren sammt dem Baron hatten das Schloß schon verlassen, als die meisten Bewohner desselben noch im Schlafe lagen.

Wieder war es ein herrlicher Octobertag, der dem Feste folgte. Heiter lächelte die Herbstsonne von den blauen Höhen herab und die Winde hatten sich ausgetobt und gönnten der noch einmal aufathmenden Erde das kurze Glück, sich in dem warmen Strahle des Nachsommers zu sonnen.

Früh schon trat Werner bei seinem Hauslehrer mit einem beinahe triumphirenden Gesichte ein.

»Kommen Sie,« sagte er, »wir wollen einen tüchtigen Morgenspaziergang machen. Heute wollen wir Musik und alles Uebrige ruhen lassen, denn Niemand hat Zeit

zum Nachdenken und Ueberlegen. Tante Sibylle wirthschaftet im Salon herum, um die lieblichen Spuren ihrer Gäste zu vertilgen, und so werden wir heute von ihr unbelästigt sein.«

»Ich will Sie sehr gern begleiten, denn auch ich fühle das Bedürfniß, nach so langer Ruhe mich kräftig im Freien zu bewegen. Wollen wir nach Brenkowitz gehen?«

»Nein, dahin gehen *wir* heute nicht. Kommen Sie nur, ich werde Sie führen.«

Joseph nahm rasch sein Frühstück ein, kleidete sich dabei an und bald waren die beiden jungen Männer von dem freudig bellenden Pudel umsprungen, auf dem Wege nach Süden zu, wo man einen guten Weg zum Wandern hatte. Nachdem sie unter lebhaftem Gespräch über allerlei Dinge etwa eine gute Meile zurückgelegt, machte Joseph Miene, sich auf den Rückweg zu begeben. Werner aber erklärte, als er nach der Uhr gesehn, es sei noch nicht Zeit dazu und er habe noch nicht genug Bewegung gehabt.

»Sie vergessen den Rückweg,« bemerkte Joseph.

»Ich vergesse nichts – kommen Sie nur, folgen Sie heute mir, wie ich Ihnen alle übrigen Tage folge.«

Endlich aber war er seiner Meinung nach doch weit genug gegangen und nun erst kehrte er mit seinem Gefährten auf einem kleinen Unwege langsam nach dem Gute zurück. –

Während die beiden Wanderer diesen Morgenspaziergang ausführten, rüsteten sich im Schlosse auch zwei

andre Bewohner zu einem ähnlichen, aber in entgegengesetzter Richtung. Die Baronin selbst benutzte das herrliche Wetter, um mit Sophien einen Gang anzutreten, der wider Wissen Joseph's schon am vorigen Abend beschlossen worden war. So sah man sie denn etwa um elf Uhr durch den anmuthigen Lärchenwald dem Dorfe zueilen, wo sie bald im Hause des Cantors Treumann verschwanden, dem sie heute ihren Besuch zgedacht hatten.



Als Werner und Joseph nach Hause kamen, fanden sie auf des Letzteren Zimmer ein sehr appetitliches Frühstück vor, das sie weniger der Fürsorge der Tante Sibylle, als dem Gehorsam Valentin's verdankten, der dem Auftrage seines jungen Herrn pünktlich nachgekommen war. Beide ließen es sich vortrefflich schmecken und hatten es so ziemlich beendet, als Valentin mit heitrem Lächeln eintrat, um abzuräumen, wobei er Werner einen sogleich verstandenen Wink gab. Kaum hatte er wieder das Zimmer verlassen, so erhob sich Werner von seinem Platze.

»Kommen Sie,« sagte er mit mühsam unterdrückter Bewegung, »jetzt wollen wir meiner Mutter einen Besuch abstatten und uns erkundigen, wie ihr der gestrige Tag bekommen ist.«

Der Hauslehrer stand auf und stimmte der Aufforderung aus vollem Herzen bei. Sie schritten durch das Hauptgebäude und langten vor der Thür der Wohnung der Baronin an. Hier standen sie still und horchten.

»Ob sie wohl darin ist?« fragte Werner mit eigenthümlich bewegter Stimme.

»Klopfen Sie!« sagte Joseph, und gleich darauf ließ Werner seinen Finger wiederholt und laut gegen die Thür schlagen.

Der erste Ton, der sich nach diesem Pochen aus dem Innern des Zimmers vernehmen ließ, war das Bellen eines kleinen Hundes. Joseph Sohn horchte hoch auf; ihm kam es vor, als hätte der Spitz, den er Rachel geschenkt, diese scharfen Töne ausgestoßen.

Er hatte sich nicht getäuscht. Kaum wurde die Thür geöffnet, so sprang ihm das kleine Thier, schneeweiß wie immer gewaschen, entgegen, aber nicht er allein befand sich in dem Gemach, sondern drei Personen waren darin, welche die Ankunft der beiden jungen Leute schon lange mit Sehnsucht erwartet hatten.

Als Joseph Sohn seiner Verwunderung Worte leihen wollte, sprang schnell eine leichte Gestalt auf ihn zu, drückte sich vertraulich in seine Arme und vergoß an seinem Halse unmöglich zurückzuhaltende Freudenthränen.

»Rachel!« war das einzige Wort, welches der überraschte Hauslehrer hören ließ und das er sprechen konnte.

»Ja, Rachel!« sagte die Baronin, mit warm geröthetem Gesicht auf den Lehrer ihrer Kinder zutretend. »Wundern Sie, sich nicht, Herr Sohn,« fuhr sie mit gerührter Stimme fort. »Was Sie hier sehen, ist Wirklichkeit. Rachel ist bei

uns und wird bei uns bleiben, denn ich habe sie von heute an unter meinen besonderen Schutz genommen.«

»Gnädigste Frau! Das ist zu viel des Glücks in meiner Lage!«

»Mein junger Freund,« fuhr die schöne Frau mit wehmüthigem Ernste fort, »nicht mir, nicht Sophien, nicht Werner allein verdanken Sie die Freude, die Sie in diesem Augenblicke empfinden, sondern sich selbst am meisten. Still – erlauben Sie mir nur wenige Worte, denn ich möchte diesen rührenden Auftritt nicht ungebührlich verlängern. Mein Sohn hat mir gesagt, wie Sie in Bremen gelebt, was Sie unsretwegen daselbst zurückgelassen und wie Sie sich nur mit Opfern dazu entschlossen haben, das Haus in der Fremde mit dem in der Heimat zu vertauschen. Ich möchte nun gern, daß Ihnen auch dies Haus in der Fremde eine Heimat würde, darum habe ich in dasselbe verpflanzt, was Sie in natürlicher Bescheidenheit davon entfernt gehalten haben. Rachel ist Ihr Eigenthum, denn Sie haben sich das größte Anrecht auf sie erworben, und Rachel soll von diesem Augenblicke wieder mit Ihnen unter einem Dache wohnen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich hoffe, daß Sie mit meinem Entschlusse, der die Billigung meiner Kinder hat, zufrieden sein werden.«

»Zufrieden, gnädige Frau,« schluchzte Joseph, der seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte – »o Sie beglücken mich, wie mich noch Niemand beglückt hat. Doch was soll ich Ihnen und Ihren Kindern sagen – ich vermag in diesem Augenblicke nur zu schweigen und mit

neuem Muthe den Entschluß zu fassen, mit allen meinen Kräften und Fähigkeiten Ihnen für Ihre Großmuth und Güte dankbar zu sein.«

Und auf sie zutretend, erfaßte er die ihm dargereichte Hand und küßte sie herzlich, wie er die eine Mutter geküßt haben würde, wenn er so glücklich gewesen wäre, eine solche zu besitzen.

Sophie und Werner aber sahen diesen Vorgang mit ausdrucksvollem Schweigen an, nur ihre feuchten Augen und das bewegte Spiel ihrer Mienen verriethen, daß sie verdienten, eine solche Mutter die ihrige zu nennen, die ihnen nicht die Natur, sondern der Zufall gegeben hatte.

ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL. AUCH IM WINTER REIFEN FRÜCHTE.

Von jetzt an begann in Schloß Brenkowitz unter den uns zumeist am Herzen liegenden Personen ein ganz neues, frohes, in denselben Räumen noch nie dagewesenes Leben, und Joseph Sohn, dem das fremde Haus alle Tage mehr zur Heimat wurde, wie die Baronin gewünscht, sah die Tage der Gegenwart wie den heiteren Widerschein seines früheren glücklichen Lebens ruhig an seinen Augen vorüberziehen. Alles, was die fünf einander jetzt so nahe stehenden Menschen vornahmen – Arbeit, Studium, Musik, Spaziergänge – ward mit einer herzlichen gegenseitigen Theilnahme unternommen, man that Alles nicht zu einem besonderen Zwecke, sondern zur allgemeinen Befriedigung, womit der aufrichtigste Wunsch verbunden war, sich gegenseitig das Leben so viel wie möglich zu erleichtern und zu versüßen. Die Baronin vor Allen trat ganz aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit heraus; nie hatte man sie so heiter, frisch und blühend gesehn. Oft nahm sie schon des Morgens am Unterricht in Musik und Sprachen Theil, schloß sich den weiteren Gängen der jungen Leute in die Umgegend an und fehlte fast nie mehr bei den Abendunterhaltungen, in denen seit Rachel's Anwesenheit die Musik vorherrschend geworden war, und die, von Werner's nimmersatter Liebhaberei hinausgezogen, oft bis über die elfte Stunde der Nacht verlängert wurden. Dem Hauslehrer aber war es zum Bedürfniß geworden, all' sein Wissen den übrigen

Gliedern der von ihm so hochgeschätzten Familie mitzutheilen; er strebte daher um so eifriger nach höheren Kenntnissen, nicht sowohl um sie selbst zu besitzen, als um sie wieder lehren zu können, und selten wohl hatte ein Lehrer aufmerksamere, wißbegierigere Schüler gehabt als er. Von der Bevormundung der Schwester des Barons, die von dieser Zeit an überhaupt einen großen Theil ihrer früheren Herrschaft über die einzelnen Familienglieder einbüßte, wurde er allmählig mehr und mehr befreit, denn da die Baronin am Unterrichte persönlich Theil nahm, so hatte Fräulein Sibylle mit der Macht auch das Recht verloren, ihre Meinung als Machtspruch in die Wagschaale zu legen. Zwar hatte sie die Enthebung ihres Amtes nicht gutwillig und stillschweigend hingenommen, sie hatte mehrfach die verlorene Autorität über ihre Nichte, ihren Neffen und hauptsächlich den Hauslehrer wieder zu gewinnen gesucht, allein mit so geringen Erfolgen, daß sie, darüber erbost, sogar einen Gewaltstreich beschloß. Sie begab sich zum Baron und klagte ihm ihre Noth, in der Hoffnung, er werde ihr augenblicklich beispringen und das volle Regiment wieder in ihre Hände legen. Aber leider hatte sie sich auch darin geirrt. Der Baron, der sich von jeher ungern um ›dergleichen Kleinigkeiten‹, wie er das Treiben und Leben innerhalb seiner Familie nannte, bekümmerte, sah jetzt, wie seine Gemahlin, aus ihrer Abgeschiedenheit hervortretend, sich unter dem geistigen Einfluß des neuen Hauslehrers sichtbar erholte, und ihr Ruhe, Frieden und Freude gönnend, da er vielleicht fühlen mochte, daß er der Mann nicht war, ihr

Herz zu beglücken, lehnte er das Ansinnen seiner Schwester ab, indem er geradezu aussprach, daß seine Frau alt und verständig genug sei, das Leben nach ihrer Art und Weise zu erfassen, und daß es ihm gleichgültig sei, ob seine Kinder im Zimmer seiner Frau oder seiner Schwester unterrichtet würden, wenn sie überhaupt nur Alles lernten, was der Hauslehrer lehren könne.

So sah sich Tante Sibylle ganz wider Vermuthen auch von dieser Seite verlassen, und an die Stelle ihres früheren Hochmuths gegen den jungen Mann, dessen Einwirkung sie diese Unbilden allein zuschrieb, trat ein innerlicher giftiger Groll, der eifrig umherspähete, eine Gelegenheit zu finden, das ihr widerfahrene Herzeleid auf eine fühlbare Weise zu vergelten. Einstweilen jedoch fand sie glücklicher Weise diese Gelegenheit nicht, sie sah die jungen Leute nur bei Tische oder Abends, und ihr Einfluß sowohl auf den Lehrer wie seine Schüler ging alle Tage mehr verloren.

Einen ähnlichen Groll, wie gegen Joseph Sohn, hegte sie auch gegen die unschuldige Rachel. Auf das Höchste entrüstet, als sie vernahm, was man ganz ohne ihr Wissen, gleichsam hinter ihrem Rücken gethan hatte, – daß dieser Judenbalg, wie sie das Kind gegen ihre Freundin nannte, in das freiherrliche Schloß eingeschmuggelt sei, eine Frechheit, die natürlich kein Anderer als Joseph verschuldete, – suchte sie alles Mögliche hervor, derselben Kummer und Demüthigung zu bereiten. Allein Rachel war mit einem instinktartigen Widerwillen gegen diese Dame ausgerüstet und begriff daher bald die Absicht, ihr

zu schaden, weshalb sie in ihrem natürlichen Triebe, das Gute vom Bösen zu sondern, sich zwar stets zuvorkommend und höflich gegen sie betrug, sie aber auf jede Weise vermied und so ohne Unterlaß bemüht war, dem Stachel aus dem Wege zu gehen, den Sibylle oft genug gegen sie zu kehren geneigt war. Natürlich hatte sie auch gegen die Aufnahme Rachel's in die Familie bei ihrem Bruder protestirt, und dieser war sogar mit seiner Frau darüber in Unterhandlung getreten; allein diese hatte ihre Handlung durch einfache Enthüllung der Thatsachen gerechtfertigt und dem Baron dargethan, daß Rachel's Anwesenheit für die Ausbildung seiner Kinder selbst vom höchsten Nutzen sein würde, ein Beweis, der den selbstsüchtigen, kalten Genußmenschen vollkommen befriedigte. Rachel blieb also trotz des Widerstrebens seiner Schwester mit seinem Willen und Wissen fortan ein Mitglied des Hauses.

Auf diese Weise geschah es, daß die Familie, die so leicht, wie sie durch innere Bande vereinigt war, auch durch äußeres freundschaftliches Verhalten sich das Leben hätte erleichtern können, gleichsam in zwei, oder, wenn wir den Baron auch eine Partei sein lassen wollen, in drei Lager getrennt wurde und ein fast gänzlich von einander abgesondertes Leben führte, mit Ausnahme der Stunden natürlich, die nun einmal seit Jahren zum allgemeinen Beisammensein bestimmt waren. Denn während der Baron seinen Vergnügungen, die mitunter an Ausschweifungen gränzten, mit seinen Nachbarn nachging

und nur bisweilen bei Tische oder spät Abends auf kurze Zeit im Kreise seiner Familie erschien, und während Tante Sibylle und Fräulein Ursel grollend und grübelnd in ihren Zimmern saßen, wie dem jetzigen Unwesen in Brenkowitz ein Ende zu machen sei, lebten die übrigen Glieder einträchtig, freundschaftlich, liebevoll neben und mit einander, lasen und schrieben, sprachen und sangen, musicirten und spazierten nach Belieben und fühlten sich dabei so glücklich, wie man sich in einer angenehmen Häuslichkeit unter den Seinigen nur fühlen kann.

»Laß sie sich nur vergnügen, Ursel,« sagte eines Abends Sibylle zu ihrer Freundin, als sie grollend das Musikzimmer verließen, wo Rachel so eben alle Versammelten mit ihrem Spiele entzückt hatte, »laß sie nur – ihre Zeit ist jetzt und unsre Zeit kommt ein andermal. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht einmal ein Blitzstrahl in dieses gottlose Leben fahren und diese Herzlichkeit und Innigkeit auseinander treiben sollte wie Spreu. Das ist jetzt eine Wonne und ein Behagen um dieses verwünschte Judenkind, als ob es vom Himmel gefallen wäre, und doch bin ich überzeugt, daß es allein von diesem – diesem hochmüthigen Narren, dem Herrn Sohn, in die Familie meines Bruders geschmuggelt ist, um ihm ein Kuckucksei in die Wirthschaft zu legen. Gieb Acht, was kommt, Ursel, ich habe ein prickelndes Vorgefühl in den Fingerspitzen, daß nicht Alles so gut endet, wie es angefangen hat – wer weiß, was wir bald erleben und wer dann Recht behalten wird.«

Dieses Recht aber sollte so bald wenigstens noch nicht auf die Seite der alten Jungfern treten und der ersehnte Blitzstrahl sollte noch auf lange Zeit die Familie in Brenkowitz verschonen, ja selbst dann, als er herabfiel, sollte er nicht allein *Die* zermalmen, die Sibylle an jedem Tage zehnmal verwünschte, sondern – doch schreiten wir unsrer Erzählung nicht vor, – bald genug werden wir an einen Wendepunkt derselben gelangt sein, der uns belehren wird, daß ein leichtes Ungewitter, freilich zuerst mit Sonnenschein gepaart, am Horizonte unsrer Freunde langsam heraufzog.

Am glücklichsten von allen im Schlosse Lebenden fühlte sich außer Joseph Sohn unzweifelhaft Rachel. Denn sie war jetzt nicht allein bei ihrem verehrten und geliebten Erzieher, sie trieb nicht nur nach Herzenslust mit ihm Musik und schritt alle Tage auf der betretenen Bahn weiter vor, sondern sie lebte und webte auch wieder in einer Familie, deren Mitglieder ihr ein Wohlwollen und eine Theilnahme erwiesen, die sie lange verloren gegeben hatte. Das einfache Kind schien eine innere Wunderkraft zu besitzen, womit sie jedes fühlende Herz an sich zog. Ihr stilles, sanftes Wesen, das sich jedem ihr mit Liebe Nahenden innig anschmiegte, ihr für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth wußte sich so schnell an das außer ihr Liegende zu gewöhnen und damit zu verschmelzen, daß es nicht langer Zeit bedurfte, um ihr alle Herzen in Brenkowitz zuzuführen. Und jetzt war der Zeitpunkt in ihrem Leben gekommen, wo die so lange verschlossene Knospe ihres Körpers – denn die ihres Geistes hatte

sich längst dem um sie tagenden Lichte erschlossen – zur gefälligen Blume sich entwickelte. Wie ein tropisches Gewächs, das, seiner Heimaterde und seinem Klima entrissen, sich in sich selbst zusammenzieht, vertrocknet, verwelkt, in die Gluth der heimatlichen Sonne aber übertragen, von dem Thau des heimatlichen Himmels befruchtet, sogleich wieder Leben und Gedeihen zeigt, so erwachte, erhob sie sich in dem Lichte und der Wärme der ihr so glücklich erschlossenen Familie wunderbar schnell und jedem Auge erkennbar. Auffallend entwickelten sich um diese Zeit ihre körperlichen Formen und nahmen mit der schwellenden Fülle auch an Reiz und Gefälligkeit zu. Ihre Wangen färbten sich schon leicht mit dem Purpur der jungfräulichen Lebensblüthe, ihre Augen, immer schon von dem Strahl der Seele funkelnd, verriethen das Selbstbewußtsein eines denkenden Wesens, und in ihrem schwebenden Gange sprach sich die ganze Elasticität ihres Geistes, wie in den klangvollen Worten ihres Mundes die schöne Harmonie der Töne aus, womit die Natur selbst ihre Seele erfüllt hatte. Wer sie jetzt sah und mit dem verglich, was sie vor einem Jahre gewesen, hätte sie kaum wieder erkannt. Durch der Baronin Güte herbeigeschafft, umschlossen ihren zarten Leib zum ersten Mal in ihrem Leben seidene Gewänder, und sie gewann dadurch bedeutend an Stattlichkeit, wie wir ja wissen, daß das äußere Gewand auf einen weiblichen Körper so wunderbar verschönernd wirkt. Nur an Eins konnte sie sich nie gewöhnen – an glänzenden Schmuck, an blitzendes Gestein und ihre persönliche Erscheinung künstlich erhebende

Blumenzier. Sie mochte es nicht leiden, ihr von Natur schönes und wie Seide glänzendes Rabenhaar, das sich in natürlichen Locken um Schläfe und Nacken trüfelte, durch irgend eine äußere Zuthat in ein auffallendes Licht zu setzen, und auf ihren Fingern, wie um ihren sanft gebogenen Hals wollte es Niemandem gelingen, irgend einen Ring, eine Kette, ein glänzendes Spielwerk zu befestigen. Nur das Natürliche hatte für sie Werth und Reiz und – sie hatte instinktmäßig Recht – mit ihrem schwarzen Haar, ihren funkelnden Augen, ihren blitzenden Zähnen konnte sich so leicht kein anderer Glanz vergleichen, wenn sie im Ganzen auch weit davon entfernt war, eine Schönheit zu sein, wie Sophie es in jeder Beziehung war. Eine Schönheit in ihrer Art, wenn man Geist, Gemüth und Leib als einiges, unzertrennliches Ganze betrachtet, war sie gewiß, dafür hielt sie wenigstens Einer in Brenkowitz unter allen Umständen, wovon wir sogleich zu sprechen haben werden.

Im Laufe des Winters, den wir jetzt vor uns haben und den wir, auf allgemeine Andeutungen uns beschränkend, nur im Fluge durcheilen, sprach sie oft und namentlich gegen Joseph nur einen Wunsch aus – den, in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen zu werden. Da sie, wegen ihrer vorgerückten geistigen Fähigkeiten und in ihrer abgesonderten Lage, schon in Bremen den nothwendigen Religionsunterricht genossen hatte,

so war sie allerdings schon auf diesen bedeutungsvollen Schritt vorbereitet, und der Pfarrer in Brenkowitz, der in seinem gläubigen Sinne gewiß nur mit Auserlesenem zufrieden war, erklärte, im Februar der Baronin und Joseph Sohn, daß er sie für reif zur Confirmation halte.

»Ach ja,« sagte Joseph mit einem stillen Seufzer, »reif ist sie schon lange dazu, und da sie sich sehnt, den Kelch zu trinken, den der von ihrem Volke Verrathene getrunken hat, so lassen Sie ihr denselben zu Theil werden, ich bitte darum.«

So wurde Rachel um Ostern des nächsten Jahres – was sie so sehnlichst zu werden gewünscht hatte – eine Christin, und da sie als solche fernerhin füglich nicht mehr Rachel Schawai heißen und genannt werden konnte, so hatte man ihr einen christlichen Namen ausgesucht.

Diesen ihren christlichen Namen müssen wir jedoch nothwendig dem Leser verschweigen, denn unter diesem Namen ist Rachel seitdem in die Welt getreten und hat ihn durch ihr Talent zu einem glänzenden zu machen gewußt. Es würde von unsrer Seite mehr als eine Indiscretion sein, wollten wir hier Jedermann mit diesem Namen bekannt machen, denn nur unter der Bedingung, die Vergangenheit der berühmten Künstlerin, die wir jetzt in Rachel bewundern, zu verschweigen oder wenigstens zu verhüllen, haben wir von ihr und ihren Angehörigen die Erlaubniß erhalten, ihre Schicksale zu veröffentlichen. So bleibt für uns also Rachel, was sie war, die kleine Jüdin aus der Judenstadt zu Prag, und wir verlieren nicht

viel dabei, da es sich hier weniger um den Taufschein einer bedeutenden künstlerischen Erscheinung, als um den innern und äußeren Entwicklungsgang einer von Gott auserlesenen Seele handelt.

Doch wir müssen jetzt, bevor wir uns in die ernstere Handlung der vorliegenden Erzählung vertiefen, noch zweier Verhältnisse gedenken, die in diesem Winter ebenfalls zur Entwicklung gelangten, und die, wie wir sie schon langsam erblühen sahen, endlich die Frucht ansetzten, die wir in der Ueberschrift dieses Kapitels angedeutet haben.

Das erste dieser Verhältnisse bezieht sich auf Rachel und Werner von Haldrungen. Wenn man an das Spiel eines blinden Verhängnisses, oder lieber an die still wachende Sorgfalt einer göttlichen Vorsehung glauben will, so muß man annehmen, daß diese letztere selber Rachel in das Schloß des Freiherrn von Haldrungen habe führen wollen, um hier ihrem Schicksal sein künftiges Gepräge ausdrücken zu lassen. Auch Werner nahm, vom ersten Augenblicke an, wo er Rachel sah, ihre Erscheinung als einen Wink aus, den die Vorsehung ihm gab, um durch sie seinem ferneren Leben Gehalt und Gestalt zu verleihen. Wenigstens sprachen dafür alle seine jetzigen und künftigen Handlungen. Anfangs freilich sprachen sich diese Handlungen nur in beinahe noch knabenhafter Ergebenheit und Sorgfalt aus, bald aber, sehr bald, wie sich in Werner Alles im Fluge entwickelte, nahmen sie einen ernsteren Charakter und eine tiefere Bedeutung an. Er sah und erkannte in dem talentvollen Judenkinde,

wie er unzählige Male Jedermann erzählte, der es hören wollte, ein großes musikalisches Genie; und darin hatte er ganz Recht, das müssen wir ihm zugestehn. Nun hatte er sich aber selbst innerlich für, sein ganzes Leben der Musik geweiht, und da war es denn natürlich, daß Rachel für ihn noch eine viel stärkere Anziehungskraft besaß. In den ersten Monaten, während Rachel in seiner Nähe lebte, äußerte sich diese Anziehungskraft einfach in einer fast brüderlichen Hingebung, in einer bewundernden Sorgsamkeit, in einer nur in' einzelnen Kleinigkeiten sich aussprechenden Aufopferung Anmäcig jedoch, als Rachel die im weiblichen Leben so auffallende Wandlung durchging, als sie sich entfaltete, als das Weib in ihr durch ihre Formen und Eigenschaften an's Licht brach, da trat an Stelle der brüderlichen Hinneigung und Aufmerksamkeit ein wärmeres Gefühl, und Werner's entschlossener Charakter, sein offenes ritterliches Wesen, sein jugendlich brausendes Herz hielt es für etwas ganz Natürliches, seine ganze männliche Neigung, die Urkraft seiner Seele an das Wesen zu binden, welches ihm von allen, die er je gesehn, als das edelste, reinste, vollkommenste erschien.

Seiner nächsten Umgebung, die mit sich selbst so viel zu thun und zu kämpfen hatte, wie wir bald sehen werden, fiel das nicht besonders auf. Werner war ja vom ersten Augenblick an ein warmer Freund und Lobredner Rachel's gewesen, als sie fast noch ein Kind war, warum sollte er es jetzt nicht mehr sein, da sie eine Jungfrau ward, wie alle Mädchen einst Jungfrauen werden? Daß

ihre Kunstfertigkeit ihn hinriß, daß sie ihn spornete, unter seines wackeren Lehrers Leitung ebenfalls auf eine höhere Stufe der Kunst zu steigen, das war ja unter den bestehenden Verhältnissen, die dem jungen Edelmann keine Schwierigkeiten in den Weg legten, die ein minder Begüterter überwinden muß, ein ganz natürliches Ding. Daß diesem Streben, ein gleich hohes Ziel zu erreichen, ein leidenschaftlicher Drang, eine heißere Neigung zum Grunde liege, oder daß sie sich daraus entwickeln könne, das glaubte, das erwartete Niemand, und so ging das Schicksal mit diesen Beiden ruhig seinen Weg, unaufgehalten wuchs der Riese der Leidenschaft auf, und als man erst erkannte, daß man Fesseln und Banden beschwören müsse, um ihn zu binden und zu halten, damit er nicht in's Abenteuerliche wachse, ach, da war der Riese in ihm zu stark geworden und spottete der menschlichen Ketten, die seinen göttlichen Schwung, wofür er ihn selbst hielt, nicht mehr zu hemmen vermochten.

Wenn aber diese unvermerkt zur Leidenschaft sich ausdehnende Neigung nur langsam wuchs und sich äußerlich auf eine höchst harmlose Weise aussprach, so daß Niemand daran Anstoß nehmen konnte, so war Rachel's Benehmen vollkommen geeignet, eine etwa dagegen aufsteigende Besorgniß ganz zu beseitigen. Denn Rachel hatte von der doppelten Bedeutung der tausend Aufmerksamkeiten ihres jungen Freundes durchaus keine Ahnung. Ganz allein ihrem stillen unablässigen Streben ergeben und mit ganzer schwesterlicher Neigung ihrem älteren Gefährten anhängend, freute sie sich zwar der

künstlerischen Theilnahme Werner's, sie war ihm dankbar für alle seine Bemühungen, ihr das Leben angenehm zu machen, aber Liebe – Leidenschaft, nein! die kannte ihr einfaches, kindliches Herz noch nicht, denn das Herz allein war das Einzige an ihr, was noch lange kindlich war und blieb, nachdem sie an leiblicher Entwicklung, an Jahren, Verstand und Geist längst den Kinderschuhen entwachsen war. Auch gewöhnte sie sich an Werner's in-niger Bemühung, ihr zu gefallen, ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehn, sehr bald, er war ihr ja vom ersten Augenblicke an so liebevoll und gütig entgegengetreten, warum sollte sie also etwas Besonderes darin finden, wenn er mit dieser liebevollen Güte gegen sie zu verfahren fortfuhr?

So ging sie denn ruhig, unangefochten, ahnungslos ihre Bahn, sie genoß den Tag, der ihr Freude und Glück bot, und sie dankte Gott im Stillen dafür, daß er ihren Weg also geebnet und durch Joseph's Vermittelung sie dem traurigen Schicksal entrissen hatte, das ihr ohne denselben sonder Zweifel zu Theil geworden wäre. –

Gehen wir zu dem zweiten Paare über, welches wir hier zu schildern haben. Das Verhältniß zwischen Sophie und Joseph gestaltete sich auf eine wesentlich von jenem sehr verschiedene Weise. Aufgeklärter über sich selbst und Andere, der Verschiedenheit ihrer Stellung sich bewußt, lebten sie ruhiger neben einander fort, und wenn sich ein Gefühl warmer Ergebenheit deutlich in ihrem

gegenseitigen Verhalten aussprach, so behielten sie immer mehr im Auge, was sie in Wirklichkeit von einander trennte, als was sie in Hoffnung mit einander verband.

Joseph vor Allen vergaß nie einen Augenblick, in welchem Verhältniß er zu Sophien stand. Er war Lehrer im Hause ihres Vaters, er aß sein Brod, er wohnte unter seinem Dache. Und Joseph war ein viel zu vernünftiger, besonnener und dankbarer Mensch, um dies Verhältniß nicht im tiefsten Herzen richtig zu würdigen und sein Verhalten danach in jeder Weise einzurichten. Dennoch aber war er kein unempfindlicher Mensch, er hatte Sinne, wie jeder Andere, ein warmes Herz, wie Wenige, und einen aufwärts strebenden Geist, wie selten ein junger Mann. Er sah und fühlte also, was für ein kostbarer Schatz in Gestalt Sophiens täglich in seiner Nähe war, er war sich bewußt, daß dieser Schatz ein köstliches Kleinod sei – aber daß dieses Kleinod für ihn geschaffen sein könne, daran dachte, daran wagte er keinen Augenblick zu denken. Erst langsam, langsam kam eine Art fluthender Bewegung in sein nur den Pflichten seines Berufes ergebenes Herz. Allmähig nur fühlte er seinen Puls lebhafter schlagen, wenn er, gleichsam im klaren Sonnenscheine des täglichen Lebens, Sophiens Vollkommenheiten sich glänzender entwickeln sah, – empfand er eine Unruhe, wenn er sie nicht zu der bestimmten Zeit an der bestimmten Stelle fand, und eine namenlos wonnige Beruhigung, wenn sie an seiner Seite saß, seinen Belehren ein aufmerksames Ohr schenkte, seinen Worten

lauschte, seinem offenen Blicke mit innerem Verständniß seiner Gedanken entgegenstrebte.

Wie aber selten oder nie zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts lange in einem Hause unter ähnlichen Verhältnissen zusammen leben können, ohne sich gegenseitig ihres Werthes bewußt zu werden, dann aber diesen Werth unwillkürlich austauschen, sich an die Stelle des Anderen setzen und so plötzlich das Gefühl der Liebe sich zwischen ihnen kund thut, so war es auch hier der Fall. Ach, und gerade der Bruder Sophiens war es, der das gegenseitige Verständniß unwillkürlich auf jede Art begünstigte. Werner konnte, auf Spaziergängen zum Beispiel, Rachel nur vollkommen genießen, wenn Joseph durch einen Andren beschäftigt wurde, und so war es natürlich Sophie, die ihm hier zur Handhabe seines Glücks dienen mußte. Joseph war dabei nicht immer scharfsichtig genug, das unter einer so freundlichen Maske verborgene Geheimniß dieses Verfahrens zu durchdringen. Auch war der Becher, den Werner ihm reichte, zu kostbar und der Trank, den er ihm an die Lippen hielt, zu süß, um ihn nicht zum begierigen Genusse einzuladen, und gerade ein süßer Trank berauscht unsern Geist am leichtesten, da er so verführerisch duftet und so lieblich schmeckt. Plötzlich, als Joseph zur Besinnung kam, als er die Augen aufschlug und die allmächtige Sonne an seinem Erdenhimmel blitzen sah, ach, da waren die Strahlen dieser Sonne schon zu mächtig, als daß sie das Eis, welches er innerlich um seine Brust zu ziehen sich bemühte, nicht hätten schmelzen sollen, da war der Blitz schon aus den

Wolken gefahren und hatte gezündet, und es fehlte an allen Mitteln, dies gefährlichste aller Feuer zu dämpfen.

Und dennoch kämpfte er redlich, der wackere Joseph, dennoch sagte er sich hundertmal des Tages: »Welche Thorheit!« – Aber diese Thorheit kehrte sich nicht daran und wühlte sich immer fester und tiefer – in seine Brust ein, bis sie sie endlich überfüllte, in sein Gehirn stieg und ihm die Beurtheilungskraft der bestehenden Verhältnisse raubte. Da war denn das Unglück – er selbst hielt es dafür – geschehen; vergebens war nun alles Ringen, denn er hatte in Sophiens Augen eine Schrift gelesen, die, einmal erst entziffert, nie wieder aus unsrer Erinnerung zu löschen ist, und diese Schrift hatte in Flammenzügen ihm die Worte enthüllt: »Wie Du mir thust, so thue ich auch Dir!«

Was nun anfangens Fliehen – weit, weit weg? Wohin? Alles hinter sich lassen und nur das ehrenhafte Bewußtsein retten, nicht gefrevelt zu haben? Rettete er denn dies Bewußtsein, wenn er Sophien ihrem Jammer überließ? Ja, vor ihren Eltern, ihren Verwandten rettete er es, aber auch vor ihr selber? Nein, denn das Bewußtsein der Ehre gegen die Geliebte besteht ja in der dauernden, treuesten Gegenliebe, und sollte er diese opfern? Nein, nun und nimmermehr, lieber untergehn, lieber ermordet werden von dem rauhen, jähzornigen Vater, aber nicht feige sein, nicht fliehen. So blieb denn sein Fuß wie gebannt an Ort und Stelle, und wie in ihn gebannt ging, wuchs, erstarkte mit ihm eine Leidenschaft, für die auch Joseph Sohn geschaffen war, für die Leidenschaft einer ernstesten,

gränzenlosen, innigen Liebe, wie sie nur ein rein aus Gottes Hand hervorgegangener und noch nicht von den Lüsten und Sünden der Welt befleckter Jüngling empfinden kann.

Bei Sophien dagegen erzeugte und zeigte sich diese Neigung ohne allen Kampf gegen Sitte, Herkommen und väterliche Autorität. Denn Sophiens Neigung begann mit der gefährlichsten Verbindung derselben, mit einer hohen Achtung vor den vortrefflichen Eigenschaften dieses seinem Stande nach so unbedeutenden, aber seinem Herzen, seinem Geiste, seiner Leistungsfähigkeit nach so bedeutenden jungen Mannes. Wenigstens erschien er *ihr* als ein solcher. Von Anfang an, schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in jener Felsgrotte, dann noch mehr in jener seltsamen Nacht im böhmischen Gebirge, hatte Joseph Sohn auf sie den Eindruck eines redlichen, willenskräftigen und dabei edlen Mannes gemacht. Als sie ihn dann nach Jahren unerwartet im Hause ihres Vaters wiedersah, behagte ihr dieses Zusammentreffen sehr und sie fand sich aufgelegt, nicht allein Nutzen aus dem geistigen Verkehre mit ihm, sondern auch Unterhaltung in ihrer abgetrennten äußerlichen Lage zu ziehen. Von der Mutter hatte sie damals wenig, die Tante liebte sie nicht, den Vater – leider! achtete sie nicht, konnte sie nicht achten – da kam schließlich der heißblütige Werner mit seiner so wohl gemeinten Meldung: »Weißt Du, wer dieser Mann ist, was er gethan, wie er das arme Judenkind aus Elend und Sünde gerettet?« – Ach, diese Rettung Rachel's war kurz nach der Zeit geschehen, wo sie

ihn zum letzten Male gesehn, das kleine Thier, der Hund, den sie selbst, um ihn gegen den Regen zu schützen, einst auf den Arm hatte nehmen wollen, lag jetzt auf Rachel's Armen – und diese Meldung Werner's schlug wie ein Blitz in ihre eigene Brust, sie erleuchtete hell, verklärte fast vor ihren Augen die Gestalt, das Antlitz, das Herz, die Seele dieses Mannes, und wenn ein junges fühlendes Weib einen solchen Blick auf einen solchen Mann thut, dann thut sie ihn selten vergebens und auch Sophie that ihn, wie wir sehen, nicht vergebens.

Hierzu kam noch die seltsame, wunderbare Vorliebe ihrer Mutter für denselben Mann, eine Vorliebe, die sich in Allem, in jedem Worte *über* ihn, in jeder Handlung *für* ihn gegen Jedermann aussprach. »Wenn meine Mutter, diese vortreffliche Frau, diesen Mann so hoch schätzt und ihm wohl will, warum sollte ich, ihre Tochter, nicht ein Gleiches thun, da ich ihn auch meiner Achtung für würdig halte?« fragte und antwortete sie sich selbst unzählige Mal. Da war denn freilich nicht mehr Viel übrig zu jenem letzten Schritt, der sich im Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren so leicht vollbringen läßt, da wuchs denn langsam, aber fest, allmähig, aber tief, eine Neigung, die Keiner von allen Bewohnern des Hauses vorausgesehn hatte, und Sophie, sich dieser Neigung wohl bewußt, fragte sich nicht: Ist es Dir auch erlaubt, diesen Mann zu lieben? Wird Dein Vater es gut heißen? Nein, das fragte sie sich nicht, denn die Natur hatte ihr ihren Weg gezeigt, diese Frage aber hätte ihr nur die Sitte der Menschen vorgelegt, und, so stark diese Sitten auch

sein mögen, die Natur überflügelt sie bei Weitem, denn die Natur herrscht unwandelbar in den Herzen der Menschen und kein Gesetz, kein Wille, keine Nothwendigkeit rottet sie aus ihm aus.

So gingen denn auch diese beiden jungen Menschen mit ihrer großen Last und doch mit ihrer noch größeren Wonne im Herzen neben einander hin. Sie wußten wohl, welche Allgewalt sich tief in ihrer Brust regte, sie wußten wohl, was für ein Feuer ihre Seelen verzehrte, aber gesagt, gestanden hatten sie sich diese Wonnelast noch nicht. Ein Einziger im Hause vielleicht war ihr stiller Vertrauter, dieser Einzige aber, oder vielmehr diese Einzige, die Mutter, freute sich mehr dieser Neigung, als daß sie sie gefürchtet und gehindert hätte. Warum? O, wer vermöchte das zu sagen! Aber ein edles, fühlendes, unglückliches, vielleicht durch ähnliche Liebe unglückliches Weib hat einen Scharfblick, der so groß ist wie ihr Wunsch, daß auch Andre ihr verlorenes Glück kennen lernen sollen, selbst auf Gefahr, daß diesem Glücke das eigene Unglück folge. Mehr können wir, dürfen wir hier noch nicht sagen, das Räthsel wird sich lösen und das Geheimniß wird sich aufklären, wenn es Zeit dazu ist.

Soviel nur wollen wir jedoch noch hinzufügen, daß die Baronin, nachdem sie die Bemerkung zu machen geglaubt, ihre Tochter und den Hauslehrer verbinde ein wärmeres Gefühl, nichts that, was dieses Gefühl auch nur im Geringsten ermuthigt und befördert hätte. Das wäre gegen ihr Gewissen, ihre Pflicht gewesen, und Henriette

von Haldrungen hatte ein zartes Gewissen – ach, vielleicht viel zu zart für ihr Glück – und ein reges Pflichtgefühl. Nur zu Gott aufblickend, sagte sie: »Wie Du willst, Vater da Oben – denn Du leitest ja doch alles Irdische, wie Du willst, und unser Sträuben und Stemmen dagegen ist nichts als das Krümmen eines elenden Wurms, das kein Sandkorn bewegt.«

ZWEITES KAPITEL. DER BRITISCHE NARR.

So war den Bewohnern von Brenkowitz der Winter vergangen, ohne daß sie eigentlich wußten, wo er geblieben war. Vergnügter, glücklicher war daselbst noch nie ein so trauriger Lebensabschnitt verflossen, wie eben ein harter und langer Winter auf dem Lande ist, wenn man wegen schlechter Wege nicht aus und ein kann, keine Gesellschaft hat und alle Tage Nichts als den bleiernen Himmel über sich sieht, die Winde in den Lüften brausen hört und im engen Zimmer sitzen muß, das nur wenige Stunden lang ein mattes Tageslicht erleuchtet. Diesmal aber war Geselligkeit und Unterhaltung genug auf dem Schlosse gewesen, man war auch bisweilen zu Schlitten zu irgend einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft gefahren und hatte ihm einen kürzeren oder längeren Besuch abgestattet, aber an diesen Parthien hatten niemals Alle Theil genommen, denn die Baronin und Rachel waren stets zu Hause geblieben und Joseph hatte sich nur zweimal auf Werner's Bitten entschließen können, die Geschwister zu begleiten, die den beiden älteren Damen

stets hatten folgen müssen. Diese lästigen und langweiligen Besuche – denn schon gefiel es den beiden Geschwistern nirgends mehr als zu Hause – waren nun vorüber und es kam die wonnigliche Zeit, wo man wieder ungetrennt die Zimmer verlassen und sich an dem Athem der neugeborenen Natur erfreuen konnte. Wie mit den Flügeln des dahinrauschenden Windes waren die bleigrauen schweren Wolken in die Ferne geflogen, und der glänzende Strahl der siegreich emporsteigenden Sonne war goldener, wärmer geworden, so daß er Wald und Flur in das schimmernde Gewand des Frühlings kleidete. Aufgebrochen war das erste Laub der Bäume, die Wiesen und Felder hatten sich mit leuchtendem Smaragd bedeckt, in den Lüften wirbelten jubelnd die Lerchen und in den Gebüsch um das Schloß herum ließ sich von Zeit zu Zeit das wonnige Lied der Nachtigall vernehmen.

Um diese Zeit war es, wo man sich oft an einem milden Tage und bei heiterem Sonnenschein hinaus in's Freie begab, um die neuerstandene Flur von dem uns bekannten Hügel aus zu betrachten, wohin Sophie und Joseph am liebsten gingen, oder am murmelnden Bache, der Brenke, entlang zu wandeln, der anmuthig über Kiesel rollte, eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt, den kleinen See durchschnitt, bis er endlich in vielfältigen Windungen an einem der schönsten Punkte der Küste die Ostsee erreichte.

Auf Werner's Veranlassung aber begaben sich die beiden jungen Männer auch öfter allein zu Pferde in die entfernter gelegene Umgend; nur nach Norden, dem Meere

zu, durften sie sich nicht wagen, da ihnen die Damen das Versprechen abgenommen hatten, nur in ihrer Gesellschaft den ersten Anblick der See zu genießen, ein Versprechen, was Beide unverbrüchlich hielten. Joseph hatte zum ersten Mal in seinem Leben auf dem Gute ein Pferd bestiegen, wo es einige große und schnell laufende Ponies von jenem litthauischen Schlage gab, der sich jetzt, als so zweckmäßig zu jederlei Gebrauch, über ganz Norddeutschland ausgebreitet hat. Joseph war hierin ein eben so gelehriger Schüler gewesen, wie Werner in anderen Dingen, und nicht lange dauerte es, so jagte er an der Seite seines Freundes über das Gefild, daß der Sand weit hinter ihm aufflog, ohne ihm ein andres Gefühl als das eines köstlichen Wohlbehagens zu gewähren. Sobald er nach Werner's Meinung so weit gekommen war, daß er sich keine Blöße mehr gab, sollte auch Sophie und Rachel an diesem Vergnügen Theil nehmen, und dann hatte man im Sinne, die längst beabsichtigte Parthie nach der See anzutreten.

Es war ein herrlicher Maitag; von den saftig grünen Saatfeldern, durch die ein leiser Südwind strich, stieg ein balsamischer Duft in die klare Nachmittagsluft empor, als Werner und Joseph zu Pferde den Weg nach Süden einschlugen, der nach Neustadt führt. Beide waren fröhlich gestimmt, wie es in ihrem glücklichen Alter der Mensch so leicht ist, und ritten langsam in gemüthlichem Gespräche den Sandweg entlang, auf dem Joseph und Rachel einst gefahren waren, als sie zum ersten Mal von ferne Brenkowitz vor sich liegen sahen.

»Es ist wirklich eine herrliche Lust,« sagte Joseph, »auf dem Rücken eines so munter schreitenden Thieres durch die Welt zu fliegen. Alles sieht ganz anders aus und man hat von sich selbst und seiner erhabenen Stellung einen weit höheren Begriff, als wenn man langsam zu Fuße sich durch den Sand quälen muß.«

»Natürlich, das ist ja das stolze Reitergefühl, von dem die alten und modernen Ritter so oft Gebrauch gemacht haben und noch machen, um sich als etwas Besseres zu träumen, denn die armselige Welt, die zu Fuße sich mühsam den Garten Gottes beschaut. Sie haben übrigens das Reiten sehr bald gelernt, das ist ein angebornes Geschick, was nicht allen Menschen zu Theil wird. Schon als Sie zu Pferde stiegen, sah ich, daß Sie Talent dazu haben, wie ein Fisch zum Schwimmen oder wie Rachel zum Klavierspiel.«

Joseph lächelte behaglich über die beiden Vergleiche, die seinen logischen Geist nicht recht befriedigen wollten. »Talent,« sagte er, »hat der Fisch zum Schwimmen nicht, Werner, wohl aber eine natürliche Anlage, denn die Vorsehung hat ihn ganz allein für das Wasser bestimmt. Mit Rachel dagegen haben Sie Recht, die hat Talent zum Klavierspiel.«

»O, sollte die Natur sie nicht dazu bestimmt haben, wie den Fisch zum Schwimmen?«

»Möglich; doch ganz so gewiß und ausschließlich dazu ist das nicht der Fall, wenigstens könnte man es nicht beweisen.«

»Ach was, solche Beweise sind nur für die Gelehrten, für mich aber ist es ein Grundsatz, daß Rachel Anlage und Talent zu ihrer Kunst von der Natur empfangen hat. – Sie haben Beides zum Reiten, wiederhole ich, sonst hätten Sie es nicht so bald gelernt.«

»Dann wäre ich also nach Ihrer Meinung ein geborener Ritter?«

»Na ja, da wären Sie auch was Rechtes! Ich bin zum Beispiel einer, und was hab' ich davon?«

»Wenigstens eine gute Aussicht in die Zukunft,« sagte Joseph nach kurzem Nachdenken, das Wort Werner's in seiner weiteren Bedeutung auffassend.

Werner nahm seine Meinung ebenfalls auf, denn Beide verstanden sich vortrefflich. »Die haben Sie auch,« sagte er ernster, als er vorher gesprochen.

»Ich wüßte nicht, auf welche Weise.«

»Ein Mann wie Sie, *muß* eine Zukunft haben.«

»Muß? Das klingt seltsam. Stellen Sie mir freundlichst mein Horoskop.«

Werner lachte. »Eigentlich,« sagte er, »sollte ich Sie für Ihr geringes Vertrauen auf die waltende Fürsorge der Vorsehung strafen und Sie mit Ihrer Forderung an Tante Sibylle verweisen.«

»Nun ja, die würde mir ein schönes Horoskop stellen!«

»Wer weiß! Das liegt ja nicht in meiner Tante Hand und Willen, sie muß ja nach Ihren Anlagen und nicht nach ihren eigenen Wünschen urtheilen.«

»Wenn es aber in ihrer Hand läge, was würde sie mir dann wünschen?«

»Nun, ein Rittergut wahrhaftig nicht, obgleich Sie in nicht gar langer Zeit ein trefflicher Reiter sein werden. Aber was schwatzen wir wie zwei Knaben – halloh, Galopp! Da drüben vom Gute her kommen die Damen, wenn ich mich nicht irre. Nun zeigen Sie einmal, was Sie können.«

Beide sprengten seitwärts in einem Halbkreise dem Punkte zu, den sie von Weitem die Damen erstreben sahen, und bald waren sie bei ihnen, die sich freuten, so unverhofft Meister und Schüler im gegenseitigen Austausch ihrer Fähigkeiten bei einander zu finden und auf ihrem Spaziergange zu begegnen. Da gerade ein Bauer vom Gute des Weges daherkam, so stiegen die jungen Männer ab, ließen die Pferde nach dem Hofe führen und schlossen sich den Damen an.

So wandelten sie bald langsam den Hügel zur alten Linde hinan, die Baronin ging mit Sophien und Joseph voran, Rachel und Werner folgten noch langsamer hinter ihnen her.

»Ich fühle mich heute recht wohl,« begann die Baronin das Gespräch; »wenn das Frühjahr im Verhältniß des besseren Wetters so günstig auf mich wirkt, wie der verflossene Winter es gethan, dann prophezeihe ich mir eine vortreffliche Gesundheit in diesem Jahr.«

»Schon wieder eine Prophezeihung!« dachte Joseph, senkte dabei den Kopf und schwieg.

»Stimmen Sie mir nicht bei, Herr Sohn?« fragte die Baronin, die eine Antwort von dem Hauslehrer erwartet hatte.

»Von ganzem Herzen, gnädige Frau! O ja, und ich freue mich, daß Sie sich in dieser köstlichen Luft so wohl fühlen. Mag Ihr heutiges Befinden in jederlei Beziehung von langem Bestande sein!«

»In jederlei Beziehung! Das ist zu viel gesagt, ich meinte nur mein körperliches Wohlsein. Ach, ich fühle mich heute ordentlich leicht, mir ist es, als wäre eine Last von meiner Brust gerückt und als besäße ich die Kraft des Fliegens. Das habe ich lange nicht empfunden. Doch das sind eigentlich nur Gefühle der Jugend, wie sie in meinem Alter selten kommen, dann aber das gealterte Herz mit einer eigenthümlichen Wonne füllen.«

»Das bewirkt die frische Frühlingsluft, der klare Himmel und das stille Bewußtsein, daß Gott die Welt mit seinem neuen Segen zu verherrlichen beginnt.«

»Ja freilich, das glaube ich auch. Aber es ist doch sonderbar um die Stimmungen der Menschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wir seltsamen Geschöpfe ahnen manchen Tag nur Trauriges und manchen Tag nur Gutes und Angenehmes.«

»Was ahnest Du heute, liebe Mutter?« mischte sich Sophie in das Gespräch.

Die Mutter schwieg eine Weile, vielleicht vom Steigen etwas außer Athem gekommen, denn man war eben auf der höchsten Spitze des Hügels unter der Linde angekommen, die auch schon einige ihrer Blätter entfaltet hatte.

»Mein Kind,« sagte sie, »wenn ich anders meinem Herzen vertrauen darf, so ahne ich heute nur Gutes, aber leider traue ich meinem Herzen schon lange nicht mehr.«

»Warum nicht?«

»Weil das hoffnungs- und sehnsuchtsvolle Herz des Menschen das Trügerischste ist, was der Mensch besitzt.«

Sophie schoß unwillkürlich einen Gluthblick auf Joseph, der diesen, da er ihn auffing, heftig erröthen machte.

»Immer?« fragte er leise.

»Nicht immer, aber oft. Und ich, ich habe mich oft getäuscht.«

So deutlich hatte sich die arme Frau noch niemals ihren Kindern gegenüber ausgesprochen. Sophie fühlte das. Sie umschlang mit ihrem rechten Arme die schlanke Taille der Mutter und drückte sie lebhaft bewegt an sich. Die Baronin aber stand still, sah der geliebten Tochter einen Augenblick tief in die Augen und küßte sie dann auf die Stirn. »Ja, ja, Sophie,« sagte sie, »so ist es. Mögest Du Dich nicht so oft im Leben täuschen, wie ich, das ist mein herzlichster Wunsch.«

»Und ich schließe mich demselben aus ganzer Seele an,« wagte Joseph halb laut zu sagen.

Sophie richtete einen sanften Blick auf ihn, als wollte sie ihm danken.

Nach diesem ernsteren Gespräch kamen sie auf gleichgültigere Dinge und betrachteten dabei die Gegend ringsum, aus deren weiten Gefilden überall ein lebhaftes Grün hervorleuchtete und dadurch einen angenehmen Eindruck auf die Gemüther der Anwesenden hervorbrachte. Da sich jedoch bald darauf die Sonne hinter einer grauen

Wolke versteckte, die Luft kühler wurde und der Abend näher rückte, so schlug man langsam den Heimweg ein.

Eine Stunde später war man wieder in dem gewöhnlichen abendlichen Versammlungszimmer, dem großen Saale, um den Flügel vereinigt. Die Baronin fühlte sich von dem Gange und der Frühlingsluft ermüdet, setzte sich daher in die Ecke eines Sophas, ließ einen Augenschirm vor die große Lampe stellen, die auf dem Tische stand, und hörte aufmerksam dem Spiele der jungen Leute zu, das seine heiteren Klänge sehr bald vernehmen ließ.

Bald darauf traten Tante Sibylle und Fräulein Ursel ein; Beide begrüßten in ihrer gewöhnlichen kalten Weise die Gesellschaft und ließen sich dann, mit einer Stickelei beschäftigt, dicht unter der Lampe nieder, wo sie ebenfalls schweigend dem Trio zuhörten, welches Rachel, Werner und Joseph für den heutigen Abend zu ihrer Uebung bestimmt hatten.

Letztere hatten eben das Andante ihrer Sonate beendet und nickten sich, befriedigt von der wohlgerathenen Leistung, gegenseitig zu, als die Thür mit einigem Geräusch geöffnet ward und der Baron in seiner gewöhnlichen lauten Weise in's Zimmer polterte. Er war in der Nachbarschaft zu einem Diner gewesen und kam in rosigster Laune davon zurück. Sein Gesicht glühte von dem genossenen Champagner, aber seine Bewegungen waren fast noch schwerfälliger als sonst. Als er ziemlich kräftig einen allgemeinen Gruß gesprochen und sämtliche

Anwesende denselben durch Aufstehen und einige Worte erwidert hatten, ging er auf das Sopha zu, wo seine Gemahlin sitzen geblieben war, bot ihr einen besonderen Gruß und küßte ihr – eine sehr seltene Ehrenbezeigung seinerseits – die Hand. Dann warf er sich mit lässiger Hefigkeit auf einen Sessel in der Nähe des großen Tisches und schaute sich behaglich im Kreise der Seinen um, die sich alsbald mit Ausnahme der Baronin in seiner Nähe versammelt hatten,

»Nun, Leopold,« begann Fräulein Sibylle, »Du bist ja schon sehr früh zurückgekehrt, wir erwarteten Dich wenigstens nicht so bald. Hast Du Dich nicht amüsirt, oder war die Tafel schlecht?«

»Bei unserm guten Nachbar auf Seidelwitz ist sie nie recht besonders – hmhm! Nur sein Wein ist vortrefflich, haha! Und ich habe mich köstlich an seinem Heidsiek gelabt – süperbes Haus!«

»Wer war denn sonst noch da? Erzähle uns, was Du erlebt hast.«

»Erlebt, Sibylle? Du scherzest wohl! Was soll man denn bei einem Diner erleben? Geschwätzt freilich wurde genug und der dicke Graf war ganz aus dem Häuschen mit seinen Neuigkeiten.«

»Dann wundere ich mich nur, daß Du nicht länger geblieben bist.«

»O, ich will morgen zum Grafen hinüber, zum Frühstück, und da dachte ich, es wäre besser, wenn ich etwas früher zur Ruhe käme. Heißa, Kinder, da bin ich – nun laßt einmal Etwas von Eurer Dudelei hören!«

»Sogleich, lieber Bruder, Du wolltest uns aber erst einige von den Neuigkeiten des Grafen erzählen.«

»Wollte ich das? haha! Die würden Euch stillen Haus-hockern eben nicht erbaulich klingen, aber halt – Eins weiß ich, was Euch interessiren wird.«

»Nun und was wäre das?«

»Ja, denke Dir, Sibylle, wir haben nun endlich, unsern neuen Nachbar in der Nähe – da oben an der See auf dem neuen Schlosse –«

»Was, der englische Lord ist wirklich selbst gekommen?«

»Meiner Seele, dieser britische Narr ist angelangt, und er muß ein durchtriebener Kauz sein, wenn das wahr ist, was man von ihm hört. Diese Herren Engländer! Was sie für Launen und Einfälle haben, es ist zum Lachen! Dieser Mensch zum Beispiel ist nach unsern Begriffen ein Millionair, könnte in London, Paris, Berlin oder Rom leben, und ist ein so verrückter Sonderling, sich an unsrer stillen, melancholischen Küste eine Villa zu bauen, als wollte er wie eine Möwe da leben, Bernstein fischen, Kartoffeln bauen und Spiritus brennen. Nein, Gott sei Dank, daß ich kein solcher Sonderling bin!«

»Wenn das alle seine Sonderbarkeiten sind, daß er sich hier angekauft und angebaut hat,« sagte Werner ruhig, »so sind sie noch sehr zu ertragen. Ich finde das gar nicht sonderbar. Hier haben sich schon mehrere Edelleute angekauft, und Du selbst, Vater, hast ja Dein schönes Gut in Hannover mit diesem vertauscht.«

»Rede nicht so unvernünftig, Werner,« fuhr der Baron derb heraus, »und vergleiche solchen englischen Hasenfuß, solchen Weltdurchschwärmer, solchen Mondscheinhelden mit mir und Meinesgleichen. Ich bin ein Deutscher, wir Alle sind Deutsche, und das ist unser Land, unsre Heimat, unser Eigenthum. Was hat solch' ein britischer Lord hier zu suchen? Will er uns wie überall das Leben vertheuern und seine verrückten Gewohnheiten einimpfen? Mag er in seinem Nebellande bleiben oder sein Geld in das atlantische Meer werfen; mir ist es einerlei, aber unsre gute deutsche Sitte soll er mir nicht mit seinem indischen Golde verderben. Hol' ihn der Teufel!«

»Ja, Du hast Recht, Leopold, und Du, Werner, sammle erst Erfahrung, ehe Du über solche Dinge mitsprichst,« sagte Fräulein Sibylle mit einem grimmigen Seitenblick auf den schweigend und bewegungslos dastehenden Hauslehrer. »Wenn ich einmal so viel Geld hätte, wie dieser englische Narr haben soll – denn ein solcher ist er – dann kaufe ich mich an einem Orte an, wo es schön und romantisch ist, zum Beispiel am Genfersee, aber hier, wahrhaftig, ist es doch gewiß nicht schön.«

»Oho, Tante! Das sagst Du nicht aus Ueberzeugung, sondern blos um dem Vater Recht zu geben. Hier wäre es nicht schön? Geh einmal nach der Küste, gerade dahin, wo die Brenke in die See hinein murmelt und der dicke Hochwald auf den Bergvorsprüngen bis in die Wellen hinausläuft – wo kann es schöner sein als in diesem Lande?«

»Nun ja, darin hat der Junge Recht,« sagte der Baron, etwas besänftigt. »Schön ist die Küste, wo der Herumstreicher sein Schloß gebaut hat, und es soll prachtvoll sein, innen und außen, obgleich ich es noch nicht habe über's Herz bringen können, hinzureiten; denn mich hat es zu giftig geärgert, als ich hörte, daß der alte Graf Bolzahn – Gott habe ihn selig! – das schönste Gut in der ganzen Gegend so heimtückisch hinter unserm Rücken an diesen hergelaufenen Nabob verkauft hat. Halt einmal, wie nennen sie doch das Ding jetzt? Ja, richtig, Downscastle – wie übersetzt man das in unsre Sprache, Herr Sohn?«

»Dünenschloß,« sagte Joseph, sich verbeugend.

»Nun ja, das ist ein ganz passender Name. Dünen liegen genug an der Küste herum.«

»Was hat er denn sonst noch für Sonderbarkeiten, dieser englische Lord?« fragte der hartnäckige Werner seinen Vater. »Bis jetzt habe ich eigentlich noch nichts Sonderbares von ihm gehört.«

»Du bist ein Zweifler, Werner, an Allem, was Dir ein vernünftiger Mensch sagt. Recke die Ohren in die Welt und höre, was draußen vorgeht, anstatt die Nase immer auf die Noten zu richten, was mir auch über kurz oder lang zuwider werden wird.«

Joseph trat einen Schritt vom Tische zurück, da er sah, daß das Gespräch eine so ungemüthliche Wendung nahm, und Rachel folgte seinem Beispiel. Werner aber, durchaus nicht eingeschüchtert, obgleich eine hohe Scharlachfarbe sein Gesicht überlief, behauptete fest

seinen Platz und schien den Kampf mit seinem Vater aufnehmen zu wollen, der ihn tief verletzt hatte, indem er ihm die Musik vorwarf, die sein einziges Dichten und Trachten war. Allein der Baron, nicht gesonnen, an diesem Abend von seinem Thema abzuweichen, fuhr sogleich fort, indem er Werner's Frage beantwortete:

»Was er sonst noch für Sonderbarkeiten hat, fragst Du? Den Spleen hat er, melancholisch ist er, zum Hängen! Alle Tage will er sich erschießen, erdrosseln, ersäufen, und er thut es doch niemals, der dumme Narr!«

»Sagt er selbst, daß er das will?«

»Dummes Zeug – was Du für alberne Fragen thust! Du kommst mir heute wie ein Kind vor. Habe ich ihn etwa schon gesehn oder gesprochen? Die Leute, von denen ich herkomme, sagen es, denn er soll aussehen wie ein Gewitter, das eben einen Kirchthurm zertrümmern will.«

»Aussehn!« fuhr Werner unverzagt fort.

»Was die Leute sagen! Das ist mir noch lange kein Beweis, daß diese Leute Recht haben. Erst muß ich einen solchen Mann kennen lernen, bevor ich ihn beurtheile. Die Leute nehmen sich in der Nähe oft ganz anders aus, als in der Ferne.«

»Die Ehre wird Dir bald zu Theil werden!« stieß der Baron hervor, nahm ein Licht vom Tische und schien sich entfernen zu wollen, aus Aerger, daß er da Widerspruch gefunden, wo er keinen erwartet hatte. »Ja, die Ehre wird Dir bald und leider auch uns zu Theil werden. Der Herr Lord – Shorncliffe nennt er sich – denkt daran, einige Besuche in der Nachbarschaft abzustatten, und da wir

ihm die nächsten sind, so wird er sein Mondscheingesicht wohl zuerst in unsern Hof stecken. Haha! Wir werden ihn morgen oder übermorgen in einer goldbeschlagenen Kutsche, drei Mohren hinten aus, Achte lang – lauter Vollblut – hier hereinfahren sehen, und dann wird sich so ein drei Ellen langer Hagestolz, dünn wie ein Licht, mit polirtem Schädel, wasserblauen Augen, steifer Cravatte und doppelsohligen Schuhen präsentiren. Haha! Ich sehe ihn schon, auf Ehre! Es wird ein köstliches Schauspiel sein! Wenn er mir nicht aus den tollen Einfall geräth, hier mitten unter uns sich seinen Gänsehals abzuschneiden. Haha! – Gute Nacht, Kinder, gute Nacht, ich will schlafen gehen.«

Seiner Schwester zunickend wollte er sich eben entfernen, als ein lauter Ruf aus Joseph's Munde ihn plötzlich zurückhielt. Dieser hatte sich zufällig dem Sopha genähert, auf welchem die Baronin saß, und bemerkt, daß sie in die Kissen zurückgesunken war, todtensbleich mit geschlossenen Augen und im Schooße gefalteten Händen dalag und mehr einer Leiche als einem lebendigen Menschen ähnlich sah. »Mein Gott,« rief er laut aus, »was ist der gnädigen Frau?«

Dieser ängstliche, aus einem wirklich besorgten Herzen kommende Ruf übte eine augenblickliche Wirkung auf die im Saale Anwesenden aus. Man sprang von allen Seiten herbei, rief die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen und erschöpfte sich in Bemühungen, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Endlich war es gelungen;

die Baronin schlug die Augen auf, warf einen jammervollen Blick um sich und blieb schließlich mit einem unaussprechlichen Entsetzen auf den kalten Zügen ihres Gemahls haften.

»Was ist Dir?« fragte der Baron mit stupidem Gleichmuth.

Die Baronin schüttelte abweisend das Haupt und fuhr mit der Hand nach dem Herzen; der Baron dagegen, seine Frau unter dem Beistande der weiblichen Verwandten lassend, drehte sich, immer noch sein Licht in der Hand haltend, nach den beiden jungen Männern um und brummte:

»Eine alte Geschichte! Die verfluchten Nerven! Dachte ich mir's doch, daß wir noch lange nicht über alle Berge wären. Schickt sogleich nach Neustadt und laßt den Doctor holen. Der Teufel fängt schon wieder an, sein Spiel hier zu treiben, nachdem kaum ein halbes Jahr vernünftig hingegangen ist. Gute Nacht, Sibylle, gute Nacht!«

Damit zur Thür schreitend glaubte der vortreffliche Gatte Alles gethan zu haben, was seine Pflicht verlangte. Während nun die Baronin in ihr Zimmer und zu Bette gebracht wurde, ließ man rasch ein Pferd satteln und einen zuverlässigen Boten nach Neustadt jagen. Glücklicher Weise fand er den Doctor zu Hause und brachte ihn sogleich mit. Als der Arzt gegen Mitternacht das Schloß erreichte, fand er die Patientin im Schweiß liegen, wahrscheinlich in Folge der Wirkung der Hausmittel, die Tante Sibylle ihrer Schwägerin aufgedrungen hatte. Jene selbst saß am Bette und auf der andern Seite Sophie, während

Rachel, am Fußende kauern, regungslos die Baronin anstarrte und, einer Bildsäule glich, deren Augen allein durch ihren glühenden Schein das Leben verriethen, das in den kleinen Körper eingeschlossen war.

Der Arzt ließ sämmtliche Anwesende das Zimmer verlassen, um sich mit der Kranken ungestört zu unterhalten, und als er nach einer halben Stunde zu den besorgt Harrenden in den Salon zurückkehrte, forderte er vor allen Dingen unbedingte Ruhe für seine Patientin, Geduld und Abweisung aller Aufregung, denn das waren die Mittel, die ihm schon früher bei ähnlichen Zufällen der Baronin von ersprießlichster Wirkung gewesen waren. Schließlich verschrieb er noch ein Recept, das ein Bote wiederum nach Neustadt zur Apotheke tragen mußte, und versprach am andern Abende wiederzukommen. Beunruhigt, wie es seltean geschehn war, schlichen die an dem Wohlbefinden der Baronin Theilnehmenden auf ihre Zimmer, von Herzen Gott bittend, das Leben der ihnen so theuren Frau zu bewahren und ihr recht bald die verlorene Gesundheit wiederzugeben.



Drei oder vier Tage waren seit jenem Abend verflossen – kein Mensch hatte sich bis jetzt die Ursache des so plötzlich erfolgten Unwohlseins erklären können – die Baronin lag matt und wie gebrochen, eine vom Stengel gerissene vertrocknete Lilie, in ihrem Bette, bewegte sich kaum und sprach nur wenige Worte zu Sophie

oder Rachel, die abwechselnd täglich einige Stunden bei ihr zubrachten. Auch Nachts hatten sie nicht von ihrem Lager weichen wollen, aber die Baronin hatte es ihnen ausdrücklich untersagt, wie auch der Arzt, zumal die alte Doris, eine treue und umsichtige Dienerin, sich diesen Liebesdienst nicht nehmen ließ. Sobald aber der Tag graute, schlich Sophie zu der geliebten Kranken, erkundigte sich nach ihrem Befinden und theilte dann den übrigen Theilnehmenden ihre Nachrichten mit. So würde es nun eine Zeit lang bleiben, das wußte man mit ziemlicher Bestimmtheit, denn ähnliche Anfälle waren in früheren Jahren schon öfter dagewesen und hatten die Kranke stets Monate lang an ihr Zimmer, wenn nicht an ihr Bett gefesselt. Die allgemeine Hausordnung litt freilich darunter nicht, aber die fröhlichen genußreichen Abende, das häufige Zusammensein der jüngeren Familienglieder war dadurch arg gestört, abgesehn davon, daß Tante Sibylle ihre kaum ausgegebenen Ansprüche nun wieder erhob und den Herrscherstab über Zeit und Ort des Unterrichts, überhaupt über die Eintheilung der Stunden des Tages ergriff. Allein die Zeit der früheren absoluten Herrschaft dieser lieblosen und hämischen alten Jungfer sollte ein für alle Mal vorüber sein, denn kein Mensch gehorchte ihren Anforderungen und erfüllte ihre Befehle, selbst der sanfte Hauslehrer ward von Werner mit fortgerissen und setzte auf die bisher gebräuchliche Art den Unterricht, die Musikstunden und die abendliche Unterhaltung über interessante wissenschaftliche Gegenstände

fort. Der Baron vor Allen ließ sich auf keine Weise in seiner hergebrachten Lebensart stören. Er fuhr und ritt in die Nachbarschaft speiste Mittags und Abends, da er zu dieser Zeit keine Gäste bei sich sehen mochte, meist außer dem Hause und war nur selten oder in den frühesten Morgenstunden im Schlosse anzutreffen.

Am vierten oder fünften Tage nach jenem Vorfalle sprach die Baronin zum ersten Male den Wunsch aus, man möge ihr etwas vorlesen. Sophie war sogleich dazu bereit und fragte, was sie hören wolle.

Die Baronin aber schüttelte verneinend leise den Kopf und bat sie mit flüsternder Stimme, Herrn Sohn zu bitten, ein Stündchen bei ihr zuzubringen und den Ossian in englischer Sprache mitzubringen. Sophie, mit leuchtendem Auge von ihrem Stuhle aufspringend, sandte sogleich nach dem Verlangten und bald darauf erschien er, auf seinem milden Gesichte die ganze Theilnahme zeigend, die er für seine erkrankte Wohlthäterin im Herzen trug. Und so, während Werner mit Rachel zu dieser Zeit Musik trieb, war denn ein neues wonnigliches Beisammensein gefunden, und so schnell die Zeit auch dahinging, welche die drei insgeheim so innig befreundeten Personen mit einander in dem stillen Krankenzimmer verlebten, es sollte sehr bald der durch nichts beunruhigte Versammlungspunkt zweier Herzen werden, die sich, ohne Ahnung, daß es so sei, von Tage zu Tage enger zusammenschlossen.

Nach einigen Wochen ging es der Patientin schon viel besser; sie verließ bisweilen einige Stunden des Tages ihr Bett und sah bald Werner und Rachel, bald Sophie und Joseph Sohn bei sich. Jedoch nahm sie an Nichts Theil, was sich auf das Haus im Allgemeinen bezog, denn sie schien eine Art inneren Abscheu's gegen Alles zu hegen, was sie an die Scene des zuletzt geschilderten Abends erinnern konnte. Da sich die Nachricht von ihrer Krankheit rasch in der Nachbarschaft verbreitet hatte, so wurden von verschiedenen Seiten Boten gesandt, die sich nach ihrem Befinden erkundigten, Besuche aber, selbst von älteren Damen, wurden nie angenommen, da die Kranke vor allen Dingen allein und ungestört zu bleiben sich vorbehalten hatte, was denn auch pünktlich und gewissenhaft befolgt wurde.

So mochten etwa drei Wochen seit dem Abende ihrer Erkrankung verflossen sein, als sämtliche Hausbewohner, Tante Sibylle und Fräulein Ursel mit eingeschlossen, im Salon versammelt waren, um einen der ersten etwas trüben Juninachmittage bei der Musik zu verbringen, nur der Baron, der jedoch frühzeitig heimzukehren versprochen hatte, befand sich außerhalb des Hauses. Es mochte etwa fünf Uhr sein – erst um sieben Uhr hatte die Baronin Sophien und Joseph Sohn zu sich beschieden – als, von den im Salon Versammelten unbemerkt, sich ein einsamer Reiter dem Schlosse näherte, langsam über die Brücke ritt und einem herbeieilenden Stallknecht sein schönes braunes Vollblutpferd übergab. An Valentin, der alsbald erschien, einige Fragen über das Befinden der

Kranken und über die Lage ihres Wohnzimmers richtend, die derselbe augenscheinlich zur Befriedigung des Fremden beantwortete, begab er sich mit ihm in das zweite Stockwerk und blieb hier an der Thür stehen, hinter der die herrlichen Töne eines sanften Adagio's erklangen, die einen Flügel, ein Cello und eine Geige in Thätigkeit erkennen ließen. Aufmerksam lauschte der Fremde und, ein eigenthümliches Lächeln zeigend, das offenbar seine Zufriedenheit ausdrückte, nahm er die Meldung Valentin's entgegen, daß er willkommen sein und der Herr Baron selbst in kurzer Zeit zurückkehren werde.

Die Musik innerhalb des Salons war augenblicklich verstummt, als Valentin seine Meldung laut ausgesprochen, denn wie gelähmt ließen Alle die Finger sinken, als sie hörten, Lord Shorncliffe von Downs-Castle bitte um Erlaubniß, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Es giebt Menschen, deren Namen, wenn sie unter gewissen Verhältnissen beim gemüthlichen Zusammensein einiger Personen gesprochen werden, von merkwürdigem Einfluß auf die Stimmung dieser Personen sind. Schon oft hat ein solcher Name wie ein elektrischer Funken gewirkt und eine Aufregung veranlaßt, die wenige Minuten vorher in der stillen Versammlung unmöglich zu sein schien; und andererseits hat er eine Besorgniß und Entmuthigung hervorgerufen, die kaum auf natürliche Weise zu erklären sind. Hier war keins von Beidem der Fall, sondern in ganz anderer Weise wirkte der nur einmal gehörte Name des reichen Lords, des britischen

Narren, wie ihn der Baron spöttisch genannt hatte. Alle, Jung und Alt, waren augenblicklich von einer Neugierde betroffen, die kurz vorher noch Niemand empfunden hatte, und unter den bekannten Umständen war es wohl verzeihlich, wenn Jedermann seine Augen weit aufriß, um den Mondscheinritter, den drei Ellen langen Briten mit wasserblauen Augen und doppelten Sohlen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Allein diesmal hatten sie sich sämmtlich und zwar auf eine erfreuliche Weise geirrt, denn anstatt des hageren, glatzköpfigen und spindelbeinigen Insulaners, wie ihn der Baron geschildert, trat ein in den trefflichsten Verhältnissen gebauter Mann von etwa fünf und vierzig Jahren in feiner Gesellschaftskleidung herein. Sein kleiner ovaler intelligenter Kopf entsprach seiner mäßig beleibten doch stattlichen Gestalt auf das Vollkommenste, eben so wie seine feinen Manieren ganz und gar dem Ausdrucke seines Gesichts angemessen waren. Dieses Gesicht, mit einer gewissen innerlichen Spannung sich sogleich nach allen Seiten wendend, war zwar etwas blaß, aber von reinem englischen Schnitt; unter dunklen Brauen schauten zwei kluge und doch mild blickende blaue Augen hervor, mit denen die feine, etwas gewölbte Nase vortrefflich harmonirte. Das Einzige, was mit des Barons Schilderung einigermaßen übereinstimmte, war eine, wenn nicht melancholische, doch gewiß elegische Färbung, die auf diesem Gesichte lag, die aber sehr angenehm zu seinem übrigen Wesen

stimmte, das unzweifelhaft eine feine aristokratische Erscheinung repraesentirte, wie man sie unter vornehmen Engländern sehr häufig findet.

Wollen wir nun ganz genau bei der Schilderung dieses in unsrer Erzählung so bedeutenden Mannes verfahren, so müssen wir noch einen Zug erwähnen, der vielleicht das Charakteristischste war, was sein Gesicht darbot. Es lag nämlich im untern Theil desselben, namentlich um den Mund, ein Ausdruck gewisser Entschlossenheit, der an Hartnäckigkeit streifte, die, was sie einmal erfaßt hat, auch durchzusetzen pflegt. Vielleicht war dieser dem aufmerksamen Beobachter sogleich auffallende Zug nicht von Hause aus durch die Natur dem Gesichte eingeprägt, sondern durch herbe Erfahrungen und eines bewegten Lebens mächtige Einwirkung hervorgerufen. Durch diese Entschlossenheit und Zähigkeit, die seinem Munde und Kinne etwas Doggenartiges verlieh, verlor sein Gesicht, im Ganzen betrachtet, wohl etwas von seiner angeborenen Schönheit, gewann aber eben so viel an männlichem Ausdruck und innerlich gesammelter Kraft, so daß man wenn nicht mit Wohlgefallen, doch mit großer Befriedigung ein Antlitz überblickte, das Jedermann Respekt einflößen mußte.

»Meine Damen und meine Herren,« sagte der Brite mit reiner deutscher Aussprache, die aber doch dann und wann ein englischer Accent durchbrach, »ich bedaure, Sie gestört zu haben. Allein trotzdem ich schon seit einigen Wochen vernahm, daß die Frau vom Hause leidend

ist, konnte ich meinen Besuch doch nicht länger hinauschieben, da es mir wünschenswerth war, meine nächsten Nachbarn nach meinem Einzuge in Downs-Castle zuerst zu begrüßen.«

Das ältere Fräulein von Haldrungen, sich sogleich in würdevolle Positur setzend, trat einen Schritt gegen den ihr außerordentlich behagenden reichen Lord vor, und sich tief verneigend, erwiderte sie seine Begrüßung mit einigen Worten, woran sich die Vorstellung der anwesenden Personen schloß.

Lord Shorncliffe richtete sein helles Auge auf Jeden der Genannten der Reihe nach und wiederholte vor jedem Einzelnen seine Verbeugung. Als dann aber zuletzt sein Auge auf Joseph Sohn ruhen blieb, der bescheiden zurückgetreten war, stutzte er einen Augenblick, schien sich zu besinnen und fragte dann lebhaft: »Herr Sohn? Hörte ich recht?«

»Ja, der Hauslehrer meiner Nichte und meines Neffen, Mylord.«

Der Engländer warf in seiner beharrlichen Weise noch einen Blick auf Joseph's angenehme Gestalt, ging dann auf ihn zu, der etwas hinter Werner stand, und schüttelte Beiden nach einander kräftig die Rechte. Gleich darauf hatte er auf dem dargebotenen Sessel Platz genommen und das Gespräch entwickelte sich bald, wie es unter solchen Verhältnissen zu geschehn pflegt, wenn die Leute ihr Pensum aus der Erfahrung gelernt haben.

Nachdem der Lord, der in den Augen der Tante Sibylle kein britischer Narr mehr, sondern ein liebenswürdiger,

achtungswerther vornehmer Herr war, sich eine Weile mit den älteren Damen unterhalten und gewissermaßen mit einem sichern, ihm angeboren Takte den Charakter der mit ihm Redenden entziffert hatte, benutzte er eine Pause, die sie ihm ließen, um sich an Sophie zu wenden.

»Ihre Frau Mutter, mein Fräulein, ist doch nicht bedenklich krank?«

»Gott sei Dank, nein, Mylord! Sie leidet häufig an gewissen Zufällen, die sich aus ihrer Jugend herschreiben; nur bedauern wir, sie dann Monate lang einer ungestörten Einsamkeit preisgegeben zu sehen und ihre Gesellschaft entbehren zu müssen, da sie vor allen Dingen der Ruhe bedarf.«

»Das thut mir leid. Ich wünsche von Herzen baldige Besserung. – Aber wie, meine Herrn, Sie waren eben bei der *B-Dur* Sonate von Mendelssohn, wenn ich nicht irre. Wie Sie sehen, bin ich Musikkenner und ich füge hinzu, ein großer Freund dieser Kunst. Wollten Sie mir das Vergnügen gewähren, mich auch das Allegro hören zu lassen, dessen Andante mir den Muth eingeflößt hat, Sie um diesen Ohrenschmaus zu bitten?«

Joseph gab Rachel einen Wink und setzte sich an sein Cello, während Werner die Geige ergriff. Einen Augenblick darauf war man mitten im Feuer und der Lord war so erstaunt von dem vollendeten Spiele, welches er hörte, daß er sein strahlendes Auge forschend von Einem zum Andern der Spielenden wandte. Als das Allegro beendet war, erhob er sich und ging schnell auf den Flügel zu, wo Rachel ruhig und bescheiden saß, wie sie es immer war.

»Mein Fräulein,« sagte er hastig, »wo haben Sie Ihr Spiel gelernt?«

Rachel wandte ihr funkelndes Auge auf Joseph und erwiderte sanft, doch mit einem gewissen Stolze: »Bei diesem Herrn, meinem Erzieher und Lehrer.«

»So weiß ich nicht, wem von Ihnen Beiden ich mein größtes Compliment machen soll. In der That, Sie haben mich überrascht. Dergleichen hier auf dem Lande zu finden, war ich nicht vorbereitet. Bei Gott, sehr, sehr schön! O, lassen Sie mich noch einmal Etwas hören, aber ich bitte mir ein Solo aus.«

Rachel setzte sich nieder, sann einen Augenblick nach und spielte dann, wie *sie* nur so schön es konnte, das schwere Impromptü in As-Dur von Chopin.

Der Engländer, der an den Flügel dicht herangetreten war, jeden Fingersatz beobachtet, jeden Ausdruck der Spielerin verschlungen hatte, war ganz bleich geworden. Fast machte es ihm Mühe, ein Wort hervorzubringen, und er sah sich rings im Kreise um, als wollte er aus den verschiedenen Gesichtern die Bestätigung der Empfindungen lesen, die ihn selbst durchzuckten. Zuletzt aber blieb abermals an Joseph's freudiger Miene haften und sagte mit offenem aber höchst entschiedenem Tone:

»Mein Herr, darf ich fragen, wo Sie Ihre Studien gemacht haben?«

»Bei meinem Vater, Mylord.«

»Wer war Ihr Herr Vater?«

»Der Professor Sohn in Bremen.«

»So. Nun, wer solche Schülerin erziehen kann, der ist selbst ein Meister. Weiter will ich heute nichts sagen. Aber, meine Damen und Herrn, ich bin selbst etwas musikalisch und spiele mehrere Instrumente. Ich kam mit der Absicht hierher, den Herrn Baron zu bitten, mich recht bald auf Downs-Castle zu besuchen, und da er leider nicht anwesend ist, so spreche ich Ihnen die Bitte aus, mich so bald wie möglich zu erfreuen. Wir können auch bei mir concertiren, ich habe eine passende Räumlichkeit dazu, und die Instrumente die Sie vorfinden werden, dürften Ihnen zusagen. Darf ich hoffen, Sie recht bald bei mir zu sehen?«

Man wollte eben Etwas erwidern, als die Thür aufging und der Baron selbst hereintrat, mit wahrer leidenschaftlicher Gluth und Herzlichkeit den Mann begrüßend, den er vor wenigen Tagen so arg verlästert hatte. Die beiden Herrn saßen sehr bald auf einem Sopha in der einen Ecke des Salons, während die andren Personen sich in die entgegengesetzte zurückgezogen hatten.

»Sie glauben nicht, wie ich mich freue,« sagte der Baron, nachdem ihr Gespräch über die in der Umgegend liegenden Güter und deren Bewohner schon eine Weile gedauert hatte, »einen Mann von Ihrer Art und Weise meinen nächsten Nachbar zu nennen. Das Meiste, was wir hier haben, ist Krimskrams und kein rechter Adel darunter. Ohne Zweifel werden wir uns daher recht häufig besuchen. Wenn man in einer so abgelegenen Gegend nicht

gute Nachbarschaft hält, ist das Landleben sehr langweilig. Aber Sie haben wohl noch nicht den Entschluß gefaßt, lange auf – auf Downs-Castle zu bleiben?«

»Ich fasse nie bestimmte Entschlüsse, die meine Zukunft betreffen; ich folge vielmehr der Eingebung des Augenblicks und befinde mich wohl dabei. Wenn es mir einfällt, gehe ich morgen an den Hudson und über vier Wochen nach dem Ganges. Nur wo ich Dinge von Interesse finde, verweile ich länger.«

»So hoffe ich, daß Sie hier an der Brenke mehr finden, als Sie vielleicht erwartet haben.«

»Ich erwarte Nichts mehr – das gehört auch zu meinen Eigenthümlichkeiten. Denn was man erwartet, findet man so selten, daß man Unrecht thut, seiner Hoffnung die Flügel zu spannen. Oft findet man gerade, wenn man Nichts sucht, was des Suchens werth wäre.«

Der Baron bezog die Schmeichelei, wenn es eine sein sollte, auf sich und sein Haus und verbeugte sich dankbar. »Sie haben auf Ihrem Gute,« fing er nach einer Pause wieder an, »schöne fruchtbare Ländereien – werden Sie die selbst bewirthschaften?«

»Ach nein! Zur Landwirthschaft tauge ich nicht, dazu fehlt es mir an Gemüthsruhe. Ich überlasse das meinen Verwaltern. Die Einnahmen gehören ihnen und die etwaigen Ausfälle decke ich.«

»Ach so, ja freilich, hm! Wenn man bei so guten Mitteln ist, ist man geborgen. Aber wie steht es mit der Jagd? Sie sind doch gewiß ein ächter Nimrod?«

Des Engländers Stirn verfinsterte sich. »Jagd?« sagte er. »Nein, von allen Persönlichkeiten, die Sie mir beilegen können, bin ich am wenigsten ein Nimrod. Auf meinen Gütern wird nicht gejagt.«

»Nicht gejagt? Sie scherzen. Was fangen Sie denn mit dem Wilde an?«

»Ich lasse es sich seines Lebens freuen, wie ich – wie Sie sich, wollt' ich sagen, des Ihrigen freuen.«

Der Baron machte ein Gesicht, so lang, wie man es selten bei ihm sah. Das war ihm doch etwas zu sonderbar. Das närrische Wesen des Briten brach, nach seiner Meinung, allmählig doch aus dessen Gespräch hervor. »Aber, mein Gott,« sagte er, »dann werden Sie doch wenigstens Ihre Jagd verpachten und Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie an mich dabei zuerst dächten.«

»Um Verzeihung, Herr Baron, ich wiederhole es: auf meinen Gütern wird nicht gejagt, niemals, weder von mir, noch weniger von Fremden. Ich liebe das nicht.«

Er stand auf, nachdem er die letzten Worte mit festem und eindringlichem Tone gesprochen, der schon allein genügend war, das Gespräch über den betreffenden Gegenstand abzubrechen.

»Aha, nun verstehe ich – wie, Sie wollten uns schon verlassen?«

»Ja, Herr Baron, ich habe Geschäfte für heute Abend und bin gern zu Hause, wenn es dunkel wird.«

Fünf Minuten darauf hatte Mylord das Zimmer verlassen, nachdem er von den Versammelten Abschied genommen und noch einmal verbindlich den Wunsch ausgesprochen hatte, die Damen und Herrn an einem der nächsten Tage bei sich zu sehen. Der Baron und Werner begleiteten ihn bis auf den Hof, wo sie Gelegenheit hatten, das herrliche Racepferd zu bewundern, welches den Engländer hierhergetragen. Nachdem dieser fortgeritten und Pater und Sohn in den Salon zurückgekehrt waren, entspann sich ein eifriges Gespräch über den Besuch, aber man war uneinig über ihn, wie schon früher, denn wie Werner ihm auf jede Weise das Wort redete, ließ sich der Baron nicht davon abbringen, daß Mylord zwar nicht ein offenbarer, aber doch ein versteckter nährischer Kauz sei. »Ihr werdet es erleben,« wiederholte er dreimal, »daß ich Recht habe. Seht ihn Euch nur erst aus der Nähe an. Solche Leute, die heute am Hudson, morgen am Ganges und übermorgen auf den Dünen an der Ostsee sind, haben den Teufel im Leibe. Ich kenne das – pah! laßt mir ein Glas Wein bringen!«

Einige Minuten später wußte auch die Baronin, daß der britische Narr seinen Besuch abgestattet, was er gesprochen und wie er sich benommen habe. Sie blieb ganz still bei den Mittheilungen, die Sophie über ihn machte und schaute nur selten aus der innern Versunkenheit auf, in die sie jetzt wieder so oft verfiel. »Es thut mir leid, daß

Du ihn nicht gesehn hast,« fügte Sophie hinzu, »Du würdest Dich gewiß über seine Bekanntschaft gefreut haben; er scheint mir ein sehr angenehmer, obwohl immerhin etwas seltsamer Mann zu sein.«

»Was hat er mit dem Vater gesprochen?« fragte die Baronin leise.

»Das habe ich nicht genau gehört, wir saßen zu weit davon entfernt, doch, glaube ich, handelten sie mit Lebhaftigkeit das Kapitel über die Jagd ab.«

Die Baronin seufzte recht von Herzen, blieb aber dann wieder ganz still und bat endlich Sophien, sie allein zu lassen. Sophie küßte sie und begab sich zu Rachel und Werner, zu denen sich bald auch Joseph gesellte, um einen Spaziergang vorzuschlagen, der Allen erwünscht war.

Als sie so auf ihrem Lieblingswege den Hügel hinanschritten, sagte Sophie: »Nun, Herr Sohn, wird es die längste Zeit gedauert haben, daß Sie den Anblick der See entbehrten. Wenn ich mich nicht sehr irre, so wird Tante Sibylle selbst es sich angelegen sein lassen, recht bald der Einladung des Engländers Folge zu leisten, sollte es auch nur aus Neugierde geschehen, sein schönes Zauberschloß zu betrachten.«

»Ach,« sagte Werner, »ich weiß nicht, wie es kommt, mir will diese neue Bekanntschaft gar nicht behagen, so angenehm der Mann auch über Musik sprach.«

»Hast Du Angst vor seinem Spleen?« scherzte Sophie.

»Wie man es nehmen will. Dergleichen Männer, wie er mir einer scheint, sind unternehmend, und was sie sich

in den Kopf setzen, das führen sie aus. Etwas dergleichen steht diesem Manne auf jeden Zug seines großartigen Gesichts geschrieben.«

»Was könnte er sich denn in den Kopf setzen, was Ihnen schadete?« fragte Joseph heiter.

»Wer weiß es! Der Himmel gebe, daß ich mich täusche, aber ich habe so eine bestimmte Besorgniß, als ob jenes Zauberschloß, wie es Sophie nennt, wirklich einen Zauberei in sich schlösse, der –«

»Nun was willst Du sagen, Werner?«

»Ja – der Einen von uns verwandelte – Gott weiß, in welche Gestalt!«

»Nun, hoffentlich doch in eine bessere!«

»Kinder, es giebt keine bessere, als die gegenwärtige, wenn man glücklich darin ist; und ich bin glücklich – darum allein fürchte ich mich.«

»Wovor?« fragte Sophie ernst.

»Das weiß ich eben nicht. Aber sage Du einmal selbst: möchtest Du Dein Schicksal gewandelt sehen, wenn Du Dich recht glücklich fühltest?«

»Das kann ich Dir nicht so ohne Umstände sagen, erst müßte ich mich doch eben glücklich fühlen –«

»Sophie!« rief der Bruder bedeutungsvoll und blieb auf dem Wege stehen – »die Hand auf's Herz: bist Du jetzt nicht glücklich?«

Sophie erhob die Augen zum Himmel, weil sie nicht wußte, wen sie auf Erden anblicken sollte. Aber ach, der Himmel war trübe. Da also keinen Anhalt findend, wandte sie sich auf die Erde zurück, aber sie sah nichts um sich

her, denn alles Blut ihres Herzens war in ihr Gehirn, ihr Gesicht, ihren Hals und Nacken getreten und verschleierte mit dunkler Wallung auch ihr sonst so helles Auge.

»Nun, bekomme ich keine Antwort?« fragte der hartnäckige Werner.

»Ich bin wenigstens zufrieden!« stammelte Sophie, wobei ihr eine Thräne in's Auge kam.

»Lassen Sie solche seltsame Gespräche,« ergriff Joseph mit leisem Beben das Wort, »man darf keinen Menschen auf's Gewissen fragen, was er vielleicht selbst nicht weiß!«

»O, sie weiß es schon, ich stehe dafür.«

»Werner – um Gotteswillen!«

»Still, still, liebe Schwester, ich schweige ja schon. – Rachel, was machen Sie da?«

Rachel hatte sich bei den letzten Worten gebückt und aus dem Roggen, der zu beiden Seiten den Weg nach der Höhe einfaßte, vier Kornblumen gepflückt. Sie hielt sie jetzt hoch in die Luft und lächelte dabei.

»Was sollen die vier Blumen bedeuten?«

»Seht,« sagte Rachel mit tiefer und ergreifender Stimme, und ihr Auge blitzte, wie nur ein schwarzer Diamant und eines Menschen Auge blitzen kann, »diese vier Kornblumen sollen uns Vier bedeuten. Einer von ihnen reiße ich den Kopf ab – da liegt er schon. Die anderen behalte ich in der Hand. Nun ziehe ein Jeder von Euch einen Stengel heraus, und wer den kopflosen Stengel zieht, der ist der Erste, der in Downs-Castle bezaubert und verwandelt wird.«

»Nicht doch,« sagte Werner. »Man fordre nicht das Schicksal heraus.«

»Werner!« entgegnete Joseph ernst – »glauben Sie wirklich, daß das Schicksal Eines von uns an den Ausspruch dieser Blumen geknüpft sein könne?«

»Ich glaube nichts dergleichen, aber dennoch ängstigt es mich.«

»Ziehet!« rief Rachel und hielt mit vorgestrecktem Arme die vier Stengel hin.

Sophie hatte schon einen gezogen. Die Blume saß fest daran. Sogleich ahmte ihr Joseph nach und auch er zog eine Blume hervor. »Wir werden nicht verwandelt,« sagte er leise zu Sophie.

Sie schüttelte ihr Nein mit dem Kopfe und lächelte still vor sich hin.

»Aber vielleicht doch verzaubert!« brummte der scharf hörende Werner.

»Nun, Werner; rasch!« mahnte Rachel.

»Ich mag nicht wissen, wer von uns Beiden verwandelt wird.«

»Aber ich – soll ich ziehen?« fragte Rachel.

Werner konnte ihrem bittenden Auge nicht widerstehen und zog rasch einen Stengel hervor, der ebenfalls eine Blume hatte.

»So! Da seht Ihr sie!« rief Rachel frohlockend. »Ich selbst werde verwandelt!«

»Das verhüte Gott!« rief Werner erbleichend. –

Der Scherz, denn das war er doch offenbar, schien sich selbst etwas zum Ernste gewandelt zu haben; Joseph schaute sinnend vor sich nieder und Sophie blickte gedankenvoll ihren Bruder, dann Rachel an. Rachel allein blieb heiter und froh, wie sie es seit langer Zeit war. Werner aber verharrte den ganzen Abend in zurückgezo-gener Schweigsamkeit, er bewegte sich kaum und aß gar nichts. Als er aber später die Geige ergriff und irgend ein Adagio spielte, wurzelten seine Augen fest auf dem klei-nen Judenmädchen und nie hatte seine Umgebung ihn so wunderbar klagend und sehnsuchtsvoll spielen gehört.

DRITTES KAPITEL. DAS SCHLOSS DES ZAUBERERS.

Der nächste Tag war einer jener wenigen Frühsommer-tage, wo der auf dem Lande lebende Mensch es unmög-lich findet, im Zimmer zu bleiben, wenn ihn nicht Krank-heit oder Geschäfte daran fesseln. Unwiderstehlich lockt und ruft die balsamische Luft, der lichtfunkelnde tief-blaue Himmel und der Duft der Blumen wie die Pracht der ganzen sich in Wonne badenden Natur hinaus in's Freie, und der denkende Mensch betritt mit dem köstli-chen Gefühle den durchwärmten Boden, als hätte er ein Stück Unsterblichkeit vom Himmel zum Geschenk erhal-ten, als wäre das All sein Eigen und er brauche nur einen tiefen Athemzug zu thun, um sich vollzufüllen mit jener berausenden Luft, die uns innerliche Schwingen und göttliche Gedanken verleiht. So hatten denn auch schon zeitig die meisten unsrer jungen Freunde das Schloß ver-lassen, um sich im Freien zu tummeln; nur Sophie saß

bei der Mutter, die es gern sah, wenn die vier jungen Leute mit einander abwechselten, ihr Gesellschaft zu leisten, da sie auf diese Weise Genuß von Allen hatte und doch durch die Anwesenheit Mehrerer nicht übermäßig aufgeregt wurde. Werner und Joseph hatten um zehn Uhr Morgens ihre Pferde bestiegen und waren um elf Uhr wohl eine Meile weit vom Schlosse entfernt, als unerwartet wieder der Lord erschien und sich beim Baron anmelden ließ. Dieser war spazieren gegangen und so traf Jener nur Fräulein Sibylle zu seinem Empfange bereit.

»Mein Fräulein,« sagte der fremde Herr, »ich bitte um Verzeihung, daß ich schon wieder bei Ihnen einspreche, allein da ich an dem Gute vorüberritt, schien es mir nicht ungeeignet zu sein, mich persönlich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen.«

»Sie sind sehr gütig, Mylord,« erwiderte Sibylle mit ihrem künstlichsten Flötenton, »und meine Schwägerin wird sich freuen, mit solcher Aufmerksamkeit von Ihnen bedacht zu werden. Sie befindet sich heute, wie sie sich gestern und vorgestern befand, und wird sich morgen und übermorgen so wie heute befinden.«

Der Brite, der einen Stuhl angenommen hatte, reckte sich bei diesen mit einer gewissen schnippischen Wegwerfung gesprochenen Worten in die Höhe, und obwohl er kein Wort hören ließ, so sprach sich doch in seinem langgezogenen Gesicht und in seinem durchdringend auf der alten Jungfer wurzelnden Auge eine so verständliche Frage aus, daß Fräulein Sibylle sogleich in ihrer Erläuterung fortfuhr:

»Ja, Ew. Herrlichkeit wundern sich vielleicht über meine Fassung bei der so lange dauernden Krankheit meiner Schwägerin; allein wer so viele Jahre, wie ich, ihre immer auf dieselbe Weise wiederkehrenden Nervenzufälle erlebt und erfahren hat, daß dieselben nichts, gar nichts zu bedeuten haben, der gewinnt endlich diese Fassung und Ruhe in der Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse.«

»Also schon lange leidet die gnädige Frau an diesen Zufällen?«

»So lange sie verheirathet ist, und das ist manches Jahr her. Mein Bruder so wenig wie ich haben sie überhaupt einen Tag gesund gesehen. Es ist ein großes Leiden das!«

»Und woher schreibt sich dieses Leiden?«

»Wer weiß das!« sagte Fräulein Sibylle mit einem gewissen verächtlichen Naserümpfen. »Sie war ein armes Fräulein, ein sehr armes, Mylord, obwohl aus guter Familie, und hat sich vielleicht durch ihrer Hände Arbeit ernährt und dadurch zu sehr angestrengt, wenn es nicht eine Herzensangelegenheit war, die ihr schon früh –«

»Wie ist das möglich!« unterbrach sie der Engländer, mit einer flammenden Röthe auf der Stirn und so heftig, daß die Sprechende erschrocken in ihrer Rede inne hielt.

»Wieso möglich? Daß eine Herzensangelegenheit –«

»Nein, daß sie so arm war.«

»Mein Gott, das ist doch sehr leicht zu entziffern. Sie war arm, daher war sie es, Mylord.«

»Ich verstehe,« sagte der Engländer sinnend und stand auf, mit einem Wesen, als wollte er sagen: ich habe genug, von Dir will ich nichts mehr über diesen Gegenstand hören.

»Wollen Sie meinen Bruder nicht erwarten, Mylord?«

»Nein, ich habe keine Zeit; nur wollte ich Sie bitten, wenn es das Befinden Ihrer Frau Schwärgerin irgend erlaubt, mich morgen mit Ihrem Besuche zu beehren; ich habe gerade einen freien Tag, das Wetter ist herrlich und – und ich sehne mich etwas nach Gesellschaft.«

»Wir werden sehr gern Ihre gütige Einladung annehmen, Mylord,« entgegnete Fräulein Sibylle erfreut mit einem Knix, den sie vor einem Vierteljahrhundert gelernt und durch ihre Studien seither unendlich verschönert hatte – »nur wollte ich bitten, mir gefälligst zu sagen, auf Wen sich diese Einladung bezieht, denn außer uns – ich meine die Familie meines Bruders – befinden sich noch zwei Menschen in Brenkowitz, die nicht zu uns gehöre,«

»Wer wären diese zwei Menschen?«

»Das ist der Hauslehrer Sohn und sein Pflegekind, die kleine Jüdin, die Sie neulich gesehen haben.«

Der Engländer schnappte beinahe nach Luft; ein solcher dummer Hochmuth war ihm in seiner hochherzigen Anschauungsweise noch nicht vorgekommen.

»Mein Fräulein,« sagte er mit starker Betonung, »ich werde es mir zur *hohen* Ehre schätzen, Herrn Sohn und die kleine Jüdin ebenfalls bei mir zu sehen, denn gerade diese beiden Personen näher kennen zu lernen, hat außer dem Wunsche, mich nach dem Befinden Ihrer Frau

Schwägerin zu erkundigen, meinen heutigen Besuch auf eben nicht übliche Weise beschleunigt. Sollten Sie selbst aber durch die Pflege Ihrer Frau Schwägerin an deren Krankenlager zurückgehalten werden, so würde ich das – meinerseits – zwar sehr bedauern, Ihrerseits jedoch es als eine Pflicht betrachten, die man anerkennen muß. – Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

Tante Sibylle blieb in einer Art unwillkürlicher Verblüffung vor dem Abschied nehmenden Engländer stehn, der sie ihrer Meinung nach auf eine ächt närrische, englische Weise behandelt hatte. Er war schon aus der Thür, noch bevor sie sich von ihrer Erstarrung erholt und den Entschluß gefaßt hatte, von dieser letzteren Wendung des Gesprächs keinen Menschen ein Wort hören zu lassen. »Das ist ja ein grober Mensch,« sagte sie zu sich. »Aha! Mein Bruder hat also sehr Recht gehabt. Aber Sie irren sich, Mylord, wenn Sie denken, mich dadurch abzuschrecken, mit von der Parthie zu sein – o nein, o nein! Ich werde kommen, so gut wie die Andern, verlassen Sie sich darauf!«



Als die beiden jungen Männer eine Stunde vor diesem Gespräch aus dem Hofe geritten waren, hörten sie noch in einiger Entfernung den Ton des Flügels sie begleiten, den Rachel's Spiel hervorrief. Bald darauf aber beendigte sie dasselbe, trat an ein Fenster und sog mit Wollust die köstliche Luft ein, die von den kornwogenden Feldern

herüberwehte. Da erfaßte sie plötzlich die Lust, in dieser Luft herumzuschweifen, und, rasch ihren Strohhut auf die schwarzen Locken drückend, ein leichtes Tuch und ihre Handschuhe ergreifend, schritt sie, von Niemandem beachtet, über den Graben hinaus. So gut Sophie und Joseph ihren Lieblingsspaziergang nach dem Hügel mit der Linde hatten, so hatte auch Rachel einen solchen; dieser führte aber gerade in entgegengesetzter Richtung nach Norden zu, an dem Bache entlang, in dessen seichten, aber wunderbar klarem Wasser sich von Zeit zu Zeit eine alte Weide oder Ulme spiegelte. An diesem in vielfachen Windungen sich nordwärts schlängelnden Wasser weilte sie gar zu gern. Hier ging und trillerte sie in Gedanken ihre neusten Musikstücke, oder sie saß auch oft mit einem Notenblatte auf dem Schooße und studirte eifrig, wie sie diese oder jene Passage am richtigsten in Tönen wiedergeben könne. Heute that sie nichts von Beidem, sie trillerte und studirte nicht, sondern sie sann über das neckische Spiel nach, das sie am Tage vorher mit den Blumen getrieben, und suchte in ihrem Geiste die wunderliche Meinung Werner's zu ergründen, wie er es für möglich halten könne, daß sie oder irgend eine andre Person von jenem romantischen Schlosse könne eine Einwirkung erleiden, die nur einigermaßen einer Verwandlung ähnlich sähe. Was den Engländer betraf, so war ihr derselbe nicht im Geringsten gefährlich und zauberhaft vorgekommen; allerdings war er ein sehr angenehmer Mann im besten Lebensalter, in dessen Gesicht sogar Etwas lag, was für sie, seltsam genug, einen unendlichen Reiz hatte;

aber von der Böswilligkeit, der Tücke und Hinterlist eines Zauberers, wie sie sich einen solchen vorstellte, besaß er durchaus nichts.

Solches bedenkend war sie langsam über ein Brett geschritten, welches unweit des Schlosses über die Brenke gelegt war, und wanderte nun auf der westlichen Seite derselben den Bach entlang, bis sie an eine Stelle kam, an der sie gern verweilte, weil sie ein stilles und schattiges Ruheplätzchen enthielt.

Im Schatten einer knorrigen verwachsenen Weide, die nichtsdestoweniger ein reicher Blätterschmuck zierte, war nämlich ein üppiger Rasen ausgebreitet und durch das Wasser des Bachs, wenn er einmal anschwell, waren verschiedene Aushöhlungen entstanden, die im Sommer bequeme Sitze darboten.

Auf einen dieser Sitze ließ sich Rachel auch heute nieder und sehr bald war sie in die lieblichen Träumereien versenkt, die einen begabten Geist an jeden einsamen Ort dieser Art zu begleiten pflegen. Die Hände im Schooße gefaltet, blickte sie zu dem Wasser nieder, das dicht vor ihren Füßen vorbeirieselte und ein melodisches Murmeln und Rauschen hören ließ, wenn es sich an den größeren Steinen brach, die von Zeit zu Zeit quer durch den Bach lagen und den Landleuten eine natürliche Brücke darboten, wenn sie einmal an einer dieser Stellen das Wasser überschreiten wollten. Diesem Sitze gegenüber dehnten sich in weiter Fläche die fruchtbaren Felder aus, die jetzt von Roggen- und Weizenfrucht wogten, und etwas weiter links hinauf glänzte der glatte Spiegel des Landsees in

der Morgensonne, die auch hell auf die Wälder fiel, welche die Hügelkette im Osten schmückten und die weiteste Gränze des faßlichen Horizontes bildeten.

Von dem lieblichen Murmeln des an den Steinen spielenden Wassers angelockt, denn das Ohr war das begabteste und aufmerksamste Organ an Rachel, senkte sie ihre blitzenden Augen in die etwa nur einen halben Fuß betragende Tiefe des Baches und da sah sie denn kleine Fische lustig hin und her schwimmen, mit einander spielen und sich jagen, wie die Menschen im Leben mit einander spielen und sich jagen. So von Stein zu Stein weiter blickend fiel ihr Auge auf das gegenüber liegende Ufer und fand daselbst einen üppigen Flor herrlicher Vergeißmeinnichts auf, die sie so außerordentlich liebte. Von dem Verlangen erfaßt, einen Strauß davon zu pflücken, erhob sie sich von ihrem Sitze und trat auf den ersten Stein, der im Wasser lag. Aber der Stein war klein und glatt und sie sah, daß es mit leichtem Schuhwerk, wie sie es trug, nicht gut möglich sein würde, trockenen Fußes hinüber zu kommen. In diesem Augenblick, wo sie, unschlüssig, was sie thun solle, zögerte, hörte sie das Schnauben eines Pferdes und, die Augen erhebend, sah sie Lord Shorncliffe herangaloppiren, der sich auf dem Wege befand, der dicht jenseits des Baches nach Norden lief und zu seinem Schlosse führte.

Kaum hatte sie den nur einmal gesehenen Mann mit ihrem scharfen Auge erkannt, so war er auch schon ihr gegenüber angelangt, hielt sein schönes Pferd an und nahm freundlich grüßend den Hut ab.

»Wollen Sie über den Bach?« fragte einfach und offenerzig der Engländer.

»Ja, ich hatte die Absicht, aber die Steine sind zu klein und zu glatt und ich fürchte auszugleiten.«

»Bleiben Sie drüben, ich werde Sie holen.«

Und ohne daß sie es wehren konnte, ließ er sein Pferd in den Bach treten und nach wenigen plätschernden Schritten desselben hielt er an ihrer Seite dicht neben dem Rasensitze.

»Haben Sie auch Muth, sich auf mein Pferd zu setzen und auf diese Weise hinübertragen zu lassen?«

Rachel warf einen schnellen durchdringenden Blick auf die ehrliche Miene und das ruhig sie betrachtende Auge des Engländers, dann sagte sie ohne Zaudern: »Sie würden mir nicht Ihre Hülfe angeboten haben, wenn Sie sie nicht leisten könnten. Wohlan denn, ich fürchte mich nicht.«

»So kommen Sie, aber – warten Sie noch einen Augenblick.« Mit diesen Worten nahm er den Plaid auf, der über seinem Sattelknopf lag, ließ die Zügel des Pferdes fallen und legte das dicke Tuch zu einem artigen Kissen zusammen, das er dann sorgsam über den Sattelknopf breitete. Dann die Zügel mit der linken Hand fassend und sein Pferd dicht an den Rasensitz drängend, auf den Rachel gestiegen war, sagte er: »Nun setzen Sie sich – so – geben Sie mir Ihre beiden Hände – fertig – vorwärts, Puck!«

Mit einem leichten Schwunge saß Rachel auf dem Kissen mit dem Rücken sich gegen den linken Arm des Lords lehrend, mit beiden Händen seine Rechte festhaltend.

Ohne daß sie es bemerkte, war das Pferd schon wieder den jenseitigen Uferrand hinaufgestiegen und hatte im Schritt den Weg weiter verfolgt, den es vorher eingeschlagen hatte.

»Wohin soll ich Sie bringen?« fragte lächelnd der Lord, der sich über die Vertraulichkeit, den Muth und den sorglosen Sinn des jungen Mädchens freuen mochte.

»Es ist mir ganz einerlei – ich wollte nur diesseits des Baches sein.«

»So reiten Sie noch eine Strecke mit mir, wenn es Ihnen gefällt.«

»Es gefällt mir sehr gut – das ist eine angenehme Bewegung – ich habe schon längst gewünscht, einmal zu Pferde zu sitzen, und es sollte auch in diesen Tagen geschehen.«

»So bin ich ja den Herren in Brenkowitz zuvorgekommen. Wenn es Ihnen aber Vergnügen machen soll, müssen Sie eine weitere Strecke reiten.«

»Ich wünsche Sie nur nicht aufzuhalten.«

»O, ich kann auch rasch reiten. Sehen Sie wohl.«

Er gab dem edlen Thiere, das sich willig unter seine doppelte Last fügte, einen leichten Schenkeldruck, und augenblicklich setzte es sich in sanften Galopp, wie ihn ein gut gerittenes Pferd zum Entzücken des Reiters nur annehmen kann. Nachdem er so eine Strecke auf dem gewöhnlichen sandigen Fahrwege zurückgelegt, wandte er das Pferd in einen schmalen, aber sehr anmuthigen Weg, der unmittelbar um den kleinen Landsee herum durch

das wogende Korn und in schräger Richtung nach der See, also auch nach Downs-Castle führte.

»Das ist wirklich eine angenehme Bewegung,« sagte Rachel, als es wieder im Schritt vorwärts ging, »ich werde sehr bald Vergnügen an größeren Ausflügen zu Pferde finden.«

»So will ich Ihnen den scherzhaften Vorschlag machen, mich auf diese Weise bis nach Downs-Castle zu begleiten – ich lasse Sie dann sogleich zurückfahren und Sie erzählen Ihren Freunden, wo Sie gewesen und wie Sie dahingekommen sind.«

Rachel dachte einen Augenblick nach. »Aber was wird man in Brenkowitz davon denken?« sagte sie halb zu sich selbst, halb zu dem Lord.

»Wenn man hört, wie es zugegangen, und wenn man vernünftig ist, woran ich nicht zweifle, wird man sich Ihres Muthes freuen – oder vertrauen Sie mir vielleicht nicht, wenn Sie so lange beimir allein bleiben?«

Rachel erhob ihre strahlenden Sammetaugen und schaute den Sprechenden fest und mit ihrer natürlichen Dreistigkeit an. Es war ihr dabei eigenthümlich zu Muthe, denn es kam ihr vor, als sähe sie in ein Paar ehrlicher und offener Augen hinein, die ihr durchaus nicht unbekannt wären.

»O ja, ich vertraue Ihnen,« sagte sie mit ihrer ganzen kindlichen und doch durchdachten Hingebung.

»Daran thun Sie auch sehr wohl. Sie könnten sich in den Händen Ihres Vaters nicht besser aufgehoben befinden, als in den meinigen.«

Rachel erhob ihre Augen zu der blauen Himmelsferne und seufzte.

»Oder haben Sie keinen Vater mehr?«

»Weder Vater, noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester – mein Erzieher und Freund, Joseph Sohn, ist mir Alles in Allem.«

»So!« sagte der Lord mit nachdenklichem Staunen. »O ja, ich glaube das.«

»Was glauben Sie?«

»Daß dieser junge Mann auch ein braver, redlicher Mann ist. Das steht ihm auf der Stirn geschrieben. Er hat auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Ich hielt ihn anfangs für den Sohn des Barons, denn er sieht einem jungen Edelmann ähnlicher als einem Hauslehrer. – Doch jetzt lassen Sie uns etwas rascher reiten, damit Ihre Abwesenheit von Brenkowitz nicht zu lange dauert. Ich möchte Sie noch einige Minuten in meinem Hause aufhalten. Sitzen Sie auch gut und bequem?«

»Vortrefflich.«

»So halten Sie meine Hand recht fest und lehnen Sie sich dreist an meinen Arm. So. Vorwärts, Puck!«

Das edle Pferd, ohne des Sporns zu bedürfen und dem einfachen Zurufe gehorchend, setzte sich wieder in Galopp, aber etwas stärker als zuvor. Strecke schwand um Strecke und bald wandte man sich zur Linken eine Anhöhe hinan, die mit der oft erwähnten Hügelkette in Verbindung stand. Da es indessen jetzt nicht in unserer Absicht liegt, das Schloß und die Gegend, in der dasselbe

lag, zu beschreiben, so wollen wir nur die flüchtigen Eindrücke erwähnen, die Rachel bei ihrem schnellen Ritte zu Theil wurden. Nachdem das Pferd die vorhererwähnte Anhöhe schnell erklommen, sprengte es durch ein eisernes Thor und augenblicklich befand man sich in einem Parke, wie nur die Engländer ihn so anmuthig, so reich an Abwechslungen und so kostbar auszustatten verstehen. An den prachtvollsten Blumenparthien flog man vorüber und plötzlich kam man unter eine steinerne Halle, in deren Nischen herrliche Marmorbilder aufgestellt waren, während die Wände von den kostbarsten Gemälden funkelten. Hier hielt Lord Shorncliffe sein schnaubendes Pferd an. Einige Diener sprangen flugs herbei, nicht im Geringsten über die seltsame Reiterei erstaunt.

»Einen Stuhl, Harry!« gebot der Lord einem handfesten Burschen, seinem Leibdiener.

Der Stuhl ward schnell an die Seite des Pferdes gestellt. Rachel glitt leise darauf nieder und einen Augenblick später stand sie wieder am Boden auf ihren Füßen und schaute sich erstaunt in der sie umgebenden Herrlichkeit um. Aber der Lord ließ ihr keine Zeit zur Besichtigung seines reichen Schlosses. Sie konnte nur noch einen plätschernden Springbrunnen auf dem Hofe, an dem sich bunte Wasservögel zwischternd und jackernd drängten, mit einem raschen Blicke betrachten, dann lag ihr Arm schon in dem ihres Führers, der nur ein paar Worte einem der Diener zugerufen hatte, und an seiner Seite schritt sie eine breite mit kostbaren Teppichen belegte Treppe von polirtem Holze und Bronze hinan, stand oben

in einer weiten, mit Waffen und Trophäen geschmückten Halle und trat dann durch eine Portière von glänzendem Plüsch, die ein Diener zurückhielt, in ein Gemach, wie sie noch keins in ihrem Leben gesehen hatte.

Es war geräumig, fast rund und an der hohen Decke gewölbt; der Fußboden mit bunten Holzarten ausgelegt, aber ohne Teppiche; vor den drei hohen Fenstern waren halbdurchsichtige Vorhänge herabgelassen; Sessel und Kanapees in verschiedenen Formen und Gestalten, aber alle mit demselben hellen Stoffe überzogen, standen an den Wänden, theilweise auch in der Mitte desselben umher – was aber vor allen Dingen Rachel's Aufmerksamkeit anzog, waren verschiedene Instrumente, die auf Sesseln lagen oder daran lehnten, und inmitten von allen ein kostbarer englischer Flügel, der wenigstens in seinem goldgeschmückten Aeußern sogar den Pariser Flügel in Brenkowitz übertraf.

»So,« sagte der Lord, Hut und Handschuhe einem Diener übergebend und die hochglühende Rachel an den Flügel führend, »da sind wir in Downs-Castle und ich heiße Sie willkommen. Nun aber verlange ich einen Dank für den ersten Ritt, den in Ihrem Leben versucht. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie mich Etwas von Ihrer Kunst hören.«

Rachel saß auf dem Sessel vor dem Instrumente und hatte schon ihre alabasternen Finger darüber ausgestreckt. »Was wollen Sie hören?« fragte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

»Es ist mir einerlei, ich will Sie nur auf diesem Flügel hören. Spielen Sie, was Sie recht gut zu spielen denken.«

Rachel lächelte; sogleich aber griff sie in die Tasten und Taubert's liebliche Campanella entwickelte sich unter ihren Händen, aus der sie, als sie fertig war und der schöne Ton des Instruments sie zu verlocken schien, in eine reizvolle Etüde von Henselt überging.

Als auch diese beendet, stand zuerst der Lord und dann Rachel auf.

»Es ist genug für heute,« sagte er, wobei man ihm ein geheimes Entzücken ansah. »Es ist genug, ich darf Sie nicht länger aufhalten. Morgen kommen Sie ja wieder und dann weiter Nichts als Musik. Spätestens um vier Uhr erwarte ich Ihre Gesellschaft, sagen Sie das gefälligst zu Hause. Und jetzt, mein Fräulein, – Ihr Wagen fährt eben auf dem Hofe vor – doch halt!« – Und er ging an ein kleines Pult von Ebenholz mit Silber ausgelegt, und nahm einen kostbaren blitzenden Diamantring heraus. »Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an diese Stunde – es ist der erste von denen, die Ihnen die Zukunft zu Füßen legen wird.«

Rachel warf nur einen flüchtigen Blick auf das kostbare Geschenk, das er zwischen den Fingern ihr entgegen hielt und schüttelte dann sanft den Kopf. »Ich trage kein Geschmeide,« sagte sie flüsternd, »weder in den Ohren noch an den Händen.«

»Aber diesen Ring tragen Sie zum Andenken an mich.«

»Nein, auch diesen nicht. Soll ich ihn durchaus zur Erinnerung an Sie bewahren, so geben Sie ihn mir in Gegenwart meines Freundes.«

»Welchen meinen Sie?«

»Joseph Sohn!«

»Ha – ja, Sie haben Recht. Thun Sie sonst Nichts ohne seine Erlaubniß?«

»Bis heute habe ich noch nie Etwas ohne seinen Rath gethan, so lange ich ihn kenne und bei ihm bin.«

»Wie lange ist das her?«

»Vier Jahre. In diesen vier Jahren bin ich geworden, was ich bin, und Alles durch ihn.«

Der Lord, auf den die einfache und doch so rührende Weise, in der sie dies sagte, einen tiefen Eindruck machte, lächelte befriedigt und sagte leise: »So geleite Sie Gott; Sie thun Recht, daß Sie einen solchen Mann verehren.«

Damit führte er sie die Treppe hinab, ließ sie in einen herrlichen Phaëton steigen, den zwei feurige Grauschimmel zogen, winkte zum Gruße – und fort flogen die Pferde, Rachel wie im Triumphe entführend, die im halbem Traume in eine Ecke gedrückt saß, nichts um sich her sah und hörte und nur den zauberhaften Vorgang, den sie so eben erlebt, im Geiste sich wiederholte.



Kaum eine Viertelstunde später, nachdem Rachel mit dem Bewohner von Downs-Castle ihren Weg nach dem Meere eingeschlagen hatte, kehrten Werner und Joseph

von ihrem Morgenritte zurück. Sie begaben sich in das gewöhnliche Versammlungszimmer, wo sie indessen nur Sophie vorfanden, die eben die Baronin verlassen hatte.

»Wo ist Rachel?« fragte Werner mit in allen Ecken umherspähenden Augen.

Niemand wußte es zu sagen. Auch die beiden älteren Damen so wenig wie die im Hause anwesenden Diener wußten es oder wollten sie irgendwo gesehen haben. Jetzt begann erst ein von Werner und Joseph allein, dann von noch vielen Anderen unternommenes eifriges Suchen, aber nirgends war sie zu finden.

Das war allerdings seltsam und noch nicht vorgekommen, seitdem sie im Schlosse war. Auch im Garten, auf dem Felde in der Umgebung des Gutes war sie nicht zu entdecken und man gab sich den seltsamsten Vermuthungen über diese ungewöhnliche Abwesenheit hin. Da vernahm man plötzlich, daß der Engländer einige Minuten im Hause gewesen sei und mit Fräulein Sibylle gesprochen habe. Diese konnte oder wollte keine nähere Auskunft über das geführte Gespräch geben, als das, was Allen in Beziehung auf die Einladung zu wissen nothwendig war.

»Wenn das mit rechten Dingen zugeht, so weiß ich es nicht!« rief Werner lebhaft und in ängstlicher Sorge. »Am Ende hat dieser Zauberer sie uns geraubt – und das wäre der Anfang unserer –«

»Werner!« rief Joseph ernst. »Was denken Sie! Betrachten Sie doch die Sache ruhig, wie sie ist, erklären wird es sich schon – sie wird irgendwohin spazieren gegangen

sein, wie wir es gemacht haben – vielleicht zum alten Cantor nach dem Dorfe.«

»Was ist das?« rief Sophie, an ein Fenster springend und nach dem Hofe hinabblickend, wo eben des Lords Phaëton mit den Grauschimmeln rasch angefahren kam.

»Da haben wir's!« schrie Werner laut auf. »Die Verwandlung beginnt schon – Rachel steigt aus einem fürstlichen Wagen wie eine Prinzessin – wem gehört der? He! Sie lacht und winkt uns ihre Grüße herauf – Gottlob, sie ist es noch, wie sie immer war!«

Sophie und Joseph lächelten sich verstohlen an, da sie über den aufgeregten Werner nicht laut zu lachen wagten. Nach einigen Sekunden, während der Wagen sich schon wieder entfernte, kam Rachel die Treppe herauf und begrüßte die Versammelten auf die herzlichste Weise.

»Wo bist Du – wo sind Sie gewesen?« riefen Alle durcheinander.

»Rathet!« sagte Rachel ruhig, indem sie Hut und Tuch ablegte und die Handschuhe auszog.

»In Downs-Castle!« schlüpfte es über Werner's Lippen.

»Richtig, da war ich!«

Man denke sich Werner's Staunen und der Andren Verwunderung, als Rachel lächelnd erzählte, was ihr begegnet war. Alle freuten sich und wünschten ihr Glück, einen so angenehmen Morgen verlebt zu haben, nur Werner blieb sprachlos in sich gekehrt und konnte die Stimmung nicht finden, die Sache so einfach zu betrachten, wie sie wirklich war.

Den ganzen Tag nun wurde zu Werner's geheimem Aerger fast nichts als von Downs-Castle und Lord Shorncliffe gesprochen, und Rachel mußte zehnmal wiederholen, was sie gesehen und erlebt hatte, und doch war es eigentlich nur wenig gewesen.

»Was mir bei der ganzen Sache räthselhaft erscheint,« sagte Werner gegen Abend zu Joseph, als sie sich im Musikzimmer trafen, »das ist Tante Sibyllens merkwürdige und ganz ungewöhnliche Schweigsamkeit.«

»Sie wird nichts zu sagen haben.«

»Um Vergebung, da kenne ich sie besser. Die hat einen stillen Aerger gehabt, oder irgend ein Kunststück zurechtgefädelt, wie alte Jungfern ihrer Art es so heillos zuzurichten verstehen. Geben Sie Acht, es wird sich noch entwirren.«

Aber es sollte sich in dieser Beziehung Nichts entwirren, denn Sibylle schwieg aus bekannten Gründen und Rachel konnte keine weiteren Aufschlüsse geben. Nur noch einmal, kurz bevor sie sich an diesem Abend trennten, fing Werner von dem Engländer zu reden an, den er mit einer Wuth zu hassen begann, von der er sich keine Rechenschaft ablegen konnte. »Der Vater wird am Ende Recht über ihn gehabt haben,« sagte er, »er ist weiter Nichts als ein britischer Narr, denn er fängt schon jetzt an, in unserm Hause Narrenstreiche auszuführen, die bisher unerhört waren.«

»Sie irren sich, er ist *kein* Narr!« sagte Joseph mit einer Entschiedenheit, die Werner noch nie an ihm wahrgenommen hatte. »Um solch herbes Urtheil über einen

Menschen zu fällen, muß man ihn näher kennen lernen, er könnte Sie sonst, wenn er Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, eben so gut einen voreiligen Schmäher nennen.«

Das half und Werner verbarg fernerhin alle seine Gedanken über den in der That arg verkannten Mann. –

Die Speisestunde des anderen Tages war herangekommen. Natürlich war von dem Besuch in Downs-Castle die Rede und man hatte die Uebereinkunft getroffen, daß die Damen zu Wagen und die Herren zu Pferde den Weg zurücklegen sollten. »Aber wer bleibt hier, um der Frau Baronin Gesellschaft zu leisten?« fragte plötzlich der Hauslehrer.

»Ja, das ist wahr,« stimmte sogleich Sophie ein, »wir können uns nicht Alle einem auswärtigen Vergnügen hingeben und die arme Mutter allein zurück lassen.«

Man blickte sich gegenseitig an, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, und blieb endlich auf dem Gesicht der Tante haften, das sich mit einer in's Gelbliche fallenden Röthe bedeckte, da ihr sogleich die ›Grobheit‹ des englischen Herrn eingefallen war. Alle glaubten auch, Fräulein Sibylle, von einem hochherzigen Gefühl angeregt, würde sich von selbst zu diesem Opfer verstehen, allein man irrte sich, ihr Mund verharrte im Schweigen und so blieb die Frage schweben. Unmittelbar nach Tische gingen die jungen Leute zur Baronin und stellten ihr die Sachlage vor, indem sie sie baten, freimüthig ihre Wahl unter ihnen zu treffen. Die Baronin wollte auf keine Weise das allgemeine Vergnügen stören

und so bestand sie darauf, daß Niemand zurückbleiben solle und sagte, daß sie sich die Zeit mit Lesen vertreiben werde. Als man darauf nicht eingehen wollte und ferner in sie drang, rief Rachel plötzlich, der das Spiel mit den Kornblumen zwei Tage zuvor gefallen hatte: »So wollen wir wieder losen, wie vorgestern!«

Werner bebte zusammen. Er wußte nicht, ob er sich über Rachel's Vorschlag freuen oder ärgern sollte, denn wenn Rachel abermals das Loos zog, so entbehrte er ihre Gesellschaft, und das Vergnügen war für ihn gleich Null, und doch raunte ihm eine dunkle Stimme zu: dann hat sie wenigstens der Engländer nicht. Wenn er aber selbst das Loos zog – wie dann? Dann ging Rachel mit den Andern ohne ihn und er konnte weder ihr Hort noch der Beobachter sein, den zu spielen er sich fest vorgenommen hatte. Wie wir sehen, war Werner auf dem besten Wege, auf einen Mann eifersüchtig zu werden, der wenigstens fünfundzwanzig Jahre älter war als er und den noch Nichts als ein ungerechtfertigtes Geschwätz und sein blinder Aberglaube verdächtigen konnte. Endlich aber sah er sich doch genöthigt, dem Wunsche der Mehrzahl beizustimmen, und so wurden vier Papierlose gemacht, die die Baronin mit der Bemerkung in die Hand nahm; das längste zeige den Zurückbleibenden an, da er natürlich die meiste Langeweile haben werde.

Es war ganz in der Ordnung, daß alle vier jungen Leute mit einiger Spannung der bevorstehenden Entscheidung entgegensahen, da sich für Jeden von ihnen ein besonderes Interesse daran knüpfte, obwohl wir zugestehen

müssen, daß Joseph und die beiden Mädchen, die alle drei auch ohne Losung gern bei der Mutter geblieben wären, sie mit größerer Ruhe erwarteten, als Werner. Sophie begann das Spiel, und zog ein kurzes Loos, desgleichen Rachel und Werner, und so blieb für Joseph Sohn das längste in der Baronin Hand zurück.

»Sie Aermster!« sagte die Kranke sanft und blickte freundlich den ihr so werth gewordenen Mann an – »aber ich befreie Sie von Ihrer Verpflichtung und bitte Sie sogar, sich den Anderen anzuschließen.«

»Gnädigste Frau!« betheuerte der Hauslehrer, »es ist nicht sowohl eine Verpflichtung, die mich bei Ihnen zurückhält, als mein freier Wille und ein angenehmes Gefühl – ich habe mich schon vorher darüber ausgesprochen.«

»So bleiben Sie – ich bin unschuldig daran, wenn Ihnen ein vergnügter Tag entgeht.«

Sophie sah etwas betrübt über den Ausfall des Loosens aus, sie beneidete beinahe ihre Mutter um ihr Kranksein: da sie aber weniger leidenschaftlich oder vielmehr weiblich zartfühlender war, als ihr Bruder, so unterdrückte sie ihren Kummer und fuhr bald darauf mit den Uebrigen der See zu, da die Wagen und Pferde schon bereit standen.



Während die alten und jungen Bewohner von Brenkowitz sich in vergnüglichster Stimmung an den Ort ihrer Einladung begaben und einen in Wahrheit genußreichen

Nachmittag und Abend verlebten, brachte Joseph einen großen Theil dieser Zeit im Krankenzimmer zu, plauderte, spielte mit der Baronin Schach und las ihr abwechselnd Einiges vor. Um acht Uhr aber dankte sie ihm für seine Gefälligkeit und bat ihn, sie zu verlassen, weniger aus wirklichem Verlangen, allein zu sein, als um ihrem Lieblinge auch einigen Genuß der frischen Luft zu gönnen. So rief denn Joseph seinen Pudel und wanderte hinaus in's Freie, unwillkürlich den Weg wählend, den die zurück kommenden einschlagen mußten. Allein weiter als bis zum See wollte er nicht gehen, weil, wenn sie ihm begegneten, er doch hinterher hätte laufen müssen, da kein Platz mehr für ihn im Wagen war. So ging er denn einige Male zwischen See und Gutshof hin und her, und erst gegen zehn Uhr, als er zum dritten Mal die Grabenbrücke erreichte, sah er den Wagen und einen Reiter zurückkehren, denn der Baron hatte es vorgezogen, noch zu einem Nachbar zu reiten und ihm die Ereignisse des auf dem prachtvollen Landsitze des britischen Narren herrlich genossenen Tages frisch vom Herzen weg zu berichten.

Laut und freudig waren die Begrüßungen, die Joseph von den jüngeren Mitgliedern der Familie zu Theil wurden, und selbst Tante Sibylle und Fräulein Ursel ließen sich herab, ihm so rasch wie möglich die erlebten Wunderdinge mitzutheilen. Als man dann oben im Zimmer angekommen war, erfuhr Joseph Alles und Jedes und namentlich, daß der Lord außerordentlich bedauert habe, ihn nicht bei sich zu sehen, obgleich er ihm dankbar

sein müsse, daß er die Pflichten eines Gesellschafters der Kranken dem Vergnügen in Downs-Castle vorgezogen habe.

»Ja, es war reizend,« rief Tante Sibylle, »Sie können es sich gar nicht so vorstellen. Dieser Mann, – bei Gott! wir haben ihm doch Unrecht gethan – ist ein Wirth, wie ich noch keinen zweiten kennen gelernt, und sein Haus – sein Schloß, wollte ich sagen – ist ein Aufenthalt für Feen –«

»Und Zauberer!« ergänzte Joseph. »So sind Sie also wohl Alle von ihm bezaubert?« fragte er lächelnd.

»Alle, Alle, ohne Ausnahme; und Sie kommen uns ganz nüchtern vor mit Ihrem staunenden Gesichte,« fügte Werner bei.

»Sie haben also Nichts gefunden, was Ihre Befürchtung gerechtfertigt hätte?« fragte Joseph Werner bei Seite.

»Nichts, Gott sei Dank, gar Nichts! Dieser Lord ist ein herrlicher Mann, ich will darauf schwören, denn er hat uns Alle gleich freundlich, herzlich und wohlwollend behandelt. Wir haben, mit einem Wort, einen genußreichen Tag verlebt. Schade, daß Sie nicht dabei waren! Sie haben viel versäumt und ich fürchte, Sie können es so bald nicht nachholen.«

In diesem Augenblick ging die Thür auf. Valentin trat herein und meldete, daß ein Diener Sr. Herrlichkeit zu Pferde angekommen sei und Herrn Sohn zu sprechen wünsche.

Das war allerdings das Allerneuste vom Neuen. Alle erhoben die Augen gegen Joseph, als wollten sie von ihm

erfahren, was diese seltsame Sendung zu bedeuten habe. Jener wollte sich eben entfernen, um den Boten zu sprechen, als Fräulein Sibylle, von einer unsäglichen Neugierde gequält, ihm in den Weg trat und sagte:

»Bitte, ein Wort, Herr Sohn! Valentin, geht hinaus und frage den Boten, ob er Herrn Sohn eine geheime Botschaft mitzutheilen habe, – wo nicht, so soll er hereinkommen.«

Valentin ging hinaus und trat dann wieder mit dem reich gekleideten Hann, dem Leibdiener des Lords, ein.

Dieser, fein geschult, verbeugte sich langsam und feierlich vor der ganzen Gesellschaft, alsdann sagte er in etwas gebrochenem, aber sehr verständlichen Deutsch: »Mylord Shorncliffe läßt Herrn Sohn einen freundlichen Gruß sagen und sein Bedauern ausdrücken, daß er ihn heute nicht bei sich gesehn habe. Da er aber den Wunsch hegt, mit ihm über eine Sache von Wichtigkeit zu reden, so bittet er Herrn Sohn, morgen Mittag bei ihm zu speisen. Wenn kein Wagen oder kein Pferd Herrn Sohn zu Gebote stehn sollte, so wird Se. Herrlichkeit sich glücklich schätzen, ihm sein eigenes Gespann zu senden.«

Joseph Sohn empfing diese höfliche Einladung mit Ueberraschung, die Uebrigen mit unverholnem Staunen. Nachdem sie angenommen war und der Diener das Zimmer verlassen hatte, gab sich dasselbe auf eine unzweideutige Weise, aber sehr verschieden kund. Denn während Tante Sibylle beinahe vor Neid starb, Sophie und

Rachel sich herzlich darüber freuten, erfaßte Werner eine neue Unruhe, die er noch spät gegen Joseph auf dessen Zimmer aussprach, wohin er ihn begleitete, nachdem die Gesellschaft sich bei so weit vorgerückter nächtlicher Stunde endlich getrennt hatte.

Der nächste Morgen wurde im Schlosse auf die gewöhnliche Weise verbracht, Joseph behielt seine Ruhe wie alle Tage vorher bei, und nur Werner ließ eine gedrückte Stimmung wahrnehmen, die mehr und mehr zunahm, je näher der Mittag rückte. Um ein Uhr endlich begab sich Joseph zur Baronin, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie entließ ihn mit einigen freundlichen Worten und wünschte ihm viel Vergnügen bei dem Lord. Werner begleitete Joseph in den Hof, um ihn zu Pferde steigen zu sehen. Er sah dabei höchst bedrückt aus und schütterte wiederholt den Kopf.

»Nun, immer noch nicht freundlich Wetter bei Ihnen?« fragte Joseph heiter.

»Noch lange nicht und jetzt erst recht nicht. Gut, daß Sie nicht in die Schlacht und auf einem Schecken reiten, sonst könnte ich am Ende auch von Ihnen, wie Wallenstein dem Illo von seinem Vetter erzählte, sagen: »Und Roß und Reiter sah man niemals wieder.«

»O! Was Sie für Ideen und Gesichte jetzt haben, Werner!«

»Beinahe wundre ich mich selbst und mache mir sogar im Stillen Vorwürfe darüber, aber ich kann nicht dafür, es hämmert wie eine dunkle Faust in meiner Brust und eine Stimme macht sich bemerklich, die mir mit krächzendem Tone zuraunt: es giebt Unheil!«

»In mir hämmert allein mein Herz, und wenn es eine Stimme in meiner Brust giebt, die ich verstehe, so sagt sie mir: Thue, was Du thun mußt und sonst fürchte Nichts.«

»Sie sind ein glücklich begabter Mensch, Ihre Sinne sehen und vernehmen nur Das, was zu sehen und zu vernehmen ist. Wo Sie aber nur Licht sehen, sehe ich nur Schatten.«

»Das ist ein Fehler Ihrer Organisation – dafür können Sie freilich nichts, aber Sie thun mir dennoch leid. Adieu, Werner.«

»Adieu, Joseph, und Gott behüte Sie!«

Von seinem Pudel freudig umsprungen, ritt Joseph langsam vom Hofe ab; als er aber eine Strecke davon entfernt war, drehte er seinen Pony um und schaute mit wonnigem Gefühle nach dem Giebel des Schlosses zurück, der traulich zwischen den Baumwipfeln hervorschimmerte.

»Wie freundlich, wie friedlich, wie heimatlich!« sagte er ernst und doch mit innerer Befriedigung zu sich. »Noch nicht ein Jahr lebe ich unter diesem Dache und doch habe ich schon so viel Glück darin erfahren. O, ich danke Dir, Gott, daß Du mir so Viel gegeben hast, wo ich so Weniges hoffen konnte. Es ist wirklich eine Heimat für mich geworden und der Wunsch der edlen Frau,

die sich mir weniger als eine Herrin denn als eine zweite Mutter erwiesen, ist erfüllt. Segen, o Segen über ihr unschuldiges Herz, dessen Weh ich wie mein eigenes fühle, obgleich ich es mir nicht enträthseln kann.«

Er wandte sein Pferd wieder und ritt langsam den Fahrweg am Bache entlang, allmählig seine Gedanken von dem Gegenstande, der ihn innerlich beschäftigte, nach Außen wendend. Auch war es ein Tag, der ganz dazu angethan war, ein jugendliches Herz mit Wonne zu erfüllen und einen rührigen Geist zur Aufmerksamkeit anzuspornen. Nicht übermäßig heiß, nur behaglich warm sandte die Sonne ihre Strahlen von dem wolkenlosen Himmel herab, die Luft, von einem angenehmen Seewinde gefächelt, wogte sanft und die üppigen Saaten glänzten in dem leuchtenden Sommerkleide, welches der gültige Schöpfer ihnen angelegt. Joseph sog mit unnennbarem Wohlgefallen die würzige Luft ein, schaute freudig vom Sattel auf das neben ihm rieselnde Wasser an und horchte aufmerksam auf das Trillern der Lerchen, die hoch über seinem Haupte wirbelten. Als er aber den See erreicht hatte, der etwa zehn Minuten Weges vom Schlosse entfernt lag, lenkte er sein muthig schnaubendes Pferd auf denselben Pfad, den der Lord mit Rachel eingeschlagen und den man ihm auf dem Hofe als den nächsten beschrieben hatte. Von jetzt an hob sich der Boden allmählig gegen die See hin, um dicht davor um so jäher wieder abzufallen. Der Weg wurde hier schmaler und der Reiter bewegte sich langsam durch die Aecker, deren schon golden und schwer werdende Aehren jenes

trauliche Murmeln hören und jene anmuthige Wellenbewegung sehen ließen, die nur das Meer und ein wogen- des Kornfeld auszeichnet, wenn der Athem Gottes mit ge- mäßigter Kraft darüber hingehet. In Gedanken versunken über diesen wohlthuenden Anblick ritt Joseph an dem Wege vorüber, der zur Linken sich abzweigend unmittel- bar nach Downs-Castle führte, und so gelangte er, einem sandigen Pfade folgend, der sich stark aufwärts hob, auf eine der ersten Anhöhen, die von hier aus die Hügelkette zu bilden anfangen, die gegen Osten hin noch höher em- porsteigt. Da, auf den Gipfel eines solchen kleinen Hügels gelangt, hielt er das schnaubende Pferd an, denn vor sei- nen Augen rollte sich ein Bild, ein Anblick auf, wie er ihn noch nie in seinem Leben genossen. Etwas zur Linken sah er vor sich in der Ferne einen blauen leise fluthen- den Streifen, der mit dem Gewölk des Himmels zu einem unermeßlichen Ganzen verschwamm und sich nach zwei Weltgegenden unabsehbar weit ausbreitete. Es war das baltische Meer, das hier die Küsten Deutschlands bespült und in seinen ruhigen Momenten einen Spiegel darbietet, wie kein anderes Meer, als vielleicht das mittelländi- sche. Die leichten Wolken, weiß von Farbe und flügelartig gestreckt, die sich darüber am Himmelsgewölbe zeigten, spiegelten sich in der klaren Fläche des gewaltigen Was- serbeckens, und nur da, wo die Strahlen der Sonne die Oberfläche küßten, tanzte und wogte ein rosig goldener Schimmer, der sich allmählig in Violett und Braun verwan- delte, bis er in weiterer Ferne in dem blauen Wogengrun- de spurlos verschwand.

In diesen wunderbaren Anblick verloren hielt Joseph lange still auf der Stelle, wo er stand, nicht seine Augen allein erweiterten sich dabei, auch sein Herz dehnte sich wonniglich aus und schlürfte mit nie empfundenem Entzücken das köstliche endlose Bild ein, das allein der Himmel und das Wasser begränzte. Endlich aber hatte er seine Sehnsucht gesättigt und wandte sein Auge von dem flüssigen Elemente auf das feste zurück. Da sah er denn, wie die ihm so schön beschriebene Küstengegend in der Nähe von Downs-Castle in Wirklichkeit beschaffen war. Zur Rechten erblickte er eine halbmondförmige Erhebung der Hügelkette, die, in der Mitte eine weite und spiegelklare Bucht gleichsam mit den Armen umfassend, ihre hörnerartigen Vorsprünge nach dem Meere streckte. Dieser ganze nach der See hin sich jäh abdachende Bergabhang war mit geradstämmigen gewaltigen Buchen und mit uralten Fichten von eben so riesigem Wuchse bedeckt. Die Bäume aber folgten dem terrassenförmig absteigenden Abhange, von dessen Gipfel ein schneckenartig gewundener Weg bis zum Meere führte, und brachte ein ähnlich mit hohen Stämmen bewachsenes, nur nach der See offenes Thal hervor, wie wir ein solches in größerem Maaßstabe und in herrlicherer Fülle und Mächtigkeit in den sogenannten heiligen Hallen bei Tharand bewundern. Um die zumeist nach Osten, also rechts abführende Spitze dieses Küstenstrichs floß das Meer nach der schmalen Landspitze herum, die das *Putziger Wick* von der hohen See abschließt; unmittelbar vor dem Ufer

ziehen sich kettenweise die bleichen, sturm- und wogengepeitschten Dünen hin, an deren vergänglichem Bau das langsam auf- und absteigende Gewässer mit leisem Gemurmeln brandet und einen Gürtel von Schaumkronen aufwirft, der jeden Augenblick verschwindet, aber im nächsten schon wieder neu geboren wird. Etwas zur Linken, in der Nähe des westlichen Horns, das nicht so weit in das Meer hinausragt wie das andere, schaukelt auf leicht bewegter Fluth eine niedliche Yacht mit schlanken Masten und Raaen, und zierlichem Takelwerk, eine Schiffart, wie wir sie häufig an den Küsten des wassergebietenden Albion bewundern und wie sie dort reiche Leute besitzen, um nach ihrem Gefallen über die Meere fliegen und fremder Menschen Gestade besuchen zu können. Auf dem Top der Yacht ist weislich die englische Flagge aufgezo-gen, denn wir leben ja im Jahre 1849, wo die dänischen Kreuzer an dieser Küste auf und nieder jagen, die deutschen Ufer beunruhigen und ihre Häfen blokiren. Unfern von dieser Yacht, etwas näher dem Lande zu, wiegen sich einige festgeankerte Segelboote an-muthig auf den flüsternden Wellen, die unter ihren Kiel-Tag und Nacht ihr neckisches Wesen treiben. Ganz zur Linken endlich, nahe der Spitze des kleineren Horns, erhebt sich aber das Schloß, ein ächt normännischer Rittersitz, wie man sie im Norden England's oder in Schottlands Hochgebirgen so romantisch im Nebel liegen sieht. Von der höchsten Thurmzinne an, auf der ebenfalls eine große englische Flagge sich stolz im Winde bläht, bis zu dem kleinsten Mauervorsprung im Erdgeschoß, gewährt

Alles und Jedes daran einen ritterlichen und prächtigen Anblick, und wessen Wiege einst unter den spitzgewölbten Hallen mit den langen in tausend Farben glitzernden Fenstern zu stehen bestimmt ist, der kann wahrhaft von der Halle seiner Väter, von dem Reichthum, der Prachtliebe und dem Geschmackssinn derselben sprechen, denn in diesen drei Richtungen war Alles, was sich inner- und außerhalb des Schlosses befand, reich bedacht.

Joseph Sohn, schon von Weitem über die Einzelheiten dieses Anblicks entzückt, ritt von seinem Hügel herab dem Parke näher, der hier wie im ganzen Umkreise des Gutes mit einem hohen hellgestrichenen Gitterwerk umgeben war, und da er keines Einganges ansichtig wurde, so fragte er eine Frau, die innerhalb des Geheges Gartenarbeit verrichtete, in welche Richtung er sich zu wenden habe, um in den Park selbst zu gelangen. Dem Fingerzeige der Frau folgend, wandte er den Kopf seines Pferdes nach Westen, ritt am Gitter entlang und erreichte so den Eingang, durch den der Lord mit Rachel geritten war. Schon diese Pforte war ein kleines Meisterstück der Baukunst an Geschmack und Zierlichkeit. Auf jeder Seite stand ein rundlicher Thurm, der eine den andern um zwanzig Fuß überragend und nur durch eine eiserne Schwebelücke im oberen Stockwerk mit einander verbunden. Da das Eisengatter, welches diesen Eingang verschloß, nicht geöffnet war, so zog Joseph an dem massiven Ringe, welchen ein schön modellirter Doggenkopf von Bronze im Rachen hielt, und augenblicklich

ließ sich im Thurm rechter Hand ein silbener Glockenschall vernehmen, worauf alsbald der Pfortner erschien, das Thor öffnete und den Fremden zurechtwies. So ritt Joseph, nachdem er seinen Hund auf den Rath des Pfortners an eine Leine gebunden, in den Park ein, der mit malerischen Baumgruppen und smaragdgrünen kurzgeschornen Rasenstücken verziert war, auf denen hie und da Blumenfiguren in allen Formen und Farben prangten. Der große Raum war nicht so einsam, wie er auf den ersten Anblick erschien, sondern mit zahmen Hirschen und Rehen bevölkert, die in ungestörter Ruhe irgendwo im Schatten der Bäume lagen oder stattlichen Schrittes auf den mit rothem Kiese bestreuten Wegen wandelten, neugierig die Augen erhebend, als der Fremde an ihnen vorüberritt.

Als Joseph Sohn diesen Park und seinen Inhalt sah, fühlte sich sein Herz wie im Sonnenschein eines neuen Glücks gebadet, denn daß der Engländer ein Liebhaber von schönen Thieren sei, erhob ihn in seinen Augen noch mehr, da er hierin einen mit ihm verwandten Geist erkannte.

Bei'm langsamen Weiterreiten entfaltete sich die Pracht des englischen Gartens immer mehr und mehr, bis endlich das Schloß inmitten eines wahren Blumenmeeres auftauchte und seine gastliche Pforte schon weit geöffnet zeigte. Kaum hatte Joseph diese Pforte erblickt, die mit ihrem hallenartigen Corridor eine Rampe durchbrach, welche funfzehn Fuß hoch das ganze Schloß umgab, so näherte sich ihm Harry, des Lords Leibdiener, hielt ihm

den Bügel und nahm Pferd und Hund in Empfang. Dann trat er durch den Eingang in die Halle ein, die wir auch Rachel aufnehmen gesehn haben.

Von einem Diener die breite Treppenflucht hin aufgeführt, deren Licht durch die bunten Glasfenster, die sie schmückten, gedämpft war und in hundert Farben spielte, trat der junge Mann, bei jedem Schritt bewundernd sich umschauend, in ein Zimmer ein, wie er noch kein zweites jemals erblickt hatte. Es war nicht das Musikzimmer, in welches Rachel geführt ward, sondern die Bibliothek des Lords, deren Möbel alle aus dem Mittelalter zu stammen schienen und doch von der kunstfertigen Hand eines modernen Werkmeisters ausgeführt waren. Am Fenster zur Linken, von wo hinaus der Blick des Arbeitenden weit über das Meer und die östliche Waldspitze hinausreichte, stand ein großer Schreibtisch, nicht unzierlich mit Büchern, Briefschaften und anderen dergleichen Dingen beladen. Daran schlossen sich bis zu einer durchbrochenen und auf Pfeilern ruhenden Wand, in deren Hintergrunde im Nebengemache ein Billard sichtbar ward, kolossale Bücherschränke, gefüllt von oben bis unten. In der Mitte des großen Raumes stand ein runder Tisch, von schwarzem Marmor wie der Kamin, umgeben von Divans und Sesseln, mit veilchenfarbigem Sammet überzogen, und in den tiefen Fensternischen luden ähnliche kleinere Tische und Sessel, die mit zahllosen Zeitungen und Journalen beladen waren, zum Sitzen und Studium ein.

Als Joseph mit der Bewunderung dieses für ihn feenhaft ausgestatteten Aufenthaltsortes zu Stande gekommen war und seine Augen wieder hinaus auf die See lenkte, wo gerade vor ihm die kleine Flottille schaukelte, hob sich in dem Billardzimmer eine dunkelrothe Portière empor und herein trat die edle Gestalt seines Wirths, Lord Shorncliffe's. Mit ruhigem Anstande schritt er auf den jungen Mann zu, der ihm einige Schritte entgegengegangen war und sich höflich verbeugte, und betrachtete ihn mit prüfendem Auge und sichtbar zufriedennem Lächeln, trotzdem seine Stirn, nicht gerade bedrückt, aber doch von einer kleinen Wolke beschattet war. Dann aber ihm die Rechte bietend und seine Hand mit festem Drucke schüttelnd, hieß er ihn mit herzlichen Worten willkommen.

»Da sind Sie also,« sagte er, »und zwar allein gekommen. Das ist mir lieb, so kann ich mit Ihnen nach Herzenslust reden, was uns gestern nicht möglich gewesen wäre. Sie sind meiner raschen Einladung doch gern gefolgt?«

»Sehr gern, Mylord, denn Ihre gestrigen Besucher haben meine Begierde, Sie näher kennen zu lernen, gestachelte, und ich finde alles Das über die Maaßen bestätigt, was man mir von Ihnen und Ihrer Wohnung gesagt hat.«

»O nein doch, loben Sie mich nicht gleich, Sie könnten sich leicht in mir täuschen. Folgen Sie lieber meinem Vorschlage und begleiten Sie mich, bis die Eßglocke läutet, in den Garten, denn Sie müssen wissen, ich lebe, so lange ich in Deutschland bin, nach deutscher Sitte und

Gewohnheit – in England, freilich, da muß man es anders machen und leider oft genug die Nacht zum Tage verkehren. Kommen Sie.«

Auf einigen breiten Stufen, die unmittelbar aus dem einen bis auf den Boden reichenden Fenster der Bibliothek auf die Rampe des Schlosses führten, trat er mit seinem Gaste in dieses mit Blumen von jederlei Farbe und Duft gefüllte Paradies, und auf den zierlichen Kieswegen zwischen den Blumen auf und ab wandelnd, verbrachten sie die Zeit in gemächlichem Gespräch über Allerlei, Land und Meer, Haus und Garten, bis die Eßglocke ihre einladenden Klänge ertönen ließ.

»Da ruft sie schon, nun kommen Sie!« sagte der Lord, bot seinem Gaste den Arm und führte ihn durch das Billardzimmer in den Speisesaal, der, ein fast thurmhoher Gemach, im letzten Drittel seiner Höhe eine Gallerie zeigte, an der Wappen und Waffen prangten, die eine kunstverständige Hand in schönen Gruppierungen aufgehängt und geordnet hatte. Das Geräth in diesem Gemach war von polirtem Eichenholz und von alterthümlicher Form, so die Büffets, die Sessel und Alles, was man rings herum sah. Die Tafel war nur für zwei Personen gedeckt und hinter jedem Stuhle stand ein Diener in den Farben des Lords – Meergrün, Carmoisin und Silber.

Das Mahl ging ziemlich rasch vorüber, obwohl es auserlesen war, denn der Lord war kein Freund von schwelgerischen Tafelfreuden. Er aß wenig und trank noch weniger, meist Wasser mit jenem würzigen Wein gemischt, der auf den Bergen von Burgund gedeiht. Auch Joseph

Sohn war mäßig, da er nie mehr aß und trank, als die Befriedigung seines bescheidenen Appetites verlangte, und so waren sie bald fertig.

Der Lord erhob sich und verbeugte sich gegen seinen Gast; dieser mußte sich gestehen, wenn sein Wirth sich in allen Dingen so liebenswürdig bewies wie bisher, so würde er einen nicht weniger erfreulichen Tag erleben, als seine Freunde einen Tag früher erlebt hatten. Aber auch der Lord fand an dem Weniges, jedoch dieses Wenige immer mit Ernst und Gediegenheit sprechenden Gaste von Augenblick zu Augenblick mehr Gefallen, und als sie nun wieder in den weiter vom Schlosse abgelegenen Gängen des Gartens wandelten, nahm er sogar eine vertrauliche Miene an, indem er über seine Ansiedelung an diesem Orte sprach.

»Sie werden gewiß erfahren wollen,« sagte er, »wie ich auf den Einfall gekommen bin, mich an dieser einsamen und abgelegenen Meeresküste niederzulassen oder wenigstens zeitweise meinen Aufenthalt zu nehmen, und das werden Sie, wenn auch nicht heute, doch gewiß ein andermal erfahren. Gehen Sie jetzt meinem Vertrauen voran und – ja – erzählen Sie mir, wie Sie nach Brenkowitz gekommen sind.«

»Das hängt mit meiner ganzen Vergangenheit zusammen, Mylord.«

»Nun gut, dann beginnen Sie damit, daß Sie mir diese Vergangenheit mittheilen, und befürchten Sie nicht, daß ich Ihr Vertrauen mißbrauchen werde.«

»Das befürchte ich durchaus nicht.«

»Wohlan denn – oder schließt Ihre Vergangenheit vielleicht ein Geheimniß in sich?«

»O nein,« sagte Joseph Sohn, doch in demselben Augenblick hielt er inne und besann sich, denn ihm fiel ein, daß allerdings ein Geheimniß über ihm walte. Allein er hatte sich bald wieder gefaßt, da es sich von diesem Geheimniß, von dem er selbst nichts wußte, ja hier nicht handelte, es handelte sich vielmehr um sein vergangenes Leben, und das lag klar, ohne Flecken und Schatten da, die seine Ehre oder sein Herz verdunkelt hätten. So erzählte er denn sein ganzes vergangenes Leben, wie er selbst es wußte, ohne Rückhalt, ohne irgend ein wichtiges Ereigniß zu verschweigen, nur wie Rachel's Schicksal mit dem seinigen verflochten war, erzählte er nicht, da hiernach ja nicht gefragt worden war.

Als er seine Erzählung beendet, schwiegen beide Männer still, der Lord war etwas bleich geworden. Joseph's Gesicht aber strahlte die Gluth zurück, die stets in unserm Innern unbewußt sich entzündet, wenn wir unser vergangenes Leben in Gegenwart eines Fremden noch einmal im Fluge durchlaufen. Endlich sagte der Lord sanft und fast traurig:

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und ich weiß es zu schätzen. Erinnern Sie sich dieser Stunde künftig, und wenn Sie sich einmal – Gott verhüte es! – in irgend einer Noth befinden sollten, so schlagen Sie Ihren Weg zu mir ein und ich werde der Mann sein, der Ihnen als Mensch unter die Arme greift. Aber halt! Sie haben mir ja nichts

von der kleinen Elfe, der Rachel, gesagt, und ich glaube doch gehört zu haben, daß Sie schon mit ihr gelebt haben, ehe Sie in Brenkowitz waren.«

»Ah, ja, das ist eine Episode aus meiner Geschichte.«

»Schließt *sie* ein Geheimniß in sich?«

»Ganz und gar nicht. Die Sache ist sehr einfach –« und er erzählte rasch und bündig, was wir selbst darüber wissen.

»Mein Herr,« sagte der Lord, als auch diese Erzählung zu Ende war, und legte seine Hand gewichtig auf seine Schulter – »wenn Ihnen noch Niemand es gesagt hat, so sage ich es Ihnen: die Handlung die Sie an dem kleinen Wesen ausgeübt haben, war eine edelherzige, großartige Handlung – zumal von Ihrer Lebenslage aus betrachtet. Man kann stolz darauf sein. Mir hat das Schicksal nicht so wohl gewollt, zu gestatten, etwas Aehnliches zu vollbringen, obgleich auch ich – ja auch ich, ich sage es dreist – das Herz dazu habe. Aber so jung Sie sind und so bedürftig, verlassen und hülflos Sie scheinen – ich bewundere Sie und vielleicht beneide ich Sie. Darum seien Sie mein Freund und reichen Sie mir als solcher Ihre Hand. So. O, glauben Sie nicht, daß ich mit der Vertheilung dieser meiner Freundschaft zu schnell verfare, ach nein! Emery Glandon Shorncliffe ist nie verschwenderisch mit der Preisgebung seines Herzens gewesen. Ihnen aber trage ich mich an, denn es liegt in meinem Charakter, eine Handlung auf der Stelle zu vollbringen, wenn Sie mir gerecht, wichtig und zeitgemäß erscheint. Da, nehmen Sie noch einmal diese Hand, sie ist die eines ehrlichen

Menschen, der immer nur Gutes auf der Welt gewollt hat, aber nur zu häufig verkannt worden ist, weil er vielleicht nicht immer die gewöhnlichsten Wege eingeschlagen hat, dies Gute auszustreuen. Und nun, da wir so weit sind, wollen wir weiter gehen. – Sie sind jetzt in Brenkowitz und Rachel auch. Was haben Sie für die Zukunft beschlossen?«

»Dafür lasse ich Gott sorgen.«

»Das ist kein übler Vorsatz, allein der Mensch muß in vielen Dingen seine eigene Vorsehung sein. Betrachten wir also Ihre Lage einmal etwas genauer. Sie werden noch etwa zwei Jahre in Brenkowitz bleiben – es ist wenigstens möglich. Gut, Sie sind mithin auf so lange Zeit sicher gebettet und später sorgt Gott vielleicht noch weiter. Dies betrifft indessen nur Sie – nun aber das Mädchen, was geschieht mit dem?«

»Darüber bin ich leider gänzlich im Unklaren, ich gestehe es, auch habe ich eigentlich noch nicht darüber nachgedacht.«

»So wollen wir Ihre Versäumniß nachholen. Welche Zukunft, frage ich, *kann* Rachel haben, welche also *muß* sie haben?«

»Ohne Zweifel ist hier kein Schwanken möglich. Rachel ist von der Natur zur Künstlerin bestimmt.«

»Ah, da haben wir's – das sage ich auch.«

»Freilich, aber wie soll sie die Vollendung in ihrer Kunst erreichen?«

»Das ist die Frage, ja, mein junger Freund, das ist die einzige Frage, die hier möglich ist, denn ein solches Licht

darf nicht in der Abgeschlossenheit und Stille des häuslichen Lebens verglimmen. Und nun will ich auch aufrichtig gegen Sie sein. Die Erörterung dieser Frage ist es, was mich zunächst bestimmt hat, – ich sage zunächst – Sie zu mir einzuladen. Hier haben Sie mein Bekenntniß. Vielleicht wundern Sie sich, daß ich auch hierin so schnell handle, aber so thue ich immer, das ist eine Eigenschaft meines Wesens, und darum eben hat man mich oft einen seltsamen Sonderling genannt. Man muß indessen nichts auf solche Beurtheilungen geben, wenn man sich bewußt ist, ein edles Ziel vor Augen zu haben. Hier haben wir es vor Augen. Außerdem aber scheint mir in vorliegendem Falle die größte Eile nöthig. Wie alt ist Ihr Pflegekind?«

»Sie ist funfzehn Jahre alt.«

»So ist es die allerhöchste Zeit. Diese Feenkinder, welche die Natur mit ihren herrlichsten Gaben überschüttet hat, muß man nicht nach menschlichen Jahren taxiren. Jetzt hören Sie mich aufmerksam an. Ich meine es gut mit Ihnen, und wenn Ihr Vater, der Professor, noch lebte, er würde es nicht besser und anders meinen können; aber ich meine es auch gut mit Rachel und ich liebe es, Menschen zu unterstützen, die Talent haben, denn Gott hat mir die Mittel dazu verliehen, die ich, denke ich, nicht besser anwenden kann, als dazu, seinen ursprünglichen Willen, also sein Gebot, weiter auszuführen. – Würden Sie sich wohl zu einer Trennung von diesem begabten Mädchen entschließen können?«

»Schwer, sehr schwer, ich gestehe es, aber wenn Rachel Vortheil davon hat – für die künftige Zeit, für ihr Alter

– dann augenblicklich, so sehr mein Herz dabei bluten wird.«

»Ah, Sie sind mein Mann, das habe ich von Ihnen erwartet. Hören Sie nun meinen Vorschlag. Rachel muß in einer großen Stadt, ja in mehreren großen Städten der Kunst leben, da, wo bedeutende Meister wirken und schaffen, und die bedeutendsten müssen ihre Lehrer werden, wenn auch nur auf kurze Zeit, denn Rachel lernt im Handumdrehen. Wenn Sie Ihr Wort nicht gegeben hätten, drei Jahre in Brenkowitz zu bleiben, so würde ich sagen: kommen Sie zu mir, gehen sie mit mir und dem Mädchen nach Berlin, Wien, Paris und London. So aber geht das nicht und wir müssen für sie einen andren Begleiter suchen. Glücklicherweise ist derselbe schon gefunden. Die Schwägerin meines ältesten, treusten Dieners, der seit Jahren mein Freund geworden, jetzt aber nicht hier anwesend ist, lebt in diesem Schlosse. Mrs. Baxton ist eine vortreffliche Frau von gewissen Jahren, ausgestattet mit Kenntnissen und Fähigkeiten, die zu solchem Ehrenamte erforderlich sind. Sie soll Rachel führen, für alles Uebrige Sorge ich. Sie natürlich, der ältere und wohlerworbene Ansprüche auf sie hat als ich, geben dieselben nicht auf, sie bleibt Ihnen – aber ich setze mein Leben zum Pfande, Rachel wird eine Künstlerin werden, wie wir nur wenige besitzen. Jetzt haben Sie meine Ansicht der Dinge vernommen. Ich will Sie nicht überreden, sogleich meinen Wünschen beizustimmen, bewahre, ich gebe Ihnen sogar acht Tage Bedenkzeit. Sind Sie dann mit Ihrem Entschlusse fertig, so kommen Sie wieder zu mir – ich mag nicht so

oft nach Brenkowitz gehen – und theilen mir Ihre Ansicht mit.«

Joseph, glühend vor Aufregung, so daß ihm die heißen Schweißtropfen von der Stirn fielen, und dabei im Innersten ergriffen, traurig und doch wieder freudig bewegt, stand sinnend vor dem edlen Briten, der sich ihm so hochherzig erwies, um zu überlegen. Die Gedanken jagten in seinem Hirne auf und nieder, seine Pulse klopften so stark, daß er sie selbst hören konnte. Was er aber auch denken mochte, er mußte sich eingestehn, der Brite habe Recht.

Dieser sah seinen Kampf, seine innere Bewegung. »Keine Uebereilung,« sagte er, »überlegen Sie es sich acht Tage. Genug für heute davon. Jetzt aber lassen Sie uns unsern Spaziergang langsam fortsetzen.«

« Sie sind erhitzt; beruhigen Sie sich und wenn Sie sich abgekühlt haben, machen wir eine kleine Fahrt auf der See. Die Brise ist günstig zum Kreuzen. Sind Sie schon auf der See gewesen?«

»Nie.«

»So kommen Sie, ich gebe Ihnen einen Plaid. Sie glauben nicht, wie leicht man seinen Kummer in das Meer versenkt. Es ist tief und weit genug dazu. Ach, das habe ich oft an mir selbst erfahren.«

Er rief einen Diener herbei und gab ihm in englischer Sprache einige Aufträge. Als dieser nach einer Viertelstunde seinen Herrn im Garten wieder aufsuchte, trug er zwei Plaids über dem Arm und meldete, daß Alles bereit sei.

»Haben Sie sich abgekühlt, mein Freund?«

»Vollkommen.«

»Vorwärts dann!« Man schritt zum Seeufer hinab, wo Millionen von Muscheln und Kieseln lagen, mit denen die wogende Brandung wie ein Kind mit Erbsen spielte. Ein flaches Boot lag dicht am Strande; Lord Shorncliffe, Joseph und der Diener stiegen ein und letzterer ruderte die Herren zu einem größeren Kielboote, das weiter hinaus im Meere fest vor seinen Ankern lag. Sechs Matrosen in gestreiften Jacken und Mützen, kräftig, gewandt und mit kühnem Gesichtsausdruck, erwarteten ihren Herrn und seinen Gast darin. Als der Diener mit dem Boote wieder zum Lande gefahren war, gab der Lord, indem er sich an den Helmstock setzte, zwei Matrosen ein Zeichen, und wie der Wind flogen die weißen Fittiche des Luggersegels herab und wurden sogleich von der leichten Brise erfaßt und aufgebläht. Wie ein Schwan tauchte das kleine, aber feste Fahrzeug anmuthig mit seiner breiten Brust in die Fluth, nach dem offenen Meere sich wendend, und bald bemerkte Joseph an der leichtesten Bewegung, die nur ein gut geleitetes Segelschiff fühlen läßt, daß er in Fahrt auf dem Meere sei.

Der Engländer hatte Recht gehabt. Joseph's Brust hob sich unwillkürlich als er so leicht auf dem gewaltigen Elemente schwamm und den Blick in die weite Wasserwüste und den blau und heiter darüber sich wölbenden Himmel wandte. Der Wirth, mit kundigem Auge seinen Gast musternd, fühlte, daß das Meer seine Wirkung an ihm thue.

»So, nun sind wir in Fahrt,« begann der Lord von Neuem das Gespräch, »und Sie sollen in einer Stunde manche Meile zurückgelegt haben. Jetzt aber wollen wir die ernstesten Gespräche hinter uns lassen und heiter plaudern, wie die Wellen um uns her. Sie brauchen wegen der Matrosen nichts zu besorgen, sie hören uns nicht und keiner versteht ein deutsches Wort, denn sie sind erst vor wenigen Tagen aus England gekommen. – Wie gefällt es Ihnen in Brenkowitz?«

Joseph ward durch diese unerwartete Frage wie von einem neuen Zauberstabe berührt, das so eben Abgehandelte verschwand für den Augenblick aus seiner Erinnerung und andere liebliche Bilder tauchten in seinen Gedanken auf. Das hatte der Lord erwartet und gewollt. An dem Lächeln seines Gastes erkannte der Menschenkenner die Wirkung seiner wohl berechneten Frage. »Ich täusche mich also nicht, es gefällt Ihnen gut bei dem Baron?«

»Bei dem Baron? Nun – es gefällt mir wenigstens auf Brenkowitz. Anfangs hatte ich manche Schwierigkeit zu überwinden und manche Unannehmlichkeit zu ertragen von der Schwester des Barons –«

»O, die lassen Sie aus dem Gespräch. Das ist ein böses Weib – wie kann die Ihnen Beschwerde verursachen!«

»Doch hat sie es gethan. Sie ist von Bedeutung in Brenkowitz, oder vielmehr sie war es, denn jetzt haben wir uns von ihrer Herrschaft ziemlich frei gemacht.«

»Das ist auch recht; unter solch ein Weib sich zu beugen oder unter ihrer Einwirkung zu leiden, muß für einen

Mann von Geist und Gemüth die Hölle auf Erden sein. Aber nehmen Sie sich dennoch in Acht. Die Wespe hat einen Stachel im Verborgenen, den sie nur hervorstreckt, wenn sie gewiß ist, verwunden zu können. Halten Sie sich fern von ihr, aber lassen Sie sie nie aus dem Auge und legen Sie ihr keinen Stein in den Weg. Ihren Bruder, den Baron, habe ich auch gleich durchschaut. Diese Haldrungen sind alle sehr leicht zu erkennen.«

»Ja, aber Werner ist ein edler Mensch.«

»Das sage ich auch, – doch lassen Sie uns erst den Vater abthun. Dieser ist ein sehr gewöhnlicher Mensch, wie man sie in allen Lebensverhältnissen zu Dutzenden herumlaufen sieht. Ein Genußmensch, der seinen Abgott auf der Zunge und im Magen trägt. Er ist also sehr leicht zu ergründen, wie er leicht zu fesseln und zu bemeistern ist. Allein er ist eigensinnig, sogar starrköpfig in Dem, was er sich in den Kopf gesetzt hat – und darin stimmt er etwas mit mir überein, denn ich liebe es auch nicht, meine Hand zurückzuziehen, wenn ich sie einmal nach irgend einem Besitz ausgestreckt habe. In diesem Punkte also könnte ich wohl einmal mit ihm in irgend einen Conflict gerathen, und um dies zu vermeiden, werde ich so wenig wie möglich mit ihm verkehren. – Sein Sohn Werner ist eine ganz andere Natur.«

»O, viel edler, besser und aller Bildung zugänglicher,« unterbrach Joseph den langsam und besonnen Redenden, der gleichwohl sein Auge auf den Wind und die Segel gerichtet hielt, und dem es ein Vergnügen zu gewähren schien, seinem jungen Freunde mehr eine Charakteristik der Personen auf Brenkowitz zu liefern als von ihm zu vernehmen.

»Ja, aber was soll aus ihm werden?«

»Er will sich der Kunst widmen und hat dazu schon den ersten Schritt gethan.«

»Gut, ja, ich verdenke ihm das nicht. Aber er will doch nicht öffentlich damit in's Leben hinaus treten? Das würde sein stolzer Vater nie zugeben.«

»Ich glaube auch nicht, daß Werner das beabsichtigt.«

Der Engländer lächelte auf eine besondere Art. »Nun, ich will es wenigstens nicht wünschen, obgleich ich nicht so ganz sicher bin, daß er bei Gelegenheit nicht aus den Schranken bricht, wie ein Vollblutrenner, über den sein Reiter die Gewalt verloren hat. Wer weiß, welchen Einfluß Rachel in dieser Beziehung auf ihn übt!«

»Rachel? O, die verehrt er, wie man sie verehren muß, wenn man sie kennt.«

»Sagen Sie lieber, er vergöttert sie, er betet sie an. Er hat sich, seine Herkunft, seinen Vater, seine Familie – Alles hat er aus dem Auge verloren, wenn er in die Augen dieses begabten Feenkindes sieht.«

Joseph riß die Augen weit auf. »O,« sagte er, »das ist nur die Liebe zur Kunst, die sich in der Liebe zu Rachel in ihm personificirt hat.«

»Ja, ja, aber Liebe zum Weibe, das hier noch in der Knospe liegt, ist auch mit dabei. O, ich habe ihn zwei Tage beobachtet und diese meine Meinung hinreichend bestätigt gefunden. – Jedoch, lassen wir das; Werner ist, wie Sie sagen, ein edler Mensch. Wenn er Rachel, das Weib liebt, wird er sie wie seinen irdischen Engel lieben, und solche Männer begehen wohl Thorheiten, aber keine Schlechtigkeiten. – Wie gefällt Ihnen aber Sophie, seine Schwester, dieses reizende, innige und wahrhaft edle Wesen, die mir, wenn ich ihr seelenvolles Auge anblicke, immer vorkommt, als wäre sie der Frühling in menschlicher Gestalt?«

Joseph schwieg, konnte aber nicht verhindern, daß ihm dabei eine Welle vom besten Blute seines Herzens in Wangen und Stirn stieg. »O,« sagte er, »ich brauche nichts mehr zu ihrem Lobe hinzuzufügen, da Sie selbst sie schon so vortrefflich geschildert haben.«

»Ja,« sagte der Engländer und bohrte sein Auge in das seines jungen Freundes, um so tief wie möglich in seine Seele zu dringen, »sie ist lieblich, angenehm und reizvoll. Aber wissen Sie, ich fand sie neulich in Brenkowitz anders, als bei mir, und ich glaube den Grund davon zu kennen.«

»Welcher könnte das sein?«

»Sie fehlten ihr hier!«

»Mylord!«

»Still, bleiben Sie ruhig sitzen, wir sind nicht auf trockenem Lande. »Und wie, meinen Sie, ich wüßte nicht, daß Sophie Ihnen gewogen ist, wie Sie es ihr von

ganzer Seele auch sind? Aha, Sie sind zu ehrlich, um das läugnen zu wollen, aber Sie brauchen es nicht vor mir zu verschweigen. Ich kenne, ich achte, ich liebe solche edle Leidenschaft zweier reiner jungfräulicher Herzen und würde es gern sehen, wenn sie künftig noch fester mit einander verbunden würden, als jetzt.«

»O Gott, Mylord, Sie zerreißen mein Herz! Welche Welt erbauen und zerstören Sie in meiner Seele in einem und demselben Augenblick!«

»Wieso zerstören? Drücken Sie sich deutlicher aus. Heirathen Sie Sophie – warum sollten Sie das nicht?«

»Sie haben vergessen, daß ich gar nicht daran denken kann. Ich bin ein armer Mensch von ziemlich gewöhnlichem Herkommen – und Sophie ist die Tochter des reichen, stolzen und angesehenen Barons von Haldrungen.«

»O, das ist in *meinen* Augen kein Hinderniß. Ich habe es mir auch einst nicht träumen lassen, daß ich der Erbe eines Lords und Besitzer vieler schöner Güter werden würde. Aber der Allmächtige ließ eine ganze Generation von der Erde verschwinden, um mich an ihre Stelle zu setzen.«

»Bei Ihnen war das möglich, bei mir ist es nicht. Vor mir lebt keine Generation, die aussterben könnte, eben so wenig wie ich von Vater oder Mutter zu erben Aussicht habe.«

»Wenn auch – ich kann mir nicht denken, daß ich Ihnen gegenüber allein glücklich sein soll – wer schaut in die Zukunft?«

»Meine Zukunft ist und kann nie wie Ihre Gegenwart sein.«

Der Lord schwieg nachsinnend. »Und was den stolzen und reichen Vater betrifft,« sagte er endlich, »so ist der in meinem Sinne von sehr geringer Bedeutung. Schade, daß wir nicht in England sind! Dann gingen Sie eines schönen Tages nach *Gretna-Green* und – diese Klippe wäre umschifft.«

»Wie, Sie denken das von mir? Nein, Mylord, und wenn ich auch in England wäre und *Gretna-Green* läge nur so weit von *Brenkowitz* entfernt wie dieses Schloß, und nur ein Nachmittagsspaziergang brächte mich zu dem seltsamen Schmidt, ich würde nicht thun, was Sie andeuten, denn das wäre eine Handlung, die ich nicht vor mir selbst verantworten könnte.«

»So, aber daß Sie sie lieben, können Sie vor sich selbst verantworten?«

»Mylord, zerreißen Sie nicht mein Herz. Erst durch Sie ist mir klar, sonnenklar geworden, daß ich *Sophien* liebe – und das, ja, das kann ich vor mir und meinem Schöpfer verantworten, denn nach meinem Gefühle, nach meiner Einsicht ist es keine Schmach, ein schönes herrliches Wesen zu lieben, vielmehr nur eine Erhebung zu einem höheren Lebensstandpunkt.«

Der Lord senkte gerührt seinen lodernden Blick auf den entflammten und doch innerlich zerknirschten jungen Mann. Er faßte seine Hand, drückte sie warm und sagte:

»Sie haben Recht, auch nach meinem Gefühl verhält es sich so. Denken Sie vor der Hand weder an eine nähere Verbindung, noch an Gretna-Green, sondern denken Sie nur an Ihre Liebe. Die wahre Liebe findet in sich selbst Grund und Boden genug, um glücklich zu sein, selbst in Ihren Verhältnissen, ich kenne das, und um das *Morgen* sollen wir nicht bangen, so lange wir noch im *Heute* sind. – Aber jetzt sind wir weit genug in die See hineingekommen. Schauen Sie sich um, das Schloß liegt wie ein kleiner Punkt weit hinter uns. So liegt Ihre Liebe vor Ihnen. Jetzt muß ich wenden – herunter mit dem Segel da und die Riemen eingelegt. Geduld, bald wird der kleine Punkt vor Ihnen, wie vor uns, wieder größer werden.«

Sein Wink wurde augenblicklich befolgt, das Boot wendete rasch dem Lande zu, und sechs kräftige Riemen tauchten sich in die Fluth, um das kleine Schiff, schnell wie eine Schwalbe fliegt, durch das Meer rauschen zu lassen.

Als man so wieder in glatter Fahrt war, nahm der Engländer seinen Hut ab und strich sich mit der Linken durch das noch ziemlich jugendlich wallende dunkelblonde Haar, aber seine Rechte hielt das Steuer unverrückt an seiner Stelle. »Da haben wir denn die ganze Familie ihres Brodherrn durchgehechelt, aber wir haben nur die Wahrheit gesagt und uns über Niemand lustig gemacht.«

»Um Entschuldigung – die ganze Familie, Mylord? Von der Baronin, diesem Engel auf Erden, haben wir noch nicht gesprochen.«

»Ah, ja, Sie haben Recht!« sagte er halblaut, wobei seine Stimme ein merkliches Beben hören ließ. »Aber wie kann ich von ihr reden, da ich sie noch nicht gesehn habe? Dies Geschäft müssen Sie übernehmen. Sie nannten sie einen Engel – haben Sie darin wie in allem Uebrigen Recht?«

»Mehr als in allem Uebrigen. Die Baronin ist ein hochedles, wenn auch gramerfülltes, duldendes Weib, und das Einzige, was mich bei ihr in Verwunderung setzt, ist: wie sie einen Mann heirathen konnte, wie der Baron einer ist.«

War vorher Joseph in Flammen gerathen – jetzt gerieth der Engländer hinein. Sein Gesicht glühte, sein Auge leuchtete so warm und voll auf, daß man auf die Vermuthung hätte gerathen können, er halte mit Gewalt einen herandrängenden Thränenstrom zurück. »Wie denken Sie sich, daß das gekommen sein mag?« fragte er leise und von einem inneren Schauer erhebend.

»Ich habe es mir oft im Stillen bedacht, und meine Gedanken darüber kann ich Ihnen offen mittheilen. Höchst wahrscheinlich hat eine traurige Schicksalsfügung diesen seltsamen Bund geschlossen. Aus Fräulein Sibyllens Munde habe ich oft die Anspielung vernommen, daß Frau von Haldrungen sich glücklich schätzen könne, eben Frau von Haldrungen geworden zu sein, da sie sonst Nichts auf der Erde gehabt, was sie vor'm Untergange hätte retten könne,«

Der Engländer rückte auf seinem Sitze hin und her. Wenn Joseph's Hand das Steuer gewesen wäre, das er

umfaßt hielt, er würde einen Druck wahrgenommen haben, den nur ein Stück Holz aushalten konnte, ohne einen Klageruf laut werden zu lassen. Aber er sprach kein Wort; nur seine zuckende Lippe, sein halb trunkenes Auge redeten eine Sprache, die Niemand verstand und die Joseph in diesem Augenblick nur vermochte, in seinen Mittheilungen fortzufahren. »Wenn ich aufrichtig sein soll,« sagte er, »so ist es mir vorgekommen, als ob Frau von Haldrungen in ihrer frühesten Jugend eine Neigung gehabt hätte, von dieser durch irgend ein Unglück getrennt worden wäre und nach Jahren unendlichen Sehnsens und Trauerns, da sie keine Rettung weiter vor sich sah, den Namen und den reichen Besitz eines Mannes angenommen habe, ohne ihr Herz auch nur einen Augenblick von dem Gegenstande ihrer ehemaligen Anbetung abzuwenden.«

»Sie glauben das? Ja? Warum?«

»Ich habe mich oft und lange über dergleichen Verhältnisse mit ihr unterhalten. Sie wird, namentlich wenn sie mit mir allein ist, bisweilen sehr weich gestimmt und läßt mich dann einzelne Blicke in ihr unangetastetes, ich möchte sagen jungfräuliches Herz thun. Daß sie nur einmal im Leben geliebt, hat sie mir gesagt, und daß diese Liebe noch in ihr schäumt und fluthet, das sehe ich alle Tage mehr und mehr. Und das allein ist ihre Krankheit, denn ihr Uebel ist nicht sowohl leiblicher, als bloß gemüthlicher Art.«

Der Engländer hatte den Kopf gesenkt, als säne er über Etwas nach. Und doch sann er nicht nach, er hörte

nur mit den Ohren des Leibes und der Seele und ließ Alles, was er gehört, wie in tausendfachem Echo in seinem Innern nachklingen.

So verging eine geraume Zeit, denn da Joseph seinen Worten nichts hinzuzufügen hatte, schwieg er ebenfalls und man war unterdeß dem Lande bedeutend näher gerückt, dessen Umrisse der Abendflor in einen feinen sichtbaren Duft eingehüllt hatte, der aus dem Meere aufstieg und Wald, Berge und Schloß in einer magischen Beleuchtung erscheinen ließ.

»O wie schön ist das!« rief Joseph laut in Bewunderung dieses Anblicks aus.

»Ja, es ist sehr schön,« murmelte der Engländer, obwohl man nicht ermessen konnte, ob er damit seinem Gaste oder seinen eigenen Visionen antwortete. Er fuhr erst ganz aus seinem Sinnen auf, als man an die Stelle gekommen war, wo das Boot wieder vor Anker gelegt wurde. Schon stand der Diener vom Lande mit seinem flachen Nachen bereit, und einige Minuten später befand sich wieder fester Boden unter beider Männer Füßen, die jetzt, die Arme in einander verschränkt, was der Engländer veranlaßt, schweigend den Pfad zum Schlosse hinaufschritten. Als man dasselbe erreicht hatte, führte der Lord seinen Gast in den Musiksaal, ergriff seine Hand und sagte herzlich und würdevoll:

»Mein junger Freund, so hätten wir denn beinahe unser heutiges Tagewerk vollbracht und ich danke Ihnen aufrichtig für das schöne Geschenk, welches Sie mir mit Ihrer Freundschaft und Ihrem Vertrauen gebracht haben.

Sie sind mir vielleicht nicht ganz so dankbar gesinnt, weil ich Ihnen mehr Ernstes und Schmerzliches bereitet habe, als Sie von Ihrem Besuche in Downs-Castle wohl erwartet hatten, allein so ist es ja häufig im Leben, unsre Erwartungen werden selten erfüllt und unsre Hoffnungen sind leider nur zu oft den trügerischen Schatten einer magischen Beleuchtung zu vergleichen. Sollte das auch bei Ihnen so sein, so zürnen Sie mir nicht, und um das Rauhe und Bittere, was wir vielleicht Beide genossen, hinwegzuspülen, lassen Sie uns das Mittel anwenden, welches uns die Vorsehung dagegen verliehen hat. Wir wollen noch ein klein wenig Musik machen, auf ihren Schwingen fliegt man über die schaaale Alltagswelt hinweg, vor ihrem Zauberbalsam schließen sich alle Wunden und das Leben fließt wie eine ruhige, windstille See ohne Klippen und Untiefen vor uns dahin. – Sehen Sie hier, kennen Sie diese *Tonelegie*? Sie rührt von einem englischen Componisten her.«

»Nein, ich kenne sie nicht, aber ich kann sie vom Blatte spielen.«

»Das dachte ich mir – vorwärts also, Ihr Flügel und mein Cello stehen bereit.«

Gleich daran saßen Beide mit einem Ernste und einer Aufmerksamkeit vor ihren Instrumenten, als hätten sie den ganzen Tag weiter nichts als Musik getrieben. Der Lord bewies sich als Meister in der Kunst, den Bogen zu handhaben, in seinem Spiel lag eine weiche, elegische, fast melancholische Grazie, die Töne, die er hören ließ,

sprachen mehr noch die inhaltsschwere Stimmung seines Herzens aus, als seine Worte es gethan hatten, und nahmen eine Theilnahme für das Düstere und Gebundene seines Wesens in Anspruch, wie sie Joseph noch nie für einen Menschen empfunden hatte. Als das Stück daher zu Ende war, erhob er sich mit gehobener Achtung und gesteigerter Neigung zu seinem Wirthe, der ihm weniger räthselhaft und um Vieles verständlicher geworden war, seitdem er seine Gefühle in Töne gekleidet hatte. Ach, und dieses Verständniß, dieser Aufschluß des Inneren, das Oeffnen gleichsam einer verborgenen Geisterwelt, das ist die wunderbare, zauberhafte Wirkung der Kunst, und darum bewegt uns nicht allein, nein, bewältigt und beherrscht uns ein Künstler der Musik mit seinen Tönen, wenn er ein wahrer Künstler ist, das heißt, wenn seine Töne nicht nur aus den Fingern und Saiten rauschen, sondern unmittelbar aus seinem Herzen uns entgegen strömen.

Darauf wollte sich Joseph verabschieden, als der Lord, wie bei Rachel, zu jenem Schranke von Ebenholz ging und denselben kostbaren Brillantring nahm, den Rachel abgelehnt hatte. »Diesen Ring,« sagte er, »nehmen Sie für Ihr liebes Pflegekind in Empfang. Sie bat mich, Ihnen denselben einzuhändigen und ich pflege nie ein Geschenk zurückzunehmen, was ich einmal gegeben habe – ich setze nämlich voraus, daß Sie nichts dagegen haben, wenn Rachel diese erste kleine Gabe aus meinen Händen annimmt und mit Ihrer Erlaubniß zur Erinnerung an mich trägt.«

»Warum sollte ich etwas gegen solch' großmüthiges Geschenk haben? Nur besorge ich, daß sie es nicht tragen wird, da sie einen eigenthümlichen Widerwillen gegen dergleichen Schmucksachen hat, die sie für das arme Judenkind, wofür sie sich immer noch hält, nicht geschaffen denkt.«

»So bewahren Sie ihn ihr auf. Ihnen selbst gebe ich kein solches Geschenk, für Sie behalte ich mir etwas Besseres vor. Vergessen Sie nicht, mir in acht Tagen Ihren Entschluß mitzutheilen.«

Damit ihm bedeutungsvoll die Hand drückend und ihm liebevoll in die Augen sehend, hörte er flüchtig Joseph's Dank an und begleitete ihn bis auf den Hof, wo ein Diener den Pony hielt, neben dem der Pudel unbeweglich saß und nur die Augen starr auf die Treppe gerichtet hielt, von der sein Herr herunterkommen mußte. Sobald er seiner aber ansichtig wurde, heulte er laut auf und sprang heftig auf den Näher tretenden zu.

»Ah!« sagte der Lord. »Ist das Ihr Hund – sind Sie auch ein Thierfreund?«

»Ich habe von Kindesbeinen an mich mit allerlei Thieren umgeben, und dieser treue Hund ist eins der wenigen, die mir mein Verhältniß in Brenkowitz zu behalten erlaubte.«

Der Lord sprach kein Wort mehr; nach dem letzten herzlichen Händedrucke stieg Joseph in den Sattel und ritt langsam durch den Park auf das Feld hinaus, das an das Gut des Engländers gränzte.

Aber immer noch sinnend und dem jungen Manne so lange nachblickend, wie er ihn in der Dunkelheit des Abends erkennen konnte, murmelte der Lord in sich hinein: »Wunderbar! Dieser Mensch liebt Alles, was ich liebe! Wenn ich ihn so recht betrachte und seine Neigungen und Bestrebungen bedenke, so ist mir zu Muthe, als blickte ich in den Spiegel meines eigenen Lebens hinein. Alles, was er schon in so jungen Jahren gethan hat, möchte ich noch jetzt in meinem Alter thun, und eine beinahe unwiderstehliche Gewalt hebt meine Arme empor, ihn an mein einsames verwaistes Herz zu drücken. – Wer erklärt mir dieses Räthsel – wo ist der Schlüssel dieses Geheimnisses? O Herz, mein Herz, poche nicht zu laut vor Freude, Du bist noch weit von Deinem Ziele entfernt. Näher gekommen aber bin ich ihm heute schon durch diesen Mann, der die Wahrheit so offen ausspricht, wie er sie richtig erkannt hat – Henriette! – still – sprechen darf ich es nicht, aber ausjubeln will ich es bis nach Mitternacht in den Tönen der göttlichen Musik.«

VIERTES KAPITEL. DER ANFANG DER VERWANDLUNG.

Als Joseph Sohn von der Halle des prächtigen Dünenschlosses fortritt, war es bereits später Abend geworden. Die Sterne funkelten schon am reinen Sommerhimmel und die silberne Mondsichel war längst über die Baumwipfel auf den benachbarten Hügeln emporgestiegen. Mit feierlichem Schweigen neigte sich der Abend zur stillsten Nacht, wie man sie nur im Juni so wonniglich, mild und süß haben kann. Von allem Dem aber beachtete der

stille Reiter nichts, er sah, er hörte nicht, was um ihn her geschah. Tief in der Erinnerung der geführten Gespräche versenkt, dachte er nicht einmal daran, daß er nach seiner jetzigen trauten Heimat, nach Brenkowitz heimkehre, und daß liebende Augen und freundlich begrüßende Lippen ihn empfangen würden. Ja sogar alle Pracht, aller Glanz, den er hinter sich gelassen und der anfangs eine so große Einwirkung auf sein Gemüth hervorgebracht, verschwand vor dem einen Gedanken, der ihn heute nach Hause begleitete und ihm, wie er sich selbst eingestand, einen seltsamen Empfang bereiten würde, sobald er den Uebrigen offenbar ward. Da fiel ihm plötzlich das Spiel mit den Kornblumen an jenem Abende aus dem Spaziergange nach der Linde ein und Werner's dadurch geweckter Aberglaube zuckte auch durch sein Herz, das von jeher gegen die Einwirkungen übernatürlicher Dinge gestählt war.

»Es ist merkwürdig,« sprach er leise zu sich, »wie er Recht gehabt hat, dieser Werner, der Rachel mit dem Herzen eines Künstlers liebt, und der Lord ist wirklich ein Zauberer, und Rachel wird die zuerst Verwandelte sein, wie Werner es gesagt. Aber auch wir Alle werden unter dieser Wandelung leiden – wir werden uns von einander trennen und unser kindlicher Jugendtraum wird ausgeträumt sein. Der Ernst des Lebens erwacht, der Kampf zwischen Herz und Kopf entbrennt und die Sorge des Daseins umspinnt uns mit ihrem Netze, um uns zu prüfen, ob wir Männer von ächtem Schlage und gediegenem

Werthe sind. O Gott im Himmel, wie wunderbar sind Deine Schickungen! Ein Mensch, ein einziger Mensch tritt in unsern Weg und wirft alle unsre Pläne, unsre Berechnungen um, wie Dein Wind auf dem Meere ein zu leichtsinnig dahinfahrendes Schiff umwirft und versenkt – aber nein, Joseph, so weit sind wir noch nicht – versenken, das heißt vernichten soll uns diese Wandelung nicht – wir wollen uns vielmehr dem Willen der Vorsehung fügen und unsre Segel anders stellen, um mit anderem Winde ein anderes Gestade zu erreichen. So weit sind wir mit unserm Entschluß und nun vorwärts – zum Handeln! Aber wie fange ich es an, sie Alle mit dem Neusten bekannt zu machen? Ha, ich hab's! Heute noch nicht, aber morgen werde ich mit der Baronin, dann mit Sophie, dann mit Rachel und – hat die zugesagt, endlich auch mit Werner reden. So sei es! –«

Mit diesem Entschlusse trabte er dem Gute zu; es war schon ein Viertel nach zehn Uhr, als er auf dem Hofe anlangte und von einem Diener erfuhr, daß die junge Herrschaft mit Fräulein Sibylle und Ursel noch im Versammlungszimmer sei.

Langsam und bedächtig stieg der Hauslehrer von Brenkowitz die Treppe hinaus, sich bemühend, ein so ruhiges und zufriedenes Wesen wie möglich anzunehmen, was ihm indessen nicht vollkommen gelang, weil ihn der Gedanke peinigte und seinem guten Willen die Kraft benahm, daß man ihn scharf beobachten und aus seinem Aussehn auf Das schließen würde, was er erlebt und erfahren hätte. So war es denn auch in hohem Grade der

Fall. Die jungen Leute standen alle von ihren Stühlen auf, als er in's Zimmer trat, Rachel flog ihm mit ihrer natürlichen Herzlichkeit entgegen, und nur Fräulein Sibylle und ihre Gefährtin blieben lauernd und beinahe brennend vor Neugierde auf ihren Stühlen sitzen.

Nachdem Joseph die zunächst Stehenden begrüßt und den ungestüm sich ihm nahenden Werner mit einem Wink zur Ruhe gewiesen, näherte er sich dem Tische, hinter dem die älteren Damen saßen und bot ihnen seinen guten Abend.

»Nun das muß man sagen,« begann die Schwester des Hausherrn, »Sie sind ja sehr lange bei Ihrem Herrn Engländer geblieben. Der Mann muß Sie in Ketten gelegt haben. Wir dachten schon, wir würden Sie nicht wiedersehen und Sie würden gleich mit ihm sein Schiff bestiegen haben und in den atlantischen Ocean gesegelt sein.«

»Dann haben Sie nicht das Richtige gedacht, mein gnädiges Fräulein,« entgegnete Joseph höflich, aber ernst, »denn Mylord hat mich zwar zu fesseln verstanden, allein er hat mir keine Gelegenheit geboten, den atlantischen Ocean, wohl aber das baltische Meer zu sehen.«

»Ja, das glauben wir, wir sind auch auf dem schönen Schiffe gewesen; nun aber setzen Sie sich und erzählen Sie genau jedes Einzelne, was Ihnen begegnet ist.«

»Zuvor aber,« sagte Sophie leise, »möchte ich wissen, ob Sie vielleicht noch irgend Etwas genießen wollen.«

»Ich danke, mein gnädiges Fräulein, die leiblichen Genüsse haben bei Lord Shorncliffe auch diesmal mit den geistigen gleichen Schritt gehalten.«

Sophie hatte sich schon gesetzt und, wie der Zufall es oft fügte, war der Stuhl zwischen ihr und Werner, neben dem gewöhnlich Rachel saß, frei geblieben. Joseph also, nachdem er sich auf den freien Stuhl niedergelassen, erzählte, was er zu erzählen für gut befand, und da reichlicher Stoff dazu vorhanden war, so hatte man genug zu hören. Als Joseph aber endlich schwieg, sagte der eifrige Werner:

»Gut, mein lieber Freund; was Sie uns da mitgeteilt haben, konnten wir uns allenfalls denken, denn wir kennen Downs-Castle und seinen Besitzer, aber – was wir uns nicht denken können, das ist der eigentliche Grund, warum er Sie so eilig einladen ließ.«

Joseph war diese Frage in Gegenwart der älteren Damen unbequem, allein er nahm sich zusammen und sagte, obgleich mit einer Stimme und einem Wesen, die sowohl Sophie wie Rachel erkennen ließen, daß er in diesem Augenblicke nicht mit der Sprache herauswolle: »Im Grunde war die Musik der Hauptgegenstand unsrer Unterhaltung, und was wir darin mit einander abgemacht, wird am besten die Zukunft enthüllen.«

»Zukunft enthüllen!« dachte Werner, »Das ist es eben! Es ist etwas abgekartet, so viel ist klar!« –

Von jetzt an war er ein schweigsamer Zuhörer des Folgenden und beobachtete nur mit wachsender Spannung seinen Freund, während derselbe redete oder schwieg.

»Er hat Sie vielleicht für seine Kapelle dingen wollen?« fragte keck das neugierige Fräulein von Krecht.

»Nein, mein gnädiges Fräulein, von seiner Kapelle und vom Dingen insbesondere war gar nicht die Rede; ich weiß überhaupt nicht, ob er eine Kapelle besitzt. Aber der Lord ist ein vortrefflicher Musiker und da gab es natürlich so Manches zu verhandeln, was eben nur Musiker interessirt.«

»Wird Seine Herrlichkeit uns bald wieder beehren?« fragte Tante Sibylle, in ihrem Examen dreist fortschreitend.

»Ich glaube es nicht, zumal er mir sagte, daß er in den nächsten acht Tagen Geschäfte zu vollbringen habe und mich erst nach Ablauf dieser Zeit wieder bei sich erwartete.«

»Also Sie werden wieder hinüber reiten? Da könnten Sie ja lieber ganz Ihren Aufenthalt bei ihm nehmen, denn Downs-Castle ist sechsmal so schön wie Brenkowitz.«

Joseph bemerkte den spitzen und verwundenden Ton dieser Aeußerung nicht; sein Auge streifte nur die unwillig erröthende Sophie und dann sagte er höflich: »Natürlich werde ich hinüberreiten, da mich ein Versprechen bindet, vorausgesetzt, daß mich hier nichts Ernstliches zurückhält.«

»Was sollte Sie zurückhalten? Ich dünkte, Sie wären hier genug Herr Ihrer Zeit, mehr als mancher Andere in Ihren untergeordneten Verhältnissen.«

Joseph erhob sich und betrachtete die dünkelfahe Dame mit einem Gesichte, daß Sophie und Rachel erbeben, Werner aber im Herzen darüber frohlockte.

»Daß ich hier eine untergeordnete Stellung einnehme, weiß ich, mein gnädiges Fräulein, allein der Herr Baron, in dessen Diensten ich stehe, hat mir dies noch nie gesagt, während Sie dasselbe täglich mit steigendem Nachdruck wiederholen. Damit ich Ihnen wenigstens für heute nicht mehr lästig falle, erlauben Sie mir wohl, mich zurückzuziehn. Meine Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Dem ist seit heute Mittag bedeutend der Kamm gewachsen!« bemerkte spitzig Fräulein Sibylle, nachdem die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten, denn Werner war seinem Lehrer auf dem Fuße gefolgt. »Aber das wundert mich nicht, wer mit englischen Lords verkehrt, weiß sich in den Dienst eines deutschen Barons nicht mehr zu finden.«

»Liebe Tante,« sagte Sophie, indem sie Rachel einen Wink gab und ihr Licht nahm, »Du bist sehr unhöflich gegen Herrn Sohn gewesen. Ich will nicht hoffen, daß Du glaubst, wir theilten Deine Ansicht über ihn – nein, wir theilen sie *ganz* und *gar* nicht – gute Nacht, meine Damen.«

»Was war denn das?« rief Fräulein Ursel, als die beiden Mädchen das Zimmer verlassen hatten. »Ich glaube gar, das einfältige Ding fängt an, gegen Dich eine Lanze einzulegen wegen dieses – dieses Musikanten.«

»Laß sie nur, o laß sie nur, Ursel. Das soll ihr angerechnet werden, stark, ich verspreche es Dir. Wenn sich auch diese junge Naseweisheit gegen mich empört – und daran ist allein der erbärmliche Mensch, der Sohn, schuld –

dann weiß ich, was ich zu thun habe – mein Bruder ist mein Bruder, haha!«

»Nun, komm ihm nur nicht zu bald wieder mit Deinen Klagen, Du hast erst neulich seine Meinung gehört.«

»Gute Ursel, glaube nicht, daß ich so einfältig bin, mit *unnützen* Klagen bei ihm einzutreten. Ich warte ganz geduldig meine Zeit ab; und *meine* Zeit – das ist so sicher wie Drei mal Drei – wird auch noch kommen. Darum aber keine Sorge; komm, wir wollen so sanft schlafen, als ob dieser Wicht nicht im Hause wäre.«

»Joseph, ich bitte Sie, was giebts?« fragte Werner beinahe athemlos, als er mit seinem Freunde auf dessen Zimmer angekommen war.

»Ruhig, Werner, ruhig! Was soll es geben?«

»Der Engländer hat etwas Wichtiges mit Ihnen verhandelt; ich lese es auf Ihrem Gesicht, Sie sind aufgeregter als ich Sie jemals gesehn habe.«

»Ist das ein Wunder, Werner? Haben Sie gehört, wie mich Ihre Tante behandelt?«

»Lassen Sie die Tante zum Teufel fahren – was kümmert mich die, und Ihnen wird sie auch kein Haar grau färben. Nein, nein, Sie wollen mich von der Sache ableiten, der Hauptsache – was hat Ihnen der Brite angetragen?«

Joseph sah seinen Freund mitleidig, beinahe wehmüthig an. »Angetragen? Ja, er hat mir Etwas angetragen, und Sie werden es auch erfahren.«

»So sagen Sie es gleich – Sie sehen, wie besorgt ich bin –«

»Das brauchen Sie nicht zu sein. Aber sagen kann ich es Ihnen *jetzt* noch nicht; morgen jedoch, nachdem ich mit Ihrer Frau Mutter Rath gepflogen, werde ich Ihnen Alles mittheilen, was Sie wissen wollen.«

»Mit meiner Mutter? Wollen Sie fort von uns?«

»Nein, Werner, ich will *nicht* fort und er will mich auch nicht fortnehmen.«

»Betrifft es Rachel?«

Joseph stutzte. Ach, er hatte es oft gehört: die Augen der Liebe und Eifersucht sehen scharf, und jetzt sah er – im klarsten Lichte, denn Werner trug es aus jedem angstverzerrten Zuge zur Schau – Werner liebte und war eifersüchtig zu gleicher Zeit. »Fragen Sie mich nicht mehr – heute erhalten Sie keine Antwort darüber,« sagte er schnell.

»Aha! Mehr wollt ich nicht wissen. Also Rachel betrifft es – das habe ich mir den ganzen Tag gedacht. Gut, schlafen Sie wohl, und, Joseph, o Joseph, was es auch sei – bedenken Sie, daß ich Ihnen meine Freundschaft geschenkt und daß ich – ich wenigstens, sie zu halten und zu bewahren gesonnen bin.«

»Ich auch, Werner. Hier haben Sie meine Hand darauf. – Hoffentlich sind Sie auch Rachel's Freund, wie?«

»Rachel's? Ihr Freund? Ja, Joseph, das bin ich, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und ich werde es Ihnen, Rachel, meinem Vater und – wenn es nöthig ist – auch Ihrem Engländer und der ganzen Welt beweisen.« Und er fiel seinem Freude um den Hals und weinte bitterlich.

»Er ahnt es!« sagte Joseph zu sich, als Werner ihn verlassen hatte. »O ja, er ahnt es, der Lord hatte also Recht. O, der Mann ist sehr scharfsichtig. Unter diesen Umständen ist es vielleicht der Wille des Himmels, daß Rachel von hier fortkommt, ja, so nehme ich es auf, und nun gehe ich noch einmal so leicht an die Arbeit – aber Rachel? Ach, das menschliche Herz ist stark und schwach zugleich – welches Räthsel, welches wunderbare Räthsel birgt sich hier in unsrer Brust!?«



Am nächsten Morgen, nachdem der Hauslehrer seine gewöhnlichen Uebungen mit Werner abgehalten und dabei jede Anspielung auf den vorigen Tag vermieden hatte, bat er Sophie, ihn wissen zu lassen, wann er die Frau Baronin sprechen könne, deren Rath er in einer wichtigen Angelegenheit einzuholen habe.

Sophie fuhr mit der Hand nach dem Herzen und mit den Augen nach Joseph's Gesicht. Sprechen aber konnte sie nicht und so verließ sie das Zimmer mit einer Geberde, die ausdrücken sollte, daß sie seinen Wunsch erfüllen werde. Eine Stunde später – Werner war bei den Damen und musicirte mit Rachel – kam Valentin und lud

ihn zur Baronin ein. Diese saß auf ihrem Sessel, mit dem Gesichte vom Fenster abgewandt und las in einem Buche. In diesem Gesichte, so bleich, aber so klar und rein, lag heute wie immer für den jungen Hauslehrer eine überredende Gewalt und jedesmal, wenn er in diesem stillen Zimmer vor ihr stand, wurde ihm wunderbar friedlich zu Muthe und der rauhe Weg des Lebens schien sich ihm ebner denn je zu gestalten. So auch heute.

»Guten Morgen, mein junger Freund!« empfing ihn die Baronin. »Nun, haben Sie sich gestern amüsirt?«

»Amüsirt eigentlich nicht, gnädige Frau, denn dazu war unsre Unterredung zu ernst.«

»Wie? Sie erschrecken mich – hat Lord Shorncliffe keinen so guten Eindruck auf Sie gemacht, als auf die Andern? Nun sagen Sie mir, was ist er für ein Mann?«

»So weit ich ihn beurtheilen kann, ist der Lord ein edler hochherziger Brite, nicht frei von gewissen Eigenheiten, die vielleicht in seiner Nation und seiner Erziehung wurzeln, allein er hat von der Vorsehung die große Gabe und Neigung empfangen, seinen Reichthum zu Unternehmungen zu verwenden, die denselben adeln.«

»So. Also er ist sehr reich?«

»So scheint es und es ist auch gewiß der Fall.«

»Nun erzählen Sie mir zunächst, wie Sie den Tag verbracht haben.«

Joseph berichtete Alles, das Gespräch ausgenommen, welches er mit dem Lord über Rachel und die freiherrliche Familie geführt hatte. Die Baronin hörte ruhig zu. Als er fertig war, sagte sie:

»Was war aber der Zweck seiner Einladung an Sie? Denn wahrscheinlich ist es doch ein anderer gewesen, als Sie in seinem Schlosse, seinem Parke und seinem Schiffe herumzuführen, um die darin aufgehäuften Schätze zu bewundern?«

»Allerdings – und zu diesem Zwecke komme ich jetzt. Es ist aber eine Vertrauenssache, die ich Ihnen zuerst vorlege, bevor ich mit irgend einem Anderen darüber rede, und ich wünsche Ihren Rath zu hören.«

Die Baronin richtete sich in ihrem Stuhle auf. Ihre Wangen färbten sich etwas dunkler und ihre Augen nahmen einen seltsamen Glanz an. Aber sie sprach nur das Wort: »Meinen Rath? Wozu?«

»Der Lord beschied mich Rachel's wegen zu sich, denn er hatte gehört, daß ich sie erzogen. Ihr Spiel hat ihn – nicht bezaubert, nein, das ist nicht das rechte Wort – es hat ihm aber die Meinung beigebracht, daß sie zur Künstlerin geboren sei und daß sie also eine solche werden müsse.«

Die Baronin athmete tief auf. Sie hatte vielleicht etwas ganz Anderes zu hören erwartet. »Der Meinung bin ich auch,« sagte sie, »ganz und gar. Und nun kann ich mir beinahe das Uebrige denken. Er hat Ihnen einen Vorschlag gemacht, den nur ein Engländer machen kann, wenn er hochherzig, ehrenhaft und reich genug dazu ist – er will Rachel ausbilden lassen, wie?«

»So ist es.«

»Und was haben Sie dazu gesagt?«

»Ich möchte zuerst Ihren Rath, dann Rachel's Meinung hören, denn sie muß doch darin auch gefragt werden. Wenn ihr die Möglichkeit so nahe rückt, ihr Talent für die Welt auszubilden, tritt sie vielleicht zurück.«

Die Baronin schüttelte sanft den Kopf. »Das glaube ich nicht. Rachel ist so verständig, wie sie talentvoll ist. Wenn ich so reich wäre, wie Ihr Lord, und so unabhängig, ich würde selbst für sie in ähnlicher Weise sorgen.«

»Also Ihr Rath?«

»Was kann ich anders rathen, als diesen großartigen Vorschlag anzunehmen? Ohne Bedenken! Vorausgesetzt, daß Sie – daß Sie sicher sind, daß der Lord –«

»Ah! Ich verstehe Sie – ja, ich bin sicher. Der Lord hat nur väterliche Absichten mit ihr.«

»So danken Sie Gott für diese Hülfe; Rachel wird Ihnen später dann zu doppeltem Danke verpflichtet sein.«

»Mir?«

»Ja, Ihnen. Doch darüber haben wir ja schon oft gesprochen. Ich bedaure zwar tief, sehr tief, das liebe Mädchen zu verlieren, sie ist mir ein wahrer Trost gewesen und hat mir große Genüsse bereitet, allein ihr Vortheil muß mir mehr gelten als mein Vergnügen und meine Lust. Ja, Gott nimmt sie von uns und er segne sie! Sie haben Glück mit Ihren Zöglingen.«

»Wie so? Wenn Sie das auf Rachel beziehen, so verdanke ich Ihnen zunächst Rachel's und mein Glück.«

»O, mir! Der Mensch sollte sich oft selbst danken, wenn das möglich wäre – Sie allein haben Rachel zu Dem gemacht, was sie ist.«

»Gnädige Frau! – Also Sie stimmen der Absicht des Engländers bei?«

»Vollkommen. Reden Sie mit der Kleinen. Ach Gott, wenn ich daran denke, daß sie uns verlassen, uns fehlen wird, fühle ich mich recht betrübt. Wie werden wir die Lücke ersetzen? Doch das beschwert wohl für's Erste unser Herz, aber es darf unsern Entschluß nicht ändern. Was wird Sophie sagen?«

»Und Werner!« dachte Joseph.

»Werner wird es auch nicht angenehm sein,« fuhr die Baronin fort, »nein, nein, mein Freund! Werner hat Rachel sehr lieb, und Rachel hat günstig auf ihn eingewirkt. Das müssen Sie nun übernehmen und Ihre Aufgabe wird dabei etwas schwer werden.«

»O, Werner ist ein edler junger Mann.«

»Ein *edler*, ja, aber Sie haben Recht, auch ein *junger* Mann. Ach!«

»Würden Sie wohl die Güte haben, mit Fräulein Sophie darüber zu reden und sie um ihre Meinung zu fragen?«

»Gewiß, sogleich, senden Sie sie mir.«

Joseph empfahl sich, schon einen Stein weniger auf dem Herzen fühlend. Sophie war leicht zu finden und begab sich sofort zur Mutter. Eine halbe Stunde später kam sie wieder zum Vorschein und ging im Garten spazieren, wo sie Joseph aufsuchte, da Werner noch immer mit Rachel musicirte. Als Joseph in ihre Nähe trat, sah er, daß sie geweint hatte und noch weinte, aber mit jenem stillen Ergusse, wie der Himmel noch einige Tropfen

aus den Wolken fallen läßt, nachdem er seine Ueberfülle stromweise auf die Erde gegossen.

»Herr Sohn!« rief sie ihm schon von Weitem zu – »Rachel soll fort? Und Sie geben es zu?«

Joseph blickte zum Himmel empor. »Ich kann nicht anders – ich muß. Es wird mir schwer – o wie schwer! Aber Ihre Frau Mutter hat Recht, wenn sie sagt, daß Rachel's Vortheil unserm Vergnügen vorgeht.«

»Ja, ich sehe es ein, obgleich es sehr schmerzlich ist. Wissen Sie, was mich dabei wundert? Daß der Lord Ihnen nicht zugemuthet hat, mit Rachel zu reisen und ihr Begleiter und Führer zu bleiben.«

Joseph sah Sophien an, mit einem Blick, den nur Liebende haben, die wissen, wie werth sie sich sind, ohne es eingestanden zu haben. »Das hätte ich nicht annehmen können,« sagte er leiser, »wenn es mir auch angeboten wäre.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mich Ihrem Herrn Vater auf drei Jahre verpflichtet habe.«

»Aber sonst hätten Sie es angenommen?«

Joseph schwieg und senkte den Kopf. Sophie that dergleichen. Nach einer Weile erhoben sie ihn Beide wieder und wandten ihn seitwärts Einer dem Andern zu. Die Blicke trafen auf einander und in den Augen loderte eine jähre Flamme auf.

»Vielleicht wäre es besser gewesen,« flüsterte Joseph, in Wahrheit ohne zu wissen, was er sprach, »wenn der

Lord es mir angeboten hätte und ich nicht verpflichtet wäre, in Brenkowitz zu bleiben.«

»Herr Sohn! Warum – o Gott, ich beschwöre Sie! Hat Tante Sibylle Sie gestern so sehr verletzt?«

Der Hauslehrer fiel aus allen seinen Himmeln. Der Name Sibylle schreckte ihn aus seinen Wonneträumen auf und er betrat wieder die Erde. »Nein,« sagte er, »Ihre Tante, mein gnädiges Fräulein, *kann* mich nicht verletzen, denn über dergleichen Beleidigungen bin selbst ich armer Mensch erhaben.«

»Da haben Sie Recht. Meine Mutter ist darüber empört. Aber noch Eins. Wenn Rachel geht, werden wir nicht uns selbst, sondern auch einen Anderen zu trösten haben.«

»Werner!«

»Ja, es wird eine Scene geben, glauben Sie es mir. Er hat Rachel unbeschreiblich lieb.«

»Vielleicht ist auch für ihn und Rachel diese Trennung gut.«

»In gewissem Sinne vielleicht, aber Trennung von Dem, was uns theuer ist, ist immer ein schmerzlicher Schritt im Leben. Ich denke mir das wenigstens so. Werner thut mir sehr leid, allein das konnte Sie natürlich nicht abhalten.«

»Gewiß nicht.«

»Und doch – Sie kennen meinen Bruder nicht – ich fürchte daß er einen seltsamen Schritt thut.«

»Er kann sich doch nicht widersetzen?«

»O, wie könnte er! Aber still, da kommen sie.«

»So will ich gleich mit Rachel reden, ich bin in der Stimmung dazu und die verdanke ich Ihnen. Beschäftigen Sie Werner, ich werde mit Rachel nach dem Rasensitz an der Brenke gehen, wir haben noch zwei Stunden Zeit bis zum Essen.«

Die beiden Paare begegneten und begrüßten sich. Dann hing sich Sophie an Werner's Arm und bat ihn, mit ihm bei Seite zu gehen, sie habe ihm etwas Neues mitzutheilen. Werner glaubte, es beziehe sich auf Joseph's Besuch beim Lord und so folgte er willig der schönen Schwester, während Joseph Rachel's Hand ergriff und sie über die Brücke in das freie Feld führte.

Bis zu dem schon erwähnten Brette, auf welchem man dicht hinter dem Graben des Schlosses über den kleinen Bach schreiten konnte, hielt Joseph das liebe Mädchen, das ihm jetzt, da er es von sich lassen sollte, noch einmal so theuer geworden war, an der Hand fest, ohne in seiner Gemüthsbeklemmung ein Wort mit ihr zu reden. Erst als sie das Brett einzeln überschritten hatten, begann Rachel, die instinktartig die gegenwärtige Lage begriff, das Gespräch.

»Du gehst mit mir zu meinem Lieblingsplatze, Joseph,« sagte sie mit halb unterdrücktem Seufzer, »das fühle ich, ohne daß Du es mir gesagt hast.«

»Ja, Rachel, dahin gehe ich mit Dir.«

»Und Du willst mir etwas Ernstes, Wichtiges sagen?«

»Woher weißt Du das?«

»Das habe ich schon gestern Abend errathen, als Du nach Hause kamst, denn Dein Gesicht lese ich wie ein Buch.«

Joseph schlang seinen Arm mit ungewöhnlicher Liebkosung um ihre Taille. »Ja, liebe Rachel,« sagte er, auch in dieser Anrede ein Beiwort gebrauchend, was er nur selten und in wichtigen Lebensmomenten that, »ja, es ist etwas sehr Wichtiges, was ich auf dem Herzen habe, und Du kannst mir glauben, ich habe die Nacht keine Stunde geschlafen, weil es mir beinahe das Herz abdrückte.«

»Ich habe auch nicht geschlafen, denn ich habe mir Alles so gedacht, wie Du es jetzt sagst. Es ist also etwas Unangenehmes, was mich erwartet?«

»Nein, Rachel, Unangenehmes nicht, sogar ist es, obgleich in einer Beziehung etwas *sehr* Schmerzliches, in anderer *sehr* Glückliches.«

»Das paßt wunderbar zusammen und mag sich wohl selten im Leben vereinigen.«

»Hier vereinigt es sich seltsamer Weise.«

»So sage es mir rasch und dreist, ich kann Alles hören, wenn Du es mir so mild und freundlich sagst, und Trauriges giebt es jetzt eigentlich nicht für mich, denn ich schwelge im Glücke, vorausgesetzt, daß Du ebenfalls glücklich bist.«

»Hm! Also es gefällt Dir hier gut?«

»Kann es anders sein? Bist Du nicht hier? und bei Dir, in Deiner Nähe hat es mir immer und überall gefallen und ich habe keinen anderen Wunsch, als daß es ewig so bleibe.«

»Das ist gerade der Punkt, worauf es hier ankommt,« dachte Joseph. »Ja,« sagte er nach einer kleinen Pause, »aber nur wenige Menschen sind so glücklich, Jahre lang an einem Orte und in Verhältnissen zu bleiben, die ihnen gefallen, wie es zum Beispiel uns hier gefällt.«

»O, wir bleiben ja noch länger als zwei Jahre hier.«

»Möglich, wenn Du es willst.«

»Wie, wenn ich es will? Wie meinst Du das?«

»Höre mich an, Rachel Sage einmal, warum übst Du Dich so fleißig im Klavierspiel?«

»Das ist eine seltsame Frage, mein Lieber, das weißt Du ja am besten. Um so vollkommen darin zu werden wie möglich.«

»Aber Du kannst bei mir nicht vollkommener darin werden, als Du jetzt schon bist, denn ich bin bei Weitem nicht der Erste in dieser Kunst.«

Rachel's sprechendes Auge flog wie der Blitz nach dem Auge Joseph's. Beinahe hatte sie schon Alles verstanden und durchschaut. Sie lehnte ihren Lockenkopf an seine Schulter und sagte mit überaus weicher Stimme, die leise erbebte, wie die kleine Welle an ihrer Seite, über die der Morgenwind hinstrich: »Rede weiter, ich höre.«

»Wünschtest Du wohl, eine ganz vollkommene Spielerin, ich meine eine Künstlerin im schönsten Sinne des Worts zu werden?«

»Welche Frage, Joseph! Das ist ja mein sehnlichster, innigster Wunsch, um dessen Erfüllung ich Gott jeden Tag zehnmal bitte.«

»Auch wenn Du einen anderen oder mehrere andere Lehrer haben müßtest als mich?«

Jetzt hatte Rachel ihn ganz begriffen. Sie stand still, sah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an und, sich auf die Zehen erhebend, sagte sie mit einem Tone, der die Stärke und Festigkeit ihrer Seele bezeugte: »Joseph – laß mich reden – Dir wird es zu schwer, ich sehe es – ich begreife alle Fragen, die Du noch an mich zu thun hast, wie ich auch Deine Traurigkeit begreife. Ich soll fort von Dir – Gott weiß wohin – um von Anderen zu lernen!?«

»Du hast es gesagt, ja. Wenigstens ist mir dazu das Anerbieten auf eine für Dich sehr ehrenvolle und mich sehr beruhigende Weise gemacht.«

»Wer hat Dir dies Anerbieten gemacht?«

»Der reiche Lord.«

»Ha, ich dachte es mir. Will *er* mich unterrichten?«

»Nein – die größten Künstler, die es in der Welt giebt, wo sie auch leben mögen, sollen es thun und zwar auf seine Kosten und in einer Weise, als ob Du seine Tochter wärest.«

»Joseph!«

»Rachel!« – Und sie stürzte sich in seine Arme und weinte eine ganze Fluth von Thränen aus. Endlich aber hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie wieder in seine Augen blicken, wieder mit ihm reden konnte.

»Und Du bleibst hier, mein Freund, mein Bruder?«

»Ich erfülle hier meine Pflicht, wie Du sie an einem andern Orte erfüllst.«

»Und wir sehen uns niemals wieder?«

»O mein Gott, wer kann das wollen oder nur denken! Wenn ich drei Jahre hier gewesen bin – länger kann ich unmöglich der Lehrer von schon jetzt erwachsenen Schülern sein – bin, ich frei; ich suche Dich auf – Du, vielleicht dann schon eine große Künstlerin, bist Herrin Deiner Zeit, Deines Willens, und wir können uns sehen und finden, wo wir wollen.«

»Lässest Du mich gern gehen, Joseph?«

»Deinetwegen sehr gern, meinetwegen nur mit großen Schmerzen.«

»Ach, bei mir ist es gerade umgekehrt – o wie seltsam, wie wunderbar!«

»Also, Du willst?«

»Frage mich nicht mehr, sondern frage Dich selber. Dein Wille ist mein Wille, Dein Wunsch ist Befehl für mich – so in Zukunft, wie früher und jetzt.«

»Rachel, so segne Dich Gott! O, meine Angst ist von der Brust, sieh, ich athme frei – ach, ich dachte, Du würdest mir nicht beistimmen.«

»Du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, was ich thun würde, nachdem Du mir einen so großartigen und gütigen Vorschlag gemacht. Aber wie ist das so schnell gekommen?«

Joseph erzählte bedächtig, was ihm der Lord gesagt und wohin und von wem er sie geleiten lassen wolle. Rachel hörte mit gesenktem Kopfe zu, schweigend wie der

Boden unter ihr; mit einem Mal aber erhob sie ihn wieder und, Joseph's Hals liebevoll umschlingend, rief sie: »Joseph, was hast Du beschlossen, was ist *Dein* Wille?«

»Ich glaube, Gott hat es so gewollt – er allein hat den reichen guten Mann zu uns geführt, wie er uns in dieses Haus gebracht hat.«

»Das glaube ich auch. Auch werden wir nicht vollkommen getrennt sein, wir werden Briefe wechseln?«

»So viel Du willst und das wird immer eine große Freude sein. Aber, Rachel, Du sollst schon bald von hier fort. In acht Tagen muß ich unsern Entschluß nach dem Seeschlosse bringen.«

»Bringe ihn heute noch dahin – ich *bin* entschlossen.«

»Ich auch; aber ich werde doch die bestimmten acht Tage abwarten, damit er nicht denke, wir könnten die Zeit nicht erharren.«

»Du hast Recht. O mein Gott, wie ist das nur möglich!«

»Bei Gott ist Alles möglich. Denke daran, wie er mich Dich finden ließ. War das nicht noch wunderbarer?«

Rachel nickte mit dem Kopfe, denn Thränen der Rührung und Dankbarkeit erstickten ihre Stimme.

Sie waren schon lange auf Rachel's Lieblingsplatze angekommen und saßen darauf, eine Weile schweigend, nur dem leisen Gemurmeln des fließenden Wassers lauschend und die Bewegung ihrer Herzen bekämpfend, die laut und mächtig hämmerten. »Sieh,« sagte Joseph, auf das klare Bächlein deutend, »sieh diese kleinen Wellen dahin fließen. Wohin gehen sie? Wohin sie bestimmt sind – sie ergießen sich in das große Meer und das große Meer

nimmt sie willig auf. So hat alles von Gott in der Welt Erschaffene seine Bestimmung. Und der Mensch, der etwas Größeres, Besseres und Vollkommneres ist, als diese einzelnen Tropfen, er sollte nicht zu einem bestimmten Zweck erschaffen sein? O, Rachel, wer könnte das denken – ich nicht!«

»Ich auch nicht.«

»Nun siehst Du – und kennst Du den alten Spruch unserer Eltern: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Kennst Du ihn?«

»O, Du hast mich ihn ja selbst gelehrt – und ich preise seine Allmacht und erkenne seine Güte und da – da hast Du ein heiteres Gesicht – sieh, ich bin wieder fröhlich geworden, denn der Hinblick auf Gottes Fürsorge, der ja schon so reichlich bewiesen hat, daß er über mich wacht, ist ganz dazu angethan, eines Menschen Herz zum Danke, zur Zufriedenheit zu führen – und dankbar und zufrieden bin ich jetzt.«

»So ist es gut, ich bin es auch. Solch' glückliches Ende unsrer Berathung hätte ich kaum erwartet. Jetzt aber laß uns nach Hause gehen, es wird bald die Stunde des Mittagssessens schlagen.«

Rachel erhob sich und Beide schlugen den kurzen Weg mit leichterem Herzen ein, als sie vorher für möglich gehalten hatten.

Bei Tische herrschte an diesem Tage eine ungewöhnliche Stille, die sich namentlich der Baron und die beiden älteren Fräuleins nicht recht erklären konnten. Ersterer indessen kümmerte sich wenig darum, und da es ihm unbehaglich war, in einer so langweiligen Gesellschaft länger zu bleiben als nöthig, so beeilte er sich, sein Dessert zu genießen und sich zu entfernen. Seine Schwester dagegen und ihre Freundin blieben lauernd, so lange es irgend ging, am Tische sitzen, denn sie hofften immer noch, durch irgend ein Wort oder eine zufällige Anspielung den Grund der allgemeinen Mißstimmung der jungen Leute zu erfahren. Trotzdem nun aber die beiden guten Damen in ihren Erwartungen betrogen wurden, denn keine Sylbe verrieth ihnen das Geringste, so waren sie doch in ziemlich heiterer Stimmung, weil sie sehr wohl einsahen, daß der Druck, der auf allen Gemüthern lag, einen schmerzlichen Grund haben müsse, da Rachel's Augen geschwollen, Sophiens wenigstens vom Weinen geröthet waren und der beiden jungen Männer Angesicht wie ein Gewitterhimmel leuchtete. Ihrer Natur gemäß freuten sie sich daher dieser peinlichen Lage der jungen Leute und ihr Eifer wurde dadurch nur um so mehr gespornt, hinter den Schleier zu schauen, der dieses köstliche Räthsel verbarg.

Werner, der bei Tische sich vollkommen schweigsam verhielt, verließ Joseph Sohn fast mit keinem Blick und nur bisweilen richtete er sein Gesicht voller Mitleid und Theilnahme auf die ruhig gewordene Rachel, die sich die größte Mühe gab, ein heiteres Aussehn zu gewinnen, was

ihr indeß bei ihren verschwollenen Augen nur in geringem Grade gelang. Endlich erhob sich Sophie, um zu ihrer Mutter zu gehen, und das war das Signal für die beiden Männer, ihre Verbeugung zu machen und das Speisezimmer zu verlassen. Als sie auf dem Corridor standen, faßte Joseph Werner bei der Hand und sagte ernst:

»Werner, bitte, holen Sie Ihren Hut, ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden und wir wollen das im Freien abmachen.«

Werner nickte Beifall und bald schritten Beide über die Brücke nach dem Felde, den Weg nach der einsamen Linde einschlagend. Lange gingen sie neben einander her, ohne daß der Eine oder Andre auch nur ein einziges Wort hätte laut werden lassen, obwohl es sie Beide drängte, zu reden und sich gegenseitig zu hören. Joseph, der sich heute im Vorthail befand, da er Meister der Lage war, beherrschte sich am längsten, aber Werner's heftiges Temperament durchbrach endlich die Schranke, die ihn von dem Geheimnisse trennte, das sich, wie er wohl sah, den Uebrigen schon enthüllt hatte. Er blieb einen Augenblick stehen, faßte Joseph am Arme und sagte beinahe barsch:

»Nun, was haben Sie mir zu sagen? Mir wird es unerträglich, an Ihrer Seite zu gehen und nicht zu wissen, was in Ihnen und allen Anderen gährt, da es mich doch gewiß mit betrifft.«

»Was denken Sie wohl, was es ist, worüber ich mit Ihnen reden will?« fragte Joseph ernst, aber mild.

»O,« fuhr Werner auf und sprach mit auf einander gebissenen Zähnen, wie ein Mensch, der von einer innern

Wuth beinahe erstickt wird, »es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo einem unbarmherzig gequälten Menschen, wie dem Thiere, der Instinkt Alles sagt, was ihm bevorsteht, was ihn bedroht, was ihm gefährlich ist. In einem solchen Augenblicke befinde ich mich jetzt. Gehen wir also geraden Weges auf den Grund der Sache los, ich hasse alle Umschweife und Charadenspielerei. Mit einem Wort: Sie haben mit mir über Rachel zu sprechen. Und ich, da ich Ihnen immer offen und ehrlich gegenübergetreten bin, will es jetzt auch sein, daher füge ich hinzu: Sie haben entdeckt, daß ich – daß ich Rachel lieb habe – lieb habe! welch' erbärmliches Wort für *mein* Gefühl! – und Sie wollen mir darüber einen ächt schulmeisterlichen Vortrag halten und nach Art und Weise der vortrefflichen Tante denselben zu einer moralischen Predigt ausspinnen. Wie?«

Joseph bebte zusammen bei diesen Worten, denn er hatte den Armen, der einen so argen Fehlschuß gethan, schon auf dem richtigen Wege, also näher am Ziele geglaubt, das er ihm nun ganz eröffnen mußte, da er keine Ahnung davon zu haben schien.

»Ich bin davon sehr weit entfernt, mein guter Werner,« sagte er, »Ihnen Vorwürfe zu machen oder gar eine unzeitige Moralpredigt zu halten, denn was könnten Sie dafür, wenn Sie Rachel liebten? Eben so wenig wie ich, wenn ich Ihre Schwester liebte. Liebe ist, die wahre Liebe meine ich, meiner Ansicht nach eine Naturnothwendigkeit, der wir uns unterwerfen müssen wie einem Naturgesetz, wenn der Gegenstand uns vor Augen kommt, zu dem wir

uns verhalten wie das Eisen zum Magnet. Ach nein, eine solche Liebe kann unter Umständen wohl ein Unglück sein, aber niemals ein Verbrechen, und thöricht wäre es mindestens von mir, deshalb gegen Sie mit einer Moralpredigt auftreten zu wollen.«

Bei diesen Worten, die denen ganz entgegengesetzt waren, die er erwartet hatte und die ihn eine Billigung seiner jugendlichen Gefühle zu enthalten schienen, jauchzte Werner laut auf. Er sprang mit einer stürmischen Lebhaftigkeit an Joseph heran, umschloß ihn mit beiden Armen und rief so laut, daß dieser sich erschrocken umblickte, ob auch kein unberufener Lauscher sie behorche: »Joseph, o Gott, wie dankbar bin ich Ihnen! O, wissen Sie was? Erfüllen Sie meine Bitte, die ich schon lange auf dem Herzen trage – seien Sie nicht allein mein Freund, nein, seien Sie auch mein Bruder. O, ich weiß es ja schon lange, Du liebst Sophien und Sophie liebt Dich!«

»Woher wissen Sie das?« keuchte eine bebende Stimme aus der Tiefe einer aufgewühlten Brust hervor.

»O, nicht mehr Sie, nicht mehr Sie, theuerster Joseph, sage Du, sage Du!«

»Gut – Du willst es – also woher weißt Du das?«

»Ah – Du nimmst meine Brüderschaft an?«

»Gern und ehrlich, mit ganzem Herzen, vorausgesetzt, daß Deine Eltern es gestatten.«

»Dummes Zeug, was geht das die Eltern an! Meiner Mutter thue ich höchstens einen Gefallen damit, und

meinem Vater – dem will ich beweisen, daß Du mir lieber als ein Bruder bist, sollte er etwas dagegen haben, was nicht zu vermuthen ist.«

»Gut, aber ich fragte, woher weißt Du, daß ich Deine Schwester liebe und daß sie – mich wieder liebt?«

»O, ich weiß es, das sei Dir genug; was Sophien anbelangt, so bin ich davon überzeugt, und was Dich anbelangt, so setze ich es voraus, denn Ihr seid Beide einander werth.«

»Still, still, guter Werner! Um Gottes willen, schreie das nicht so laut in alle Lüfte aus, sie möchten einen üblen Gebrauch davon machen. So weit, wie Du denkst, sind wir noch lange nicht. Wir kommen überhaupt von unserem Ziele ab. Wir sprachen von Rachel.«

»Ja, von Rachel! Also Du willst mich beglückwünschen?«

Beinahe hätte Joseph über diese naive Frage gelacht, wenn ihm der Moment nicht so feierlich ernst gewesen wäre. So hielt er an sich, schüttelte nur leise seinen blonden Kopf und wurde noch bedrückter, als er vorher gewesen war. »Das ist es gar nicht, was ich Dir sagen wollte,« fügte er mit niedergeschlagenen Augen hinzu – »es ist vielmehr etwas ganz Anderes.«

»Was denn Anderes? Du erschreckst mich wieder. Der Engländer liebt sie doch nicht?«

»Bewahre! Wenigstens nicht, wie Du es meinst. Aber ihre Kunst liebt er sehr und darum – darum will er das Möglichste thun, sie zu einer großen Künstlerin zu bilden.«

»Ha! Das wollte dieser Mann! Das wäre ja großartig und edelherzig zugleich. Aber wie will er das ausführen?«

»Wie es allein möglich ist. Er giebt Rachel eine Dame zur Begleiterin, für deren Treue und Redlichkeit er bürgt, und diese geht mit ihr nach großen Städten, wo Künstler ersten Ranges wohnen, bei denen sie studiren soll.«

Jetzt erst ging Werner eine Ahnung von dem ganz Unerwarteten auf. Aber der Schlag war furchtbar, da er ihn ganz unvorbereitet traf. Er stand da wie an den Boden gewurzelt, mit gestäubtem Haar und schlotternden Knien und sein Angesicht überlief eine fahle Erdfarbe.

»Was,« schrie er beinahe heiser vor Schreck, »sie geht fort von hier, von Dir, von mir? Und das duldest Du, das giebst Du zu? Bei Gott, das wäre – ja das wäre – verrucht an uns Allen gehandelt.«

»Werner! Ich vergebe Dir dies Wort – Dein Schmerz hat es Dir ausgepreßt. Aber da Du bei der einfachen Thatsache in solche Wallung geräthst, so muß ich rasch zu Ende kommen, um Dir keine Zeit zu einer noch etwa folgenden Beleidigung zu lassen. – So höre mich also an. Die Sache ist beschlossen – unwiderruflich – ist abgemacht. In spätestens vierzehn Tagen geht Rachel von hier fort. Ich, der ich sie gewiß liebe und Grund dazu habe, habe es überwunden, Du mußt es also auch überwinden.«

In Werner's leidenschaftlicher Brust wühlte der Schmerz der Verzweiflung. Wie unsinnig, als hätte die Bitterkeit des Augenblicks seinen Verstand vernichtet, warf er sich auf die Erde und weinte und jammerte so laut, daß es

weit hin über die Felder scholl. Joseph stand wie versteinert an seiner Seite und sah mitleidig und doch überrascht auf den Armen herab. So tief, so gewaltig, so sein ganzes Wesen beherrschend hatte er sich seine jugendliche Leidenschaft nicht vorgestellt. Auch ihm kamen dabei Thränen in die Augen. Als Werner das sah, ergriff ihn eine andre Art des Schmerzes. Er faßte sich an die Brust, befühlte seine Stirn, stand mit verzerrtem Gesicht vor Joseph und sagte tonlos: »Habe ich recht gehört? Ist es wirklich beschlossen, unwiderruflich?«

»Wirklich und unwiderruflich.«

»Wohin geht sie?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Werde ich es erfahren?«

»Ohne allen Zweifel.«

»So ist es noch gut. Ich bin fertig mit Schreien. Sieh, wie ruhig ich bin.«

»Wenn Du das sagst, so muß ich Dir sagen, daß mir diese Ruhe beinah eben so wenig gefällt, wie vorher Deine Raserei. Du scheinst einen Entschluß gefaßt zu haben, Werner, wie, habe ich Recht? Nenne ihn mir, ich bitte Dich.«

»Nein, noch nicht, noch ist es nicht Zeit dazu. Aber Du, Du zuerst sollst ihn hören, wenn er zur Reife gekommen ist, jetzt liegt nur der Keim dazu in mir. O Joseph, ich bin plötzlich ein Mann geworden – große Schmerzen sollen ja dies Wunder bewirken – und ein solcher großer Schmerz hat mich jetzt gepackt.«

»So wirst Du hoffentlich eines Mannes würdig handeln.«

»Gewiß werde ich das, wie ich meiner Natur nach muß.«

»Ehrlich, Werner?«

»So wahr mir Gott helfe!«

»So bin ich zufrieden – und Du willst rechtschaffen, brav und edel bleiben?«

»Ja, auf mein Ehrenwort – es ist dies das erste Mal, daß ich das sage.«

»So halte es so redlich, wie Du es giebst. Es ist gut. Da hast Du meine Hand, ich will auch ehrlich Dein Bruder sein.«

»Ich danke Dir. Aber noch ein Wort. Sage mir, wie ist das Alles gekommen?«

Joseph erzählte auch ihm das Gespräch mit dem Engländer über Rachel. Als er zu Ende war, sagte Werner mit zitterndem, bewegtem Tone:

»Also so ist es gekommen! O wie hat dieser Mensch durch seinen unberufenen Eintritt in unser Haus unser Aller Schicksal verändert!«

»Unberufen! Von uns ward er freilich nicht berufen, aber vielleicht von einem Anderen.«

»Ach ja – Dem beuge ich mein Haupt. Aber o Gott, o Gott, meine Ahnung, meine Ahnung! Siehst Du sie, die Verwandlung, die ich vorher gesagt? Jetzt ist sie da. Sie beginnt mit Rachel und erstreckt sich allmählig auf uns Alle, bis sie – wer weiß wo – endet. O, denke an mich, mein theurer Freund, denke an mich! In solchem Schmerze,

wie er jetzt meine Seele zerfleischt, wird der Mensch prophetisch, und so prophezeihe ich Euch Allen: das ist der Anfang der Verwandlung, schützt Euch vor ihrem Ende, damit sie Euch nicht Alle zermalmt.«

»Das ist ein Hirngespinnst von Dir! Wie könnte sich das verwirklichen?«

»Das wollen wir Deiner, meiner, unserer Aller Vorsehung überlassen.«

»So sprichst Du aus meiner Seele – ich bin auf Alles gefaßt.«

»Ich auch – das war es ja, was ich Dir sagen wollte. Jetzt komm. Kein Wort mehr darüber. Wo man handeln will, braucht man nicht mehr zu sprechen. So denke ich es von jetzt an zu halten.«



An demselben Abend noch erfuhren die Mitglieder der freiherrlichen Familie, die noch nicht in das Geheimniß des Tages eingeweiht waren, was sich zugetragen hatte. Der Baron wurde davon sehr wenig berührt, er hatte in Rachel nichts weiter gesehn, als ein Spielwerk der Laune seiner Frau und als eins von den mancherlei Zugeständnissen, die er dem Gesellschafter seiner Kinder gemacht hatte. Fräulein Sibylle dagegen war mit ihrer Freundin auf das Höchste überrascht, und obwohl sie sich äußerlich den Anschein gab, als ob sie recht froh sei, daß dieses fünfte Rad am Wagen, wie sie Rachel oftmals genannt hatte, das Schloß verlasse, so starb sie doch beinahe vor

Neid über die günstige Wendung, die das Geschick des armen Mädchens genommen hatte.

»Da haben wir die Bescheerung,« sagte sie am späten Abend, als sie endlich mit Ursel allein war, um ihrem Herzen Luft zu machen, »da haben wir sie. Glaubst Du nun noch nicht, daß dieser Judenbalg eine Hexe oder wenigstens im Stande ist, andere Leute zu behexen? Dieser Engländer, dieser Lord – pfui über solch' einen Edelmann! – giebt sich dazu her, der Pflegevater einer entlaufenen Jüdin zu werden; Gott steh mir bei, das thäte mein Bruder nicht und wenn er zehnmal so reich wäre wie dieser Herr. Na, wer weiß, Welch' andre geheime Dinge noch dahinter stecken! Gieb Acht, Ursel, das ist nicht das Letzte, was wir von der Brut erleben, mir liegt es wunderbar schwer auf dem Herzen, wie wenn ein Gewitter in der Luft schwebte und der Blitz müßte in unser Haus schlagen.«

»Ja, ja, ich glaube Dir, mir ist ähnlich zu Muthe. Aber daß Du da von einem Pflegevater sprichst – das möchte ich so genau nicht untersuchen. Wer weiß, wohin er mit dem schwarzen Mädchen zieht und was er noch aus ihr macht!«

»Ursel! Du steckst mir ein neues Licht auf! Wahrhaftig, daran habe ich noch gar nicht gedacht! Na, dieser Herr Lord soll mir nur wiederkommen, ich werde ihm zeigen, wie man sich in eine anständige Familie einführt.«

»Um Gotteswillen, Sibylle, die Familie hat ja damit gar nichts zu thun, die bleibt ja dabei unbeschädigt.«

»Nun, er wird doch nicht gar Eine von uns verführen sollen, um uns eine Schmach zu bereiten? Das wäre ein kolossaler Gedanke! Schlimm genug schon, daß der Roman bei uns begonnen hat und daß wir dadurch in den Mund der Leute kommen werden! Wohlan denn, ich wasche meine Hände in Unschuld und werde nächstens meinem Bruder meine letzte Meinung über die Pflegeväter dieser Dirne sagen. Das Ding muß ein Ende nehmen, so oder so, oder ich bin nicht Sibylle von Haldrungen.«



Während die eine Partei in Brenkowitz von solchen Gesinnungen und Entschlüssen beseelt war, hielt die andre es um so mehr für ihre Schuldigkeit, das Ereigniß, welches ihr bevorstand, auf jede schickliche Weise vorzubereiten und dadurch eine Gesinnung an den Tag zu legen, die eben so edel und hochherzig, wie die andere niedrig und gemein war. Die Baronin war schnell mit Sophien zu Rathe gegangen, und schon am andern Tage wurden zwei Nähterinnen aus Neustadt geholt, um an der Ausstattung ämsig zu arbeiten, die man der Verwaisten mit in die Welt geben wollte, denn die edle Frau hielt es für ihre Schuldigkeit, die einmal übernommenen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. So war schon Vieles bis dahin beschafft, wo Joseph wieder nach Downs-Castle

reiten und seinen Entschluß überbringen wollte, das Uebrige aber hoffte man bis zu dem Tage vollenden zu können, an welchem es Lord Shorncliffe gefallen würde, sein Aufseher- und Leiteramt über Rachel zu beginnen.

Trüb und düster genug sah es in diesen acht Tagen in Brenkowitz aus. Die Baronin, Sophie und Joseph waren wortkarg, im Herzen betrübt, wie es nicht anders sein konnte, denn ihnen sollte in Rachel ein Mitglied ihres Kreises entzogen werden, das ihnen Allen gleich theuer und werth geworden war; nur suchten Mutter und Tochter ihre Liebe gegen Rachel auf alle Weise an den Tag zu legen, indem sie sie nicht von ihrer Seite ließen und alle ihre schönen Eigenschaften entwickelten, um das liebe Kind von ihrer Neigung zu überzeugen. Werner aber war ein ganz anderer Mensch geworden. Alle Heiterkeit der Jugend war von ihm gewichen, seine Stirn beugte sich trüb zur Erde und sein lebhafter, elastischer Geist hatte das Gepräge eines durch Arbeit und Sorge gereiften und überbürdeten Menschen angenommen, der frühzeitig dem Drange des Lebens erliegt. Obgleich er fast jede Stunde, die er erübrigen konnte, in Rachel's Nähe zubrachte, so sprach er doch selten mit, wenn die Andern redeten, schien sich sogar wenig um ihre Unterhaltung zu kümmern. Alle seine Gedanken vielmehr auf den Entschluß richtend, der noch unentwickelt in seiner Seele lag, schien er zu prüfen und zu überlegen, wie er ihn am besten ausführe, bis zu welchem Ende es ihn treiben wolle. Joseph trat ihn oft mit Bitten an, sich ihm mitzutheilen, aber immer vergeblich, Werner blieb stumm,

verschlossen und wiederholte nur von Tag zu Tag: »Du wirst zeitig genug erfahren, was ich thun will, ich bin noch nicht einig mit mir; wenn ich aber erst einig bin, wird es alle Welt erfahren.«

»Willst Du mir, Deinem Freunde, nicht erst allein Deinen Entschluß zur Prüfung vorlegen?«

»Hier ist nichts mehr zu prüfen und Du am wenigsten kannst mir rathen; ich allein muß wissen, was ich zu thun habe, denn ich allein habe die Verantwortung und die Folgen zu tragen.«

»Uebereile Dich nicht, Werner, ein Fehltritt ist bald gethan in Deinen Jahren und die Folgen liegen dann nicht mehr in Deiner Hand.«

»Pah, meistere mich jetzt nicht, Joseph, ich habe genug mit mir selbst zu thun. Glaube mir, ich gehe nicht blindlings vorwärts, sondern Schritt vor Schritt thue ich mit Ueberlegung, da ich mir einmal gesagt habe: Vorwärts muß ich, ein Zurück giebt es nicht mehr.«

»Eben Deiner Ueberlegung wollte ich zu Hülfe kommen –«

»Bitte, laß mich in Ruhe – sieh nach Deinen eigenen Angelegenheiten, denn, täuscht mich mein Vorgefühl nicht, so wirst Du bald in einer ähnlichen Klemme sitzen wie ich.«

»Wie sollte das möglich sein?«

»Ich muß Dich auf Dein eigenes Wort verweisen: bei Gott ist Alles möglich! –«

Damit war denn ihr Gespräch über diesen Gegenstand zu Ende und das Schicksal rollte seine Bahn dahin, von Niemandem aufzuhalten, Niemandem durchdringbar.

Die acht Tage waren verflossen und Joseph rüstete sich zum Ritte nach Downs-Castle. Werner sah ihn seine Vorbereitungen treffen, aber er begab sich nicht auf den Hof, als sein Freund in den Sattel stieg. Was sollte er ihm sagen – er trug ja die Entscheidung seines Schicksals mit sich fort, und die, wußte er, war nicht mehr zu ändern oder aufzuhalten. Warum also noch darüber reden? Das wäre eine ganz unnütze Bemühung gewesen.

Obgleich der Tag sehr heiß war und Joseph genug Stoff zum Nachdenken hatte, so ritt er doch nicht so langsam wie das vorige Mal der Küste zu. Er wollte über Nichts mehr nachdenken, was diesen Punkt betraf, er hatte so viel über Alles und Jedes gegrübelt, daß ihm der Kopf wirbelte, und er sehnte sich nach Entscheidung, wie es allen gefaßten Naturen geht, die lieber dem unvermeidlichen Schmerze unterliegen, als sich inmitten einer unbestimmten Erwartung der Dinge bewegen wollen. So trabte er denn so rasch der Pony laufen konnte, und fand den Lord seiner harrend vor, der ihm schon in der Halle entgegentrat, als er seine Ankunft gewahr ward.

Als er ihm die Hand gereicht und Joseph's ernster und bleicher gewordenes Gesicht betrachtet hatte, sagte er:

»Ich grüße Sie, was bringen Sie mir? Wenn ich nach Ihrem Aussehn schließen darf, so hat Ihnen Ihr Entschluß Mühe gemacht und Kummer bereitet.«

»Die Fassung des Entschlusses weniger als die Umstände, die sich daran knüpften und der Gedanke, wie traurig wir sein werden, wenn Rachel erst von uns geschieden ist.«

»Aber, mein junger Freund, warum so viel Trauer, wo so viel Hoffnung in der Zukunft liegt? Wenn Sie einmal auch diese erst in Ihrem Leben verloren hätten – Gott bewahre Sie davor! – dann, dann und nur erst dann würden Sie Grund zu trauern haben.«

»Sie haben Recht und Sie richten mich wahrhaft mit Ihren Worten auf.«

»Bravo! Also Rachel ist mein?«

»Nein, Mylord, nicht ganz – ich behalte sie auch.«

»Das versteht sich. Wann kann sie ihre erste Reise antreten?«

»In zwei bis drei Tagen, wenn Ihre Vorbereitungen so weit gediehen sind.«

»Sie sind heute schon fertig. Es ist nach Berlin geschrieben und Alles eingeleitet. Mrs. Baxton ist bereit, ihre Pflegebefohlene abzuholen, sobald es gewünscht wird.«

»Werden Sie nicht selbst zu diesem Zwecke nach Brenkowitz kommen?«

»Nein, mein Freund, für's Erste betrete ich Bienkowitz nicht wieder. Was ich da sehen wollte, habe ich gesehn, und nun zieht mich Nichts – ich meine von dem was ich

sah – dahin. Auch werde ich bald nach Rachel's Abreise ebenfalls von hier fortgehen, sobald nur der Bote eingetroffen ist, den ich seit einigen Tagen erwarte.«

»Gehen Sie auch nach Berlin?«

»Sogleich nicht, später aber gewiß, um mich selbst von Rachel's Wohlfinden zu überzeugen.«

»Kann ich vielleicht Mrs. Baxton kennen lernen, die Rachel begleiten wird?«

»Dazu wollte ich Sie eben auffordern. Sie wird bald hier sein.« Er schellte, und nachdem er den Diener beauftragt, die Dame zu rufen, setzte er sich an ein Fenster, welches die Aussicht nach der See hatte und ersuchte Joseph, neben ihm Platz zu nehmen.«

»Wie hat der junge Baron unsern Entschluß aufgenommen?«

»O – da ist nicht so viel Sonnenschein wie draußen über dem Wasser. Sturm, Sturm, Nacht und Nacht in seiner Brust.«

»Ich dachte es mir. Lassen Sie es stürmen, eine edle Natur verträgt, ja verlangt bisweilen Sturm, um sich von den stockenden Dünsten zu reinigen, die die Seele einschläfern und die Thatkraft verrosten lassen. Ein Herz, das nicht geblutet hat, ist leider nicht reif für den Himmel. Schmerzen erheben und Sorgen läutern.«

In diesem Augenblicke trat Mrs. Baxton ein und verbeugte sich vor den beiden Herren. Sie war eine stattliche Frau von würdevollem Aussehn, mittlerem Alter und angenehmen Manieren. Nach der Vorstellung und wenigen gegenseitigen Worten entfernte sie sich wieder, sobald ihr

der Lord geheißen, in drei Tagen nach Brenkowitz zu fahren und Rachel abzuholen.

»Gefällt Ihnen die Frau?« fragte der Lord.

»Sie entspricht allen meinen Erwartungen.«

»Das freut mich. Außer ihr wird noch ein bewährter Diener die Frauen begleiten, damit sie nicht ohne männliche Hülfe sind. Nun noch Eins. Ich bitte Sie, sobald Rachel von Brenkowitz abgeholt ist, keinen Versuch mehr zu machen, sie zu sprechen, obgleich man große Neigung hat, eine Person, die uns verläßt, so lange zu sehen, wie sie zu sehen ist. Ich liebe die Erneuerung des Trennungsschmerzes nicht und breche ihn lieber entzwei, als daß ich ihn in lange Fäden ausziehe. Finden Sie das nicht gut?«

»Es ist auch meine Meinung und ich werde Rachel zum letzten Mal in Brenkowitz sprechen.«

»So sei es. – Wie? Sie wollen schon wieder fort?«

»Ja, ich habe versprochen, keine Stunde länger zu bleiben, als nothwendig ist.«

»Gut. So gehen Sie. Wir sehen uns vielleicht sobald nicht wieder. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen schon einmal gesagt: wenn Sie zu irgend einer Zeit, zu irgend einem Zweck einen Rath haben wollen – meine Thür steht Ihnen jederzeit, auch in meiner Abwesenheit offen.«

»Ich vergesse nie, was man mir einmal so herzlich gesagt – doch Gott verhüte die Rathlosigkeit!«

»Er verhüte sie, ja, aber sie kommt oft ungerufen.«

»Leider! So leben Sie wohl!«

Der Engländer drückte dem jungen Manne fest und wiederholt die Hand. Er schien den Schmerz mitzufühlen, der in seinen Adern tobte. »Farewell!« sagte er ganz einfach und dann hatte er seinen Freund entlassen.

Die Trennungsstunde in Brenkowitz war angebrochen. Der Baron, der davon gehört, hatte sich aus dem Staube gemacht; er liebte dergleichen Szenen nicht. Rachel war ganz früh am Morgen bei ihrem alten Cantor Treumann gewesen, wo sie zum letzten Male die Orgel gespielt, und hatte dann die älteren Damen besucht, um sich bei ihnen zu bedanken.

»Wofür?« hatte des Barons Schwester gefragt.

»Für Alles, was Sie mir Gutes gethan haben.«

»Gehen Sie, gehen Sie, Mamsell, und machen Sie keine Worte, die Ihnen nicht aus dem Herzen kommen.«

Und Rachel war gegangen, zum ersten Mal mit sichtbarem Stolze, weil ihr Herz, das in jenen Worten gesprochen, so schonungslos verkannt worden war.

Von jenen Damen hatte sie sich zur Baronin begeben, wo sie Sophien fand. Hier waren viele aufrichtige Thränen vergossen, viele Wünsche ausgesprochen und mit tausendfachem Danke angenommen worden. Auch dieser Abschied war vorüber. Es blieb nur noch Werner und Joseph übrig. Aber Werner war nirgends zu finden. Joseph, Sophie, Valentin, Doris – Alle suchten und riefen ihn, allein er war und blieb verschwunden. Endlich ahnte

Joseph zuerst, daß er sich auf diese Weise den Abschiedsschmerz ersparen wolle, und fand diesen seltsamen Entschluß in der gegenwärtigen Lage sehr verständig. So ging er denn mit Rachel allein zum letzten Mal an den Bach hinab, setzte sich auf den Rasensitz und hielt dabei ihre Hand fest in die seine gepreßt.

Ohne ein Wort zu sprechen, hatten sie lange neben einander gesessen und sich nur von Zeit zu Zeit in die Augen geblickt, die wechselseitig Jedem von ihnen so lange freundlich geleuchtet hatten.

»Joseph,« begann endlich Rachel ihr letztes Gespräch in Brenkowitz, »was soll ich Dir heute sagen, wie Dir danken für all' das unendliche Gute, das Du mir erwiesen hast?«

»Sage mir gar nichts und danke mir allein dadurch, daß Du Rachel bleibst, mit dem Herzen, in der Seele, im Geiste und in der Unschuld Deines kindlichen Gemüths.«

»Ja, das will ich!« sagte ihr Auge und der Druck ihrer Hand.

»Was ich an Dir that, das that ich nicht aus mir – nein, ich that es, weil ich es thun *mußte*, weil eine höhere Gewalt, die in unsrer Seele thront, mich dazu zwang. Ich hätte gern auch das Letzte für Dich gethan, aber meine Kraft – Du weißt es ja – war zu schwach dazu und so übergebe ich Dich zu Deinem eigenen Besten einem Stärkeren, Mächtigeren. O Rachel, wie schnell ist die Zeit verschwunden, wenn man sie mit rückwärts gewandten Augen betrachtet, und namentlich wenn man so glücklich war wie wir. Vergiß das niemals, mein Kind, auch

wenn Du einst in größerem Glanze leben solltest, als Du bei mir gelebt hast. Denke immer an die enge Judengasse in Prag zurück und an unsere bescheidene Armuth in Bremen – diese Erinnerung wird Dir das Herz erheben und Dich nicht übermüthig werden lassen im Rausche des köstlichsten Lebens. – Schreibe mir, so oft Du kannst und Neigung dazu hast, wir Alle erwarten Deine Schilderungen mit Ungeduld, und theile uns Alles darin mit, was Dich etwa quält. Hoffentlich aber quält Dich nichts, als daß Du nicht mehr bei uns bist. Diesen Kummer wird allein die Zeit lindern und die Hoffnung versüßen, uns einst wiederzusehen. Werde auch nicht trübe und unzufrieden, wenn die Welt, in die Du trittst, Dich nicht gleich mit lautem Willkommen empfängt. Ach, das wird selten Jemandem, am seltensten aber einem Talente zu Theil. Gerade sie müssen vorbereitet sein auf mancherlei Schläge des Schicksals. Denn im Ganzen ist die Welt, die Dich beurtheilt, neidisch, undankbar. Neidisch vor Allen sind Deine Gefährten in der Kunst, undankbar ist das Publikum, welches das Unmögliche nicht für unmöglich genug und die Kunst für bezahlt hält, wenn sie dem Künstler ein paar armselige Groschen zuwirft. Das laß Dich nicht anfechten – hebe vielmehr Dein Auge hinauf zu jenen Höhen, dort wohnt der Dank, dort der Lohn, dort die Anerkennung, und von dort oben strömt das Gefühl davon in Dein Herz zurück und macht es schwellen von Freude und Seligkeit, die Dir kein Mensch nachempfindet, der nicht ähnlich begabt und in ähnlicher Lage ist. So gehe denn mit Gott, meine Rachel! O, es thut mir weh, daß wir

scheiden müssen, aber ich kann es nicht ändern. Wollte es ein günstiges Schicksal fügen, daß wir uns bald und dann recht glücklich wiedersehn. – Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen?«

Rachel, die, so lange Joseph sprach, schon immer leise geweint hatte, richtete sich jetzt von seiner Brust empor, an die sie sich kindlich geschmiegt, sah ihn liebevoll an und sagte: »O ja, Eins möchte ich Dir noch sagen, vielleicht mache ich Dich dadurch glücklich und versüße Dir diesen Abschied. Darum habe ich es bis auf diese Stunde aufgespart. Aber Du darfst mich nicht verrathen.«

»Was willst Du mir sagen, Rachel?«

»Sophie liebt Dich, Joseph.«

»Rachel! Woher weißt Du das?«

»Sie hat es mir gesagt, schon lange, und heute hat sie mir versprochen, auch eine Rachel für Dich sein zu wollen, sobald Du diese nicht mehr hast.«

Joseph lächelte trüb, nur sein Herz pochte mächtiger gegen seine Brust. »Ist das Alles, was Du mir zu sagen hast?«

»Ja – ist es nicht genug? Freut es Dich nicht?«

»Sehr – o wie sehr, Rachel!«

»So laß mich Dich küssen, mein theurer, theurer Freund!«

Lange umschlang sie ihn mit ihren Armen, lange lagen ihre Lippen auf seinem Munde, und wohl selten hat ein Mädchen einen Mann mit reinerem Herzen, mit unschuldigerer Seele diesen schönen und süßen Beweis ihrer Zuneigung ausgedrückt.

Da fiel Joseph noch Etwas ein. »Hier ist der Ring vom Lord,« sagte er, sich von Rachel's Umschlingung lösend. »Beinahe hätte ich ihn vergessen.«

»Ich nehme ihn nicht, Joseph, nein, ich nehme ihn nicht. Bewahre Du ihn mir auf. Ich liebe solche todte kalte Steine nicht, wenn sie auch noch so sehr glänzen. Aber wenn Du mir ein Andenken von Dir geben willst, dann habe ich eine Bitte.«

»Sprich sie aus.«

»Denkst Du wohl noch an das kleine Medaillon mit Deinen Kinderhaaren, welches Du mir bisweilen in Bremen zeigtest? Das gib mir und füge eine Locke von Deinem jetzigen Haar bei.«

»Das unscheinbare Medaillon? Wenn Du weiter nichts willst! Wirst Du es denn tragen?«

»Ja – hier auf meinem Herzen. Es soll mir ein theures Angedenken an den Mann sein, dem ich am meisten auf Erden verdanke.«

»So sollst Du es haben, sobald wir nach Hause kommen.«

»Aber die Haare nehme ich mir jetzt – sieh, ich habe dazu eine Scheere mitgebracht.«

Joseph hielt lächelnd seinen Kopf hin und Rachel's Sammetfinger wählten eine kleine Locke aus. Rasch war sie abgeschnitten und in ein Kästchen gelegt. Dann aber erhoben sie sich, und sich fest bei der Hand haltend, schritten sie, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, nach Hause.

Hier stand schon seit einer Stunde des Lords Wagen und Mrs. Baxton bereit. Joseph holte die kleine goldene Kapsel, die er schon lange nicht mehr in Händen gehabt und fast vergessen hatte und gab sie ihr versthohlen. Werner war noch nicht da. Da man nicht länger warten konnte und vermuthete, daß seine Abwesenheit eine absichtliche sei, so bestellte Rachel die herzlichsten Grüße an ihn, umarmte Alle unter heißen Thränen und stieg dann in den Wagen.

Fort rollte er, der Ostsee zu, um bald seinen Inhalt nach dem Süden, dem heißen und schönen Süden zu tragen.

Jetzt erst, nachdem sie fort war, fiel es Joseph wie Schuppen von den Augen. Er sah – was? Seine Jugend wie in weiter Erinnerung hinter sich liegen. Mit Rachel war diese Jugend von ihm gewichen – von jetzt an sollte er als Mann in's Leben treten, und wohl ihm, wenn er die Kraft und den Muth eines solchen besitzt, den Schmerz dieses Lebens geduldig und standhaft zu ertragen, denn auch ihm wird dieser Schmerz nahe treten, wie ihn vor ihm der arme Werner empfunden hatte.

FÜNFTES KAPITEL. WERNER LÄSST SEINEN ENTSCHLUSS ZUR THAT WERDEN.

Die Abreise eines lieben Freundes oder überhaupt irgend einer geliebten Person, mit der wir längere Zeit in Gedanken und Empfindungen verschwistert waren, hat etwas ungemein Niederdrückendes für unser Gemüth, und wir sind nicht allein traurig wegen des unterbrochenen Bündnisses, nein wir sind in der That tief und

schmerzlich von der Vergänglichkeit alles Bestehenden bewegt. Alles um uns her, die Bäume, die Häuser, der Sonnenschein, die Wolken des Himmels sehen aus, wie damals, als er bei uns war, den wir verloren, und doch ist Alles verändert, Alles ist matter, öder, kälter geworden, in Farben und Tönen, in Worten und Werken, und wir fühlen uns unheimlich angefröstelt von einem unbeschreiblich lähmenden Gefühl, trotzdem die Sonne glühend ihre Strahlen auf unser gebeugtes Haupt herabsenkt. Woher kommt das? Das kommt daher, weil unsere Seele aus ihrer gewohnten Verbindung gerissen, weil zwischen ihr und einer anderen Seele eine Kluft entstanden ist, die nur die Sehnsucht ausfüllt, und weil wir unter Tausenden den Einen oder die Eine verloren haben, die uns dieses Dasein zum Paradiese oder wenigstens, je nach dem Grade unsrer Neigung zu ihr, zu einem angenehmen und behaglichen Aufenthalt machte. In glücklich begabten Organisationen, die nicht so stark von ihrer Leidenschaft beherrscht werden und eine produktive Kraft in sich tragen, hat die Natur freilich in ihrer weisen Vorherbestimmung alles Geschehenden auch hierin für eine wiederherstellende Potenz gesorgt, denn in gleichem Grade, wie bei einer solchen Trennung unser Gemüth bewegt wird, weckt sie die in uns verborgene antagonistische Kraft, sie ruft unsern Geist in's Gefecht, und wir bestreben uns, durch Regsamkeit, Nachdenken und Arbeit den Kummer niederzuschlagen, der unser Herz wie mit einem unzerreißbaren Netze umspinnen hat.

Wenn wir das eben Gesagte auf die uns hier beschäftigenden Personen anwenden, so müssen wir finden, daß unter den zunächst Betheiligten nur Sophie und Joseph mit dieser antagonistischen Kraft ausgerüstet waren, indem sie sich durch mannigfaltige Beschäftigung, theilnehmende Unterhaltung und die Pflege der Kunst und Wissenschaft von ihrem Kummer frei zu machen verstanden, daß aber Wernern dieselbe leider versagt war. Er war allein dem ihn hin- und herreißenden Getriebe seines leidenschaftlichen Herzens unterworfen, nur in der ewigen Wiederholung und Neugestaltung des ihm widerfahrenen Mißgeschicks bewegte er sich, nur in der selbstquälerischen Vergleichung des heutigen mit den früheren Tagen erging er sich mit einer Art rasender Wollust, die zuletzt an sich selbst das Zerstörungswerk übt, da sie ihren Schmerz nicht vertilgen kann. Schon am frühen Morgen des Abschiedstages war er weit vom väterlichen Hause in selten betretenen Wäldern umhergeirrt, da tobte und raste er sich aus, denn dort sah ihn kein Mensch und auch er sah keinen Menschen. Endlich aber, nachdem er seinem Schmerze vollkommenen Spielraum gelassen, wie seine heftige Natur es verlangte, und nachdem er durch Berechnung zu der Ueberzeugung gelangt war, jetzt sei Rachel vom Vaterhause geschieden, kehrte er gefaßter und gehaltener in die Nähe des Gutes zurück. Aber noch war er nicht ganz sicher, daß er der Geliebten seines Herzens nicht doch noch begegnen könnte, und das wollte, das mußte er vermeiden, denn er sagte sich selbst wenn sie ihm im Augenblicke des Scheidens vor

Augen käme, so würde er vielleicht Etwas thun, was er nachher ungern gethan sähe, da es ihn auf dem Hofe vor allen Leuten bloßstellen und die theure Rachel in den Mund derselben bringen könnte.

So saß er denn etwa zwei Stunden nach Rachel's Abfahrt unter der alten Linde auf dem Rasenhügel und schaute mit gläsernen Augen auf den Weg nach dem Hause hinab, ob er nicht irgend eine Andeutung von dem Stande der Verhältnisse entdecken könne. Und in diesem Punkte wenigstens sollte ihm das Geschick günstig sein.

Sophie und Joseph, nachdem sie eine Stunde bei der Baronin zugebracht und mit ihr das Vorgefallene nach allen Seiten besprochen und sich dadurch selbst beruhigt, hatten sich in das Musikzimmer begeben, wo sich Sophie an den Flügel setzte und mit ihrer sanften Stimme den Lehrer und Freund fragte, ob es ihm vielleicht wohlthue, mit ihr eins seiner Lieblingsstücke zu spielen. Joseph war darüber erstaunt, denn seit langer Zeit hatte Sophie die Musik vernachlässigt und war fast nur eine Zuhörerin des Spieles der Anderen gewesen. Dankbar und sogleich ihre gute Absicht errathend, hatte Joseph eingewilligt und so ließen sie Beide ihrem Wehgefühl in Tönen freien Lauf, bis sie endlich zu der Ueberzeugung gelangt waren, es gebe wirklich Mittel, die im Stande wären, dasselbe zu besänftigen und die herben Gefühle ihres Busens durch andere Gedanken zu versöhnen und zu tilgen.

Als das Musikstück zu Ende war, legte Joseph sein Cello bei Seite und machte Sophie auf den herrlichen

Sonnenschein aufmerksam, der draußen die Felder überströmte und über alles Leid, was auf der Erde seufzte, mit himmlischer Verklärung zu lächeln schien.

»Ja,« sagte Sophie, »es ist ein schönes Wetter und ich glaube, es ist nicht zu warm – wollen wir einen Spaziergang nach der Linde antreten? Vielleicht finden wir Werner.«

Joseph stimmte ihr bei und bald schritten Beide den Weg durch das Kornfeld den Hügel hinan. Da sahen sie denn schon von Weitem den Gesuchten sitzen, der sie ebenfalls bemerkt hatte und keine Miene machte, abermals die Flucht zu ergreifen. Er hatte den Kopf in die Hände gelegt und, ahnend, wohin das Gespräch sich neigen würde, wenn die Beiden ihm nahe gekommen, hatte er sich wiederum seinem Schmerze, obwohl in gelinderer Weise überlassen, denn er weinte wie er noch nie in seinem Leben so ruhig und doch so aus tiefstem Herzen geweint hatte.

Seine Schwester und sein Freund hatten ihn erreicht, jedes von ihnen hatte leise seinen Namen gesprochen und eine seiner Hände von seinem Gesichte weggezogen. Ach, wie erstaunten sie über die Zerstörung in diesem sonst so blühenden, frischen, nur von Leben und Jugend, nicht aber von Qual und Verzweiflung zeugenden Gesichte! Seine bleichen eingefallenen Wangen zeigten die traurigen Spuren endloser Thränenströme, seine umflorten Augen, in denen sich ein tiefes Leiden aussprach,

blickten sie klagend und öde an, und seine langen Haare, sonst so schön gepflegt und geordnet, hingen wild zu beiden Seiten des Gesichts herab.

Schweigend setzten sie sich an seine Seite, jedes von ihnen eine seiner Hände haltend.

»Werner,« begann endlich Joseph mit sanfter Stimme das Gespräch, »sei verständig! Wir fühlen mit Dir, was Du fühlst, denn auch wir sind kummervoll und betrübt.«

»Ja, Werner,« fuhr Sophie mit ihrer glockenreinen Stimme fort, »höre an, was Herr Sohn Dir sagt, und bezwinge Dich, denn so kannst Du ja nicht bleiben. Bedenke, was das für Aufsehn zu Hause erregen würde.«

»Aufsehn!« rief Werner, wieder in Heftigkeit verfallend. »Wie thöricht Du bist! Als ob mir noch daran gelegen sein könnte! Meine Seele empfindet nicht mehr, was die Menschen in jenem Hause sagen, denn sie ist schon weit weg von hier.«

»Es mag sein,« sagte Joseph, »daß sie weit weg ist, und die unsrige begleitet die Deine, aber Du hast mir ja versprochen, ein Mann zu sein und als solcher Alles zu ertragen, was über Dich ergehen wird.«

»Nein, Joseph, das habe ich nicht versprochen. Ich habe versprochen, als Mann zu handeln, aber nicht als solcher zu dulden.«

»Das ist ja Dasselbe, mein Freund; die ächte Handlungsweise des Mannes besteht ja im männlichen Dulden des Unvermeidlichen.«

»Laß das Philosophiren, Joseph, dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt. Sage mir lieber – ist sie fort?«

»Ja, sie ist fort, schon länger als zwei Stunden.«

»Und hat sie Nichts an mich bestellt?«

»Tausend Grüße, tausend Danksagungen und tausend Wünsche, daß es Dir wohl gehn möge!«

»O!« stöhnte Werner. »Ich danke Euch, daß Ihr mir diese Grüße überbringt. Ach, Kinder, wenn Ihr wüßtet, wie verödet, wie vernichtet ich bin, Ihr würdet mir verzeihen, daß ich mich so seltsam betrage. O Gott, Ihr wißt nicht, wie schwer es ist, auf dieser Welt sich von seiner Liebe zu trennen. Möget Ihr nie erfahren, wie mir zu Muthe ist, wenn Ihr einmal von einander gerissen werdet.«

Sophie sowohl wie Joseph fuhren bei diesen, ihr ganzes Verhältniß enthüllenden Worten wie von einem Blitze getroffen zurück. Zum ersten Male hatte ein Anderer ihnen gesagt, was sie sich bisher noch selbst verschwiegen; und, es vermeidend, die Augen gegen einander zu wenden, ließen sie sie in entgegengesetzten Richtungen weit in die sonnige Ferne schweifen.

Durch diesen Ausspruch war das trostreiche Verhalten der Beiden unterbrochen; keines von ihnen fühlte sich zum weiteren Gespräch aufgelegt; sie mochten wohl zu unrechter Zeit an ihr eigenes Ich erinnert sein. Die allgemeine Beklemmung hob Joseph dadurch, daß er einen raschen Entschluß faßte und demgemäß sagte: »Wir wollen nach Hause gehen.«

»Ich folge Euch, geht nur voran.«

»Nein,« sagte Joseph bestimmt, »wir gehen alle Drei zusammen.«

Lautlos erhoben sie sich, und fast ohne ein Wort zu sprechen, wandelten sie dem Hofe zu, wo sie sich sogleich trennten, um Jedes für sich mit seinen Gedanken allein zu sein. Aber während Sophie und Joseph ihr Zimmer suchten, um sich in stiller Einsamkeit zu berathen, was nun zu thun, da so Bedeutendes geschehn, ging Werner in Rachel's bisherige Wohnung, um hier noch einmal sein ganzes Weh zu überdenken und dann – den Entschluß zu fassen, mit dem er sich innerlich schon lange beschäftigt hatte.



Das Zimmer der Geliebten, wenn sie es verlassen hat, ohne es je wieder zu betreten – welch ein ungeheurer Tummelplatz der Gedanken des zurückgebliebenen Liebenden!

Es gewährt ihm einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, schwermüthigen Reiz, sich inmitten der kleinen Welt zu befinden, in der sie so lange geweilt und gewaltet hat. Auch das Geringfügigste, sonst kaum beachtete Gegenstände wachsen in ihrer Bedeutung und reden seiner sehnsuchtsvollen Seele eine eindringliche Sprache. Es ist ihm zu Muthe, als ob ein Theil der Seele der Abgeschiedenen zurückgeblieben wäre, darum empfindet er auch eine innere Scheu, Dies und Jenes zu berühren, weil es

ihm däucht, als sähe ein unsichtbares Auge, als beurtheile ein allgegenwärtiges Herz sein Thun. Dieser eigenthümliche Reiz, den der Anblick kleiner lebloser Gegenstände auf uns übt, welche eine von uns geliebte Person besessen und benutzt hat, ist oft sogar so mächtig, daß er uns viel stärker zu der Abwesenden zieht, uns viel inniger mit ihr verknüpft, als es der Fall gewesen, so lange sie sichtbar für uns vorhanden war, und es entsteht hierdurch jenes sympathetische Gefühl der Sehnsucht, von welcher die Psychologen sagen, daß sie eine Eigenschaft unsres für erhabnere Welten und für unvergänglichere Zeiten bestimmten Geistes sei, der schon hier auf der Erde und an irdischen Stoff gebunden, durch dunkle Gefühle und unbestimmte Vorahnungen seine göttliche Heimat verräth.

Dieses Zimmer war jetzt der Lieblingsaufenthalt Werner's geworden, hierher zog er sich in den nächsten Tagen stundenlang zurück, hier schmiedete er Pläne, hier zertrümmerte er endlich mit einem Schlage die bisher noch verschwiegenen, aber gewiß hochfliegenden Wünsche seines rohen, nur in materiellen Genüssen schwelgenden Vaters. Er verließ es nur, um ohne Ruhe und Rast in der Umgebung umher zu schweifen, den Winden und Lüften seine Noth zu klagen und, hinreichend ermüdet, um schlafen zu können, sein Zimmer aufzusuchen und seinen Kummer endlich so in Vergessenheit zu senken.

Daß durch diese seltsame Abweichung von aller in Brenkowitz beliebten Lebensweise Tante Sibylle am meisten in's Staunen gesetzt wurde, bedarf wohl keiner Erörterung, daß sie aber ihren Unwillen darüber nicht Werner, sondern seinem Gesellschafter zur Last legen würde, hatte Niemand vorhergesehn, obgleich es nur eine natürliche Folge ihrer persönlichen Abneigung gegen denselben war. Denn ihrer Meinung nach war es nur seine nachlässige und schlaffe Haltung, die aller energischen Einwirkung auf ihren Neffen ermangelte, welche dessen sonderbares Benehmen veranlaßte, und um diesem zügellosen Gebahren ein Ziel zu setzen, fühlte sie sich eines Abends, als Werner abermals im häuslichen Kreise fehlte, berufen, mit einer sehr verständlichen lieblosen Bemerkung ihre Ansicht der Dinge laut werden zu lassen. Joseph indessen, des gnädigen Fräuleins Fuchtel längst entwachsen, entgegnete ihr mit einigen unbedeutenden Worten, die sie an Werner wies, und schwieg dann während des ganzen Abends. Die Tante schaute auf diese seltsamen jungen Leute mit wachsendem Staunen. Daß die Abreise dieses erbärmlichen Judenbalges, wie sie Rachel noch immer zu nennen liebte, alle diese Unziemlichkeiten hervorgerufen haben sollte, war ihr unerklärlich, sie mußte es denn verstanden haben, nicht allein Werner und Joseph, sondern auch Sophie zu behexen, die doch sonst vernünftig in dergleichen Dingen war. Aber auch sie zeigte sich jetzt einsylbig zerstreut, hörte kaum halb, wonach man sie fragte, und antwortete ganz etwas Anderes, als man erwartet hatte. Was

mochte das nur bedeuten? War ihr diese ungewöhnliche Neigung der drei jungen Leute zu der ihr so unbedeutend erscheinenden Rachel, die fast immer den Mittelpunkt bildete, um den sich die Uebrigen bewegten, schon früher räthselhaft vorgekommen, so mußte ihr dies seltsame Benehmen, jetzt nach ihrer Entfernung, noch viel räthselhafter erscheinen. Indessen beruhigte sich die gute Tante nach einigen Tagen, als sie sah, daß Alles wieder nach und nach in sein altes Geleise zurückkehrte, daß auch Werner allmählig häuslicher wurde und sogar wieder bei den abendlichen Versammlungen erschien, was sie eigentlich Sophien verdankte, die ihrem Bruder ernstlich vorgestellt, daß aus seinem mißfälligen Verfahren mehr oder weniger Unheil für sie Alle entspringen würde.

So waren drei Tage nach Rachel's Abreise verstrichen, die Fluth hatte sich verlaufen und die Wogen des Lebens fingen wieder an, in gewöhnlichen friedlicher Weise zu fließen, als Werner insgeheim sein Pferd satteln ließ und in vollem Galopp den Weg nach Downs-Castle einschlug. Er hatte sich von diesem lange hin und her bedachten Ritte eine große Wirkung versprochen, er wollte nur einen Augenblick in der Nähe Rachel's athmen und sich nach ihrem Befinden erkundigen, oder aber, falls sie schon abgereist, aus ihrer gänzlichen Entfernung Trost schöpfen, denn es giebt Naturen, die es wohl ohne große Unruhe ertragen können, den Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Verehrung weit entfernt von sich zu sehen, aber jeden Augenblick zu ihm hinzufügen sich für berechtigt halten, so lange sie ihn noch in erreichbarer Nähe wissen.

Als Werner Downs-Castle in der Ferne liegen sah, hielt er sein schnaubendes Pferd an und betrachtete es mit den Gefühlen des bittersten Schmerzes. Ach, es da so leicht erreichbar vor sich liegen zu sehen und doch gefesselt davor zurückgehalten zu werden – warum? weil es einem mächtigen, reichen und stolzen Manne so behagte – das schien ihm denn doch eine zu harte Prüfung zu sein. Vielleicht hätte er das Joseph gegebene Versprechen, keinen Versuch anzustellen, um Rachel noch einmal zu sprechen, gebrochen, denn schon stürmte sein Herz auf den Wogen des Verlangens dahin, wenn er nicht in diesem Augenblicke einen der Diener des Hauses bemerkt hätte, der gemächlich seines Weges daher und auf ihn zu kam.

Wernern schlug das Herz, als er einen Bewohner des geheimnißvollen Aufenthaltsortes sah, der seine Liebe verschlungen hatte. Er wartete, bis der Mann in seine Nähe gekommen war, dann ritt er auf ihn zu und fragte, ob er in Downs-Castle wohne, was der Mann bejahte.

»Wie befindet sich Seine Herrlichkeit, der Lord?«

»Seine Herrlichkeit ist vor zwei Stunden abgereis't.«

»Wie, er selber? Wohin ist er gegangen?«

»Das pflegt er Keinem von uns zu sagen, der zu Hause bleibt. Aber Mr. Baxton wird es wohl wissen.«

»Wer ist Mr. Baxton?«

»Sein Haushofmeister, der erst vor wenigen Tagen von einer Reise zurückgekommen ist.«

»Ist das ein Verwandter von Mrs. Baxton, die –«

»Die mit der jungen Dame nach Berlin gereis't ist?«
unterbrach ihn der Mann. »Ja, es ist seine Schwägerin.«

»Also sind sie schon abgereis't, und nach Berlin?«

»Ja und zwar vorgestern.«

Werner sah nicht mehr, wohin der Mann ging und was er that, er hatte ihn schon ganz aus den Gedanken verloren, denn daß Rachel wirklich abgereis't sei, war genug, ihn auf einen ganzen Tag vollkommen mit sich allein zu beschäftigen. Langsam ritt er nach Hause, ging auf sein Zimmer, dann auf Rachel's Zimmer, und als er Abends in den Familienkreis trat, in dem sich heute zum ersten Male auch die Baronin einfand, sah er zufriedener und theilnehmender aus, als ihn bisher noch irgend Jemand gesehn hatte, seitdem Rachel aus Brenkowitz geschieden war.

Als man nach Tische sich wie gewöhnlich zur Unterhaltung zusammengesetzt hatte, saß Werner, die Andern beobachtend, eine Weile still in ihrer Mitte, und da Niemand Lust zu haben schien, irgend ein Gespräch zu beginnen, so sagte er plötzlich: »Nun, Rachel wird jetzt bald in Berlin sein.«

»Woher weißt Du das?« fragte Sophie, einen raschen forschenden Blick auf Joseph werfend.

»Ich bin einem Diener aus Downs-Castle begegnet und der hat es mir gesagt. Joseph, wann erwartest Du einen Brief von ihr?«

»In acht, spätestens vierzehn Tagen.«

»Vierzehn Tage, eine lange Zeit, hm!«

Die Tante, als sähe sie den Himmel auf die Erde fallen, hob ihre Augen mit einer Art Staunen, das der Erstarrung

glich, gegen ihren Neffen empor. Was war denn das? Hat-ten sie etwa ihre Ohren getäuscht?

Werner hatte ja den Hauslehrer, das Oberhaupt des Gesindes, mit dem vertraulichen Du angeredet und die Baronin sowohl wie Sophie hatten es geduldig mit angehört, als ob es sich von selbst verstände, oder als wäre es nichts Neues mehr für sie. Ha! das war wieder Stoff zu gesteigerter Aufmerksamkeit! Wie ein Fuchs lauschte sie daher auf die fernere Unterhaltung, voll leidenschaftlicher Spannung, zu vernehmen, ob der Musikant sich erfrechen würde, ihren Neffen eben so vertraulich anzureden. Allein sie sollte an diesem Tage wie an den nächsten vergeblich ein Fuchs sein, Joseph war zu bedacht und vorsichtig, um das trauliche Verhältniß, welches zwischen ihm und Werner bestand, durchblicken zu lassen, so lange die hochnasige Tante anwesend war, und so blieb sie einstweilen noch im Unklaren, da sie Niemand fragen wollte, was diese Vertraulichkeit zu bedeuten habe.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen Jedermann auf eine höchst peinliche Weise. Jeder lebte mehr für sich und in Gedanken, als ob ein allgemeines Hinderniß der Mittheilung vorhanden gewesen wäre, und doch war dem eigentlich nicht so. Joseph wollte dieser Mißstimmung auf verschiedene Weise abhelfen, aber es gelang ihm nicht, und so vertröstete er sich von einem Tage zum andern, in der Erwartung, daß eine Nachricht von Rachel die allgemeine Spannung heben würde. Allein es kam kein Brief, und immer unbehaglicher trat eine schwüle,

düstere Befangenheit unter den Familiengliedern hervor, die sich nicht von selbst lösen wollte. Die musikalische Unterhaltung beschränkte sich jetzt auf Joseph's Vorträge und Sophiens Uebungen, die sie mit seltener Standhaftigkeit fortsetzte, nur um Joseph's Wunsche und den Anforderungen der älteren Damen zu genügen. Werner war nicht zu bewegen, an diesen Unterhaltungen mit seiner Geige Theil zu nehmen; er spielte wohl auf seinem Zimmer, aber er war nicht im Stande, vom Blatte, nach vorgeschriebenen Regeln ein zusammenhängendes Stück wiederzugeben, er ergoß vielmehr seine Phantasien in klagenden und wilden Weisen, und nur selten gelang es sogar Joseph, ein Zuhörer dieser in ihrer Art wirklich vortrefflichen Leistungen zu sein. Endlich, eines Morgens, brachte der Postbote einen starken Brief aus Berlin, der an Joseph gerichtet war. Dieser erkannte sogleich Rachel's Handschrift und frohlockte über den erwünschten Sendboten. In dem Couvert waren vier Briefe eingeschlossen. Der Baronin sprach die Schreiberin noch einmal ihren herzlichen Dank aus; Sophien sandte sie die freundlichsten Grüße; Werner fragte sie, warum er nicht Abschied von ihr genommen und ob er sich wohl befinde? Gegen Joseph aber hatte sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet und ihm alle ihre Erlebnisse seit ihrer Trennung mitgetheilt. Sie war, nachdem sie noch anderthalb Tage auf Downs-Castle geblieben und vom Lord wie eine Tochter behandelt worden, mit ihrer Gefährtin, der sie alles mögliche Lob spendete, nach Berlin gereis't, hatte dort ein in Bereitschaft gehaltenes Quartier bezogen –

Straße und Nummer dieses Quartiers waren genau angegeben – hatte mit Mrs. Baxton verschiedene Besuche bei hervorragenden Künstlern gemacht, denen sie empfohlen war, und dann sogleich angefangen, bei einem berühmten Virtuosen Unterricht zu nehmen, der ihr in ihrer Wohnung ertheilt wurde, in welcher sie, Dank des Lords Güte, einen kostbaren Flügel vorgefunden hatte. Sodann ging sie auf ihre persönliche Stimmung über und erzählte, daß sie anfangs sehr betrübt gewesen, von ihm und ihren Freunden in Brenkowitz getrennt zu sein, daß sie sich jetzt aber schon darüber beruhigt habe. Im Ganzen sprach aus dem Schreiben eine gewisse innere Zufriedenheit und Wärme, obgleich der Ernst ihrer Lage und die Schwierigkeit der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, durch jede Zeile schimmerte. »Wenn ich einmal eine recht große Sehnsucht nach Dir empfinde,« schrieb sie zuletzt, »so hole ich das Geschenk hervor, welches Du so gütig warst, mir bei unserm Abschiede zu überreichen; ich betrachte dann den kleinen Theil Deiner Person mit der zärtlichsten Sorgfalt und mir ist zu Muthe, als ob ich wieder bei Dir wäre und an Deiner Hand am Bache entlang über die Felder wandelte. O daß unsre Trennung nicht ewig daure, denn ich habe mich so gewöhnt, aus Deinen Augen Trost, Beruhigung und Kraft zu schöpfen, daß ich fühle, wie ich sie nicht lange entbehren kann.«

Joseph war mit dieser ersten Nachricht sehr zufrieden und beeilte sich, die einzelnen Schreiben an Diejenigen zu vertheilen, an welche sie gerichtet waren.

»Ich werde ihr bald antworten,« sagte Werner frohlockend nachdem er seinen und Joseph's Brief gelesen, »ja, ja, nun endlich ist mein Entschluß gefaßt und alle Ungewißheit, aller Kummer ist vorüber.«

»Das freut mich, aber Du wirst ihr doch nur schreiben, wenn wir alle schreiben?«

»Das kann ich Dir so gewiß nicht versprechen, ob und wann ich schreiben werde, aber auf welche Weise ich ihr antworten will, sollst Du zeitig genug erfahren.«

»Deine Worte sind räthselhaft. Darf ich Deinen Entschluß kennen?«

»Wenn er ausgeführt ist – eher keinen Augenblick.«

»Das ist ein schlechter, das ist gar kein Trost und am wenigsten die Antwort, die ich von Dir erwartet habe.«

»Es thut mir leid, daß ich nicht mehr verrathen darf, morgen aber oder übermorgen wirst Du im Klaren sein.«

Sinnend verließ ihn Joseph. Werner kam ihm seltsam vor. Sein Auge hatte einen blitzenden Strahl in sich aufgenommen, der ihm früher nicht eigen gewesen war, und seine bleiche Wange glühte, als ob ein inneres Fieber ihn verzehre.

Unterdessen ging Werner mit sich zu Rathe; wenigstens glaubte das Joseph von ihm, denn er verließ sein Zimmer fast den ganzen Tag nicht. Er schrieb mehrere Briefe und kramte in seinen Sachen. So sagte wenigstens Valentin von ihm aus, der einige Male in seinem Zimmer gewesen war, das der verschlossene Mensch wie sich selbst verriegelt hielt. –

Es war der Morgen des Tages nach Ankunft der Briefe. Joseph befand sich mit Sophien im Zimmer der Baronin, Tante Sibylle mit Fräulein Ursel auf dem ihrigen, als Werner bei seinem Vater eintrat, der am Abend vorher spät nach Hause gekommen war. Der Baron war beim Frühstück, also wichtig beschäftigt, und achtete daher nicht genau auf das Aussehn seines Sohnes, obwohl dessen Besuch ein neues und kaum dagewesenes Familienereigniß war. Hätte er ihn aber genauer betrachtet, er würde wie wir wahrgenommen haben, daß Werner, zwar blaß und innerlich erregt, doch von einer geheimen Spannkraft strahlte, die sich um seinen fest geschlossenen Mund und indem kühnen Blicke seines Auges aussprach, welche Kennzeichen verriethen, daß er endlich wirklich seines Entschlusses Herr geworden und denselben jedenfalls zur That werden zu lassen gesonnen sei.

»Guten Morgen, mein Vater!« sagte er fest und kühn.

»Guten Morgen, mein Junge. Willst Du mit mir frühstücken? Aha, Du merkst, daß es was Gutes giebt.«

»Durchaus nicht, mein Vater; ich möchte mir nur erlauben, Dir einige Worte zu sagen, sobald Du mit dem Frühstück fertig bist.«

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf seinen Sohn, in dessen Tone eine selten gehörte Festigkeit lag, obgleich der Vater gewohnt war, ihn nie gleichgültig und ohne innere Theilnahme reden zu hören. »Wenn es etwas Ernstes ist, so warte, bis ich mit dem Essen fertig bin, Du weißt, daß ich mich nicht gern in meinem Genusse stören lasse. Trinkst Du ein Glas Wein?«

»Ich danke, Vater; laß Dich durchaus nicht stören, ich werde ruhig warten.«

Er trat an ein Fenster, verschränkte die Arme vor der Brust und schaute hinab über das weite Gefilde, das draußen vor seinen Augen ausgebreitet lag. Aber er bemerkte nichts davon – seine Blicke waren in seine Brust zurückgewandt und er sah außer sich darin nur noch *ein* anderes Bild.

Geduldig wartete er so, bis er hinter sich Messer und Gabel rasseln und seinen Vater einen Seufzer ausstoßen hörte, der ohne Zweifel sagen sollte, daß es ihm vortrefflich geschmeckt habe und daß er mit seinem Koche zufrieden sei.

»Ich bin fertig, Werner, nun kannst Du Deinen Vortrag halten. Bah, süperbe Coteletten!«

Werner stand schon vor ihm, sah ihm fest in's Auge und sagte kurz: »Vater! Ich werde in den nächsten Wochen zwanzig Jahre alt.«

»Du Glücklicher! Ich wünschte, ich wäre an Deiner Stelle.«

»Gott giebt das Alter und giebt die Jugend – beide haben ihre Wünsche und ihre Befriedigungen.«

»Ah, also Wünsche hast Du?«

»Ja, die habe ich.«

»Willst Du Geld? Ich bin gerade nicht gut bei Kasse.«

»Wohl möglich, doch das ist nicht die Hauptsache. Ich sage, ich werde zwanzig Jahre alt und ich bin immer noch in Brenkowitz.«

»Ich auch, mein Junge, und ich zähle vier und fünfzig. Verflucht – mein Kreuz thut mir heute wieder weh!«

»Das bedaure ich. Allein, Du sagst, Du bist auch hier! Ja, das ist aber Dein eigener Wille. Du bist in meinen Jahren auch wo anders gewesen; viel herumgekommen und könntest jetzt noch wo anders sein, wenn Du es wolltest.«

»Darin hast Du Recht.«

»Mit einem Wort, ich finde es in Brenkowitz unerträglich – ich bin lange genug hier gewesen und muß fort von hier.«

Der Baron riß die Augen auf und schaute seinen Sohn zum ersten Mal aufmerksam an. Der Junge fing an, ihm eine Art Bedenken zu erregen.

»Spaß oder Ernst, Werner?«

»Vollkommener Ernst, Vater. Du hattest uns eine Reise nach Italien für diesen Sommer versprochen und es ist nichts daraus geworden.«

»Ah, singst Du aus *der* Tonart! Warum, Bursche, sind wir nicht dahin gegangen? Du weißt es so gut wie ich.«

»Ich weiß es eben nicht, mein Vater.«

»Bah! Dann frage Deine Mutter, die kann es Dir sagen.«

»Meine Mutter beherrscht nicht Deinen Willen, ihn beherrscht meine Tante, Deine Schwester.«

»Meinst Du? Ei, welche dumme Rede! Aber weil Deine Mutter, oder vielmehr meine Frau, ein eigensinniges, launenhaftes Weib ist, so sind wir nicht nach Italien gereis't. Nun habe ich es Dir selbst gesagt.«

»Ich höre es, aber ich muß Dir leider widersprechen. Deine Frau, die die einzige Mutter ist, die ich so glücklich

war, auf dieser Erde kennen zu lernen, ist kein eigensinniges, launenhaftes Weib – das ist die Ansicht der Tante Sibylle, die ich kenne – sie ist vielmehr ein armes, leidendes, hülfebedürftiges und nur von sehr wenigen Menschen richtig beurtheiltes Wesen.«

»Was sprichst Du da?« rief der Baron und sprang von seinem Stuhle auf, wo er sich bis jetzt in leidlicher Gemüthsruhe die Zähne gestochert. »Wer hat Dir das tolle Zeug eingeblasen? Etwa Dein Herr Musikant?«

»Laß diesen sogenannten Musikanten aus dem Spiele, mein Vater, dessen Erwähnung gar nicht hierhergehört. Ich bin alt, einsichtig und klug genug dazu, die Dinge hier im Hause mit meinen eigenen Augen zu betrachten und nach Fug und Recht zu beurtheilen. Ich sage Dir allein aus mir, was Du eben hörst.«

»Dann sage ich Dir aus mir, daß Du ein Grünschnabel, ein Dummkopf, ein impertinenter Mensch bist.«

Werner verschränkte ruhig seine Arme, sah seinen Vater noch ernster und fester an und sagte langsam: »Wohl möglich, daß ich das in Deinen Augen bin, in meinen bin ich etwas ganz Anderes.«

»Und was bist Du in Deinen Augen?«

»Werner von Haldrungen, der im nächsten Jahre mündig wird und dann das Erbtheil seiner Mutter beansprucht,« sagte Werner, indem er sich hoch und stolz aufrichtete.

Den Baron rührte beinah der Schlag vor Verwundung. Das hatte er von dem bisher so fügsamen Sohne nicht erwartet. Er sprang auf, lief einige Schritte heftig

hin und her und als das Alles nichts half, Werner sogar noch ruhiger wurde, schrie er: »Bist Du des Teufels? Wer hat Dir das eingeblasen, sage ich?«

»Niemand, Vater, ich spreche aus mir und spreche für mich.«

»So – und was willst Du, ich möchte es noch einmal hören, um es besser zu begreifen.«

»Mit einem Wort – ich will Freiheit – ich will in die Welt, ich will mich unterrichten, ich will nicht verbauern. Du hast mich nie um meine Meinung gefragt, welchen Lebensberuf ich ergreifen will, so muß ich es Dir ohne Frage sagen.«

Der Baron stand wie erstarrt vor ihm. »Mensch,« schrie er, »bist Du wahnsinnig geworden? Oder bist Du vielleicht schon so weit verbauert, daß Du nicht einsiehst, wer und was Du bist?«

»Wer und was bin ich denn?«

»Der Sohn eines Barons, ein wohlhabender Mann, ein Mann von Rang und Stand.«

»Das ist sehr wenig in meinen Augen.«

»Wenig? Ich glaube, in Dir spukt der politische Dämon.«

»Ganz und gar nicht, mein Vater. Die Politik liegt weit jenseits meines Horizontes.«

»Gut – aber welchen Lebensberuf erstrebst Du?«

»Das weiß ich noch nicht so ganz genau – in der Welt draußen werde ich es erst erfahren.«

»Du bist ein Narr. Deine Welt bin ich, Deine Welt ist Dein Haus, Deine Familie!«

»Gewiß, wenn ich mich hinreichend unterrichtet und Erfahrungen gesammelt habe, die mir jetzt noch abgehen.«

»Abgehen? Erfahrungen? Unterrichten? Habe ich Dir nicht einen Gefährten, einen sogenannten klugen Menschen angeschafft, mit dem Du Dich unterrichten kannst nach Herzenslust?«

»Ja, mein Vater, das hast Du und ich bin Dir sehr dankbar dafür.«

»Nun also – hat er Dich etwa zu Dem herangebildet, als was Du jetzt vor mir stehst?«

»Durchaus nicht, mein Vater; Joseph Sohn ist so weit davon entfernt, daß er nicht einmal eine Ahnung hat, was ich jetzt unternehme.«

»Der Teufel sollte ihn auch holen, wenn er die geringste davon hätte, ohne es mir zu sagen. Aber wer – ich frage zum letzten Mal – hat Dich aufgehetzt gegen mich?«

»Niemand, ich spreche für mich selber.«

»Dann bist Du ein Bube, mein Lieber, und nicht mehr mein Sohn.«

»Da sei Gott für, daß ich auch keinen Vater mehr habe! Mit einem Wort, laß mich zu Ende kommen. Gewähre mir Erlaubniß zur Reise – ich bitte Dich darum – fußfällig, wenn es sein muß.«

»Ah, endlich, aber mit dem Stock in der Hand. Nicht wahr? Und wenn ich Dir nun Deine Bitte abschlage?«

»Dann gehe ich *ohne* Deine Erlaubniß. Ich bin militairpflichtig. Ich kann eintreten, wann und wo ich will, die dazu nöthigen Papiere sind in meinen Händen.«

Der Baron stand verblüfft vor dem unerschütterlichen Werner. Das hatte er am wenigsten erwartet.

»Aha,« dachte er, »ein Soldat will er werden. Er hat also eine noble Passion!« Und schon besann er sich, ob er nicht einwilligen sollte. »Nein,« sagte er plötzlich laut, jetzt noch nicht, das kommt mir zu früh, zu unverhofft, das kostet Geld und ich habe jetzt keins. Ich verweigere Dir also meine Erlaubniß und versage Dir jede Unterstützung dazu.«

»Gut, dann gehe ich *ohne* Deine Unterstützung. So viele Mittel habe ich mir erspart, um aus meiner eigenen Tasche zu leben, bis ich das Erbtheil meiner Mutter anrete. Es sind nur noch dreizehn Monate bis dahin.«

Der Baron war entkräftet, er wußte, daß Werner in diesem Punkte Recht hatte, und vor der Auszahlung dieses Erbtheils fürchtete er sich, aus Gründen, die wir später erfahren werden. Allein der Geist des Widerspruchs war stärker in ihm, als seine Einsicht.

»Nein,« wiederholte er barsch, »Du bleibst hier, und so lange, bis ich Dir zu gehen erlaube.«

»Wohl, mein Vater, so sage ich Dir einen guten Morgen.«

Mit diesen Worten war er aus dem Zimmer geschritten, ehe sich sein Vater noch besonnen hatte, was nun kommen würde. Kaum aber befand sich Letzterer allein, so befiel ihn eine gränzenlose Wuth. Hätte er den Buben, wie er ihn zehnmal in einem Athem nannte, gehabt, er hätte ihn geprügelt. Es dauerte eine Weile, ehe er zu einem klaren Gedanken kommen konnte. »Wie,« rief er

endlich, »also so ist die Brut der heutigen Zeit beschaffen? Ist das der Dank dafür, daß er *mein* Sohn ist? Er will mir vorschreiben, was ich aus ihm machen soll? Ist er sich noch nicht genug? Und Soldat –? Hm!« Plötzlich beruhigte er sich wunderbar, aber nicht etwa durch seinen eigenen Gedanken, sondern er hatte einen Blick aus dem Fenster geworfen und einen eigenthümlichen Anblick gehabt.

Draußen vor diesem Fenster, jenseits des Grabens, nicht vierzig Schritte von ihm entfernt, sah er seine Frau, die heute zum ersten Mal das Zimmer verlassen hatte, und Sophie und Joseph Sohn stehen. Sie hielten alle Drei kleine Körbe mit Erbsen in den Händen und fütterten Tauben auf dem Felde. Und merkwürdig stimmten die drei Menschen auch in ihrer äußeren Erscheinung mit ihrem friedlichen Thun überein. Nie war ihm das Gesicht seiner Frau so mild, so süß vorgekommen, nie war ihm Sophie so schön, so blühend erschienen, und der Hauslehrer – nein! ein Mensch mit solchem harmlosen, friedfertigen Gesicht konnte nicht einen Sohn wider seinen Vater aufgehetzt haben. Aber da – lag es in seinen Augen, die von Blut überfüllt waren, das der Zorn in ihm aufgeregt – was sah er da oder was erschien ihm da?

Es war merkwürdig und gewiß eine Täuschung. Der Hauslehrer stand dicht neben der Baronin, das Profil ihrer Gesichter, die die Morgensonne bestrich, nach ihm hingewandt. Wenn diese beiden Gesichter sich in diesem Augenblicke nicht wunderbar ähnlich sahen, dann gab

es keine Aehnlichkeit auf Erden. Den Baron packte dieser auffallende Gedanke mit einer ganz eigenthümlichen Gewalt. Aber da wandte sich die Baronin und – die Aehnlichkeit war fort.

»Bah!« sagte der Baron. »Welche Dummheit! Was man für Gedanken hat! Dieser Lumpenkerl! Haha! Das macht der Aerger – aber warum ärgere ich mich eigentlich? Um den albernen Werner? Das wäre sehr unnütz, lieber Kerl!« – So nannte sich der Baron, wenn er vertraulich mit sich selbst sprach. – »Laß ihn laufen, wenn er durchaus fort will – ich entbehre ihn nicht er wird schon wiederkommen. Hier als Freiherr zu leben, ist besser als wo anders General zu sein. Hoho! Wie konnte ich mich so fortreißen lassen. Hätte ich an meine Verdauung und mein Diner beim Grafen heute Mittag gedacht – wahrhaftig, das wäre mir nicht begegnet.«

Und als wäre ihm wirklich Nichts begegnet, so ruhig kleidete der Baron sich an, ließ sein Pferd satteln und ritt davon, ohne einem einzigen Mitgliede seiner Familie einen guten Morgen geboten zu haben.

Aber was geschah hinter ihm im Hause? Noch Einer, von Niemandem beargwöhnt, von Niemandem für den Augenblick gesucht, rüstete sich zur Reise, wiewohl zu einer weiteren, und das war Werner, der noch an diesem Tage seinen lange mit sich herumgetragenen Entschluß zur That werden ließ.

Um zwölf Uhr hatte er sich heimlich ein Pferd satteln und ihm einen kleinen Mantelsack auflegen lassen. Während die Damen und Joseph sich in den Zimmern des

Schlusses aufhielten, ging er ruhig in den Hof hinab stieg in den Sattel und ritt auf dem Wege nach Neustadt fort! Bei Tische fehlte er. Da dies aber öfter vorgekommen war, so achtete Niemand darauf. Als er aber auch Nachmittags und Abends nicht kam, wurde Sophie unruhig und theilte Joseph ihre Sorge mit. Joseph setzte sich zu Pferde und ritt in der Umgegend herum, um Werner zu suchen. Da sah er einen städtisch gekleideten Mann über das Feld traben, und das Pferd, worauf er saß, schien Werner's zu sein. Ja, es war ein Schimmel und Joseph kannte es genau. Werner war es nicht, er konnte es nicht sein, denn der Reiter war zu klein und zu dick. Joseph überrieselte eine Unheilsahnung. Sollte Wernern ein Unglück begegnet sein? Schnell ritt er dem Fremden entgegen und da vernahm er denn zu seinem höchsten Erstaunen, daß Herr Werner von Haldrungen den Mann in Neustadt gedungen, das Pferd und einige Briefe nach Brenkowitz zu bringen, wofür er ihm eine gute Belohnung gegeben hatte.

Joseph erfaßte die Briefe mit zitternder Hand, bat aber den Mann, ihm nach dem Gute zu folgen, um ihn selbst seine Neuigkeiten erzählen zu lassen. Die waren denn bald erzählt. Die Briefe aber, die man sogleich gelesen hatte, waren Abschiedsbriefe, an die Baronin, Sophie und Joseph gerichtet, in denen er ihnen ankündigte, daß er es für gut befunden habe, sich auf seine eigenen Füße zu stellen, um irgendwo in einer großen Stadt unter die Soldaten zu gehen.

Alle Drei, die gleichzeitig diese Briefe lasen, standen und saßen erstarrt da. Keines sprach ein Wort, nur ihre Blicke trafen sich. Was aber sprachen diese Blicke? Einen einzigen Gedanken sprachen sie aus: Werner hat sein väterliches Dach verlassen, aber nicht – um Soldat zu werden.

SECHSTES KAPITEL. DIE UNTERREDUNG UNTER VIER AUGEN.

Als der Baron an demselben Abend spät, aber seelenvergnügt von seinem gräflichen Schmause nach Hause kam, erwartete er nicht, seine Schwester noch wach und sogar in seinem Zimmer zu finden; allein Fräulein Sibylle konnte es sich nicht nehmen lassen, die unerhörte neue Mähr ihrem Bruder brühwarm zu berichten und ihre eigenen Bemerkungen an den seltenen Fall zu knüpfen. Da wickelte sich denn eine gewaltig lärmvolle Scene im Zimmer des Barons ab. Denn daß der ungerathene Schlingel, wie er ihn nannte, aus seiner Drohung Ernst machen und sein väterliches Haus wider Willen des Vaters verlassen würde, um einer eigensinnigen kindischen Laune oder seiner plötzlichen phantastischen Eingebung zu folgen, das lag so außer aller Berechnung des Barons und jenseits der Grenzen Dessen, was er in Bezug auf seine Autorität für möglich hielt, daß er es auch jetzt noch nicht geglaubt haben würde, wenn die übersandten Briefe es nicht sonnenklar bewiesen hätten. Nie hatte man ihn im Schlosse so toben und lärmern gehört, und selbst seine gewiß nicht ängstliche Schwester bekam vor ihm

Furcht, da er Allen, die ihm dies Unheil eingefädelt, den Hals zu brechen drohte. Tante Sibylle nahm sich daher in Acht, ihn noch mehr zu reizen, gab ihm in allen Dingen Recht und ließ ungehindert den glühenden Vulkan alle Lava auswerfen, die er in seinem Innern trug. So trat denn bald das Ende des Paroxysmus ein; der Baron hatte sich Luft gemacht und fühlte sich erschöpft. Er ließ sich in einen Sessel sinken und Sibylle nahm mit einer mitleidigen und ihren armen Bruder aus tiefstem Herzen bedauernden Miene vor ihm Platz. Da tauchte in ihrem Kopfe ein unheilvoller Gedanke auf; die Gelegenheit schien ihr günstig, sich an dem verhaßten Hauslehrer zu rächen und ihm, der ihr nach und nach allen Boden unter den Füßen weggezogen und sie, ihrer Meinung nach, um den ersten Platz in der Familie gebracht, den allmäligen Untergang zu bereiten.

»Wer, meinst Du wohl, hat bei dieser ebenso kecken wie verwerflichen Unternehmung am meisten geholfen?« fragte sie lauernd.

»Ich will nicht hoffen, daß Du Deine Hände auf irgend eine Weise im Spiel gehabt hast –«

»Leopold! Wie kannst Du so etwas denken – aber ich ahne – ich vermuthe –«

»Was?«

»Daß der Musikant seine Absicht dabei gehabt hat.«

»Wer? Der Hauslehrer? Ei Gott bewahre, nicht im Geringsten.«

»Woher weißt Du das so bestimmt?«

»Das sehe ich. So viel Menschenkenntniß besitze ich. Sieh das Gesicht dieses Menschen an und Du wirst Dir selbst sagen, daß der Nichts hinter unserm Rücken thut. Er hat das ehrlichste Gesicht, was hier im Hause existirt.«

»Wie doch die Männer so kurzsichtig sind! Das ist es ja eben. Der Mensch trägt eine Maske, er ist ein Wolf, der sich in die Haut eines Lammes gehüllt hat, das habe ich vom ersten Tage an gesehen.«

»Dummes Zeug! Du hast schon manchmal etwas Uebles vorhergesagt, was nicht eingetroffen ist.«

»Denke an Werner's That – ist das nicht Uebles genug? Und wer weiß, was noch kommt!«

»Das ist altes Weibergewäsch! Abgemacht! Wenn Du keine Beweise hast, so laß mich mit Deinen Verdächtigungen ungeschoren. Ueberzeuge mich, dann will ich Dir glauben. Ich halte den Menschen für gut und damit basta!«

Sibylle erhob sich ergrimmt. Sie sah ein, daß sie für jetzt nicht weiter gehen dürfe, denn ihr mangelte in der That jeder handgreifliche Beweis. Aber sie faßte den Entschluß, sich einen zu verschaffen und sollte sie ihn aus der Hölle holen. In ihrem Bette dachte sie darüber noch weiter nach und sprach ihre Meinung gegen die mit ihr in einem Zimmer schlafende Ursel aus. »Na ja,« sagte sie zu ihr, die schon halb eingeschlafen war, »da haben wir's! Wenn ich nur dieser Sache auf den Grund kommen könnte! Denn zu denken, daß der Werner dem Judenballe nachgelaufen, was mir auch schon eingefallen ist, wäre zu schauderhaft, als daß man es für möglich halten

könnte. Nein, nein, dahinter steckt ein anderer Plan. Mein Bruder muß mit Blindheit geschlagen sein, daß er das nicht sieht. Und daß der hergelaufene Musikant mit dabei eine Rolle spielt, darauf wette ich. Aber Geduld – es wird sich schon offenbaren. Unsrer Zeit mit ihm ist noch nicht gekommen. Doch sie wird kommen, Ursel, ich habe es schon gesagt und sage es noch einmal. Gieb Acht!«

»Willst Du nicht schlafen, Sibylle? Ich bin müde.«

»Schlafe, meinerwegen so viel Du willst, aber wenn mir die Galle das Herz abdrückt, kann ich kein Auge schließen – ich werde also denken.«

»So denke für mich mit. Gute Nacht!«



Es war eine ganz natürliche Sache, daß in den nächsten Tagen auf dem Gute von nichts Anderem die Rede war – jedoch wohlweislich außer Hörweite des Barons – als von der Abreise Werner's. Nicht allein in den Stuben der Diener, auch in den Zimmern der Herrschaft wurde nur dieser eine Gegenstand verhandelt. Einmal, als der Hausherr am Abend kurze Zeit im Versammlungszimmer verweilte, versuchte es die Baronin, darauf zurückzukommen und die düstere Stirn des jähzornigen Mannes durch milden Zuspruch aufzuheitern, allein das gelang ihr so schlecht, daß sie von nun an in geduldigem Schweigen verharrte. Der Baron wurde so heftig, fast grob, wie er noch nie gegen seine Gemahlin gewesen war, und das an sich schon mißhellige Verhältniß zwischen

Beiden ward dadurch noch trüber gestaltet. Er entfernte sich sogleich, warf die Thüren so gewaltsam zu, daß die Fenster klirrten, und geberdete sich wie ein Mann, der da meint, durch solche Darlegung seines Zorns Berge versetzen zu können, was doch nie geschieht und in der Regel die Gegenpartei nur noch mehr erbittert und in ihrer Meinung befestigt.

Von diesem Abende an, veränderte sich die bisher so ruhige Physiognomie des friedlichen Stillebens in Brenkowitz auf eine sehr bemerkliche Weise. Ein trüber Geist des Mißtrauens und Unwillens kehrte als Gast ein. Der Baron, der plötzlich von Allen nachlässig behandelt zu werden vorgab, dem man das Wichtige verschweige und nur das Ueberflüssige mittheile, den man überhaupt nicht für Das ansehe, was er sei, der *Herr* des Hauses, fing an sich speciell um jede Kleinigkeit zu bekümmern, was ihm früher nie eingefallen war, und wodurch er mehr Störung und Unordnung herbeiführte, als Ordnung und Zucht. Vom Morgen bis zum Abend tobte er durch Haus und Hof, kanzelte die Diener ab, keifte mit der Schwester, und die Einzigen, die er wunderbarer Weise mit seinem Grolle verschonte, waren Sophie und Joseph. Das kam aber wahrscheinlich daher, weil Beide ihm vor wie nach mit gleicher Ruhe und Achtung begegneten, und kluger Weise es vermieden, ihm vor Augen zu treten, wenn er zürnte und wetterte, vielmehr harmlos wie sonst bei ihren Instrumenten blieben und ihre heitere Musik wie die

Stimme eines versöhnenden Geistes durch das Haus erschallen ließen, wenn der böse Geists des Unfriedens Alles von Oben nach Unten kehrte.

Je mehr der Baron aber selbst die beiden jungen Leute mit seiner Wildheit verschonte, je mehr er ihrem stillen Verhalten durch Schweigen seine Achtung und Billigung sollte, um so aufgebrachter wurde Fräulein Sibylle gegen sie, zumal sie die Einzigen waren, die sie mit ihrem Zorne erreichen konnte. Denn die Baronin, von diesem ungewöhnlichen unholden Treiben bis in die innerste Seele erschüttert, war in ihr Zimmer zurückgeflohen, und bis dahin reichte weder die blinde Heftigkeit des gebieterischen Herrn, noch die hämische Verfolgung und der verbissene Spott seiner vortrefflichen Schwester.

So waren denn Sophie und Joseph mehr wie je auf sich angewiesen und beschränkt, und so unangenehm ihnen die Ursache dieser Beschränkung war, so bot sie ihnen doch süße Nahrung genug, das stille Verlangen ihrer Seelen, die geheime und mit gewaltiger Kraft wachsende Neigung ihrer Herzen zu nähren und allmählig auf den Gipfelpunkt zu führen, wohin jede solche Neigung einmal führen muß, wenn sie nicht in sich selbst erlöschen oder das entflammte Herz vernichten soll – zu einer lauten und deutlichen Darlegung derselben. Allein noch waren sie nicht so weit gekommen und es mußte noch ein anderer Gährungsstoff hinzutreten, um auch diesen lange genug im Verborgenen glimmenden Brand zur hellen Flamme anzuschüren.

Wenn Fräulein Sibylle sich nun vorgesetzt hatte, das Treiben dieser beiden jungen Leute genauer als sonst, mit Luchsaugen, wie sie Ursel sagte, zu beobachten, so wurde ihr dieses Geschäft dadurch leichter gemacht, daß ihre Aufmerksamkeit nicht so viele Gegenstände und Personen wie früher in's Auge zu fassen brauchte. Das heitere Ungestüm Werner's stand ihr nicht mehr bei Joseph, und Rachel's beständiger Gleichmuth nicht mehr bei Sophien im Wege, denn vor dem scharfen Beobachtungsgeiste der beiden Abwesenden, obgleich er sich nur insgeheim kundgethan, hatte sie von jeher einen instinktartigen Respect gehabt. So galt es denn Joseph und Sophien, vorsichtig zu sein und Beide waren es aus natürlichen obwohl verschiedenen Gründen, Sophie aus einem ihrem jungfräulichen Wesen entspringenden Zartgefühl, und Joseph aus bescheidener Zurückhaltung und seine Stellung stets im Auge behaltender Selbstbeherrschung. Und doch, wenn die beiden alten Jungfern nicht zu schnell in ihren Fortschritten, nicht zu kühn in ihren Vermuthungen, und zu befangen in ihren althergebrachten Ideen von der Liebe der Jugend gewesen waren, es hätte ihnen gewiß nicht schwer werden können, aus dem Benehmen beider jungen Leute die volle Wahrheit zu ergründen. Denn das zärtliche Gefühl, welches in Beider Busen wogte und fluthete, verrieth sich in jedem ihrer Blicke, ihrer Worte, in allen ihren Aufmerksamkeiten gegen einander, und der Augenblick konnte nicht mehr fern sein, wo es in hellen Flammen aufloderte und weithin leuchtend die engen Gränzen überschritt, in die es bisher

mit Gewalt eingedämmt war. Die beiden alten Jungfern aber *wollten* mehr sehen, als zu sehen war, und so über-sahen sie das, was wirklich vor ihren Augen lag.

Es ist indessen merkwürdig, auf welche seltsame Weise bisweilen eine Erklärung zwischen Liebenden erfolgt. Nicht immer ist es die Einsamkeit, die als glückliche Zuschauerin zu einem solchen interessanten Vorgange zugelassen wird, oft ist es gerade die geräuschvolle Welt, die mit ihrem schirmenden Fittich die süße Flamme bedeckt, daß sie nicht allzu hoch auflodere und in aller Gegenwärtigen Augen falle. Hier bei unserem Paare sollte weder die Eine Zuschauerin, noch die Andere Schirmerin, nur zwei klarsehende Augen und ein einziges fühlendes Herz sollten zu Theilnehmern und Zeugen berufen sein, um diesem stillen Bunde die Weihe zu geben. Die Ursache aber, die diese bedeutungsvolle Wirkung hervorbrachte, sollte von Joseph selbst ausgehen, auf eine Weise, wie weder er selber noch irgend ein Anderer es kurz vorher gedacht hatte, und Werner's im Schmerze der Verzweiflung ausgesprochene Prophezeihung sollte sich also nicht allein bei Rachel, sondern auch bei Sophie und Joseph als Wahrheit erweisen. Die Verwandlung, die einmal mit Rachel begonnen, schritt unaufhaltsam vorwärts, und des so ungerecht geschmähten Zauberers erster Entschluß war bestimmt, eine ganze Reihe ungeahnter und für unmöglich gehaltener Ereignisse herbeizuführen.

Mit tiefgreifendem Wehgefühl betrachtete Joseph Sohn die sich so rasch entwickelnde allgemeine Zerrüttung und die endlose Mißstimmung in einer Familie, in der er

sich seit einem Jahre so glücklich gefühlt hatte und wo bisher Alles, wenigstens so weit er es von seiner Stellung aus beurtheilen konnte, in friedlicher Entwicklung vor sich gegangen war. Da diese Zerrüttung und Mißstimmung mit Rachel's Entfernung begonnen hatte, Rachel von ihm selbst aber der Familie zugeführt war, so konnte es nicht fehlen, daß er bei seiner rechtlichen Denkungsweise und bei seiner bescheidenen Selbstbeurtheilung in seinem eigenen Erscheinen auf Brenkowitz die Grundursache der ausgebrochenen Zwietracht sah. Nachdem dieser Gedanke sich erst einmal in ihm entwickelt und festgesetzt hatte, wurmte er ihn auf eine höchst martervolle Weise, und, wie er von jeher gewohnt war, einen Irrthum oder Mißgriff, den er begangen, aus sich selbst heraus anzugreifen und wo möglich wieder gut zu machen, so war er bald so weit mit sich gekommen, darüber zu Rathe zu gehen, wie er das angerichtete Unheil abwenden und vergessen machen könne. Allein, es ist wohl sehr löblich, über dergleichen nachzudenken, aber es ist auch sehr schwer, die rechte Abhülfe dafür zu finden, denn geschehene Dinge lassen sich niemals wieder ungeschehen machen und ein vorhandenes Uebel wird nur selten durch den festen Willen, es auszurotten, beseitigt, oft sogar durch das gewählte Mittel noch übler gemacht. So war es auch bei ihm und mit dem Mittel der Fall, welches er hier allein für unfehlbar hielt.

Joseph Sohn war ein zu redlicher Mensch, gegen sich und Andere, als daß er, wenn sein Handeln einen allgemeinen guten Zweck betraf, an seinen persönlichen Vortheil hätte denken sollen; sein eigenes Wohlsein galt ihm in solchen Fällen nicht mehr als das jedes Anderen. Daher dachte er auch jetzt nicht an seine eigene gegenwärtige Lage, sondern allein an das Wohl der Familie des Mannes, dessen Brod er aß. Mit einem Wort, er sah kein andres Mittel der Wiederherstellung der früheren Einigkeit der Familie, als wenn er, ein moderner Curtius, sich dem allgemeinen Wohle zum Opfer brächte und um seinen Abschied bäte, wo seine Gegenwart seit Werner's Entfernung nicht mehr unerläßlich erschien. Auch fürchtete er, der Baron, einmal gegen ihn eingenommen und leidenschaftlich aufgeregt, werde nächstens selbst diesen Vorschlag machen, denn daß man ihn ferner noch im Schlosse behalten würde, um einer jungen Dame einigen Unterricht zu ertheilen, die längst über das Alter des Lernens hinaus war, das konnte er sich unmöglich vorstellen, so erwünscht es ihm auch gewesen wäre, noch eine lange Zeit in ihrer Nähe zu weilen, die ihm aus einer Schülerin eine mit ganzer Seele angebetete Geliebte geworden war. Diesem Aufkündigen eines Dienstes, gleich herbe und bitter für Den, den es trifft, wie für Den, von dem es ausgeht, wollte er zuvorkommen. Aber nicht vorzeitig wollte er hierbei zu Werke gehen, nicht zerreißen wollte er den so fest geschützten Knoten, nein, sanft auflösen wollte er ihn, um wo möglich die beiden Enden des Fadens in Händen zu behalten und künftig vielleicht,

so Gott es wollte, unter bessern Verhältnissen wieder anknüpfen zu können.

Kaum war dieser Entschluß in ihm geboren, so sann er auch schon über seine angemessenste Ausführung nach. Aber dieses Nachsinnen war nicht in Minuten, Stunden und Tagen vollbracht – es gab Klippen zu umschiffen, Untiefen zu vermeiden und Gefühle zu schonen, die nicht noch heftiger aufgeregt werden durften, daher erforderte es Zeit. Außer der Zeit aber forderte es noch Kraft zu manchem heißen, stürmischen Kampfe mit sich selber. Wieder aber kam dieses Selbst bei ihm nicht in erster Reihe, sondern erst nach vielen Anderen, und endlich war es bezwungen, er sah es zu seinen Füßen überwunden liegen, er fühlte das schmerzliche Zucken des geopfertem Herzens, aber es hielt ihn nicht auf, den einmal für richtig erkannten Weg bis zum Ende zu verfolgen.

Allein dieses Kämpfen und innerliche Abarbeiten war so gewaltig in ihm, daß er es nicht auf die wenigen Stunden beschränken konnte, die er mit sich und seinem Schmerze allein verbrachte, es verrieth sich in seinem ganzen Wesen, in jedem mit Wehmuth gesprochenen Worte, in jedem sein ganzes Glück jetzt noch mit letzter Innigkeit betrachtenden Blicke. Er war still, viel stiller als früher, und weicher geworden, seine innere Beklommenheit sprach sich in äußerlicher Zerstreutheit aus, seine selbstquälerischen Gedanken spiegelten sich in düsteren Zügen auf seiner sonst so glatten und wolkenlosen Stirn wieder. Er selbst sah und bemerkte das freilich nicht, aber Andere sahen, bemerkten es um so mehr.

Und vor Allen war es das scharfe Auge der Liebe, das seine kämpfende Anstrengung gewährte und seine von diesen Kämpfen belastete Seele verstand. Wie aber bei so nahe verwandten Seelen der Rückschlag, die Gegenwirkung nie ausbleibt, die eine fühlt, was die andere empfindet, wie Schmerz und Trübsal, wie Wonne und Seligkeit getheilt werden, so bewirkte seine Verwandlung auch die Verwandlung Sophiens, auch sie ward still, ward traurig, ward von unbestimmten dunklen Ahnungen eines bevorstehenden Schicksalsschlages beklommen. Das nahm so zu, das bewältigte die schwächere Widerstandskraft des weicheren Mädchenherzens so vollkommen, daß sie endlich keinen andren Ausweg wußte, um sich zu retten, als sich eine Vertraute zu wählen, die ihr großes Leid tragen helfen konnte. Diese Vertraute war und konnte keine andere sein, als ihre Mutter, mit der sie wie durch Blutsbande mit einer älteren Schwester verbunden, seit ihren Kinderjahren auf das Engste vereinigt war. Zu ihr also flüchtete sie auch jetzt, ihr theilte sie mit, was sie befürchtete, und ohne ihr einen vollständigen Einblick in ihr Herz zu gewähren, der das ganze Räthsel auf einen Schlag gelöst hätte, bat sie sie nur, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, irgend ein drohendes Unheil abzuwehren, welches ihrem Gefühle nach dicht über ihrem Haupte schwebte.

Die Baronin, tief ergriffen von der Herzensangst des holden Mädchens und ihr jede mögliche Abhülfe zu bringen bereit, faßte Joseph Sohn schärfer in's Auge und, einmal auf den richtigen Weg gewiesen, gelang es ihrer Erfahrung sehr bald, die auffallende Veränderung des ihr so lieb gewordenen Mannes ebenfalls zu erkennen, die das Auge der Geliebten instinktartig errathen hatte. Wenige Tage genügten ihr, zu entdecken, daß hier bald geholfen werden müsse, wenn jede Hülfe nicht zu spät kommen solle, und so beschloß sie, sich vertraulicher Weise an Joseph selbst zu wenden und mit ihm über sein geheimnißvolles Brüten zu reden.

Zu derselben Zeit aber, wo die Baronin zu diesem Gespräche Gelegenheit fand, so schien auch Joseph die äußerste Frist gekommen, seinen Entschluß zur That werden zu lassen, und so begegneten sich Beide in einer und derselben Absicht, obgleich sie Beide ein ganz verschiedenes Ziel vor Augen hatten.

Es war eines Morgens, nachdem Joseph mit größerer Zerstretheit denn je seinen Musikunterricht ertheilt, als er der Baronin einen kurzen Besuch abstattete und sie für denselben Abend um eine Unterredung unter vier Augen bat. Mit sichtbarem Behagen nahm sie diesen Antrag auf und verschwieg, daß sie einen ähnlichen an ihn zu richten schon beabsichtigt habe. Sie bezeichnete ihm die neunte Abendstunde, nachdem er seinen gewöhnlichen Dienst bei dem Hausgottesdienst ihrer Schwägerin geleistet haben würde, und damit war Joseph einverstanden.

Kaum hatte er sich entfernt, so trat Sophie bei der Mutter ein und hörte, um was es sich handele. Da war sie denn so tief ergriffen, daß sie die mütterliche Freundin um Gotteswillen bat, sie eine ungesehene Zeugin dieser Unterhaltung sein zu lassen, und nach längerem Hin- und Herreden, Ueberlegen und Abwägen, kamen Beide dahin überein, daß Sophie, hinter der Mutter Windschirm verborgen, hören sollte, was ihr der Hauslehrer mitzutheilen haben werde.

Erst als Sophie sich wieder entfernt hatte, bedachte die Baronin das Gefährvolle dieses Unternehmens und machte sich Vorwürfe, den Bitten der Tochter zu schnell nachgegeben zu haben. Denn was es auch war, was Joseph ihr zu verrathen hatte, Das konnte sie sich nicht verhehlen, daß es entweder den jungen Mann allein betraf, ihn also verletzen müßte, wenn er erfuhr, daß auch Sophie eine Zeugin seines Vertrauens gewesen war, oder daß es Sophien selbst betraf, die sich dann in eine Lage gebracht hätte, aus der sie Nichts in der Welt zu befreien im Stande wäre. Allein die Erlaubniß war einmal ertheilt, und mit ihrem nachgiebigen, sanften Herzen, das so gern allen ihren Lieben gerecht wurde, konnte die Baronin sie nicht wieder zurücknehmen. »Wie Gott will,« sagte sie sich endlich zum Troste, nachdem sie stundenlang darüber hin und her gedacht, »schon so mancher Kelch ist an meinen Lippen vorübergegangen und so wird auch dieser vorübergehen. Sophie aber, mag bei Zeiten lernen, daß die Welt kein Eden, sondern ein irdischer Garten, voller Blumen zwar, aber auch voller Dornen und Unkraut ist.«

Die neunte Abendstunde war gekommen; die Baronin hatte, der Verabredung gemäß, während die Uebrigen noch bei Tische saßen, durch Valentin um Herrn Sohn's Besuch in ihrem Zimmer bitten lassen, damit Fräulein Sibylle etwaige fernere Ansprüche an ihn aufgeben. Kurz bevor Joseph die Damen verließ, hatte Sophie der Tante und ihrer Freundin gute Nacht gesagt und sich auf ihren Posten begeben. Einige Minuten nach neun Uhr trat der Gerufene bei der Baronin ein und fand sie auf ihrem Sessel dicht vor dem Schirme sitzen, hinter dem Sophie auf einem Stuhle Platz genommen hatte. Der Baronin, vor der ein Tisch stand, gegenüber, etwa sechs Schritt vom Schirme entfernt, war ein Stuhl gestellt, und auf diesen sich niederzulassen ward Joseph nach seinem Eintritt freundlichst ersucht. Die beiden Parteien beobachteten anfangs ein längeres Stillschweigen, als wollten sie sich gegenseitig von dem weittragenden Ernste ihres Vorhabens Rechenschaft ablegen; so gewahrten sie denn Beide die Spannung, die unverkennbar auf ihren Gesichtern ausgeprägt lag. Die Baronin athmete etwas schnell und war rosig angehaucht; das Bewußtsein, daß sie eine doppelte Rolle spiele, machte ihr Herz klopfen, und Joseph sah zu seiner Verwunderung den Busen der sonst so ruhigen Frau in ungewöhnlicher Wallung. Sein Gesicht, in der letzten Zeit bleich und umwölkt, war ebenfalls in beweglicher Aufregung, und in seinen blitzenden Augen

lag heute eine fieberhafte Gluth, die die Baronin unwillkürlich erbeben ließ, denn so, wie der junge Mann jetzt aussah, glich er einem Bilde, das in ihrer tiefsten Seele schlummerte und nie daraus verwischt werden konnte, mit einem Wort einem Bilde, an welches er sie schon oft, aber nie so mächtig wie jetzt erinnert hatte.

»Gnädige Frau,« begann Joseph die Unterhaltung, »ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Unterredung unter vier Augen bewilligt haben, denn es ist etwas Wichtiges – für mich wenigstens – was ich Ihnen mitzutheilen habe und weshalb ich Sie um Ihren Rath bitten will. Ach, es wird mir schwer, sehr schwer, glauben Sie es mir, Ihnen zu enthüllen, was mich lange im Herzen quält, aber ich kann, ich darf es nicht länger allein bewahren, denn es wird Zeit, daß ich handelnd in mein Leben greife.«

Die Baronin athmete tief auf, als sie diese räthselhaften Worte hörte, in deren Gefolge sie etwas ganz Anderes zu vernehmen glaubte, als sie erwartet hatte.

»Vielleicht,« fuhr Joseph fort, »erinnern Sie sich der ersten Unterredung, die Sie mir gleich nach meiner Ankunft auf diesem Schlosse zu bewilligen so gütig waren. Ich theilte Ihnen mit, daß ich froh war, ein ehrenvolles Unterkommen gefunden zu haben, nachdem mich das Verhängniß durch den so plötzlichen und unerwarteten Tod meines guten Vaters aller Hülfsmittel beraubt hatte, auf die gewohnte Weise mein Leben fortzusetzen. Ich fühlte mich glücklich bei Ihnen, nicht allein weil ich von Ihnen freundlich und wohlwollend behandelt wurde, sondern auch weil ich eine meinen geringen Fähigkeiten

entsprechende Thätigkeit bei Ihnen vorfand. Diese glückliche Lage wurde mir noch dadurch versüßt, daß Sie die Menschenfreundlichkeit hatten, ein armes verwaistes Kind, welches die Vorsehung mir in die Hände gelegt, ebenfalls zu sich zu nehmen und dadurch ihr Schicksal mit dem meinigen verbunden zu erhalten, wofür ich Ihnen bis an mein Lebensende zum herzinnigsten Danke verpflichtet bin. Leider sind nun aber seit Kurzem Ereignisse in Ihrer Familie eingetreten, die Niemand von uns voraussehen konnte und die auch wohl Niemand durch Fahrlässigkeit oder übelangewendete Nachsicht verschuldet hat. Durch Ihres Herrn Sohnes Entfernung von hier, die ich tief beklage, aber – ich schwöre es bei Gott – auf keine Weise absichtlich veranlaßt oder unterstützt habe, ist nun eine Art Spaltung in Ihrer Familie eingerissen und eine Lücke entstanden, die mich tief schmerzt und die ich durch nichts ausfüllen kann; ja ich fühle sogar und sehe zu meinem Bedauern ein, daß der Grund, mich hierher zu berufen, zu besolden und zum Nutzen Ihrer Familie zu verwenden, mit jener Entfernung weggefallen ist. Ich möchte nicht undankbar erscheinen für die viele Güte, die ich hier genossen, allein ich muß offen und ehrlich gestehn, daß ich glaube, mit Werner's Austritt aus Ihrem Kreise, so weit es mich selbst betrifft, demselben entbehrlich geworden zu sein.«

»Wie!« rief die Baronin erschrocken, und zugleich erschallte hinter ihrem Rücken ein Seufzer, der Joseph in seiner Aufregung entging, »wie, Sie wollen uns verlassen? Wie kommen Sie auf diesen seltsamen Gedanken?«

»Ich bin der Meinung, meine Entlassung wird mir ohne mein Zuthun bald von selbst zu Theil werden, und da sie – vielleicht sogar nothwendig wird, so frage ich Sie um Rath, wie ich am besten aus dem Zwiespalt gelange, in den ich sonach über die Ersprißlichkeit meines ferneren Aufenthalts bei Ihnen gerathen bin.«

»Herr Sohn! Was muß ich hören? Sie wollten wirklich fort von hier? Haben Sie denn – o verzeihen Sie mir, daß ich Sie daran erinnere, aber Sie nöthigen mich dazu – haben Sie vergessen, daß Sie sich verpflichtet drei Jahre in unsrem Hause zu bleiben?«

»Nein, keinen Augenblick; aber ich glaube, daß der Herr Baron mich unter den obwaltenden Verhältnissen von dieser Verpflichtung *sehr gern* entbinden wird.«

»Was bewegt Sie zu diesem Glauben?«

»Mancherlei, was ich mir kaum anders zu deuten wage.«

»So sagen Sie mir das. Oder nein, sagen Sie es mir nicht, denn Das ist es nicht, was Sie von uns entfernt. Sie haben noch einen andren Grund – wie, Sie schlagen die Augen nieder? Verläßt ein edler Mann seinen Posten, ehe er davon abgelös't wird? Nein, nein, das ist es nicht – Sie treibt ein Bedürfniß von hier fort –«

Joseph faßte sich an die Stirn, von der der Schweiß in hellen Tropfen perlte. Er hatte sich mit Gewalt bemüht, seine Regung zurückzuhalten und sein Herz nicht zu verrathen, aber die Baronin sah ihn so bittend, so liebevoll,

so vertrauensvoll an, daß er beschloß, auch seinen *letzten* Grund nicht zu verschweigen, wenigstens ihn anzudeuten.

»Ja, gnädige Frau,« sagte er, mitunter stockend, »es giebt noch einen Grund, der mich treibt, Ihnen meine Entlassung nothwendig erscheinen zu lassen. Es könnte der Fall eintreten – welcher Mensch bürgt für seine menschliche Schwäche – daß ich, daß ich vergäße – nicht wer ich bin, nein, wer Ihr Herr Gemahl ist – ich meine, verstehen Sie mich wohl, es könnten Dinge eintreten, die, indem sie meinen Verstand umnebeln und mein Urtheil gefangen nehmen, die Gefühle meines Herzens entfesselten und meiner Seele freien Lauf ließen, dahin zu strömen, wohin sie strebt, denn ein Mensch wie ich, Frau Baronin, so arm, so verlassen, so ohne allen Rang und Stand auf Erden, so ein Mensch hat auch ein Herz und eine Seele, und diese könnten leicht für sich geschaffen wähnen, was Gott der Herr mir für auserlesene Geschöpfe so reich begabt und ausgestattet hat. – Das ist Alles, gnädige Frau, was ich Ihnen sagen darf und kann, ohne mich selbst bloßzugeben – vielleicht verstehen Sie mich nicht einmal – allein ich kann nicht dafür, daß mich eine Art Ehrfurcht vor Ihnen, eine unbegrenzte Hochachtung und das Gefühl eigener Geringfügigkeit abhält, Ihnen klarer auseinanderzusetzen, was wohl in meinem Herzen, aber nicht auf meiner Zunge Platz hat.«

Die Baronin sank in ihrem Sessel zurück und hielt sich ihr Tuch vor die Augen. Plötzlich schaute sie auf und sah Joseph Sohn fest an.

»Herr Sohn,« sagte sie, »sagen Sie mir aufrichtig, hat Ihnen irgend Jemand Veranlassung gegeben, zu glauben, daß wir wünschen, Sie möchten unser Haus verlassen?«

»Bis jetzt kein Mensch, allein es könnte sich leicht ereignen, daß man mir sehr bald meinen Abschied auf eine Weise ertheilt, die ich vermeiden möchte – um Ihretwillen, um des Rufs Ihrer Familie willen und um meinetwillen.«

»Und Sie wollten wirklich unser Haus verlassen? Ist das Ihr fester, Ihr unwiderruflicher Entschluß?«

»Ja, gnädige Frau, ich halte es für unumgänglich nothwendig.«

Die Baronin ließ ihre schöne rechte Hand, worin sie ihr Tuch hielt, auf den Tisch fallen, die andre hielt sie fest auf ihr laut schlagendes Herz gepreßt. So sah sie den vor ihr sitzenden jungen Mann, dessen Herz von namenlosem Schmerze zerrissen wurde, aber der sich dennoch kühn ermannte, den männlichsten Entschluß, den er je gefaßt, auszusprechen, so sah sie ihn nachdenkend, in seinem Herzen lesend und dasselbe prüfend an.

Es entstand eine lautlose Stille in dem traulichen Gemache, nur den Pendel einer Uhr hörte man sich leise auf dem Kamin bewegen. In diesem bedeutungsvollen Augenblick, in dem Joseph seinen Schicksalsspruch mit wachsender Unruhe erwartete, die zum Urtheil aufgerufene Richterin aber zögerte, ein Urtheil zu fällen, auf das sie nicht vorbereitet war, ließ sich erst leise, dann lauter, ein sanftes Weinen hören, das endlich in stoßweise hervorgebrachtes Schluchzen überging, welches ohne

Zweifel aus einer von bitterem Weh erfüllten Brust hervordrang. Die Baronin erhob sich von ihrem Sitze, vor Angst und Schreck zitternd – Joseph, bleich wie der Tod, wollte sich ebenfalls erheben, aber er konnte nicht, denn die eben vernommenen Schmerzensteine lähmten seine ganze Kraft. Die Augen weit aufgerissen, die Brust vom beklommenen Athem fast zusammengepreßt, schaute er in die Gegend hin, woher das Schluchzen kam, dann einen Blick auf die verrathene Mutter werfend, sah er sie so durchdringend fragend an, daß sie zur Einsicht kam, sie werde sich der erwarteten Antwort nicht länger entziehen können. Still, bedächtig, mit gedehnten Schritten trat sie um den Tisch herum auf Joseph Sohn zu, ergriff ihn bei der Hand und zerrte ihn, mehr als sie ihn führte, zu dem Schirm hin, hinter dem das Weinen und Schluchzen laut geworden war.

»Herr Sohn,« sagte sie mit vor Rührung beinahe unverständlichem Tone, »vergeben Sie mir, ich habe unrecht gehandelt, ich sehe es ein, wie ich es schon lange gefühlt habe – wir sind nicht allein, eine Zeugin ist vorhanden, die Ihre Worte, welche nur für mich berechnet waren, mit angehört hat.«

Joseph, zurückstarrend, als befürchte er ein Gespenst zu erblicken, wagte nicht vorwärts zu schreiten. Die Baronin aber, den Schirm bei Seite rollend, wies mit der Hand auf die im Stuhle zurückgelehnt sitzende Sophie, die sogleich emporsprang und sich der Mutter in die Arme warf, als sie sich entdeckt sah.

»Mutter! Mutter, um Gottes willen – was sagst Du, wozu räthst Du ihm?«

»Wozu soll ich ihm rathen, meine Tochter? Ach, Du hast es wohl begriffen, was er so klug verschwiegen hat – Du, Du bist es, die ihn aus diesem Hause treibt.«

»Mutter, ich beschwöre Dich –« und sie fiel vor der Mutter auf die Kniee – »erspare es mir, den Rath auszusprechen, den Du von mir hören willst – ich kann nicht, ich kann nicht, denn mein Herz ist gebrochen.«

»Sehen Sie da, Joseph Sohn,« sagte die Mutter, mit einer Hand auf die knieende und in ihrem Seelenschmerz schön wie ein verklärter Engel erscheinende Tochter deutend – sehen Sie da, wie ein weibliches Herz auch ohne Worte Ihnen einen Rath ertheilt. Wenn Sie jetzt noch gehen und uns in unsrer Noth verlassen können, so gehen Sie –«

»Gnädigste Frau!« – und auch Joseph Sohn lag zu ihren Füßen – »vergeben Sie mir, was ich verbrochen, wenn ich etwas verbrochen habe. Aber ich kann nicht glauben, daß es Sünde und Verbrechen ist, ein menschliches Wesen zu lieben, das Gott so herrlich geschmückt und so vollkommen gebildet hat, wie dieses hier, obgleich sie die Tochter eines Edelmanns ist und ich nur der Sohn – ja der Sohn von einem vielleicht sehr unbedeutenden Manne bin und Nichts mein Eigen nenne, als was in meinem armen Kopfe und in meinem zerknirschten Herzen lebt.«

»Meine Kinder,« fuhr die Baronin mit erhabenem Tone fort, der mehr aus ihrer innersten Seele als aus ihrem Munde zu kommen schien: »ich befinde mich Euch

gegenüber in einer eigenthümlichen Lage, denn meine Pflicht sollte Eure Neigung verdammen und mein Herz kann sich nicht dazu entschließen. Von mir also erwartet nicht, daß ich ein Richter Eurer von der Welt verpönten Neigung sei. Warum ich dieser Richter nicht sein darf, kann ich Euch jetzt nicht sagen, aber ich fühle mich nicht berufen, ein Unglück – von Euch im andren Sinne vielleicht ein Glück genannt – zu verdammen, was mich einst selbst betroffen hat. Ach, meine lieben jungen Leute, kommt einmal her, setzt Euch ruhig zu mir nieder und hört mich aufmerksam an, und wenn Euch diese Worte ein Richterspruch zu sein dünken, so nehmet ihn an und handelt danach. Weiß es Gott, ich, ich allein wäre nicht gegen Eure Liebe, denn ich bin weder stolz, noch hochmüthig, noch zu hochfliegenden Plänen geschaffen, mein Herz trachtet vielmehr nach Ruhe und Frieden, um der Erinnerung der kurzen Freuden nachhängen zu können, die mir in meinen jüngeren Tagen zu Theil geworden sind. Also was mich betrifft, so sähe ich Euch gern glücklich vereinigt und den öden Klippen entzogen, die dem Menschen auf dem Ocean des Lebens drohen, allein leider sehe ich augenblicklich keinen Ausweg, wie Ihr dieses Glück erreichen sollt. Vielleicht bahnt der Himmel selbst in Zukunft einen Weg, wie ihn die Menschen nicht zu bahnen verstehn, auf dem Ihr in den Hafen Eurer Sehnsucht gelangt. Aber bis dahin – wozu soll ich Euch rathen? Zu dem Einzigen: seid zufrieden mit der Gegenwart und den Gaben, die sie Euch im Stillen bietet. Ihr habt noch zwei Jahre ruhigen Beisammenseins vor Euch

– beschränkt also Eure Wünsche mit weiser Zurückhaltung auf einen geistigen Verkehr und persönliches Zusammensein, thut nichts, was diese Zeit abkürzen oder Euch vor der Zeit von einander reißen könnte. Bis diese Zeit abgelaufen ist, meine liebe Sophie, hat sich vielleicht Deines Vaters Ansicht über Deine Zukunft anders gestaltet und er betrachtet Deine Wünsche mehr mit meinen Augen. Gott gebe es! Für jetzt aber an eine Verbindung zu denken, ist unmöglich, das werdet Ihr so gut einsehen wie ich. Wenn ich – ich allein Euer Schicksal zu leiten hätte, ja dann! aber ach! ich bin schwach wie ein Kind in diesem Hause und ein Rohr wird nicht leichter vom Hauche der Luft gebeugt, als ich mich dem Willen der hier herrschenden Partei beuge. – Noch Eins aber, meine Kinder; kaum brauche ich Euch im Vertrauen darauf aufmerksam zu machen, denn Ihr werdet es selbst erkennen: nehmt Euch vor Fräulein von Haldrungen in Acht! Wenn sie eine Ahnung, ach, nur eine Ahnung von Dem gewinnt, was in Euren Herzen vorgeht, so dürfte Euer Schicksal nur allzu früh eine herbe Wendung nehmen. Seid also verschwiegen, vorsichtig, und nur wenn Ihr bei mir seid, mögt Ihr Euch sicher in Darlegung Eurer Neigung fühlen. Weiter habe ich Euch für jetzt nichts zu sagen.«

Als die Baronin diese Worte beendet hatte und mit liebevollen Blicken auf die neben ihr Sitzenden schaute, gleichsam als wolle sie aus ihren Mienen ihre Zustimmung lesen, fielen Beide wie auf einen einzigen Antrieb vor ihr nieder und dankten mit thränenden Augen und gebrochenen Worten für die mütterliche Nachsicht, die

sie ihnen hatte angedeihen lassen, und Beide gelobten, ihrem Rathe zu folgen und Gott anheimzustellen, was ihnen von menschlicher Seite für den Augenblick versagt war.

Von jetzt an war bei Joseph keine Rede mehr von einer freiwilligen Verbannung aus Brenkowitz. Er hatte Sophien versprochen, seine übernommenen Pflichten ruhig fortzusetzen und seinerseits keinen Schritt zu unternehmen, der den Baron auf den Gedanken bringen könne, der Hauslehrer sei mit dem Austritt Werner's aus dem elterlichen Hause überflüssig geworden.

So durchlebten denn die beiden Liebenden einen kurzen Traum irdischer Glückseligkeit, und kein sterbliches Auge sah das zärtliche Entzücken, von dem ihre Herzen insgeheim überflossen. Doch nein – nur von Sophien können wir diesen Ausdruck in seinem ganzen Umfange gebrauchen, auf Joseph *dürfen* wir ihn sogar nicht anwenden. Denn er war ein zu edles Gemüth, ein zu reines Herz, mit einem Wort ein zu ehrlicher Mensch, als daß er ohne Rückhalt und Nachdenken den Gefühlen seiner Neigung hätte folgen sollen, von der er wußte, daß sie sich innerhalb der Gränzen der verbotenen Handlungen bewegte. Er wußte, der Baron sei gegen diese Neigung und er habe von seinem Standpunkt aus ein Recht, dagegen zu sein, und dieses Bewußtsein war für ihn hinreichend, den Glanz seines Glücks zu trüben und seinen

Blick in die Zukunft zu verdüstern. So war seine Liebe wie sein Leben – denn die Liebe drückt dem Leben des edlen Menschen ihr eigenes Gepräge auf – ein beständiger Kampf, ein Hoffen und Fürchten, ein Sehnen und Bangen, ein sich Abwenden und ein wieder Hingerissenwerden zu dem endlos tiefen Borne, aus welchem dem Sterblichen ebensoviele Wollust wie Trübsal quillt, und nur in den Augenblicken, wo er mit Sophien ungestört und allein war, an ihrer Seite durch die Felder wandelte, oder ihr durch die Töne der Musik sein Inneres erschloß, fühlte er sich wirklich glücklich und frei von der tödtlichen Angst, in die ihn das Bewußtsein seiner Schuld ihrem Vater gegenüber versetzte. Eine nothwendige Folge dieses bald auf Fittichen des Himmels fliegenden, bald matt über die Erde schleichenden Lebens war es, daß er, auch ein zum Genuß desselben strebender Mensch, die düsteren Momente so viel wie möglich abzukürzen und die lichtvollen möglichst zu verlängern strebte, daß er also, so oft es ging, Sophiens Nähe suchte, denn unter der Einwirkung ihres strahlenden Lächelns, dem Flüstern ihrer nur mit dem zärtlichsten Gefühl getränkten Worte, fühlte er die Last von seiner Brust gerückt und die Qual von seinem Geiste gehoben, der er anheim fiel, wenn er mit seinen Gedanken allein war und das ungewisse Ende dieses glückseligen Traumes bedachte.

Wochen waren so vergangen und Nichts hatte sich im Allgemeinen im Schlosse zu Brenkowitz verändert. Der Baron, im Ganzen seine frühere Lebensweise beibehaltend und nur in Folge des ihn so tief verletzenden Schrittes seines Sohnes, von dem noch keine Nachricht eingelaufen war, erregt, zu plötzlichen Ausbrüchen seiner reizbaren Laune geneigt und noch weniger jetzt ein gütiger Hausherr, Gatte und Vater als früher, hatte die Leitung des Hauswesens und die Aufsicht über Aeußeres und Inneres wieder seiner Schwester überlassen. Er war theils zu träge, sich dauernd um etwas außer ihm Liegendes zu bekümmern, theils zu sehr dem Lebensgenuß außer dem Hause ergeben, theils auch vollkommen von Sibyllens Wachsamkeit überzeugt, als daß er sich jetzt, wo so Vieles sein Herz bedrückte, um Dinge hätte bekümmern sollen, die nur dazu angethan waren, ihm noch mehr Sorge zu bereiten. Seinem Auge entgingen daher alle Vorfälle im Hause, die ihm einigermaßen von Bedeutung hätten sein können, – von ihm also hatten die beiden Liebenden sehr wenig zu besorgen, zumal sie besonnen dem Rathe der Mutter folgten und nur in deren Zimmer, die Fräulein Sibylle fast nie betrat, sich ein Asyl ihrer Neigung zu bereiten verstanden.

Allein sie hatten es in der Person der Letzteren mit einem kecken, schlaunen und vor keiner Schwierigkeit zurückscheuenden Gegner zu thun. Sie war weder träg, noch bequem, um nicht die Wege zu suchen, die zu ihrem Ziele führten, noch verließ sie sich auf die Hülfe irgend eines Menschen; sie selbst, sie allein war ihre beste

Hülfe, und solche Menschen verstehn in der Regel den Zweck zu erreichen, den sie vor Augen haben.

Welchen Zweck aber hatte Fräulein Sibylle vor Augen? Ganz allein den, den verhaßten Hauslehrer zu entlarven, zu stürzen, zu vertreiben, und dazu schien ihr jedes Mittel gerecht, welches sich ihrem erfinderischen Geiste bot. Allein sie brauchte nicht einmal weit zu suchen, ihr Instinkt, ihr weibliches Spionirtalent hatte ihr gesagt: Dieser Mensch, der in allen Dingen so vortrefflich, der ehrlich, gescheidt, unterrichtet, belesen, liebenswürdig im Umgange und bescheiden in seinem Auftreten ist, *muß* eine Schwäche haben, bei der er zu fassen ist, und diese Schwäche konnte allein in einer jugendlichen Verirrung seines Herzens gefunden werden, die, wenn sie sich bestätigte, ihm den Boden im Hause ihres Bruders unter den Füßen wegzog.

Diese Schwäche aber hatte sich schon lange in allmählig wachsenden Symptomen an ihm verrathen, und Sibylle war Schlange genug, sich so geschickt zu winden, so lauernd zu beobachten, so unbemerkt in die Nähe der beiden jungen Leute zu schlüpfen, daß sie sie oft mit ihren Argusaugen verschlang, wo Beide keine Ahnung davon hatten. Als sie erst so weit in ihren Entdeckungen gekommen war, sich einzugestehn: ja, hier findet eine stille Liebschaft statt, da steigerte sich ihr Trieb und mit ihm die ihr angeborene Gabe, das Herz der Menschen zu entziffern und dadurch zu verderben, in's Ungewöhnliche, und wer die weibliche Natur auch in ihren Schwächen und Fehlern kennt, die in der Regel mit dem traurigen

Talente verbunden sind, die Freude Anderer zu stören, das Glück Anderer zu untergraben, der wird an dem endlichen Erfolge ihrer Bemühungen unter den obschwebenden Verhältnissen nicht mehr zweifeln können.

Genug, endlich war Sibylle über ihre Nichte und den Hauslehrer zur Klarheit gekommen, sie brauchte nichts mehr zu wissen, zu sehen; es handelte sich also blos um sprechende Beweise, um sie dem ungläubigen Bruder vor Augen zu legen, da er nur solche von ihr verlangt hatte.

Wenn ein schlaues und böses Weib – und leider sind beide Eigenschaften nicht selten in Eva's Töchtern vereinigt – an ein Unternehmen geht, wie Fräulein Sibylle es hier vor sich hatte, so verbindet sie mit ihrem erfinderischen Geiste eine unglaubliche Consequenz, eine Geduld und Ausdauer, deren der männliche Intriguant nur selten fähig ist. Es scheint fast, als wären die guten Eigenschaften des weiblichen Charakters hier sogar den schlechten zu Hülfe gekommen, als ständen sie ihr bei in der Unterjochung, der Vernichtung ihres Feindes.

So hatte auch Fräulein Sibylle ihren Plan gemacht und der Plan war gut; die Grube, die sie den Liebenden gegraben, war so vortrefflich angelegt, so künstlich verdeckt, daß die Unbesorgten sie nicht gewahren konnten und hineinstürzen mußten, um sich rettungslos in der Falle zu sehen. Und mit einer unglaublichen Sicherheit, Ruhe und Ueberlegung ging die vortreffliche Tante dabei zu Werke, nicht einmal ihrer Freundin das Gewebe ihres Truges enthüllend, von der sie nicht ganz überzeugt war,

ob sie nicht im Stillen dem Hauslehrer gewogener sei, als sie es ihrer Meinung nach sein sollte.

SIEBENTES KAPITEL. AUCH DIE STERNE KÖNNEN TRÜGEN.

Eines Abends – es war am ersten August – vernahmen Sophie und Joseph Sohn, als sie zum Abendessen in das Speisezimmer traten, daß Tante Sibylle erkrankt sei und daß Fräulein Ursel bereits einen Boten nach Neustadt zum Arzte geschickt habe. Natürlich erschien weder die Eine noch die Andre von ihnen bei Tische. Sophie begab sich, sobald sie vom Tische ausgestanden war, zur Tante und fand sie, in Schweiß gebadet, im Bette liegen. Sie drückte ihr Bedauern darüber aus und bot freundlich ihre Hülfe an.

Tante Sibylle war von diesem gütigen Anerbieten scheinbar tief gerührt, lehnte es aber dankbar ab, da die treue Ursel und Jakobine ihr vollkommen genügten.

Sophie begab sich in das Speisezimmer zurück und berichtete Joseph, was sie vorgefunden. Nach einer Weile verließen Beide dasselbe und begaben sich in den großen Versammlungsaal, wo sie sich anfangs mit Musik, dann durch Plaudern die Zeit vertrieben. Vor dem Mittelfenster dieses Saales befand sich ein kleiner Balkon, von dem aus man, da die Bäume davor am Graben weggenommen waren, eine weite Fernsicht über die jenseit ausgebreiteten Felder hatte. Der Mond schien klar und rein und kein Wölkchen trübte den blauen Himmel, aus dem die Sterne in glänzendster Pracht hervorquollen. Lautlose Stille herrschte ringsum, das Leben auf der Erde war

erloschen und nur darin und wann zeigte sich dem aufmerksamen Auge eine Sternschnuppe, die vom Himmel zur Erde schoß und wie ein goldener Bote erschien, den die fernen Wolken absandten, um das Treiben auf unsrer kleinen Erde zu erspähen.

Es war den Tag über außerordentlich heiß gewesen, und da nun der Abend kühl und etwas luftig war, so fanden Sophie und Joseph den Aufenthalt auf dem Balkon so überaus angenehm und labend, daß sie wohl eine Stunde daselbst verweilten und im leisen Gespräch ihre Gedanken über die Vorgänge am Himmel und auf der Erde austauschten.

Wenn Liebende in solcher Stimmung und Lage sich unterhalten, haben sie vollauf mit sich selber zu thun; ihre Sinne gehören ihnen allein und nicht der Außenwelt an. So vernahmen die Beiden auch nicht, daß hinter ihnen ein schleichender Schritt leise durch den Saal huschte und Jemand sie aufmerksam beobachtete. Es war Jakobine, die von ihrer Herrin abgesandt war, um in heimlicher Weise das Treiben der jungen Leute auszukundschaften.

Jakobine hatte genug gesehn und meldete ihrer Herrin den Vorfall. Bald, nachdem sie weggegangen war, erschien eine noch leiser gleitende Gestalt und schlüpfte hinter einen Schirm, der im Saale aufgestellt war, um dann und wann vor ein Fenster gerollt zu werden, wenn man es des Abends öffnete, – um die Frische der Luft zu genießen und doch nicht dem Zugwinde ausgesetzt zu sein.

Etwa nach einer Stunde verließen die Liebenden sorg- und ahnungslos ihren Platz und begaben sich in das Zimmer der Mutter, um auch ihr die plötzliche Erkrankung der Tante mitzutheilen und unter ihrem schützenden Fittich ihr Gespräch fortzusetzen.

Am nächsten Morgen erschien der Arzt aus Neustadt, besuchte die Kranke und als er dann zur Baronin kam, erzählte er, daß Fräulein Sibylle anscheinend ein rheumatisches Fieber habe und wenigstens eine Woche das Bett hüten müsse.

Dies that sie und Sophie überzeugte sich mehrere Male des Tages selber davon.

Am zweiten Abend war der Schirm dem Fenster näher gerückt, was Niemandem auffiel und auffallen konnte; am dritten Abend noch näher, und beide Male hatten die Liebenden wieder den Balkon aufgesucht, um ihre Beobachtungen am Himmel, so wie ihr glückliches Gespräch fortzusetzen.

So war der vierte August gekommen, an dem der Vollmond am Himmel stehn sollte, und Sophie und Joseph hatten sich schon am Abend vorher vorgenommen, ihn auf seiner durch die Wolken schwebenden Bahn zu verfolgen und sich in die süße Lieblichkeit der Nacht zu versenken, wenn das Wetter wieder so schön und einladend sein sollte, wie an den vorhergegangenen Tagen.

Um fünf Uhr Nachmittags ließ Fräulein Sibylle ihren Bruder bitten, sich gegen Abend zu ihr zu bemühen. Der Baron, über dieses seltene Anliegen erstaunt, glaubte schon, seine Schwester sei kränker geworden, und begab

sich ziemlich eilig dahin. Als er aber in ihr Zimmer trat, sie fast ganz angekleidet im Bette liegen und ihr spitzes Gesicht und ihre kleinen Augen fest auf ihn gerichtet sah, machte sie so ganz und gar nicht auf ihn den Eindruck einer Kranken, daß er sich innerlich schon schalt, so leichtgläubig und schnell bei der Hand gewesen zu sein.

»Nun, Sibylle,« sagte er, »wie steht es denn eigentlich mit Dir und warum lässest Du mich rufen? Beinahe hättest Du mir einen Schrecken eingejagt.«

Sibylle lächelte verschmitzt und deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite, den der Baron auch sogleich einnahm.

»Höre, lieber Bruder,« sagte sie leise, »über mich hast Du keinen Grund zu erschrecken, um so mehr aber über etwas Anderes. Still, unterbrich mich nicht. Du erinnerst Dich unsrer Gespräche über diesen köstlichen Herrn Sohn?«

»Wie, hast Du ihn schon wieder im Munde?«

»Ja, mein Bruder, und es ist jetzt eine Ehrensache geworden, daß ich von ihm spreche.«

»Eine Ehrensache, Sibylle? Was meinst Du damit? Das ist ein ernster Punkt, kein Spielwerk für die Hände der Weiber –«

»Höre mich nur an – also Du erinnerst Dich unserer Unterhaltungen. Du wolltest mir immer nicht glauben, daß er ein Nichtswürdiger ist.«

»Das glaube ich auch heute noch nicht.«

»Still! und daß er allein das Triebrad ist, welches in unserm Hause Alles wirr durch einander dreht, so daß

sogar Dein eigener Sohn sich daraus entfernt hat. Das hast Du mir nie geglaubt und darum Beweise gefordert, die alle seine Verbrechen sonnenklar an den Tag bringen – nicht wahr?«

»Ja, Sybille, das habe ich,« erwiderte der Baron, der nicht umhin konnte, eine gewisse widerwillige Empfindung gegen die katzenartige Weise zu hegen, mit der er jetzt seine Schwester zu Werke gehen sah. »Hast Du etwa diese Beweise zur Hand?«

»Ja, Leopold, ich habe sie. – Schließ aber einmal dort erst die Thür zu.«

Der Baron, eben so verwundert wie unwillig über Gott weiß Wen! erhob sich langsam und schloß die Thür. Als er sich wieder umwandte, um zu seinem verlassenen Sitze zurückzukehren, war Sibylle aus dem Bette gesprungen und hatte sich, völlig angekleidet, vor ihm aufgestellt.

»Nun,« rief er erstaunt, »was bedeutet denn Das? Bist Du verrückt geworden?«

»Nein, mein Bruder, nicht verrückt, aber sehr gescheidt. Freue Dich, daß Du eine Schwester hast, die es sich angelegen sein läßt, Dein Haus rein und die fleckenlose Ehre Deiner Familie unangetastet zu erhalten.«

»Was willst Du damit sagen? Du scheinst mir im Paroxysmus zu sprechen!«

»Ja, aber im Paroxysmus meiner verletzten Frauenehre, so wie Deiner gemißhandelten Mannesehre.«

»Nun, bei Gott, komm zu Ende oder ich gerathe in eine andere Art von Paroxysmus.«

»So laß mich ausreden, unterbrich mich nicht. Sieh, meine vorgebliche Krankheit ist nur erdichtet – ich bin so gesund wie Du, aber ich mußte mich krank stellen, um hinter die Schliche eines gewissen Herrn zu kommen, dessen Ausführung Dir bisher noch keine Veranlassung gegeben hat, ihm Dein Vertrauen zu entziehen und ihn – mit einem Wort – aus dem Hause zu jagen.«

»Oho, Sibylle, er ist ja kein Hund!«

»Aber ein verrätherischer Mensch ist er, vollkommen geschickt und entschlossen, alle Deine im Stillen gehegten Familienpläne über den Haufen zu werfen und Dich eben so Deiner Tochter zu berauben, wie er Dich Deines Sohnes beraubt hat.«

»Was sagst Du da?« rief der Baron, der endlich Feuer zu fangen anfang obgleich seiner Schwester List und augenscheinlicher Groll gegen den Hauslehrer ihn widerlich anhauchte.

»So ist es, mein Lieber. Dieser Mensch, Herr, Sohn mit Namen und vielleicht des Teufels Sohn, hat es verstanden, mit Hülfe seines glatten Gesichts, seiner schwärmerischen Augen und gleißnerischen Worte, das Herz Deiner Sophie zu berücken, und sie ist so unverständig gewesen, sich mit ihm in ein geheimes Liebesverhältniß einzulassen.«

»Sibylle! Mache mich nicht rasend – kannst Du das beweisen?«

»Ja, mein Bruder, ich kann es. Wie gesagt, ich stellte mich absichtlich krank, und dadurch gewann der Narr Spielraum, seine eifrigen Bewerbungen fortzusetzen und

mit Deiner Tochter die Abendstunden zu verkosen, die dem Gebete geweiht gewesen waren, wenn ich unter ihnen geblieben wäre.«

Der Baron hatte keine Worte mehr, aber sein Gesicht schwoll braunroth auf und seine Lippen bebten, so daß Sibylle ihren Triumph schon in diesen ihr bekannten äußeren Anzeichen wahrnahm.

«Ja,« fuhr sie fort, »schon drei Abende hinter einander, während sie mich im Bette glaubten, haben sie sich auf dem Balkon im großen Saale ein Rendezvous gegeben, um über die Sterne und ihr eigenes künftiges Schicksal zu sprechen. Dort habe ich sie hinter dem zur Seite aufgestellten Schirme selber belauscht, und was ich da gehört, hat mir die Beweise der Schuld des Hauslehrers in die Hände geliefert.«

Ein einziges übel gewähltes Wort in dieser Rede hatte den Baron wieder mit Zweifeln erfüllt.

»Rendezvous?« sagte er. »Das klingt mir beinahe lächerlich. Sie sind ja den ganzen Tag beisammen, warum sollten sie sich denn noch ein besonderes Rendezvous geben?«

»Aber bei Tage sind sie nie ganz unbeachtet, Leopold – mein Gott, wie kann man so thöricht sein und das nicht einsehen!«

»Ereifere Dich nur nicht noch gegen mich! Daß Du den Hauslehrer nicht liebst, der mir und allen Anderen gefiel, weiß ich nur zu gut, und so kannst Du Dich auch jetzt in Deinem Eifer zu weit vorgewagt haben.«

»O, über die Männer!« seufzte Sibylle mit gegen die Decke des Zimmers gerichteten frommen Lammesaugen. »Sie sind oft blind in ihrem Zorne, warum sind sie es auch, wo es die Ehre ihres Hauses und ihrer ganzen Familie gilt!«

»Komm zu Ende, ich habe das Ding satt. Liefere mir die versprochenen Beweise in die Hand und ich werde handeln, wie es die Ehre meiner Familie verlangt!«

»Gut, das will ich. Ich habe für Alles gesorgt. Heute Abend nach Tische laß die Beiden allein – ich bitte Dich. Dann begieb Dich fort und schleiche hinter den Schirm, er wird an gehöriger Stelle stehen.«

»Das gefällt mir nicht, Sibylle, ich bin kein Bravo, kein Spion!«

»Dann kann ich Dir auch die Beweise nicht liefern,« – brummte Sibylle und wandte sich unwillig ab. »Wie,« sagte sie plötzlich, sich auf dem Absatz herumdrehend, »wenn der brutale Mensch nun morgen mit Deiner Tochter auf und davon ginge, wie dann? Dann würdest Du toben und rasen, daß Dir – Dir so etwas geschehen konnte, dann aber wirst Du auch vergebens bedauern, meinen Wink nicht befolgt zu haben.«

Der Baron biß sich vor Wuth auf die Nägel. Ihn in eine solche Lage zu bringen, war in seinen Augen ein Hochverrath an seiner Bequemlichkeit, seiner Trägheit, seinem genußreichen behaglichen Leben. Aber dennoch ergrimte ihn fürchterlich eine solche Büberei, wenn sie wahr wäre, und er beschloß, seinen ganzen männlichen

Zorn und seine ganze freiherrliche Macht über den Musikanten auszugießen, wenn er ihn auf so faulem Pferde betreffen sollte.

»Gut,« brummte er, »ich werde thun, wie Du sagst. Aber Eins will *ich* Dir sagen: hast Du mich diesmal getäuscht und höre ich mit meinen eigenen Ohren, daß dieser Sohn kein so verruchter Mensch ist, dann – dann verlässest Du selber mein Haus – ich bin der ewigen Quälereien und Aufhetzereien müde.«

»Hoho!« lachte das böse Weib in ihrer ganzen abscheulichen Häßlichkeit, »Das sieht Dir ähnlich, Herr Bruder! Ja, ja, jag' uns nur Alle zum Teufel, und dann, dann bleib' mit dem sauberen Herrn allein im Hause, der Dir nicht allein Deine Frau verdirbt, sondern auch Deine Tochter besudelt!«

»Sibylle! Du bist ein schlechtes Frauenzimmer!«

»Und Du ein Strohmann, vor dem keine Mücke Respekt hat – das ist mein letztes Wort heute – gute Nacht, Herr Baron!« –

Sibylle ging in das Nebenzimmer, wo Ursel sich in aller Stille auf die Lauer gelegt hatte. Der Baron aber, im Herzen zerschmettert, vor Wuth schnaubend, lief spornstreichs davon, um in seinem Zimmer über das Gehörte weiter nachzudenken und dann seinen Entschluß zu fassen.

Man war um den Abendtisch versammelt, zu dem der Baron nur mit Widerstreben gegangen war, nachdem er sich am energischen Handeln gekräftigt hatte. Er war daher still wie das Grab und, von seinem Gewissen gepeinigt, die schöne Tochter und den wackeren Mann, die in ihrem reinen Unschuldsgefühle so ruhig vor ihm saßen, an diesem Abend auf eine so hinterlistige Weise belauschen zu sollen, wagte er es kaum, einen Blick zu ihren harmlosen Gesichtern zu erheben. Diese, an des Hausherrn Einsylbigkeit gewöhnt, wenn er nicht in Weinlaune war, verhielten sich ebenfalls ziemlich still, endlich aber, um der Diener willen nicht ganz wortkarg dazusitzen, fragte Sophie ihren Vater, ob er ihnen heute Abend Gesellschaft leisten wolle, wenn sie Musik machten.

Der Baron, schon wieder halb unentschlossen, denn der sanfte und natürliche Ton seiner Tochter hatte ihn wunderbar betroffen, erhob sein Auge zu ihr, allein seines einmal gefaßten Vorsatzes eingedenk, sagte er halblaut und brummend: »Nein, ich danke, ich will noch einen Spaziergang auf's Feld machen, ich bin den ganzen Tag nicht im Freien gewesen,«

»Es ist eine schöne Nacht zum Spaziergehen,« nahm Joseph das Wort. »Wir haben Vollmond und die Luft ist so warm wie an einem schönen Maimittag.«

»Vielleicht machen Sie auch noch einen Spaziergang?« fragte der Baron lauernd und mit schwer verhaltenem Grimm.

»Wenn Sie befehlen, daß ich Sie begleite, ja, herzlich gern.«

»Bitte, lassen Sie sich nicht stören, ich werde allein gehen.«

Allein trotzdem er es sagte, ging er nicht. Er blieb immer noch sitzen, viel länger, als es seine Gewohnheit war. Es war ihm zu Muthe, als zöge ein bleiernes Gewicht ihn auf den Stuhl nieder, wenn er sich erheben wollte, und sein guter Engel rannte ihm zu, er müsse dem jungen Manne, der ihm heute Abend so redlich, so rein, so unbefangen wie nie erschien, eine Warnung zukommen lassen. Aber nein, er bezwang diese Regung wieder, seiner Schwester unheilvolle Saat hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen und sein jähzorniges Temperament dürstete, an Einem von Beiden, an Sohn oder seiner Schwester, seine Wuth auszulassen.

Seufzend erhob er sich endlich, bot den Zurückbleibenden eine gute Nacht und ging davon wie ein im Rausche Wandelnder, obgleich er an diesem Abende keinen Tropfen Wein getrunken hatte.

Als er fort war, erhoben sich auch Sophie und Joseph, um sich in den großen Saal zu begeben, an den Flügel zu setzen und die Geige zur Hand zu nehmen. Etwa eine Stunde spielten sie in der gewöhnlichen Weise. Dann, als ob es sich von selbst verstände, legten sie ihre Noten fort und traten auf den Balkon, dessen Flügelthüren, wie die Abende vorher, durch Fräulein Sibyllens Fürsorge weit geöffnet waren.

Es ist Nacht. Nacht, du wunderbare, geheimniß- und bedeutungsvolle Hälfte des Lebens, düstere Kehrseite der

Natur, wenn man sie mit oberflächlichen Augen betrachtet – Du bist oft unheimlich, trüb, dunkel wie der Tod – bist Du der Tod selbst? Nein, das bist Du nicht, Du bist erst recht das Leben, ein verdoppeltes, zehnfach potenziertes Leben, denn unter Deiner unheimlichen düsteren Farbe, die nur der Mantel ist, der Deine unergründete Werkstatt bedeckt, keimt ungesehen und unbeobachtet das Leben in Millionen neuer Gestalten und Geschlechter hervor; gerade die Nacht ist das Geburtsfest von ungezählten Millionen von Wesen, Kräften und Ereignissen.

Aber heute war diese Nacht wenigstens nicht in dem ausgesprochenen Sinne unheimlich und düster, obgleich bedeutungs- und geheimnißvoll genug. Der Mond schwamm, wie das große Nachtauge Gottes, klar und hell in seinem flimmernden Aethermeere, und die kleinen Sterne, wie Engelaugen glänzend und lächelnd, funkelten in wunderbar himmlischer Pracht von den fernen Höhen hernieder. Meilenweit sichtbar lag das fruchtbare Land geöffnet und in den Blättern der Bäume und den Gräsern der Flur wehte und lispelte süß der kosende Nachtwind.

Eine Weile stand das liebende Paar dicht neben einander und schaute mit jenem wonnevollen Schauer, der einen fühlenden Menschen immer durchbebt, wenn er Gottes Größe mit der Kleinheit der Menschen vergleicht, auf die Erscheinungen hin, die eine stern- und mond- helle Nacht dem verständigen Auge zu bieten vermag. Noch schwiegen sie und blickten sich rings um in der weiten Fläche, denn noch wollte keine Sternschnuppe sich

zeigen und als der Bote Gottes verkündigen, der ihnen die Kunde brächte, daß auch heute der Schöpfer der Welt ihrer liebend und wachend gedenke. Es fiel in der That keine und endlich nahm daher Sophie das Wort, indem sie leise seufzend den Arm Joseph's berührte und mit gedämpfter Stimme sagte:

»Wir warten heute vergebens, es will uns keine den Gefallen thun und uns einen Gruß bringen von dort oben.«

»Da,« sagte Joseph und deutete mit der Hand nach Westen hin, »da fiel eben eine – sie kam noch zur rechten Zeit, um unsere Erwartung nicht so ganz vergeblich sein zu lassen.«

»Ich habe sie nicht gesehen, für mich ist sie also nicht dagewesen.«

»Aber für mich, Sophie; ich nehme ihre Botschaft für uns Beide an.«

»Ich möchte doch eigentlich wissen, woher diese Sternschnuppen stammen und wohin sie gehen, denn – mag die Wissenschaft sagen, was sie will, es befriedigt mich nicht und die Naturforscher sind ja selbst noch darüber uneinig.«

»Das sind sie freilich, und viele Räthsel und Geheimnisse der Schöpfung werden selbst die klügsten von ihnen niemals lösen können, weil ihnen nur der menschliche Geist als Hülfe zur Seite steht, und er ist nur ein schwacher, kleiner Theil des großen Weltgeistes, der die Erde und alle diese Welten da über uns geschaffen hat.«

»Joseph,« sagte Sophie ganz leise und schmiegte sich dichter an seine Seite an, »ich bitte Dich, Du thust mir

heute wieder den Gefallen nicht, Du vermeidest es, mich mit dem traulichen Du anzureden, um das ich Dich so oft gebeten habe. O, thu' es doch, wir sind ja allein und Gottes Sterne, wie Rachel sie nennt, dürfen es hören.«

Joseph sann einen Augenblick nach, ehe er antwortete, dann sagte er in tiefem Tone, der hinlänglich bezeugte, wie besorgt seine Seele war: »Sophie, ich zwinge mich oft dazu, aber das kleine Wort will nicht recht über meine Lippen. Du bist immer noch in meinen Augen die Tochter meines Herrn, wenn auch in meinem Herzen das höchste, verehrteste, geliebteste Wesen auf Erden, und ich kann mich von dem Gedanken nicht loslösen, daß ich ein Unrecht begehe, welches einst schwer auf mich niederfallen könnte.«

»Ich danke Dir, Du hast mich Du genannt, alles Uebrige ist mir jetzt Nebensache. Fahren wir nun fort, nach dem Himmel zu blicken und uns über jene Lichter zu unterhalten, die wir Sterne nennen und die doch, wie Du uns belehrt, Welten und größere Welten sind, als unsere kleine Erde ist. Joseph, thu' mir noch einen Gefallen: sieh, Du hast uns oft die Sternbilder genannt, ihre Größe, ihre Entfernung und ihr Verhältniß zur Sonne und Erde bestimmt, auch hast Du uns ihren Lauf beschrieben und warum sie jeden Abend an demselben Orte stehen und jeden Morgen in die Dunkelheit ihrer Himmel, oder eigentlich in das Licht des Tages zurückkehren – allein das hast Du selbst mir noch nicht gesagt, wie Du Dir die oberflächliche Gestalt derselben und die Wesen denkst, die darauf leben und weben wie wir auf der Erde. Bitte,

sage mir Deine Meinung darüber, vielleicht ist sie auch mir klar und ich habe dann wieder einen schönen Gedanken mehr, in dem ich mit Dir übereinstimmen kann.«

»Du hast Recht, Sophie, ich habe bisher noch nie darüber gesprochen und zwar deshalb nicht, weil es beinahe eine Glaubenssache ist und man seinen eigenen Glauben nie andren Leuten aufdrängen muß, da er so gut falsch sein könnte, wie der entgegengesetzte vielleicht richtig. Sieh, darüber weiß man eben nichts Bestimmtes, und der Wissenschaft stehen nur wenige Anhaltspunkte zu Gebote, darüber zu urtheilen, als höchstens nach Schlußfolgerungen wie zum Beispiel: daß auf den wasserlosen Gestirnen Geschöpfe mit Organen leben müssen, die des Wassers entbehren können, und auf den in ewigem Eise starrenden Weltkörpern Geschöpfe, die der Kälte zu trotzen begabt sind.«

»Ja freilich, aber ich möchte gern wissen, wie Du Dir die Auferstehung denkst, die Du doch, als etwas Unumstößliches, fest in Deine Ueberzeugung aufgenommen hast.«

»Sieh, meine süße Sophie, es ist schwer, dergleichen unbestimmte Gedanken in verständliche oder unantastbare Worte zu kleiden, und ich spreche nicht gern aus, was man mit einem Hauche des Zweifels ausblasen oder mit dem Kopfschütteln des Unglaubens umwerfen kann.«

»O, ich zweifle nicht und schüttele nicht den Kopf. Also, ich bitte Dich, wie denkst Du Dir die Umwandlung unsres Lebens, wenn wir von dieser Welt scheiden, um eine andere zu betreten?«

Joseph sann eine Weile nach, dann sagte er lächelnd: »Eine Auferstehung, im Allgemeinen und Großen, gleichsam eine Versammlung aller Derer, die einmal hier gelebt haben, in einem neuen, großen abgetrennten Raum – die glaube ich nicht und kann ich mir nicht denken. Vielmehr stelle ich mir vor – aber nimm es höchstens als einen Gedanken an, den ich mir eigentlich selbst jetzt erst im Einzelnen durchdenke – daß eine einzelne Auferstehung stattfindet, je nach der Reihe, wie wir sterben, das heißt, je nachdem der Geist, die Seele, das Göttliche des Menschen den menschlichen Leib verläßt und dahin zurückkehrt, woher er gekommen ist – zu Gott.«

»Was heißt das? Das verstehe ich nicht – zu Gott! Denn Gott ist doch keine einzelne persönliche Größe, vielmehr ein das ganze All durchdringender, Weltenumfassender Geist.«

»Gut; so will ich mich weniger biblisch und mehr wissenschaftlich ausdrücken. Ich denke mir unsre Erde weder als den unbedeutendsten noch den bedeutendsten Planeten auf dieser Welt, er ist nur einer von vielen und mag etwa auf einer mehr oder minder hohen Stufe der Entwicklung der im Weltenraume schwebenden Weltkörper stehen. So glaube ich also, daß wir hier nicht zum ersten Male leben, sondern daß wir schon eine Reihe von Leben auf anderen Gestirnen, mit vielleicht weniger begabten Wesen bevölkert, im Laufe von Jahrtausenden durchwandert haben. Wenn nun unsere Seele unsern Leib verläßt, so verläßt sie mit ihm diesen Planeten und begiebt sich, d. h. schwingt, fliegt oder wie man sonst

sich ihre Fortbewegung vorstellen will, zu einem andern Planeten, um in einer durch ihr Erdendasein geläuterten Form in höherer Begabung in ein anderes lebendes Wesen überzugehen, welches mit den Organen begabt ist, die für den Planeten erforderlich sind, auf den man zufolge der göttlichen Bestimmung oder der Berechnung des allweisen Weltenbaumeisters gelangt ist. Das scheint mir zwar nicht so unmöglich und ich könnte mich wohl auch zu der Ansicht verstehen, wenn ich sie mit auch nach meiner geringeren Einsicht und nach meinen Gefühlen, vielleicht auch nach meinen Wünschen modelle.«

»Das thut jeder Mensch, natürlich, und keiner muß so dünkelthaft sein, verlangen zu wollen, daß Jedermann glaube, was er glaube, und daß seine Ansicht die allein richtige sei.«

»Wohin gelangen wir aber nach Deiner Ansicht zuletzt?«

»Zu Gott! Wirklich zu Gott!« sagte Joseph, freudig lächelnd.

»Du drückst Dich wieder biblisch aus – ich möchte den wissenschaftlichen Ausdruck hören.«

»Ich habe und weiß keinen, wenn ich nicht sagen soll, daß ich glaube, daß wir auf die letzte, höchste Stufe der Vollkommenheit gelangen, ausgerüstet mit Sinnen und Organen, die im Stande sind, Gott selbst zu schauen, neben ihm auf seinem Wolkenstuhle zu sitzen und zu sehen, wie er richtet die Lebendigen und die Todten. Dann, Sophie, ja nur dann, wird es keinen Trennungsschmerz mehr geben, dann werden alle Seelen, die durch Gottes

Rath zusammengeschlossen sind, ewig zusammen bleiben, sie werden den Urquell aller Liebe trinken und es wird keinen Haß, keinen Neid, keinen Dünkel, keine Hinterlist, mit einem Wort Nichts mehr geben, was ihre Herzen auseinanderreißt.«

»Ah, dort werden also auch wir verbunden sein, Joseph?«

»Ja, meine Liebe, dort wird es keine Väter mehr geben, die Edelleute sind und die einen Mann verachten und verschmähen, weil er arm, weil er nach menschlichen Begriffen von unberühmter Herkunft und nicht mit Kleinigkeiten ausgestattet ist, die leider hier auf der Erde viel gelten und oft über das Glück oder Unglück eines Menschen entscheiden; dort giebt es keinen Stand, keinen Rang, keinen Unterschied, dort sind wir Alle gleich, vor Gott und vor uns selbst, dort wird selbst kein Priester die Anmaßung besitzen, prahlerisch von sich zu sagen: nur durch mich wird Euer Bund ein geweihter sein – ha! ja, dort wird Gott allein, das höchste Wesen, der Urquell alles Daseins uns vereinen und wir werden nicht vergeblich um Erhörung unsrer Bitten zu flehen haben, da die Gewähr aller unserer Wünsche und Hoffnungen mit eine Eigenschaft unserer geläuterten Existenz sein wird.«

»Welch köstliches Dasein muß das sein, Joseph, o wären wir doch erst dort! Ach, wie tröstend hast Du zu meinem Herzen gesprochen – aber die Zeit ist lang bis dahin – das hätte ich beinahe vergessen. Schade, daß mein Vater diese Worte nicht hören konnte, ich glaube, ja, ich bin gewiß, Du hättest sein Herz erweicht und er hätte –«

In diesem Augenblick geschah ein schrecklicher Schlag hinter ihrem Rücken. Der Schirm, der unweit der Thür stand, wurde mit Gewalt an die Erde geworfen und ein Mann sprang hervor, der an der Seite der beiden erstarrten jungen Leute stand, ehe sie sich von ihrem tödtlichen Schrecken nur sammeln und erholen konnten.

»Höre auf mit Deinem Unsinn,« schrie der Baron. »Dein Vater *hat* diese Worte gehört und sie haben sein Herz erweicht und seine Augen erhellt, auf eine Weise, daß er einen Buben entlarvt sieht, der unter der gleißenden, glatten Oberfläche eines unterwürfigen Hundes das Innere eines Wolfes verbirgt, der einem ehrlichen Manne das Herz seines Herzens raubt!«

»Mein Herr!« rief Joseph, mit einer Gewalt gegen den Baron vortretend, daß dieser zwei Schritte zurückprallte. »Bedenken Sie Ihre Worte, ehe Sie sie sprechen, oder ich vergesse, daß Sie Derjenige sind, dem ich bisher mit Achtung, aber nicht mit knechtischer Ergebung oder wohl gar mit der gleißnerischen Miene eines unterwürfigen Hundes meine Dienste geweiht habe.«

Und er hatte seine Hand drohend gegen den Baron erhoben, der starr vor ihm stand und im bleichen Scheine des Mondes eher einer Bildsäule als einem lebendigen Menschen glich.

Da führte die beiden von ihrer Leidenschaft hingerissenen Männer das leise Weinen Sophiens in das beinahe vergessene Geleise der Sitte und des Herkommens zurück. Sie hatte sich dem Vater an die Brust geworfen und

seinen Hals umklammert. »Mein Vater,« schluchzte sie, »mein Vater, verzeihe ihm, er hat keine Schuld.«

»Das ist nicht wahr, Sophie,« rief Joseph Sohn, »er hat wohl Schuld, denn er war ein Mann und konnte sein Thun bedenken – ach, er hat es oft bedacht, wiewohl vergeblich, denn sein schwaches Herz war gewaltiger als seine starke Vernunft.«

Unterdeß hatte sich der Baron gesammelt. Er rüttelte sich, wie ein Bär sich rüttelt, wenn er einen Menschen umpacken und erdrosseln will, und plötzlich eine ganz eigenthümlich ruhige Miene, die aber nur scheinbar war und seine innerlich kochende Wuth verhüllte, annehmend, sagte er kurz, derb und mit einer Würde, die er noch nie im Umgange mit Sohn hatte blicken lassen:

»Sophie, folge mir. Auch Sie, mein Herr, mögen mir folgen.«

Er hatte seine Tochter beim Arm genommen und führte sie, von dem Hauslehrer auf dem Fuße gefolgt, mit sich fort. Er ging auf ihre Zimmerthür los. »Hier,« sagte er, nachdem er sie geöffnet, »tritt ein!« Und als Sophie weinend und schluchzend eingetreten war, schloß er hinter ihr die Thür zu, zog den Schlüssel ab und schritt mit dem ihm unbedenklich folgenden Joseph weiter.

»Jetzt habe ich mit Ihnen zu thun,« sagte er, »folgen Sie mir auf mein Zimmer, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen.«

Joseph, nicht wissend, was mit ihm geschehen solle, aber instinktmäßig ahnend, daß auch ihm irgend ein Ereigniß von Wichtigkeit bevorstehe, was mit seiner ferneren Existenz zusammenhänge, folgte mit stolzem Schritte, so heftig sein Herz auch in seiner Brust hämmern mochte. Als der Baron sein Zimmer erreicht hatte, trat er in dasselbe ein, und als nun auch der Hauslehrer darin vor ihm stand, schloß er die Thür fest zu und sagte mit schneidendem Tone, wie ihn Joseph nie, selbst in seinem höchsten Zorne nicht, von ihm vernommen:

»Mein Herr! Ich will nach dem eben Vorgefallenen nur wenig Worte mit Ihnen machen; Sie scheinen mir der Mann zu sein, eines Vaters Zorn zu begreifen, dessen Nachsicht und Güte gegen Sie und seine Kinder Sie nicht zu würdigen verstanden. Sie haben meinem Hause einiges Gute zugefügt, was ich dankbar anerkenne, aber dafür auch viel Uebles, was ich bestrafen muß, um seine Wiederholung für alle Zukunft zu verhüten. Nicht allein meinen Sohn haben Sie so schlecht geleitet, daß er wider meinen Willen mein Haus verlassen, nein, auch meine bisher so unschuldige Tochter haben Sie verführt, einem Gefühle nachzuhängen, das hier bei mir und Ihnen gegenüber am wenigsten am Platze war. Man hatte mir schon lange gesagt, daß Sie ein gefährlicher Mensch seien, ich habe es aber Angesichts Ihres guten Betragens nicht geglaubt, bis ich mich mit eigenen Augen und Ohren davon überzeigte. Gehen sie jetzt zu Ihrer göttlichen Urkraft da oben auf dem großen Planeten und lassen Sie sich dort copuliren mit Engeln oder Erzengeln – mir gilt

das gleich – für jetzt aber leben Sie noch auf der Erde, wo es weniger nachsichtige und gütige Väter giebt, und stehen hier auf *meinem* Planeten, das heißt in meinem Hause, wo allein *meine* Urkraft gebietet. Mit andern und verständlicheren Worten gesprochen – Sie sind aus meinen Diensten entlassen und zwar auf der Stelle. Allerdings sind Sie auf drei Jahre für mich gedungen und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen Ihr Gehalt für diese ganze Zeit zu zahlen, obgleich Sie es zehnfach verwirkt haben, aber ich will mich nicht in das Gerede der Leute bringen lassen, als hätte ich Ihnen gegenüber geknausert, der Sie mir gegenüber so verschwenderisch mit Ihrer wissenschaftlichen Leuchtkraft gewirthschaftet haben. Sie werden hoffentlich auf diese meine Entschließung nicht viel zu erwidern haben?«

Jetzt war Joseph im Klaren, um was es sich handelte, und mit dieser Einsicht seiner Lage kam auch die ganze ursprüngliche Kraft seiner Selbstbeherrschung und des ihm innewohnenden Stolzes über ihn.

»Kein Wort, Herr Baron,« sagte er, »es wäre nur Ueberfluß, mit Ihnen rechten und mein Verfahren in das einzig richtige Licht stellen zu wollen; nur bitte ich, die Summe Geldes für sich zu behalten, für die ich bei Ihnen nur *verdungen* war, Ich bitte mir mein Gehalt bis auf diesen Tag aus und weiter nichts.«

»So – auch gut – wie Ihnen beliebt. Die Rechnung wird bald gemacht sein, da Sie erst am ersten Juli Ihre letzte Besoldung empfangen haben. Der Monat Juli macht

sechszehn Thaler acht Silber Groschen, und vier Tage vom August dazu machen etwa drei Thaler – da sind sie.«

»Nur zwei Thaler und einige Groschen – ich begnüge mich jedoch mit den Thalern!« Und er schob mit einer entschiedenen Bewegung den geschenkten dritten Thaler zurück.

»Bitte, wir wollen nicht um Pfennige mäkeln. Doch gut – so weit sind wir, jetzt folgen Sie mir abermals.«

Joseph Sohn, von dem wie eine Gewitterwolke plötzlich über ihn hereinbrechenden summarischen Verfahren wieder halb betäubt, erschüttert, aber nicht gedemüthigt und entwürdigt, erholte sich allmählig während des kurzen Ganges, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wohin er nun geführt werden sollte.

Der Baron ging mit ihm nach dem eigenen Zimmer, trat mit ihm in dasselbe ein, wo der Pudel seinem Herrn mit sichtbarer Freude entgegensprang, schloß auch hier die Thür zu und setzte sich gemächlich auf das Sopha.

»So,« sagte er, sich mit innigem Behagen an der Verwunderung und Ueberraschung des entlassenen Hauslehrers weidend, jetzt werde ich Ihnen schweigend Gesellschaft leisten, bis Sie – bis Sie *alle* Ihre Sachen eingepackt haben.«

Joseph warf nur einen Blick auf das höhnisch lächelnde Gesicht und die gebieterisch ausgestreckte Hand des Barons und er hatte auch hier den kurzen Prozeß begriffen, dessen Opfer er war.

Da seine Koffer und Bücherkisten im Schlafzimmer standen und sein Kleider- und Wäschevorrath wohl

geordnet war, so dauerte es kaum eine Stunde, bis das, unter geheimnißvollem Schweigen des gemächlich dabei sitzenden Barons unternommene Geschäft vollbracht war. Als es geschehen, stand Joseph still und sah schweißtriefend den aufmerksam ihn beobachtenden irdischen kleinen Herrgott an. »Ich bin fertig, Herr Baron,« sagte er.

»Nun noch die Vögel!«

»O, die vergesse ich nicht – und meine Instrumente befinden sich im Musiksaal.«

»Gut. Wollen Sie die Kisten nicht versiegeln?«

»Man wird mich in Ihrem Hause nicht bestehlen; die Sorge, darüber zu wachen, ist die Ihrige.«

»Wohl! Wohin soll ich Ihnen morgen diese Gegenstände senden?«

Joseph stand abermals betroffen da – auf diese Frage war er nicht gefaßt gewesen. Da kam ihm ein Gedanke, den ihm ein guter Geist mußte eingegeben haben, und schnell sagte er, als wäre seine Antwort längst überlegt gewesen: »Senden Sie sie nach Downs-Castle, unter Lord Shorncliffe's Adresse.«

Der Baron fuhr zusammen. Diese Antwort hatte auch er nicht erwartet und sich schon im Voraus an der Rathlosigkeit seines Opfers geweidet. »Es soll geschehen,« sagte er, »wie Sie wünschen, vorausgesetzt, daß Mylord Sie aufzunehmen bereit ist –«

»Das ist meine Sache; um Sie aber zu beruhigen, theile Ihnen mit, daß mich Seine Herrlichkeit längst in seiner Nähe zu haben gewünscht hat.«

»So – ah, nun gut! Morgen früh werden Sie in Besitz Ihres Eigenthums sein. Jetzt nehmen Sie Ihren Hut und Stock.«

Joseph hatte nach dem Vorangegangenen nichts Anderes erwarten können. Schon stand er an der Thür, blickte sich noch einmal in dem Gemache um, das ihm ein ganzes Jahr lang eine zweite Heimat gewesen, und folgte dann mit seinem aufmerksam neben ihm gehenden Hunde dem rasch voraufschreitenden Baron.

Dieser stieg die Treppe des Herrnflügels hinab, überschritt den Hof, die Brücke des Grabens, und – als er so weit vom Gehöft entfernt war, daß ihn Niemand mehr hören konnte, blieb er stehen und sprach mit brüskem, herrischem Tone folgende Worte:

»Bis hierher habe ich Sie geführt, mein Herr; Sie können, denke ich, zufrieden sein mit diesem ehrenvollen Geleite. Schauen Sie sich noch einmal um – das da, was hinter Ihnen liegt – ist mein Eigenthum, ich habe also darüber zu bestimmen, wer es mit mir genießen soll – das da, was draußen liegt, die ganze große Welt, gehört fortan Ihnen. Benutzen Sie es, wie Sie können, und damit glückliche Reise! Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, mein Herr!«

Joseph Sohn nahm, wie der Baron, höflich seinen Hut ab, aber zu sprechen vermochte er kein Wort, die Zunge klebte ihm am Gaumen, er hatte beinahe die Fähigkeit des Denkens verloren. Gleich darauf sich umwendend, schritt er in die sternenhelle Nacht hinaus, die groß, hehr und geheimnißvoll vor und über ihm lag.

ACHTES KAPITEL. EIN BLICK HINTER DEN VORHANG.

Mechanisch, ohne Gedanken an das rückwärts, ohne Sinn für das vorwärts Liegende, schritt der so schnell wie eine Sternschnuppe vom Himmel zur Erde gefallene Hauslehrer von Brenkowitz seines Weges fort. Er sah nichts vor und um sich, er hörte nichts, nichts als das dumpfe Hämmern seines mit beinahe convulsivischer Heftigkeit gegen seine Brustwandung schlagenden Herzens. Immer weiter, weiter wandelte er so in der thauigen Nacht dahin, bis er Rachel's einstigem Lieblingsplatze am Bache gegenüber angekommen war und sich die Stelle anschaute, wo er früher so glücklich mit ihr gesessen hatte. Da erst überfluthete ihn eine nicht länger zurückzudrängende Gefühlswoge – laut aufseufzend, wie ein Mensch, der einer Todesgefahr entronnen, oder wie einer, der Alles, was er sein auf dieser Welt nannte, so eben im Schiffbruche verloren und nur das nackte Leben gerettet hat, nahm er den Hut ab, wandte sein Haupt gegen den sternenbesäeten Himmel, und mit thränenden Augen, die sein ganzes Weh ausströmen zu wollen schienen, sagte er ergeben und gleichsam mit gebrochener Kraft: »Vater da Oben – ich beuge mich! Du hast es gut mit mir gewollt und ich – ich habe mich nicht in mein Glück zu finden gewußt, daher muß ich jetzt die Strafe erdulden. Strafe mich also, wie ich es verdiene, ich empfangen die Streiche mit ergebenem Herzen, mit zerknirschter, aber einsichtsvoller Seele!«

Als er diese Worte im leisen Gebet gesprochen, kam es wie Harfenton und Sphärenklang über ihn; sein Gehirn war wieder befreit von dem Drucke, er konnte wieder denken – aber ach! er konnte auch fühlen, was ihm geschehen war, und dieses Gefühl brach jetzt mit ungestüme Heftigkeit aus allen Schleusen seines Wesens hervor. Da lag vor ihm, in der von den Schatten der Nacht verdunkelten Ferne, halb hinter den Blättern der Bäume verborgen, das Schloß Brenkowitz, worin er so lange so glücklich und zufrieden gelebt hatte und aus dem er jetzt so plötzlich, so unvorbereitet auf diese Trennung, vertrieben worden war. O, dieser eine Anblick genügte, ihn empfinden zu lassen, was er in dieser Nacht verloren. Verloren das Glück des Lebens, die Hoffnung der Jugend, die Zufriedenheit der Seele – und das ist Viel – Viel, selbst wenn man nicht einmal das irdische Behagen in Anschlag bringt, was mit diesem höheren Verluste verbunden war. »Sophie!« rief er schluchzend und streckte beide Arme nach dem fernen Gehöfte aus, »Sophie, ich gehe, ich muß gehen – »verzeihe mir, daß ich Dich liebte und dieses Schicksal auch über Dich brachte, aber ich konnte nicht anders, ich mußte Dich lieben, denn Du schienst mir von Gott selbst gegeben, das Sehnen meiner unsterblichen Seele zu erfüllen. Jetzt lebe wohl, Geliebte meines Herzens – Gottes Sterne da oben bewachen und behüten Dich – ich bin nur ein armer, schwacher Mensch, ohne Kraft und Macht – ich kann Dich ferner nicht behüten. O, sei glücklich, sei ruhig und zufrieden mit des gebrechlichen Menschen Erdenlose, harre geduldig aus in

diesem Leben, was wohl selten einem vom Weibe Gebornen ein Paradies gewesen ist, bis wir einst in jene lichten Höhen gelangen, wo wir Gott schauen und die Werke seiner Allmacht uns offenbar werden sollen. Gute Nacht – gute Nacht!«

Er wollte gehen, aber er konnte nicht; seine Füße waren wie an den Boden gewurzelt, seine Augen hingen thränenschwer an der im Mondenlicht matt schimmernden Ferne, und seine Seele konnte sich noch immer nicht losreißen von der Stätte, wo die zweite Hälfte dieser Seele athmete.

»Mein Gott, mein Gott!« schluchzte er wieder, »ich kann ja nicht fort! Daß sie so fest mit meinen Lebenswurzeln verschlungen, daß sie so tief in meine Seele gegraben – wer hätte das gedacht, wer hätte es im Voraus gewußt! Ach, wie arm, wie unendlich arm gehe ich von hier fort, viel ärmer als ich gekommen bin, denn damals hatte ich doch Rachel, die ich mir selbst erworben – und jetzt, und jetzt – was habe ich nun? Das schmerzliche Bewußtsein, den Willen Gottes nicht verstanden zu haben, den er mir durch seine Fürsorge für mich verkündigt, das Bewußtsein, niemals wieder erreichen zu können, was ich jetzt hinter mir lasse. O, noch einmal gute Nacht für dieses ganze Leben – ha, welche Ewigkeit, die ich vor mir habe, denn ich bin noch so jung – und schon so zerschmettert, so jung, und schon so ganz und gar verlassen!« –

Als er so, in sich gekehrt, von aller Welt abgelöst und von keinem Menschen getröstet dastand, da war es ein

thierisches Wesen, welches ihm Trost bringen und verkünden sollte, daß er nicht ganz verlassen sei. Der kluge Pudel, der nicht wußte, was dieser späte Nachtgang und das lange Stillstehen auf einer Stelle bedeute, fing an ungeduldig zu werden. Er erhob sich auf die Hinterbeine, legte seine Pfoten an seines Herrn Schulter und versuchte seine Wange zu lecken. Diese thierische Zärtlichkeit wirkte elektrisch auf ihn. Er drehte sich nach dem Hunde um, umschlang ihn mit der Rechten und drückte ihn wie einen Freund an seine Brust. »Hektor,« sagte er, »Du bist mir jetzt Alles – das willst Du mir vielleicht mit Deiner Liebkosung sagen. O, ich verstehe Dich und ich danke Dir. Komm, wir müssen weiter. Fort in die Welt, und die Welt ist groß – – weiter vor in's Leben, und das Leben ist geheimnißvoll. Komm, mein Hund!«



Mit raschen und energischen Schritten, wie die von kühnen Entschlüssen getragene Jugend sie so leicht wieder annimmt, wenn der innere Kampf ausgekämpft und das Bewußtsein des Nothwendigen sich zur That emporgerungen hat, wandte sich Joseph Sohn jetzt dem Ziele seiner Nachtwanderung zu. Ueber ihm leuchtete in voller Pracht der nächtliche Himmel, denn der Vollmond erhellte seinen Pfad und die Engelaugen der Sterne schienen seinem Vorhaben ihre Zustimmung zuzunicken. Den ihm bekannten Weg rasch verfolgend, kam er nach halbstündiger Wanderung vor der Eingangspforte des englischen

Parks an, und schon lag seine Hand an dem Ringe, den das Doggenmaul hielt, als er plötzlich inne hielt und noch einmal überlegte, was er thun wollte.

»Nein,« sagte er zu sich, »ich will es lieber nicht thun, jetzt wenigstens nicht. Es ist Nacht – beinahe Mitternacht. Warum sollte ich die Schläfer stören, die so süß ruhen und keine Ahnung von meiner Noth haben, warum so spät noch Andre in Wallung versetzen, die nichts verschuldet haben? Es hat Zeit bis zum anbrechenden Morgen. Lord Shorncliffe ist überdies nicht zu Hause, und um mich nach seinem Aufenthaltsorte zu erkundigen und seinen Dienern irgend eine Ursache meiner Ankunft anzugeben, dazu gewährt der morgende Tag Zeit genug. Nein, bleibe ich für diese Nacht allein. Der Sturm in mir ist noch nicht bewältigt, und nur in Gottes freier Natur, die mir so oft Beruhigung und Kraft gebracht, will ich meinen Kampf auskämpfen. Die Nacht ist schön, die Luft milde, der Mond und die Sterne beleuchten meinen Pfad, und unter den gewaltigen Bäumen drüben am Meeresufer ist Schutz gegen den Morgenwind, wenn er kühl über die Fluthen streicht. Dahin will ich gehen und meinen nächsten Tag mit dem Aufgang der Sonne beginnen, vielleicht flößt mir Gott einen Gedanken ein, der mich richtig steuern läßt auf dem dunklen Ocean des Lebens.«

Gedacht, gethan! Er schritt sogleich den Weg am Parkgitter entlang und schlug die Richtung nach dem moosbedeckten Waldabhänge ein, den wir früher mit den heiligen Hallen im sächsischen Gebirge verglichen haben. Noch war keine Viertelstunde verstrichen, so hatte er die

Stelle erreicht, die ihm früher so lieblich erschienen, und hier, unter den vom Nachtwinde rauschenden Baumwipfeln, auf dem kühlen vom Thau angehauchten Moose suchte er sich eine Stelle aus, wo er die Nacht verbringen wollte. Bald hatte er sie gefunden und, athemlos vom raschen Gehen, einen Augenblick still stehend, gönnte er seinem glühenden Auge Rast, über das vor ihm liegende Nachtgemälde hinzuschweifen. Und schön, groß und gewaltig war es, was er sah und mit allen Sinnen in seine aufgeregte Brust einsog. Das Meer, von einer gelinden Ostbrise bestrichen, rollte seine schweren Wogen langsam auf und nieder, es athmete leise wie ein schlafender Riese, der sich ausruht von seiner Tageslast und neue Kräfte sammelt, um die Mühen und Gefahren des kommenden Tages siegreich zu bestehen. Still war es und öde um ihn her, nur die ewig fluthende Brandung warf ihre Schaumperlen unermüdet über die langgestreckten Dünen und ließ ihr schauriges Nachtlied bis zur Höhe des Waldberges hinaufdröhnen. In den düster gefärbten Wasserfluthen glitzerte das funkelnde Mondlicht, dessen glührothe Riesenkuugel langsam dem fernen Westen entgegenschwebte, aber auch die funkelnden Sterne sprühten ihr schwächeres Licht über die Wogen aus und in ihrer unergründlichen Tiefe spiegelten sich die kleinen Flammenblitze wider, welchen Gott der Herr ihren Sitz an dem blauen Gewölbe des Nachthimmels angewiesen hat.

Als Joseph dieses Bild in seiner ganzen hehren Pracht und Herrlichkeit betrachtete, fühlte er sich wunderbar

ruhig werden; der unendliche Schmerz seiner Brust löste sich in weiche Wehmuth auf und sein Herz fing um so langsamer an zu schlagen, je klarer und deutlicher sich seine Gedanken in seinem Hirn erzeugten.

»In der Schöpfung ist Gott überall,« sagte er sich, »warum sollte er also nicht auch in meiner Brust sein, die er ebenfalls geschaffen hat, ja, er ist auch in mir, wie er außer mir ist, und da bleibt er haften da wird er wirken, denn Gott verläßt die Kinder der Liebe nicht, da er selbst die unergründlichste Liebe ist.«

Als er sich das gesagt und unzählige Male zu seiner inneren Kräftigung wiederholt hatte, ließ er sich gedankenvoll auf seinen Moossitz nieder, sein Hund kauerte sich dicht neben ihm zusammen und so wollten sie Beide die Morgenröthe des kommenden Tages erwarten.



Um die für den Verlauf unserer Erzählung höchst wichtigen Begebenheiten die in den nächsten Kapiteln ihre Stelle finden werden, zu erklären, müssen wir unsern Freund hier verlassen und zu dem Tage zurück kehren, welcher auf Rachel's Abreise von Brenkowitz folgte und der einzige ganze Tag war, den sie in Downs-Castle verlebte, denn schon am nächsten Morgen ging sie mit ihrer Begleiterin nach dem Orte ihrer Bestimmung ab. Bis die Sonne, die Joseph erwartete, über das baltische Meer heraufsteigt, werden wir Zeit genug haben, dem Leser einen Theil des geheimnißvollen Schleiers zu lüften, der

Lord Shorncliffe bis jetzt noch umgiebt, und die Ursachen zu erklären, die ihn nach Brenkowitz trieben und davon wieder zurückhielten, nachdem er einen scharfen Blick in die dortigen Verhältnisse geworfen hatte.

Es war Abend. Der Tag war sehr heiß gewesen und man konnte ein Gewitter voraussehn, da die Luft ungemein schwül war und dick und schwer über dem Meere lag. Von Norden her kamen gewaltige Wolkenschichten gezogen und breiteten eine trübe Färbung über den wallenden Seespiegel aus, dessen dumpfes Grollen bedrohlich klang und dessen sonst unabsehbarer Horizont sich eng zusammengezogen hatte, da seine nebelartige Dunstbank eine Meile in die See hinaus das Wasser mit der Luft zu einem undurchdringlichen Ganzen verband und die Strahlen des Mondes bedeckte, der, in seinen Regenmantel gehüllt, in melancholischer Abgeschlossenheit seinen einsamen Weg zog.

Auf dem Schlosse des englischen Lords lag eine elegische Stille, die der Trauer um einen so eben verschiedenen Todten glich, denn keine Bewegung, kein Ruf, kein lautes Gespräch ließ innerhalb der weiten Gemächer verathen, daß ein reicher und vornehmer Mann mit seiner zahlreichen Hofhaltung darin seinen Aufenthalt genommen habe.

Aber nicht immer verhielt man sich in Downs-Castle so still; die Dienerschaft, die ihres guten Herrn Liebhaberei kannte und achtete, pflegte nur um diese späte Abendstunde sich stets in gewissen Schranken zu halten, da sie die sogenannte Musikstunde in sich schloß, in der Seine

Herrlichkeit es liebte, in vollster Abgeschlossenheit und Stille sich seinen Gedanken zu überlassen und sein Ohr den sanften Tönen zu weihen, die sein Cello wie kein andres hervorzuzaubern verstand.

Begeben wir uns denn in den bekannten Musiksaal und sehen wir, in welcher Stimmung sich Lord Shorncliffe selber befindet. Die Fenster, die von diesem Gemache aus nach der See führten, waren weit geöffnet und ließen den Blick frei bis zu den Wolkengebirgen schweifen, die sich vom Norden daherwälzten, so wie sie dem Gemurmel des Meeres Eingang gestatteten, das sich schwer über die Dünen wälzte und mit ungewöhnlich heftiger Bewegung an denselben brandete. Der Flügel, auf dessen Pult noch ein aufgeschlagenes Notenbuch lag, das von zwei dreiarmligen Wachskandelabern hell beleuchtet wurde, war geöffnet, der Platz vor demselben aber war leer, denn Rachel, die ihn bis vor Kurzem eingenommen, hatte sich mit Mrs. Baxton verabschiedet und war früh zur Ruhe gegangen, um sich zu der bevorstehenden Reise zu rüsten.

Nicht weit vom Flügel auf einem Rohrstuhl sitzt Lord Shorncliffe, das Cello neben sich an einen Sessel gelehnt. Das mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegte Notenpult vor ihm ist zur Seite geschoben, und in nachlässig zurückgelehnter Stellung schaut der Lord, dessen Figur sich heut in einem kurzen Sammtrock stattlich ausnimmt, zum Fenster hinaus, um den heranziehenden Sturm zu beobachten, der von Schweden's Küsten her sich über Deutschlands Fluren zu wälzen droht.

Wenn der Lord, wie einst der Baron den Seinigen erzählt, melancholisch war und unter den traurigen Einwirkungen des englischen Spleens litt, so war er es nur, wenn er allein war, nicht wenn er sich unter Menschen befand, und das mochte ihm wohl Niemand verwehren, da er Niemandem hiermit Abbruch that. Auch war seine melancholische Stimmung nicht eine Folge des sogenannten Spleens, der eine natürliche endemische Gemüthsstimmung des unter den Einflüssen seines Klimas leidenden Briten ist, nein, sie war vielmehr das Resultat vergangener kummervoller Zeiten und trauriger Lebenserfahrungen, denen der edle Mann vor Jahren unterworfen gewesen war. Er war traurig, nicht weil er vergebens nach aufregenden Genüssen eines fremdartigen Lebens trachtete oder der genossenen Freuden seiner Jugend überdrüssig war, sondern weil er ein sehnsuchtsvolles Herz besaß, das, vergeblich nach Erfüllung seiner gerechtfertigten Wünsche ringend, in seiner Einsamkeit und Abgeschiedenheit sich selbst verzehrte und außer sich keine Hülfe sah, das Weh seiner Seele zu lindern und den Schmerz zu besänftigen, der nun seit mehr als zwanzig Jahren an seinem Herzen fraß. Er hatte also ein Recht, traurig zu sein, denn er entbehrte des Lebens süßesten Genuß, die Theilnahme einer gleichgestimmten Seele und die Neigung eines Herzens, wie sie das seine in einer so lebhaften Fülle bewahrte, als wäre sie erst am vorigen Tage darin hervorgerufen worden. So saß er träumerisch, den Kopf in die Hand gestützt, die beranziehenden Wolkenberge beobachtend und dem Gemurmel

der schwer ziehenden Wogen lauschend. Die eben gehörte Musik hatte alle seine schlafenden Empfindungen geweckt und seine Sehnsucht nach einem fernen heißgeliebten Wesen von Neuem angefacht. Die Vergangenheit mit allen ihren Reizen und Hoffnungen war in ihm lebendig geworden und die öde Gegenwart ließ keinen Wiederhall derselben vernehmen.

»Wenn ich sie hätte,« murmelte er halblaut zvor sich hin, »hier neben mir hätte, wie sie da drüber in gleich öder Einsamkeit und Verlassenheit ihre traurige Jugend beklagt – ich gäbe mein ganzes Vermögen darum und sollte ich von vorn anfangen zu ringen, zu hoffen, zu kämpfen. O Jugendtraum, o Jugendtraum, warum besuchst Du mich so oft und bringst mir doch niemals die Stunden zurück, wo ich der arme Emery Glandon und sie die noch ärmere Henriette von Bergen war. Aber still, still, still – verschließe diese Namen mit Deinen Träumen und Erinnerungen in Deine Brust, Emery, sie klingen nicht wieder in Wirklichkeit herauf, sie sind in des Lebens Wogen verschwunden, die erbarmungsloser sind als die Wogen des Meeres.

Ha! und nun die andere Nachtseite meines Lebens – o, ich bin doppelt belastet! – Diese Rachel, dieses Wunderkind, das ich nun mein nenne, um es mit meiner Liebe Brosamen zu füttern, wie hat sie heute durch ihr köstliches Spiel meine Seele bewegt und meine Erinnerungen aus ihrem langen Schlummer geweckt. Welches Feuer, welcher Reiz, welche Harmonie in ihren Tönen, wie in

ihrer Sprache, wenn sie von ihrem Freunde, dem wackeren Joseph Sohn spricht! Schade!, daß er nicht auch mein ist, ganz mein, und doch – ich kann ihn nicht jetzt schon aus seinen Verbindungen lösen, er ist auch da von Nutzen und wohlthätigem Wirken, wo er augenblicklich weilt, – Dieser Mensch – wunderbar! wenn ich mir sein Gesicht vor die Seele rufe, wie hat es mich gleich von Anfang an erquickt, wie hat seine Stimme meinem Ohre so wohl gelaftet – ist es nicht, als ob er mich lehren wollte, daß es wirklich Sympathieen auf Erden giebt, daß wir lieben können, ohne zu sehen, daß wir bewundern können, ohne zu hören? Wer ist er? – Ich muß mir immer diese Frage wiederholen und sie beantworten, wie er selbst es mir gesagt: er ist der Sohn eines armen deutschen Professors, in Enthaltbarkeit erzogen, in beschränkter Lage aufgewachsen, und doch, doch zu solch' einer seltenen menschlichen Vollkommenheit gediehen! Ich kann es mir kaum denken – ja, nein! o hätte ich einen Sohn, dann, dann – doch hinweg, ihr Träume, hinweg ihr Hoffnungen – quält mich nicht, erdrückt mich nicht, – halt! – Was ist das? Man klopft? Wer wagt, mich in meinem stillen Nachdenken zu unterbrechen? Herein!«

Der Lord, sein Haupt von seiner Rechten erhebend, schaute nach der Thür, um den Störenfried zu erspähen, der sich ungerufen in seine Einsamkeit drängte. Er hatte in seinem tiefen Grübeln es überhört, daß schon vor einer halben Stunde ein Wagen auf den Hof gerasselt war und einen Gast gebracht hatte, den er heute und jetzt am wenigsten erwartete.

Die Falten der Portière wurden langsam bei Seite gedrückt und herein trat ein kleiner grauhaariger Mann von mäßigem Leibesumfange mit bescheidenen, wohlwollenden Mienen und einer Haltung, die bewies, daß er sich seiner untergeordneten Stellung Lord Shorncliffe gegenüber bewußt war, trotzdem dieser ihn lieb und werth hielt, wie selten ein Herr seinen Diener. Es war William Baxton, der langjährige Begleiter Sr. Herrlichkeit, jetzt sein Haushofmeister, und durch seine ein halbes Menschenalter erprobte Treue und Hingebung in den Rang seines vertrauten Freundes erhoben.

Kaum erblickte der Lord die ehrwürdige Gestalt, die noch in Reisekleidern hereintrat, so sprang er von seinem Sitze auf, schritt ihm lebhaft entgegen und verrieth schon durch diese Bewegung, daß ihm keine Störung willkommener sein könne als diese.

»William Baxton!« rief er erfreut, »Du bist es, Du – und jetzt? Sei mir zehnfach willkommen! O, sprich, wo kommst Du her? Was bringst Du? Bist Du glücklich gewesen auf Deiner Reise?«

Und den Alten zu einem Sessel führend, der in der Nähe des seinigen stand, nöthigte er ihn halb mit Gewalt, darauf Platz zu nehmen, was der getreue Diener jedoch erst nach geraumer Zeit wagte.

»Ich danke, Mylord, ich danke für Ihren Bewillkommungsgruß! Ja, ich bin da und geraden Weges von England, unserm Vaterlande, komme ich.«

»Von England? Was hast Du da zu thun gehabt?«

»Es machte sich nöthig, Mylord, Sie werden es gleich hören. Aber dennoch bringe ich nicht viel Neues und Gutes, denn im Ganzen ist auch diesmal meine Forschung mißglückt!«

»Ah! Und von Thomas Morris keine Spur?«

»Ja, das ist das Einzige, was ich ausgerichtet habe und eben darum ging ich nach England. Hören Sie nur. Ich begab mich, wie Sie wissen, nach Göttingen, wo Sie Thomas Morris damals verlassen hatten. Ich forschte überall, wo er einst verkehrte, nach ihm, aber Alles, Alles war entweder verstorben oder verzogen, oder erinnerte sich seiner nicht mehr.«

»Das alte Lied, William, es kann nach so vielen Jahren kaum anders sein. Weiter!«

»Allein endlich traf ich zufällig einen Landsmann, der einen Oheim in England besaß, den ich schon in jungen Jahren in Portsmouth kennen gelernt hatte; dieser Oheim, Rosmond mit Namen, sollte Kunde von Thomas Morris haben und so begab ich mich zu ihm nach Portsmouth, traf ihn zu Hause und hörte, daß er sich Ihres Freundes sehr wohl erinnerte.«

»Gut! Weiter!«

»Er erzählte mir, daß – verzeihen Ew. Herrlichkeit – wie ich schon früher einmal anzudeuten mir erlaubte, daß Thomas Morris nicht der Gentleman wäre, den Sie einst in ihm kannten und liebten, daß er vielmehr ein leichtsinniger, verschwenderischer und herzloser Mann geworden, so daß er selbst ihm weder ein Vermögen,

noch irgend etwas Anderes anvertrauen würde, wenn sich jemals die Gelegenheit dazu böte.«

»Brachte er Beweise vor, Baxton?«

»O ja, Beweise genug. Thomas Morris lebte in Saus und Braus und, wie Sie wissen, besaß er nichts als seine hundert Pfund jährlich, – die er von seinem Vater erbt, und die freilich, auf dem Festlande verzehrt, weiter reichten als auf englischem Boden, allein doch nicht genügend waren, um ein so verschwenderisches Leben zu gestatten, als er nach jenes Mannes Aussage geführt haben soll.«

»Woher sollte er den Ueberschuß genommen haben, William?«

Der Alte schwieg und heftete sein Auge forschend auf das unruhige und betretene Gesicht seiner Herrn.

»Woher kann er es anders genommen haben, als von den Geldern, die Sie ihm behufs der bekannten Zwecke pünktlich von England und Indien zusandten?«

»Hast Du auch dafür Beweise?«

»Leider nein, Mylord, diese Beweise fehlen. Aber ich komme jetzt zur Hauptsache, die ich nach langem Fragen von meinem Landsmann erpreßte. Thomas Morris hatte eine alte Verwandte, ich glaube seines Vaters Schwester –«

»Ha, das weiß ich, die hatte er.«

»Ich weiß es auch, denn ich habe sie selbst bei ihm früher in Tower-Hall gesehen. Diese Schwester nun soll irgend wo in Schottland leben und von ihm und seinen Irrfahrten wissen –«

»Wo, wo lebt sie, William? Das ist wichtig.«

»Das konnte ich leider nicht erfahren, aber mein Landsmann versprach mir, Erkundigungen einzuziehen und dieselben mir hierher zu senden.«

»Wenn das geschieht, müssen wir sogleich selbst nach Schottland gehen oder irgend einen gewandten und vertrauten Menschen, den Niemand kennt, dahin abschicken.«

»Letzteres wäre bei Weitem das Beste, denn Thomas Morris, wenn er sich vor uns verbergen will, wird Sorge getragen haben, gerade uns seinen Aufenthaltsort zu verschweigen, und so würde seine Verwandte uns am wenigsten denselben verrathen.«

»Du hast Recht. *Wen* aber senden wir?«

»Die geeignete Person findet sich vielleicht. Mein Gesicht ist der Alten gewiß bekannt, denn sie hat mich einige Mal gesehen, und Sie, trotzdem Sie Lord Shorncliffe geworden sind, befinden sich sicherlich bei ihr in eben so gutem Andenken, wenn, was ich bestimmt voraussetze – mit Ihrer Erlaubniß – Thomas Morris ein Schurke war.«

Der Lord runzelte die Stirn, doch da er gegen des Alten Ansicht nichts Schlagendes vorzubringen wußte, sagte er nichts und begnügte sich, ungläubig den Kopf zu schütteln.

»Mag es sein,« sagte er endlich. »Zuvörderst müssen wir die Nachricht von Deinem Landsmann abwarten. Ist er zuverlässig?«

»Ich büрге für ihn wie für meinen Bruder, bin aber der Meinung, daß wir, wenn diese Nachricht in vier bis sechs

Wochen nicht eintrifft, jedenfalls einen Boten an ihn senden, um ihn zur Eile zu treiben.«

»Der Ansicht bin ich auch. Das wäre das Eine – jetzt zum Anderen.«

»Da werden Sie mehr zu erzählen haben als ich, Mylord.«

»Das habe ich – ja!«

»Aber es ist nichts Angenehmes – das sehe ich. Haben Sie gefunden, was Sie hier suchten – die Ruhe – und hat die Einöde Ihr gequältes Herz so besänftigt, wie Sie gehofft hatten, als Sie sich in diese abgelegene Gegend zurückzogen?«

»Ach, William, wenn das Herz stürmisch bewegt und ohne allen Frieden ist, dann ist es einerlei, wo wir sind, ob in einem Paradiese oder in einer Wüste. Mit trostlosem Herzen sehen wir die Reize der schönsten Gegend und fühlen wir die Einsamkeit der wüstesten Einöde nicht. Erst unsers Herzens süßes oder herbes Gefühl drückt der Umgebung, in der wir leben, den Stempel auf. Darum bin ich überall, wo ich bin, gleich gestimmt, weil derselbe nagende Wurm an meiner Seele zehrt. So habe ich auch hier gefunden, was ich suchte, Du weißt es ja, denn nach jahrelangem Forschen erfuhren wir, wohin Henriette von Bergen vom Schicksal verschlagen, und da siedelte ich mich in ihrer Nähe an, um wenigstens die Luft zu athmen, die sie athmet, wenn sie auch meiner vergessen haben sollte.«

»Haben Sie danach geforscht, Mylord?«

»Ja, William, und in dieser Beziehung bin ich zufrieden, denn sie hat mich noch nicht vergessen.«

»Wie, das wissen Sie? Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, das wäre gegen meine ganze Sinnesart. Aber nachdem ich sie mit meinen Kundschaftern umgeben, habe ich Alles erfahren, was auf Brenkowitz vorgeht, und als ich erfuhr, daß Henriette krank sei und ihr Zimmer nicht verlasse, bin ich hinübergeritten und habe mir den Baron Haldrungen mit eigenen Augen angesehen.«

»Das konnten Sie, Mylord? O, dann fließt Ihr Blut nicht mehr so ungestüm, wie es vor Jahren floß.«

»Ich konnte es, denn das Nachdenken und der Jahre lang ununterbrochen wühlende Schmerz haben mir Kraft, Fassung und Ruhe gegeben, und kein Mensch, Einer vielleicht ausgenommen, ahnte, daß mich nicht das Ungefähr, sondern eine bedeutungsvolle Absicht nach Brenkowitz gezogen.«

»Und was haben Sie daselbst erfahren?«

»Auch das verdanke ich diesem Einen, von dem ich Dir nachher erzählen will. Henriette ist, was sie war, das edle, still tragende, aber nur mit schwachen Kräften gegen das allgewaltige Schicksal ringende Weib. Die Noth – ja, die Noth, William, und verflucht sei Thomas Morris, wenn er sie verschuldet – und wahrscheinlich der Glaube, ich sei nicht mehr am Leben, oder wohl gar die Ueberzeugung, ich habe sie verlassen, um sie zu vergessen und zu erniedrigen – hat sie in die Arme dieses deutschen

Barons getrieben, der nicht weiß, daß er eine Perle in seinem Besitze hat, die ich ihm mit einer Million bezahlen würde, wenn er sie mir veräußern könnte.«

»Und Sie lieben sie immer noch, trotzdem –«

»Trotzdem sie das Weib dieses Haldrungen ist, ja! Emery Glandon, William, liebt nur einmal in seinem Leben, und da er überzeugt ist, daß er eine Würdige und nur eine Unglückliche liebt, so liebt er sie eben so innig, wie vor fünfundzwanzig Jahren, da er sie verlassen, in Schmach und Jammer verlassen – und nicht wieder hat auffinden können.«

Es entstand eine Pause. Der Diener senkte den grauen Kopf, wie der Herr seinen blonden gesenkt hielt, und sann über das menschliche Herz nach, dem Gott so wunderbare Tiefen und Quellen der Liebe gegeben hat, daß sie nie zu ergründen, nie zu erschöpfen sind.

Endlich begann William Baxton wieder: »Sie wollten mir von einem Menschen erzählen, der Ihnen über Frau von Haldrungen Aufschluß gegeben hat.«

»Ja, Du hast Recht, das will ich jetzt. Wie lange bist Du in Downs-Castle, William?«

»Etwa eine halbe Stunde, Mylord, – «

»Hat man Dir nicht gesagt, daß mein Haushalt eine Person mehr zählt als früher?«

»Ja, Mylord, man hat es mir erzählt.«

»Nun gut. Dieses junge Mädchen, welches morgen früh mit Deiner Schwägerin nach Berlin abreisen wird, um ihre Studien zu vollenden, ist eine eben so interessante Persönlichkeit, wie die, der ich sie verdanke. Denke Dir, ein

armer Mensch, Joseph Sohn mit Namen, der jetzt drüben in Brenkowitz die untergeordnete Rolle eines Hauslehrers spielt, hat sich dieses Mädchens, als sie im Elend war, erbarmt, sie mit sich nach Hause genommen, ernährt, erzogen und den göttlichen Funken der Kunst in ihr angefacht, noch dazu einer Kunst, die ich über Alles liebe. Wie nennst Du eine solche Handlung?«

Der alte Haushofmeister lächelte. »Es war eine Handlung, Mylord,« sagte er dann, »die, wenn sie noch zu vollbringen wäre und sich jetzt Gelegenheit, sie zu vollbringen, böte, ganz für Ihr eigenes großmüthiges Herz geschaffen sein würde.«

»Genug! Du hast meine Gedanken errathen. Aber die Gelegenheit, hier Gutes zu thun, wie ich es immer so gern im Leben thue, ist noch nicht vorüber. Ihr ehemaliger Lehrer und Erzieher, Joseph Sohn, hat sie mir übergeben und ich lasse sie auf meine Kosten ausbilden.«

»Ah, nun errathe ich, wer jener *Eine* ist. Es ist der Hauslehrer selber.«

»Er ist es. Ein Mann, Baxton, den ich wahrhaft stolz bin, in wenigen Stunden zu meinem Freunde gemacht zu haben, Leider ist er noch zwei Jahre an Brenkowitz gekettet und ich mag ihn auch dort nicht missen, da er der einzige Trost der unglücklichen Henriette ist; denn so lange er in ihrer Nähe verweilt, hat sie einigen Ersatz für alles ihr Fehlende; ich aber habe in ihm dort ein Herz, das mir wohl will und das ich befragen kann, wenn ich etwas zu wissen wünsche. Wäre er frei, so dürfte kein Mensch ihn sein Eigen nennen als ich – und er, gerade er

wäre am meisten dazu geeignet, um nach Schottland zu gehen und unsere Spur weiter zu verfolgen, da er eben so gut Englisch wie Deutsch spricht, treu wie Gold und edel wie Diamant ist.«

»Schade, daß er nicht an zwei Stellen zugleich verwandt werden kann.«

»Es geht nicht, leider, nein! Doch genug hiervon. Morgen, William, gehe ich von hier fort. Ich will einmal wieder selbst nach Hannover und von da nach Berlin, um meine kleine Rachel zu besuchen. Du bleibst aber hier und ruhst Dich aus von Deinen Strapazen. Aber, Alter, ich verlasse mich auf Dich – Du bist hier mein einziger Vertrauter. Begieb Dich vorsichtig von Zeit zu Zeit nach Brenkowitz, und was Du erforschest, Gutes oder Schlimmes, das berichtest Du mir. In jedem meiner Briefe werde ich Dir mittheilen, wo und wie lange ich mich an einem Orte aufhalte. In Hannover bleibe ich einige Wochen, in Berlin aber längere Zeit. Uebrigens lasse ich Dir unsern Francis hier; er ist ein gewandter Bursche, und wenn Du Dich nicht selbst in Brenkowitz umschaun kannst, so wird er seine Bekanntschaften dort benutzen und Dir von allem Vorgehenden Nachrichten geben. – Du willst gehen, Du bist müde, nicht?«

»Ja, Mylord, ich bin es und hungrig zugleich.«

»Noch Eins, Baxton. Vergiß nicht, was ich Dir von Herrn Joseph Sohn gesagt habe. Er besitzt mein Vertrauen. Ich habe ihn an mich gewiesen, wenn er in irgend eine Verlegenheit gerathen sollte. Sein jetziger Herr ist ein heftiger, jähzorniger Mann, und im Schooße seiner

Familie gehen seltsame Dinge vor, von denen ich Dir ein andermal erzählen werde. Sollte der Fall eintreten, der junge Mann käme und suchte meine Hülfe nach – so hilf ihm, mit Allem, was Dir und mir zu Gebote steht.«

»Und er sollte nach Schottland, für den Fall daß –«

»Ja, aber das sind nur Ideen, die wohl nicht zur Ausführung gelangen werden.«

»Schadet nicht – aber wenn ich ihn dahin schickte in unsrer Angelegenheit, wie weit könnte ich ihn einweihen in Ihre Geschichte?«

Der Lord besann sich. »O,«, sagte er, »dann schenke ihm volles Vertrauen. Er wird mich nicht täuschen und kann mir nicht schaden. Und um so ergebener wird er uns sein und um so unermüdlicher handeln, je tiefer er in mein Herz und das Herz meines Lebens blickt. Jetzt gute Nacht, Baxton, gute Nacht!« –

Am nächsten Morgen in aller Frühe hatte Rachel und Mrs. Baxton Downs-Castle verlassen, und etwa eine Stunde später war Lord Shorncliffe nach Hannover abgereist. Beinahe sechs Wochen aber waren verstrichen, ehe die *Idee* des Lords sich in *Wirklichkeit* verwandelte, und nun erst kehren wir wieder zu Joseph Sohn zurück, den wir in stiller Mitternacht am Strande der Ostsee verlassen hatten.

ZEHNTES KAPITEL. JOSEPH SOHN GEHT EINE NEUE
LEBENSSONNE AUF.

Joseph Sohn hatte während der im Freien verbrachten Nacht keinen Augenblick wirklich geschlafen, nur bisweilen war er in eine Art Halbschlaf versunken, der mehr eine Erquickung der Seele als eine Stärkung des Leibes ist. In diesem Halbschlaf hatte er ein gewisses Traumleben geführt, wie es uns unbewußt überkommt, wenn unsere geistigen Fähigkeiten durch sein großes äußerliches Mißgeschick oder einen tief innerlichen Schmerz gewissermaßen gelähmt sind, aber noch so viel Kraft behalten haben, um die Erscheinungen des Lebens gleichsam in einer visionartigen Gestaltung aus sich selbst herausbilden zu können. Es entsteht in solchen wichtigen Lebensmomenten dann in uns oft das Gefühl, als wären wir auf einen hoch gelegenen Gipfel erhoben und besäßen das Vermögen, mit einem Blick über die weite Fläche des vor uns liegenden vergangenen Lebens hinabzuschauen. Was wir nie vorher gesehn, sehen wir jetzt klar und rein wie im himmlischen Morgenlicht, was wir gewollt, gethan, gelitten – Alles, Alles ist vor unserm verklärten Auge aufgerollt, der geheimnißvolle Nebel, in den uns die Gewohnheit des Alltäglichen hüllt, ist verflogen und man wundert sich nicht mehr, daß alles Erlebte gekommen ist, wie es kam, sondern man fühlt sich überzeugt, daß es so und nicht anders kommen mußte. Wohl dem Menschen, der in solchen Augenblicken, die vielleicht das Spiegelbild eines höheren, potenzierten Seins sind, dann nur auf

Thaten und Handlungen schaut, die er auch jetzt noch billigen und vertreten kann; aber es mag wohl selten so sein, denn wir haben Alle unsere Schwächen, begehen Alle Irrthümer, werden nur zu oft von unsrer irdischen Beigabe der Leidenschaft in die düster verschlungenen Pfade gelockt, aus denen das Labyrinth, welches wir Leben nennen, zusammengesetzt ist.

Die Vision, die in ähnlicher Weise Joseph Sohn umschwebte, war auch nicht rein von Flecken und Irrthümern, auch er sah ein, wo der Keim seines jetzigen hülflosen Zustandes lag. Sein Herz hatte gesprochen, wo es nicht sprechen durfte, er hatte sich einer zärtlichen Neigung hingeeben, die er an Werner getadelt, und so wunderte er sich nicht, daß auch ihm Etwas begegnet war, was ihm gestern noch schrecklich, heute aber ganz natürlich und sogar nothwendig für seine fernere gereinigtere Lebensbahn schien.

Gab er aber den Irrthum, den er begangen zu haben so fest überzeugt war, auf? Erkannte er Sophie ein für alle Mal für sich verloren? Gelobte er sich, sie zu vergessen und ihren Zauber nicht mehr auf sein wünschvolles Herz wirken zu lassen? Ach nein! Gerade weil er jetzt gedemüthigt, zerstückt, halb vernichtet war, faßte er den Entschluß, sich wieder ganz aus seiner Erniedrigung zu erheben und dann mit neuen Kräften und gesteigerter Anstrengung das bis jetzt Unerreichte zu erringen. So war denn seine Liebe am Morgen fast noch größer als am Abend vorher, mit eisernen Klammern hielt seine Seele die Verlorene umschlungen, und da er sie mit irdischen

Mitteln zu erlangen nicht im Stande war, so rief er die himmlische Macht zu seiner Betstunde aus, und in seinem Herzen erwachte die Hoffnung, es sei vielleicht doch noch möglich, aus dem eingegangenen Kampfe siegreich hervorzugehen und mit stählernem Willen alle die Hindernisse niederzureißen, die zwischen ihm und seiner Liebe lagen.

Wer hat nicht schon Aehnliches gedacht und empfunden, wer nicht ähnliche Pläne geschmiedet? Ach, das menschliche Herz ist immer und überall in Jedem dasselbe, voller Wünsche, voller Hoffnung, voller Erwartung, und wenn wir sie hier auf Erden nicht in Erfüllung gehen sehen, so tragen wir sie – so consequent sind wir wenigstens in unsren Hoffnungen – mit in die Zukunft hinüber, in jenes Reich, wo uns ja durch göttliche Offenbarung ein ewiger Friede, eine ewige Seligkeit verheißen ist!



Es war kurz vor Tagesanbruch, als unser Freund aus seinem traumartigen Halbschlummer erwachte und zum Bewußtsein des Vorliegenden zurückkehrte. Er sprang auf, denn ein leichter Schauer durchfröstelte ihn, und augenblicklich erhob sich auch sein treuer Gefährte, reckte sich, gähnte und sprang dann, an seinem Herrn empor, als wollte er ihm in Ermangelung eines anderen seinen Morgengruß darbringen.

Als Joseph durch ein paar rasche hin- und hergethane Schritte seine Lebenswärme wieder erweckt hatte, erstieg er die höchste Spitze des Waldbergs, stellte sich unter die vordersten Bäume und warf einen Blick auf die See hinaus. Da fand er denn die Scene, die er in der Nacht geschaut, völlig verändert, obwohl kaum minder schön, wenn auch nicht so klar, wie bei'm vollen Mondenschein. Die Wellen flüsterten leise, aber sie waren nicht mehr in ihr lichtiges Sternengewand gehüllt, eine bleigraue Farbe hatte sich wie ein schützender Mantel über sie gebreitet und schien von den Schatten einer Wolkenwand herzurühren, die sich im Osten aufgebaut hatte, riesengroß, den ganzen Himmel vom nördlichen bis zum südlichen Horizont überspannend, wie ein ehernes, unpanzertes Ungethüm, das mit seiner bleiernen Wucht auf Land und Meer drückte. Allmählig aber und kaum wahrnehmbar veränderte sich diese Wolkenwand. Sie mehr und mehr in die Breite ausdehnend, nahm sie bedeutend an Höhe ab und an ihrem obersten, ausgezackten Rande zeigte sich ein mattgelber Streifen, der an Ausdehnung Farbe und Gluth wuchs und schwoll, und endlich eine goldene Linie bildete, die sich nach ihren Enden hin in einen matt rosigen Schimmer verlor.

Als diese goldene Linie aber immer breiter und glühender wurde, begann es in den Blättern der Bäume zu flüstern und in den kleinen Wellen des Meeres zu rauschen, als würde dem Wasser und dem Land eine neue Mähr verkündet, der sie mit ihren Stimmen Beifall zollten. Und als trüge diese Mähr eine Schreckensbotschaft

daher, so hatte sich der vor Angst immer bleicher gewordene Mond plötzlich vom Himmel verloren und selbst die so hell flackernden Sterne erloschen allmählig, in die Tiefen des Himmels tauchend, der seinen blauen Teppich hehr und groß wie zu ihrem Schutze über sie hernieder fallen ließ.

Als Joseph diesen Vorgängen mit andächtigem Herzen eine Weile still gelauscht hatte, wandte er sein Auge wieder auf die Wolkenwand zurück. Sie hatte ihr düsteres, drohendes Ansehn verloren, war durchsichtiger, farbreicher geworden, und von dem goldenen Streifen, der sich gedehnt hatte und nach allen Richtungen gewachsen war, schossen über den obersten Rand derselben rosige Strahlen hernieder, die wie goldene Franzen über einen purpurnen Vorhang fielen und einen Anblick gewährten, daß Himmel und Erde darüber hätten jauchzen mögen.

Welches Geheimniß verbirgt dieser Riesenvorhang? Was bedeuten die rosigen, goldenen, zahllos emporschießenden Strahlen? Warum zittert das Meer und warum lispeln die Blätter, als flüsterten sie sich alle die Lösung eines göttlichen Räthsels zu?

O, wieviel Menschen mögen schon mit ähnlichen Gefühlen und Fragen zum Morgenhimmel emporgeblickt und von ihm, dem Allmächtigen, Erhabenes Verheißenden Hülfe erfleht haben, wie sie jetzt Joseph in stillem Gebete von ihm erflehte. »O Vater im Himmel,« sagte er, »Du lässest auch mir, dem Bedrückten, Verlassenen das Licht eines neuen Tages aufgehen, o wäre es auch mir,

was es der ganzen Natur und allem Erschaffenen ist, das Licht eines neuen, glücklichen und fruchtbaren Lebens!«

Während dieses kurzen, aber aus innerster Seele hervorquellenden Gebetes hatte sich das himmlische Schauspiel abermals verändert. Das falbe Licht des Morgengrauens war in lichterem Violett und dann in Blau übergegangen, und hinter dem azurnen Grunde der Wolkenwand, die jetzt nur wie ein halbdurchsichtiger Schleier erschien, der das begehrte Schöne verbirgt, brach die Purpurfarbe des neugeborenen Tages hervor. Auch hob sich über dieses Schleiers Rand der erste Strahlengruß und über das wogende Meer schoß eine Lichtgarbe, Nähe und Ferne vergoldend, die wie mit einem Zauberschlage die Nacht in Tag verwandelte, denn Gott der Herr hatte auch heute wie ehemals gesprochen: Es werde Licht!

Und als es Licht und Tag geworden war, da wachte der Wald und das Meer ganz aus seinem ruhigen Schlummer auf, und die Sänger in Busch und Feld zwitscherten ihr Loblied empor und die Wellen des Meeres brodelten es wie im Triumphzuge immer weiter nach Westen zu, von den erwachten Lüften dahin gejagt, ihren kalten Bewohnern verkündend, was über und außer ihm Großes und Herrliches geschah.

O Glanz, o Wonne, o mit Worten kaum zu beschreibendes Schauspiel, wer Dich einmal geschaut, wie ich so oft am nordischen Meere, welches zwischen den Inseln der skandinavischen Reiche wallt und wogt, der hat einen Blick hinter den Vorhang des größten Weltenschauspiels geworfen, und wenn er die Phantasie und den Glauben

dazu besitzt, dann kann er sich vielleicht ein Bild davon entwerfen, wie erst der Sonnenaufgang jenes Lebens beschaffen sein muß, das uns die Wonnen des Paradieses, die Räthsel unsres Lebens, das Geheimniß der ganzen Schöpfung löst! –

Sprachlos, in bewunderndes Anschauen versunken, stand Joseph Sohn auf der waldigen Höhe und blickte hinunter und hinaus, wo Etwas zu erschauen war. Endlich war sie da, ganz und hehr, aber noch bleich und kühl von dem thauigen Bade des Meeres, aus dem sie emporgetaucht; bald jedoch wuchs sie an leuchtender Kraft und strahlender Wärme, und die bethauten Gräser neigten sich in ihrem perlenden Lichte, und die Lüfte kos'ten und taumelten wie berauscht von ihren zitternden Strahlen.

Erhoben und gekräftigt von dem nie erlebten Genuß, zu neuen Wagnissen und Kämpfen gestählt durch das göttliche Wunder, das der Mensch oft mit so gleichgültigen Augen betrachtet, schritt Joseph die Anhöhe hinab, um in dem brandenden Wasser seine heiße Stirn zu kühlen, das die spielende Woge jeden Augenblick frisch auf den Strand warf. Aber da überfiel ihn die Mahnung an seine menschliche Schwäche. Er fühlte einen nagenden Hunger und doch war es noch viel zu früh, die Wohnungen der Menschen aufzusuchen, bei denen er Labung und Beistand in seiner Verlassenheit zu finden gewiß war. So bezwang er sich denn, indem er sich die Hülfe wenigstens im Geiste vorstellte, die ihm noch fern war, und diese Vorstellung hat schon manchen Hunger gestillt, wie sie schon manche Thräne getrocknet hat. Ja, auch ihm, so

sagte ihm eine innre Stimme, der er Vertrauen schenkte, würde die Hülfe zu Theil werden, aber noch ahnte er nicht im Geringsten, wie dieselbe beschaffen sein und wie weit sie sich erstrecken könnte, denn die Art und Weise, wie der Himmel hilft, ist uns Sterblichen ja immer verborgen.

Endlich aber näherte sich die Zeit, in der er, ohne zu stören, es wagen konnte, an die gastliche Pforte zu pochen, und so schlug er denn getrost den Weg an der Umzäunung des Parkes ein, den er schon einmal unter günstigeren Umständen zurückgelegt hatte.

Das prachtvolle Thor, das zum Gebiete von Downscastle führte, war erreicht. Das Auge im bronzenen Doggenkopf, in dessen Maule der Ring zum Glockeuzuge hing, sah ihn – so kam es ihm wenigstens vor – ermuthigend an, und rasch hatte er den Ring ergriffen und die Glocke erklang in kräftigen, weithin tönenden Schwingungen.

Diese Schwingungen aber klangen ihm heute ganz anders als früher, denn es ist wunderbar, welche verschiedenen Töne die Glocken haben, je nachdem unser Ohr, der Träger und Dollmetscher unsrer innersten Gefühle, dafür gestimmt ist. Wer hat nicht schon Aehnliches im Leben empfunden? Man sei nur achtsam auf das Glockengeläut, welches sich bei so verschiedenen Gelegenheiten vernehmen läßt. Dieselben Glocken tönen – es liegt nicht allein in der Art, wie sie in Bewegung gesetzt werden – das Trauer- und Feiergeläut, und doch, ein wie wunderbarer

Unterschied liegt in ihren Tönen zu verschiedenen Zeiten. Klingt die Thurmglöcke, spricht sie nicht ganz anders zu unserm Herzen, wenn sie an Wochen- oder Sonntagen ihre Stimme erschallen läßt? Lätet sie nicht viel feierlicher, herzerhebender am Christ- und Osterfest? Woher kommt das? Weil unser Gemüth oft durch unbewußte innere Regung darauf vorbereitet ist, an diesen Tagen ein Fest zu begehen, weil das Herz des Menschen sich sagt: heute ist ein bedeutender, erhabener, feierlicher Tag, und dann das Ohr dieses Menschen bereits gestimmt ist, aus den Klängen der Glocken die feierliche Bedeutung herauszuhören.

Auch auf Joseph's feierlich gestimmtes Gemüth übte diese Glöcke heute einen unwiderstehlichen Zauber aus, sie erweckte ihn völlig aus seiner innerlichen Versunkenheit, sie sprach ihm Trost, Kraft und Muth ein, wie sie so hell und freudig klang, und von frischer Hoffnung fühlte sich sein Herz berauscht, als sie endlich im Hause verklungen war, während sie noch lange dröhnend und seine Lebensgeister erhebend im Innern nachzitterte.

Der gesprächige Portier trat alsbald hervor und erkannte den frühen Besucher sogleich wieder, obwohl er ihn geraume Zeit nicht gesehen hatte. »Ah,« sagte er, »Sie sind es, Herr Sohn, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. Was führt Sie denn zu so ungewöhnlicher Zeit hierher? Seine Lordschaft ist verreis't, das wissen Sie doch?«

»Ja wohl weiß ich, daß er verreis't ist, aber ich vermuthete Jemanden hier, der mir seinen Aufenthaltsort nennen kann.«

»Ohne Zweifel meinen Sie Mr. Baxton, Sr. Herrlichkeit Haushofmeister – ja wohl ist der hier, aber er ist etwas unpäßlich.«

»O dann liegt er wohl noch zu Bett?«

»Gott bewahre, Herr Sohn, Mr. Baxton hat im Bett zu viel Schmerzen in seinem von Podagra geplagten Fuß, und so steht er sehr früh auf, um sich auf seinem Sessel umherrollen zu lassen. Da kommt Francis, der kann Sie gleich melden.«

Francis, ein junger Mensch, mit treuherzigem Gesicht, dem aber eine gewisse Schlaueit aus den munteren Augen leuchtete, wollte sich so eben die Annehmlichkeit eines Morgenspazierganges bereiten, als er den Besuch am Thorgatter vorfand. Sogleich kehrte er um, schritt mit Joseph Sohn durch den Park und meldete ihn dann dem alten Freunde und Diener des Lords an, der bei allen Hausbewohnern von Downs-Castle in Abwesenheit desselben für seinen Stellvertreter galt.

Es dauerte nicht lange, so wurde Joseph in Mr. Baxton's Zimmer geführt, welches nach Süden hin, also dem Parke zugekehrt lag, und da sah er denn den alten guten Mann in Decken gehüllt auf seinem Rollstuhl sitzen und mit neugieriger Miene den aus dem Munde des Lords ihm schon bekannten Hauslehrer von Brenkowitz erwarten. Kaum aber hatte er ihn in's Auge gefaßt, so stutzte der alte Mann sichtbarlich, und anstatt ihn mit freundlichem Willkommen zu empfangen, verharrte er in einem verlegenen Schweigen, was gar nicht in seinem mittheilsamen Wesen lag.

»Mr. Baxton,« begann Joseph seine Anrede, »ich wünsche Ihnen einen guten Morgen und bitte um Verzeihung, daß ich Sie so früh störe. Allein ich komme auf den Rath und Wunsch Lord Shorncliffe's selber, der mir sein Haus als ein Asyl bezeichnet hat, für den Fall, daß ich dessen bedürftig werden sollte.«

»Ah! Wie? Sie – Sie sind Herr Joseph Sohn, der beim Baron Haldrungen in Brenkowitz als Hauslehrer lebt?« – Und der alte Mann starrte ihn nochmals mit unverhohlenem Staunen und höchlichst überraschter Miene an.

»Gewiß bin ich der – warum sollte ich es nicht sein?«

»Warum? Ja! Hm! Sehr wohl, warum nicht? Aber, mein Gott, Mr. Sohn, was führt Sie so früh her und wie sehen Sie aus? Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?«

»Allerdings, Mr. Baxton, und das ist der Grund, warum ich kam, Sie zu fragen, wo ich Seine Lordschaft zu finden vermöchte, denn er hat mich in gewissen Fällen auf seinen Beistand rechnen lassen und Sie mir als seinen vertrautesten Freund genannt, der in seiner Abwesenheit sein Stellvertreter sein würde.«

»Ah wohl, Seine Herrlichkeit war zu gütig, ich bin nur sein Diener, obwohl auch sein Vertrauter – ja, ja – in jeder Beziehung. Eben darum treffen Sie mich auch nicht unvorbereitet auf Ihr Erscheinen, denn Mylord hat mir für den Fall, daß Sie hier einträfen, Verhaltensmaaßregeln gegeben –«

»Wie? Verhaltensmaaßregeln? In Bezug auf mich? Wie konnte er denn vorhersehn, daß ich kommen würde?«

»Freilich, das scheint Ihnen sonderbar, aber es ist es doch nicht, wenn Sie Mylord so genau kennten wie ich. Er hat nur den möglichen Fall angenommen, daß es Ihnen – nicht so recht gefallen würde in Brenkowitz, und daß über kurz oder lang die heftige Gemüthsart des Barons Ihnen einen Stuhl vor die Thür setzen würde – und dieser Fall, Mr. Sohn –«

»Ist in der That eingetreten, Mr. Baxton, und ich bewundere das Ahnungsvermögen Ihres Herrn.«

»Unsres Freundes, sagen Sie nur getrost, junger Herr, denn auch Sie sind sein Freund, das hat er mir ebenfalls gesagt. O, wenn Sie diesen Freund ganz nach seinem edlen und guten Herzen würdigten, Sie würden sich glücklich schätzen, jetzt unter seinem Dache zu sein, anstatt so bleich und verstört umherzublicken, als ob Sie sich noch nicht in Ihre neue Lage finden könnten.«

»Verzeihen Sie, ich befinde mich in der That nicht ganz wohl – ich habe die Nacht unter freiem Himmel zugebracht.«

»Was? Unter freiem Himmel? Ist's möglich? O, dann ist mir Ihr Aussehn erklärlich, obgleich – aber halt! da weiß ich ein vortreffliches Mittel, Sie von Ihrem Unwohlsein zu heilen – ohne Zweifel haben Sie unter Gottes freiem Himmel mit den Vögeln des Waldes gespeist?«

Joseph lächelte matt – die neue Sonne schien ihm auch in diesem Zimmer zu leuchten – und nickte dem freundlichen Alten die Bejahung seiner Frage zu.

»Aha! Dachte ich mir es doch! Also zunächst ein Frühstück und dann alles Uebrige. O, Sie glauben gar nicht,

wie ein gutes Frühstück die Lebensgeister eines jungen Mannes erfrischt und ihm Muth und Selbstvertrauen wiedergiebt. Ich kenne das – und wollte eben auch frühstücken.«

Er hatte kaum ausgesprochen, so erschien ein Diener und brachte auf einer großen Platte ein kräftig duftendes Frühstück herein, bestehend – nicht aus Thee, den hatte Mr. Baxton schon vor zwei Stunden getrunken – sondern aus ein paar tüchtigen Beefsteaks, Eiern, Schinken, Käse, nebst Brod und Butter in Fülle.

»Mr. Baxton,« sagte der Diener, »Francis hat mich beauftragt, das Frühstück eine halbe Stunde früher zu bringen und die Portion zu verdoppeln.«

»Francis ist ein sehr vernünftiger Bursche, David, sag' ihm das von mir. Nun aber, mein Sohn, bringe uns auch eine Flasche guten, sehr guten Bordeaux – verstehst Du?«

»*Sehr* guten Bordeaux, Mr. Baxton, sehr wohl!«

Es läßt sich erwarten, daß Joseph zum Zulangen des so freundlich Gebotenen sich nicht nöthigen ließ, und in Wahrheit, Mr. Baxton's Erfahrung erwies sich als überaus richtig, denn des Hungernden Lebensgeister stellten sich so bald und völlig wieder her, daß er kaum noch wußte, diese Nacht in keinem Bette geschlafen zu haben.

»Hören Sie,« sagte der Alte während des Frühstücks, »es schmeckt mir in Ihrer Gesellschaft viel besser, als es mir allein geschmeckt haben würde, und auch mein Podagra macht sich weniger bemerklich, seitdem Sie hier sind. Nun freilich, Podagra ist eine sehr angenehme

Krankheit – ich meine in Bezug auf das bisweilen plötzliche Aufhören ihrer Hauptsymptome. – Wie? Sie legen schon die Gabel hin? Sind Sie denn gesättigt?«

»Vollkommen, Mr. Baxton! Ihr Rath war gut – ich fühle mich hinreichend gestärkt.«

»Nun, dann wollen wir ein Glas von diesem Bordeaux kosten. Es wird mir nichts schaden – meinen Sie nicht? Auf Ihr Wohl, Mr. Sohn!«

»Auf das Ihrige und das Sr. Herrlichkeit!«

»Versteht sich, auf das trinke ich immer. Aber nun – wie wäre es, wenn wir jetzt an unsre Geschäfte gingen? Wenn ich weiß, wie und warum Sie heute Morgen mit den Vögeln gespeist, so bin ich vielleicht besser im Stande, Ihnen einen vorläufigen Rath zu ertheilen.«

»Ich bin sehr gern bereit dazu und will so aufrichtig gegen Sie sein, wie ich es gegen Mylord selber sein würde.«

»Bravo, bravo, junger Mann! Jetzt sprechen Sie – ich höre. –« Dabei lehnte er sich in seinen Sessel zurück, faltete die Hände behaglich vor seinem Bauche und sah Joseph mit erwartungsvoller Miene an.

So erzählte denn dieser seine Erlebnisse in Brenkowitz, wie wir sie selber wissen, – und zwar mit jener rückhaltslosen Offenherzigkeit, wie sie eine Haupteigenschaft seines Wesens war. Nichts verschwieg er, keinen vermeintlichen Fehler von seiner Seite, denn es kam ihm immer vor, als stände der Lord selber hinter dem Stuhle des alten Baxton, um ihn zur vollständigsten Beichte zu ermuntern.

Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, hatte des Haushofmeisters Gesicht ein ganz andres Aussehn angenommen, es hatte sein schmunzelndes Lächeln abgestreift und, so zu sagen, seine Geschäftsmiene aufgesetzt. »So, so,« sagte er ernst, bedeutsam den Kopf wiegend, »so also stehen die Sachen! Hm! Das war gemein, brutal, das sieht dem Herrn Baron ähnlich. Haha! So hatte ich mir's freilich nicht gedacht. Das werde ich doch dem Lord melden müssen und noch heute schreibe ich ihm, wenn Sie es mir gestatten.«

»Ich bitte sogar darum; und verschweigen Sie ihm nicht das Geringste von meiner Handlungsweise, so viel Schatten Ihnen auch darauf zu liegen scheinen möge.«

»Bei Leibe nicht, ei, wie werde ich ihm nur ein Wort verschweigen! Was denken Sie! Das ist Alles für ihn höchst interessant. Aber nun, was werden Sie thun?«

»Ich werde geduldig abwarten, was Seine Herrlichkeit zu, meinen Verhältnissen sagt und welchen Rath er mir ertheilt.«

»Ah, das versteht sich von selber, aber das meinte ich nicht. Ich meinte vielmehr, was Sie in Bezug auf Brenkowitz thun wollen?«

»Wie? Was meinen Sie? Was könnte ich in dieser Beziehung thun?«

»Wie? sage auch ich. Sie wollten Nichts thun? Sie – ein junger hoffnungsvoller Mann? Wollen Sie die junge Dame in ihrer Wehmuth da sitzen lassen, ohne sie zu trösten, zu ermuthigen? Denken Sie nur, in welcher Angst und Sorge sie schweben mag, nicht zu wissen, was aus

Ihnen geworden ist und wohin Sie sich wenden werden, abgesehn davon, daß die Baronin, die edelste der Frauen, mit in ihren Kummer verwickelt ist.«

Joseph schoß das Blut in's Gesicht. Er schöpfte schon wieder neue Hoffnung; der Alte erschien ein erfahrener Mann in ähnlichen Verhältnissen zu sein, und doch war er noch viel mehr als das, er war ein herzensguter, zartfühlender und seinem Herrn in vielen Punkten gleichender Ehrenmann. »Was meinen Sie denn, was ich thun sollte?« fragte Joseph zaghaft und doch vertraulich.

»Ei, da ist ja nur ein Ding möglich. Sie gehen sogleich auf Ihr Zimmer, das ich Ihnen anweisen lassen werde, und schreiben einen erklärenden Brief an das Fräulein und ihre Mutter. Was darauf folgt, müssen wir abwarten.«

»Einen Brief? Wie soll ich denn den aber bestellen?«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Abgemacht! – Wo würden Sie gerne wohnen?«

»In einem hochgelegenen Zimmer, wo möglich mit der Aussicht auf die See.«

»Ganz mein Geschmack, wenn ich kein Podagra hatte. Das sollen Sie haben, gerade über Sr. Herrlichkeit sollen Sie wohnen.«

Er schellte. Ein Diener trat ein und empfing die nöthigen Befehle. Ehe derselbe aber wieder ging, um sie auszuführen, meldete er, daß ein Bauer mit einem Wagen so eben die Sachen Mr. Sohn's gebracht habe.

»Aha! Der Herr Baron ist eben so zeitig wach, wie wir. Hat der Bauer sonst nichts bestellt?«

»Kein Wort, Mr. Baxton. Er sagte nur, der Herr Baron hätte befohlen, die Koffer und Kasten Mr. Sohn's beim Pförtner abzugeben. Darauf ist er sogleich wieder fortgefahren.«

Eine Stunde später war Joseph Sohn in einem höchst wohnlichen und verhältnißmäßig sehr kostbar ausgestatteten Zimmer, das eine prachtvolle Aussicht über die See hin bot, eingerichtet, und nachdem er es sich in jeder Weise bequem gemacht, setzte er sich sogleich nieder, um die von Mr. Baxton angedeuteten Briefe zu schreiben, ein Unternehmen, welches sein volles Herz bedeutend erleichterte, ihm sogar ein namenloses Glück bereitete, da er es nicht für möglich gehalten hatte, so schnell eine Verbindung mit Brenkowitz wiederherzustellen, wie sie jetzt erfolgte. Der Baronin enthüllte er sein ganzes Herz, erzählte die am vergangenen Abend vorgefallenen Begebenheiten und sprach die Hoffnung aus, durch den so plötzlichen Austritt aus ihrem Hause nicht zugleich ihre Achtung und Theilnahme verloren zu haben. Auch dankte er ihr aus vollster Seele für alle Güte und Freundlichkeit und versprach sich derselben stets und überall würdig zu erweisen.

Ungleich leichter noch wurde ihm die Abfassung des etwas langen Schreibens an Sophie. Ach, es war der erste Brief der Art, den er in seinem Leben schrieb, und es war ihm schmerzlich genug, daß sein erstes schriftliches

Liebesgeflüster eine so traurige Grundlage haben mußte, wie sie ihm hier durch des Schicksals Willen zu Theil geworden war. Mehr, weit mehr, als er der Geliebten je mit hörbaren Worten gesagt, sagte er ihr jetzt mit der Feder, denn er fand es ungleich leichter, sein Herz auf diese Weise auszuschütten und von seinen Hoffnungen zu reden, als er es Auge in Auge zu sagen gefunden hatte. In diesem Briefe auch beschrieb er seinen Empfang in Downscastle, seine Wohnung, die Güte des Lords und was ihm seine augenblickliche Stimmung sonst noch an Trost und günstigen Erwartungen von der Zukunft eingab.

Zuletzt schrieb er auch an Rachel einige Worte und benachrichtigte sie von seinem Aufenthaltswechsel, wobei er sie indeß mehr errathen ließ, als daß er es mit deutlichen Worten sagte, welche Ursache demselben zu Grunde liege.

Als er diese Briefe zu Mr. Baxton hinuntertrug, fand er ihn vor dem Schreibtisch sitzen, beschäftigt, seinen bereits beendigten Brief an Lord Shorncliffe zu siegeln. Rasch schrieb er einige herzliche Grüße darunter und kündigte sich als unfreiwilligen Bewohner seines Hauses und als dankbaren Schützling seiner Gunst an. Bald darauf trug ein reitender Bote diesen Brief nach dem nächsten Postamte, und Mr. Baxton nahm das Packet, welches nach Brenkowitz bestimmt war, in Empfang, um Francis den Auftrag zu ertheilen, es in die rechten Hände abzuliefern, ein Auftrag, der ganz geeignet war, den schlaunen Diener mit freudigem Stolze zu erfüllen, und den er um so leichter in's Werk setzen konnte, da er bereits oft

in geheimen Aufträgen Mr. Baxton's auf dem Nachbar-gute gewesen war und daselbst mit Valentin Verbindungen angeknüpft hatte, wie sie unter vertrauten Dienern bekannter Familien so leicht geschlossen werden. Schon am Nachmittage desselben Tages hatte er sich auf den Weg gemacht, um seinen Auftrag auszurichten, und als es dämmerte, brachte er die willkommene Botschaft zurück, daß Valentin den Brief insgeheim empfangen und an seine Adresse befördert habe. So konnte man denn mit dem Anfang dieser geheimen Unternehmung zufrieden sein und jetzt erst fühlte sich Joseph frei von allen Aengsten und Besorgnissen, da er die Hoffnung hegen konnte, bald auf irgend eine Weise mit einer Erwiderung seines Schreibens beglückt zu werden.

Allein, wenn er diese Erwiderung umgehend erwartet hatte, so sah er sich bitter getäuscht, denn drei ganze Tage waren schon verflossen und noch hatte er nicht die geringste Botschaft aus Brenkowitz erhalten. Schon am zweiten Tage gegen Abend fühlte er sich von neuer Beklommenheit bedrückt, und nach Verabredung mit Mr. Baxton, der fast den ganzen Tag sein Gesellschafter gewesen war, schlich er sich, als die Schatten der Nacht seine Schritte verbargen, in die Nähe des Gutes, um wenigstens aus der Ferne den Aufenthaltsort der Geliebten zu betrachten. So unterhaltend und angenehm aber eine solche Betrachtung in der Regel ist, Joseph fühlte keine große Beruhigung dabei, vielmehr setzte sich sein Herz wieder in stürmischere Bewegung, als er das Haus von

ferne sah, worin er so glücklich gewesen, und an den erleuchteten Fenstern erkannte, daß man sich im Versammlungssaale befinde. Musik aber, so eifrig er lauschte, hörte er nicht, ach! wer sollte sie auch hören lassen? Niemand war ja in dem großen Schlosse, der dazu aufgelegt sein konnte.

So kehrte er nach mehrstündigem Harren und Verlangen langsam nach Downs-Castle zurück, und sein schweigsames Wesen verrieth dem aufmerksamen Mr. Baxton zur Genüge, wo seine Seele sich tummelte. Nichtsdestoweniger studirte ihn der alte Haushofmeister, wie man ein Buch studirt, und es waren noch nicht die erwähnten drei Tage verstrichen, so erklärte er sich selbst für befriedigt und stimmte im Geiste mit der schnell erwachten Neigung des Lords überein, da er sich überzeugt zu haben glaubte, daß dieselbe auf keinen Würdigeren hätte fallen können, als auf diesen edlen jungen Mann, dessen Gesicht in manchen Momenten einen Ausdruck zeigte, von dem Mr. Barton selbst nicht wußte, was er dazu sagen solle, da er ihm bald bekannt und bald wieder ganz fremd vorkam, je nachdem Joseph von inneren Empfindungen heftig bewegt war oder nicht. Wenn er ruhig vor sich hin schaute, las oder gemächlich sprach, erschien ihm dies Gesicht vollkommen fremd, war er aber lebhaft erregt, so leuchtete eine Flamme aus seinen Augen und prägte sich ein Zug um den geschlossenen Mund aus, der dem Alten wie eine bekannte Erscheinung vor der Seele schwebte, aber nie so klar oder so entschieden

wurde, daß er mit Bestimmtheit hätte sagen können, da und dort habe er dieselbe schon einmal gesehen. –

Es war am vierten Tage nach Joseph Sohn's Ankunft auf Downs-Castle, als er in der Abenddämmerung am Fenster seines hochgelegenen Zimmers saß und auf das ruhende Meer hinausblickte, über dessen Oberfläche Tausende von Seevögeln flatterten und in spielender Lust sich die Zeit vertreiben. In einen trüben Gedankengang über den Lauf der menschlichen Schicksale vertieft, der ihn in einsamen Stunden jetzt so häufig besuchte, überhörte er das Klopfen an seiner Thür, bis es sich stärker wiederholte und auf seinen Ruf Francis eintrat, um mit verschmitztem Lächeln zu melden, es sei ein Fremder angekommen, der Mr. Sohn zu sprechen wünsche.

»Ein Fremder? Zu mir? Wer ist es?«

»Das will er ihnen selbst sagen und Sie werden Freude davon haben, glaube ich.«

»So mag er sogleich kommen!«

Kaum hatte er es gesagt, so stürzte der alte Valentin aus Brenkowitz herein, der die Zeit nicht erwarten konnte, seinen prächtigen jungen Mann, wie er ihn nannte, nach der so unvorhergesehenen Trennung endlich wiederzusehen. In der That war die Begrüßung von beiden Seiten gleich herzlich und Valentin's Freude kaum so groß wie Joseph's, da er den treu bewährten Diener erblickte, der sein und Sophiens Vertrauter geworden, wie er schon lange auch der der Baronin gewesen war.

»Gott sei Dank!« rief der ehrwürdige Alte, nachdem er sich durch einige herzliche Worte Luft gemacht, »daß ich

Sie so munter und gut untergebracht wieder finde. Ach, Herr Sohn, wieviel Thränen sind Ihretwegen geflossen! Wenn Sie die gesehn und alle die Seufzer gehört hätten, die ich gehört, Sie würden so erweicht und trostlos geworden sein wie ich, der ich mich nicht enthalten konnte, auch ein paar recht von Herzen auszustoßen.«

»Ich danke Dir, Valentin, ich danke Dir herzlich für Deinen Besuch. O, Du kannst mir nichts Schlimmes bringen. Aber auch ich habe Thränen vergossen und Seufzer ausgestoßen, in Fülle, mein alter Freund!«

»Das läßt sich wohl denken, ach ja mehr wie zu viel.«

»Aber nun erzähle mir Alles, was Du weißt, und dann sage mir Deine Botschaft, denn Du hast doch gewiß eine für mich!«

»Na das versteht sich! Ob! Also erzählen soll ich? Nun wohl. Ja, womit fing es an,« sagte er und besann sich, da ihm wohl Vielerlei durch den Kopf schwirren mochte – richtig, ich hab's, mit Ihrem Verschwinden fing's an. Das war eine schöne Ueberraschung am nächsten Morgen. Kein Mensch wußte etwas davon, bis ich um sechs Uhr zu dem Herrn Baron gerufen wurde und den Befehl erhielt, Ihre Sachen hierher schaffen zu lassen. Ich wollte sie selbst bringen, aber da hätten Sie den giftigen Blick und die Wuth vom gnädigen Herrn sehen sollen! Na, da wußten wir Alle, was die Glocke geschlagen hatte, und Jeder verkroch sich so gut mit seinen Gedanken wie es ging, denn angenehmes Wetter gab es an diesem Tage nicht viel. Schon um achr Uht kam der Herr Baron zu seiner Frau und führte da keine üble Komödie auf, das kann

ich Ihnen versichern. Bis auf den Hof hinaus hörte man ihn toben und schreien, und im Zimmer war nichts als Weinen und Wehklagen. Was da nun für Worte gefallen sind, das weiß ich nicht und will ich nicht wissen, genug, der Sturm war orkanartig, und um neun Uhr schon warf sich der Baron auf ein Pferd und jagte davon, um erst spät in der Nacht mit leeren Taschen und dickem Kopfe wiederzukommen.«

»Wieso mit leeren Taschen – was meinst Du damit?«

»Das will ich Ihnen nachher erklären, denn heute muß endlich die Wahrheit an den Tag, ich habe es mir gelobt. – Aber was Brenkowitz anbelangt – den ganzen Tag, der auf Ihre plötzliche Abreise folgte, kam die Frau Baronin und Fräulein Sophie nicht zum Vorschein, sie beriethen sich im Stillen und weinten sich aus, so viel ist gewiß. Ueberhaupt war es im ganzen Hause sehr still, als ob ein Gewitter in der Luft schwebte; nur das gnädige Fräulein rumorte herum, als hätte sie den Teufel ausgetrieben und müßte nun alle Spuren abwischen, die er zurückgelassen hatte. Jeden, der ihr zufällig in den Weg kam, sah sie dabei lächelnd und triumphirend an und theilte auch doppelte Portionen Bier und Kaffee aus, aber kein Mensch hat einen Bissen davon angerührt, als die verfluchte Jakobine, die sich gerühmt hat, Sie und Fräulein Sophie alle Abende auf dem Balkon belauscht zu haben.«

«Ha! Also das weiß man?«

»Man weiß Alles, bester Herr Sohn, sogar daß Sie Fräulein Sophien lieben und Fräulein Sophie Sie wieder liebt, und daß Sie deshalb aus dem Hause gemußt bei

Nacht und Nebel, und daß nun Fräulein Sophie wohl sterben würde, wenn sie nicht zu ihrem Schatze käme. Ach, Herr Sohn, geben Sie sich alle Mühe, recht reich zu werden, und heirathen Sie dann das Fräulein frisch weg, denn in dem Hause gedeiht Nichts, auch sie geht zu Grunde, wenn sie nicht bald in andere Luft kommt. Das hat sie auch gerade heraus den folgenden Tag ihrer Tante in's Gesicht gesagt, als sie zu Tische kam, und daß sie allein an der üblen Wirthschaft schuld sei – aber es würde dennoch Alles anders kommen, als die bösen Menschen eingebrockt, denn Gott hätte auch noch Augen und er würde in Zukunft entscheiden, wer Recht und wer Unrecht von ihnen gethan.«

»So – das hat sie ihr gesagt?«

»Das und noch viel mehr, Herr Sohn.«

»Aber die Baronin, was hat die gesagt?«

»Kein Wort, wenigstens hat kein Mensch eins aus ihrem Munde gehört; sie hat ihr Zimmer noch nicht verlassen und nur mit Fräulein Sophie sich unterhalten. Sie soll auch immerfort weinen, sagte mir Doris, die sie öfter als ich gesehn und – und das gnädige Fräulein hat in ihrer funkelnagelneuen Wuth der Jakobine gesagt, daß sie ganz recht thäte, über sich zu weinen und sich zu schämen, weil sie in ihrem Alter noch einem so jungen Mann nachlaufe, wie Sie sind.«

»Was? Das hat des Barons Schwester der Jakobine gesagt?«

»O, noch viel Schlimmeres, was ich gar nicht wiedererzählen mag.« –

»Nun sprich nur weiter, Valentin, ich höre ruhig zu, siehst Du, denn was ein böser Verläumder von mir spricht, hat mich nie außer Fassung bringen können.«

»Richtig, richtig, so denke ich auch, daß man handeln muß. Aber warten Sie – wo war ich denn? Ja so! Der Baron spielte also den Wüthrich die drei Tage lang. Getobt hat er wie ein Wilder durch das ganze Haus und sich so recht in seiner vollen Glorie gezeigt. Mit Flüchen und Verwünschungen rief er es Jedem zu, der es hören wollte, die ganze Wirthschaft ginge zu Grunde, wenn man seinen Rang und Stand in der menschlichen Gesellschaft vergäße und sich mit Hungerleidern blamirte, statt mit Seinesgleichen zu verkehren. So wie er Sie fortgejagt, würde er einen nach dem andern von den Taugenichtsen fortjagen und seine Frau käme auch noch einmal an die Reihe.«

»Valentin! Das ist nicht möglich!«

»Ja, bei Gott, er hat es gesagt, ich schwöre es Ihnen zu, und noch viele andre schreckliche Dinge. Drei Tage lang hat das Spektakel gedauert und alle Tage hat er sich Mittags einen rothen Kopf getrunken und ist Nachts mit einem rothen Kopfe wiedergekommen, nachdem er gespielt hat, mehr denn je.«

»Gespielt? Davon habe ich ja noch nichts gehört.«

»Na! Von Wem sollten Sie denn auch so etwas hören? Wer wird Ihnen das sagen, so lange Sie im Hause sind? – Ei natürlich, das ist ja eine alte Geschichte, er spielt schon seit Jahren, alle Welt weiß es. Erst hat er es ganz im Stillen getrieben, dann immer offener und überall, und

darum reitet er ja auch alle Tage in die Nachbarschaft, wo seine Kumpane ihn irgendwo erwarten.«

»Wenn Du Dich nur nicht irrst, Valentin?«

»Gott bewahre, Herr, bei uns weiß es ja Jeder, nur das gnädige Fräulein weiß es nicht, sonst hätte der Himmel im Hause schon lange aufgehört blau zu sein. Neulich soll er an zweitausend Thaler an einem Abend verloren haben, und weil ihm das im Kopfe herumgeht, bekümmert er sich auch um nichts Andres, weder um Haus noch Hof, noch Gesinde, noch Vieh, ja nicht einmal um Frau und Kind, denn einem Spieler, Herr Sohn, ist an Nichts auf der Welt etwas gelegen, als am Spiel, und trinkt er noch dabei, wie der Baron, so ist er nun gar nichts werth. So kommt es denn auch, daß im Hause und Hofe Alles drunter und drüber geht; der Verwalter haut ihn über's Ohr, daß es nur so knallt, und was dem Baron abgeht, das legt er sich zu. Der aber merkt's nicht, daß ihm so viel aus der Tasche fällt und in Jenes hinein. Wenn das noch ein paar Jahre so fort geht, so wird der Baron bald auf dem Trocknen sitzen, sein Vermögen ist so schon halb durch die Lüfte gegangen.«

Joseph, völlig benommen, schwieg und sein bleiches Gesicht bewies am besten, wie erschrocken er war. »Er kann doch aber nicht das Vermögen seiner Kinder antasten?« fragte er den treuen Menschen, der in seiner Redlichkeit es nicht unterlassen konnte, bei dieser günstigen Gelegenheit sich das Herz leicht zu sprechen.

»Nun das wird er freilich nicht können. Das Vermögen der Kinder, denke ich mir, ist sicher vor Anker gelegt,

dafür hat gewiß die verstorbene Frau und ihr Anwalt gesorgt, denn die kannte ihren Gemahl und wußte, daß er schon einmal an der Spielwuth gelitten, die immer ruckweise bei ihm kommt, jetzt aber sich fest eingenistet hat. Er soll sogar zu ihren Lebzeiten einmal zehntausend Thaler an einem Tage verloren haben.«

»Das sind ja traurige Dinge, Valentin, von denen ich keine Ahnung gehabt habe.«

»Ich glaub's wohl. Ach, wovon haben Sie keine Ahnungen! Wenn Sie erst so lange im Hause gelebt hätten wie ich, dann würden Sie schon mehr erfahren haben.«

»Ich danke dafür, ich habe schon jetzt genug. Aber nun erzähle weiter – was geschah, als mein Brief ankam?«

»Na, ja! Das war ein ganz anderer Aufzug! Das Halloh von Freude hätten Sie sehen sollen! Mein altes Herz hat ordentlich gejubelt, als ob es mich selbst beträfe. Es war ein wahres Hallelujah! Fräulein Sophie lebte mit einem Male wieder auf und die gnädige Frau auch, und Beide gingen zum ersten Mal wieder an die frische Luft und spazierten nach der alten Linde und redeten sich das Herz frei. Auch wollten sie mich nachher, glaube ich, gleich hierherschicken, denn sie fragten mich, ob ich schon hier gewesen – aber es ging nicht, der Baron paßte auf wie ein Schießhund, und mich besonders nahm man auf's Korn, er und das gnädige Fräulein. Da, heute Morgen, aber kam ihm plötzlich ein Einfall, er wollte fort, Herrn Werner nach, – aber das glaube ich nicht, was ist Dem an seinem Sohn gelegen; je weniger er ihn sieht, um so weniger kümmert er sich um ihn. Na, er wird wohl

in irgend eine Spielgesellschaft gereis't sein, wo er wieder ein paar tausend Thälerchen sitzen läßt, denn er hat immer nur Unglück, und je mehr Unglück er hat, um so mehr Eifer hat er, es wieder abzuschütteln.«

»Das kann ich mir gar nicht denken, Valentin –«

»O, Sie können sich sehr Vieles von solchen vornehmen Herren nicht denken, aber die sind viel schlimmer als Unsereins; sie scheuen keine Geldausgabe, fürchten sich vor'm Teufel nicht und haben kein Gewissen. – Doch hören Sie weiter. Heute Morgen also ist der Baron richtig abgereis't, mit dem kleinen Sommerwagen, es geht also weit; auch hat er so viele Kleider und Wäsche mitgenommen, daß er wohl wenigstens acht Tage wegbleiben wird. Da rief mich nun heute nach Tische die Baronin zu sich, ob ich ihr den Gefallen thun, hierhergehn und Sie aufsuchen wolle, und da bin ich und hier sind die Briefe, die sie mir auf die Seele gebunden haben.«

Joseph sprang beinahe vor Freuden in die Höhe, als er die beiden Briefe zwischen seinen Fingern fühlte. Er dankte dem Alten herzlich, da er der Meinung war, derselbe wolle ihn, nachdem er diese Bestellung ausgerichtet, verlassen.

»Oho!« sagte aber Valentin, »Sie denken wohl, das ist Alles und ich will gleich wieder fort? Nicht doch, ich soll Antwort bringen, was Sie auf diese Briefe erwidern und ich soll nicht ohne ein bestimmtes *Ja* oder *Nein* zurückkommen, hat mir Fräulein Sophie gesagt.«

»Hat sie das? Nun dann darfst Du natürlich noch nicht fort –«

»Ich denke auch noch nicht daran – aber wie lange lesen Sie an einer solchen Epistel?«

»Eine halbe Stunde wird es wohl dauern!« scherzte der übergläckliche Joseph.

»So werde ich so lange zu Francis gehen, den mag ich gern, Herr Sohn, und Ihnen brauche ich unterdessen wohl kein Vergnügen zu wünschen.«

Damit ging er zur Thür hinaus, worüber Joseph sehr froh war, um endlich sein heißes Verlangen, die beiden Briefe an seine Lippen zu drücken, befriedigen zu können. So sehr er sich aber nach dem Anblicke der Zeilen Sophiens und nach ihren Worten sehnte er öffnete doch den Brief der Baronin zuerst, denn bevor er sich dem namenlosen Entzücken des Lesens jenes hingab, wollte er erst sein Herz beruhigter schlagen fühlen, und diese Wirkung, hoffte er, würden der Baronin Mittheilungen auf ihn hervorbringen. Er hatte sich darin auch nicht geirrt. Die edle Frau, von der äußerlichen verschiedenen Lebensstellung der beiden Liebenden völlig Abstand nehmend und sie in ihrem Herzen gar nicht bedenkend, hatte nur ihr Leid im Auge, welches aus der so unerwarteten Trennung entsprungen war. Ueber diese unvermeidlich gewordene Trennung sprach sie ihr tiefstes Bedauern aus, sowohl ihret- wie Sophiens wegen, und tröstete dann Joseph mit so rührenden und liebevollen Worten, wie sie nur ein Weib haben kann, das aus eigener Erfahrung weiß, wie schmerzlich ein solches Ereigniß in das Leben des Menschen eingreift. Noch einmal ließ sie durchblicken, daß sie persönlich keinen Einwand gegen

eine etwaige spätere Verbindung der Liebenden erhebe, und daß es also allein von Gottes Fügung abhängt, wie sich ihr künftiges Schicksal gestalten werde.

Als Joseph diese beruhigenden Worte gelesen, stieß er einen tiefen Seufzer aus, wie es uns wohl immer zu gehen pflegt, wenn Jemand seinen Trost für uns vom Himmel holt und unserm Glück einen Wechsel auf die Zukunft ausstellt. Joseph gehörte nicht zu den leichtsinnigen jungen Menschen heutiger Zeit, die ihr Mißgeschick leichter ertragen, wenn sie sich eine goldene Zukunft vorspiegeln, nein, er gehörte zu jener ernsten, bedachtsamen und verständigen Klasse, deren Zukunftsglas nach dem Stande der Gegenwart gefärbt wird, und da diese trübe war, konnte er sich auch jene nicht in den glänzendsten Farben vorstellen.

Sophiens Brief dagegen gewährte ihm, was er eigentlich am wenigsten erwartet hatte, eine viel größere Ermuthigung. Ihr jungfräuliches Herz war durch den ersten Schlag, den es empfangen, zwar für den Augenblick betäubt worden, aber mit frischer Naturkraft begabt, hatte es sich sogleich wieder aufgerichtet und richtete nun auch den Geliebten damit auf. »Nein,« sagte sie unter Anderm, »es ist nicht möglich, daß wir für ewig getrennt sein sollten, mein theurer Freund. Das *kann* Gott im Himmel nicht wollen, sonst hätte er uns nicht auf so wunderbare Weise schon zweimal zusammen geführt. Ich glaube an Gott, also glaube ich auch an seine Hülfe, die er uns bringen wird. Daher gilt es nur Geduld zu haben. Ich fühle es an meinem Herzen, daß die Liebe, die es

erfüllt, nicht für eine kurze Zeit berechnet war, sondern daß sie meine ganze Lebensdauer in Anspruch nehmen wird. Wenn also Deine Liebe so stark, so innig, so vertrauensvoll wie die meinige ist, so sind wir nur für eine kurze Frist getrennt und kein Mensch auf der Welt, habe er eine Macht und einen Namen, welchen er wolle, wird im Stande sein, unsre Seelen auseinanderzuhalten die sich längst für Jetzt und Künftig zu einer einzigen vereinigt haben.«

Waren diese Worte schon genügend, Joseph eine große Herzenserleichterung zu gewähren, obwohl er nicht den Muth besaß, von seinem Standpunkte aus zu Sophien emporzusehen, wie sie die Selbstverläugnung besaß, von dem ihrigen auf ihn herabzusehen, so war der Schluß des Briefes vollkommen geeignet, ihn mit namenloser Freude zu erfüllen.

»Mein guter Joseph,« schrieb nämlich Sophie, »so sind wir also für jetzt und vielleicht auf einige Jahre getrennt; so große Hoffnung ich nun hege, daß Du von der Hand und dem Willen Deines neuen. Freundes, des Lords, nur Gutes zu erwarten hast, wie er Dir ja verheißen, so traue ich ihm doch nicht die Gewalt zu, eine günstigere Gestaltung unsers beiderseitigen Geschicks herbeizuführen. Es kann also etwas lange dauern, bis unsre Lebenswege sich wieder kreuzen, und um mich auf eine so lange Entbehnung vorzubereiten, ist es meinem Herzen durchaus ein Bedürfniß, Dich noch einmal zu sehen, ehe Du ganz aus dieser Gegend scheidest, was doch sehr wahrscheinlich

ist. O, einzig Geliebter, ja, ich muß Dich noch einmal sehen, um Dich wissen zu lassen, was ein liebendes Herz ist. Bis jetzt habe ich geglaubt, Recht zu thun, wenn ich meinen Gefühlen für Dich einen Zügel anlegte, nun aber, da ich Dich verlieren soll und dabei empfinde, daß nur Du es bist, durch den und für den ich lebe, so glaube ich Recht zu thun, wenn ich Dir meine Gefühle in aller ihrer Mächtigkeit enthülle.

Wie Du durch Valentin, weißt, ist mein Vater, dem Gott seine Irrthümer verzeihen möge, auf einige Zeit verreis't, und wenn Tante Sibylle – o die schreckliche Sibylle! – nicht wäre, könntest Du ungefährdet eines Abends zu uns kommen und einige Stunden bei uns zubringen. Aber dazu will und darf ich Dich jetzt nicht verleiten, denn wer weiß, was es für traurige Folgen haben könnte. Da ich Dich aber noch einmal sehen und sprechen muß und der Stoff der Mittheilung mit jeder Sekunde wächst, so habe ich mich entschlossen, Dich außerhalb unsers Hauses zu sprechen. Komm also morgen oder übermorgen an den Bach auf Rachel's Lieblingssitz, ich werde es an einem von diesen beiden Tagen möglich zu machen suchen, mit Valentin dahinzugehen. Dort, in dem Weidengebüsch, sind wir vor allen Späherblicken gesichert, dort will ich eine Stunde mit Dir verplaudern und Abschied von Dir nehmen, denn so wie wir neulich geschieden sind, dürfen wir uns nicht auf lange Zeit verlassen, die Erinnerung an jenen schrecklichen Auftritt würde mir das Herz zerreißen, wenn er nicht durch einen sanfteren, glücklicheren daraus verdrängt würde. Zürne mir aber

nicht, wenn Du zuerst morgen vergebens auf mich warten solltest; bin ich morgen jedoch verhindert, so werde und muß ich Mittel finden, übermorgen gewiß an Ort und Stelle zu sein. Bis dahin, mein einzig Geliebter, sage ich Dir Lebewohl. Ein einfaches *Ja* oder *Nein* von Deiner Seite, an Valentin gerichtet, wird hinreichend sein, mich von Deinem Entschlusse zu unterrichten, doch was sage ich – das *Nein* in diesem Falle ist ja unmöglich, also erwarte ich allein Dein *Ja*. Lebe wohl – auf ewig Deine Sophie.«

Joseph fuhr nach Lesung dieses Schreibens wie elektrisirt in die Höhe; solchen Muth, solchen festen Willen hatte er bei dem bisher so zart zurückhaltenden Mädchen nicht zu finden erwartet. Ach, er wußte noch nicht, daß das weibliche Herz, wenn es sich in einer Lage befindet, wie die Sophiens war, viel erfinderischer, hartnäckiger, kraftvoller und muthiger ist, als das ungestümste Männerherz, denn die Liebe ist ja der große Kampf, für den die Vorsehung das Weib erschaffen, und um darin den Sieg zu erringen, hat sie ihnen die Kraft, die Entschlossenheit und das unwiderstehliche Siegesbewußtsein eingehaucht, die sie dem Manne verliehen, um den Sieg auf den Feldern der Ehre, des Ruhmes und des Lebens in jederlei Form zu erringen.

So rief er denn so rasch wie möglich den alten Valentin herbei und trug ihm mit beinahe stürmischer Hast die Bitte vor, Fräulein Sophien ein tausendstimmiges *Ja* zu überbringen.

Der Alte lächelte; er hatte keinen andren Bescheid erwartet und war mit diesem zufrieden. Ein treuer Diener ist der volle Abglanz der Herrschaft, die er liebt; aber freilich ist er selten und deshalb eine Beigabe unsrer Erdenmitgift, die man höher im Werthe anschlagen sollte, als es so viele Herrschaften thun. – Eine Stunde später war er schon wieder in Brenkowitz und berichtete, was er ausgeführt, womit er, wie wir nicht zweifeln, eine eben so freudige Wirkung daselbst wie in Downs-Castle hervorbrachte.

Während er das Schloß des Lords verließ und in dämmerndem Abendlicht nach seines Herrn Gute zurückkehrte, begab sich Joseph zu Mr. Baxton und theilte ihm die empfangene Botschaft mit. Auch Mr. Baxton lächelte, wie Valentin gelächelt, und billigte Alles, was sein Schützling zu unternehmen gesonnen war. So war Denn der ganze nächste Tag für Joseph ein Freudentag, wie er Lange keinen erlebt hatte, und wenn es noch ein Trübsal für ihn gab, bis die sehnlichst erwartete Dämmerung einzog, so war es die Langsamkeit der Stunden, die unter solchen Umständen träger denn je zu verlaufen pflegen.

Endlich, endlich aber begann die Sonne zu sinken, die Schatten der Bäume wurden länger und dichter und die Stille eines lieblichen Abends senkte sich auf die Fluren der Umgegend von Downs-Castle herab. Mr. Baxton hatte Joseph schon seit geraumer Zeit allein gelassen, da der alte Mann sich denken mochte, wie bewegt ein junges Herz ist und sich gern ungestört in hoffnungsvollen

Grübeleien tummelt, wenn es einem Ereigniß entgegengeht, wie es Joseph bevorstand. Denn ein Ereigniß ist ein solches Unternehmen im Leben des zur Liebe erwachten Herzens zu nennen. – *Erste geheime Zusammenkunft mit dem Mädchen unsrer Liebe!* Welcher Zauber, welche Poesie liegt in diesem Gedanken verborgen! O, wessen Herz auch nur bei der Erinnerung an so selige Augenblicke nicht mehr klopft, der hat aufgehört, ein fühlender Mensch zu sein, der hat keine Anwartschaft mehr auf den Genuß des höchsten Lebensgutes, der ist verhärtet, verknöchert, der lebt nur das kalte unbewußte Dasein einer künstlichen Maschine, denn die Liebe und der Drang nach Gegenliebe ist ja das einzige durchgehende, allgemeine Gefühl, welches die Natur dem menschlichen Geschlechte eingehaucht hat, aus dem, wie aus dem Quell alles irdischen Lebens, die Generationen sich neu gestalten und die Welt erst zur Welt wird – die Werkstätte alles Lebendigen, Wollenden, Wirkenden.

Joseph hatte schon lange vor völlig eingetretener Dämmerung den Park des Engländers verlassen. Nur von seinem Hunde gefolgt, der auf jedem bedeutungsvollen Schritte mit Sophie bisher sein steter Begleiter gewesen war, betrat er das freie Feld, langsam und mit wallendem Herzen der Gegend zuschreitend, die er so bald wieder zu betreten nicht die Hoffnung gehegt hatte. Während er so mit belebtem Pulse, glühendem Kopfe und unwillkürlich immer rascher vorwärts strebendem Schritte dahin eilte, ging hinter ihm über der bewaldeten Höhe der Mond auf, um mit seinem dämmernden Scheine

die Zusammenkunft der Glücklichen zu beleuchten. Aber gleichsam als wollte er nicht sehen, was da unten auf der schweigenden Erde Süßes und Trauliches vorgehe, verschleierte er sein glühendes Gesicht hinter kleinen Wölkchen, und schaute nur blinzeln und unsicher auf das friedliche Gefilde herab.

Unserm Joseph war diese tiefere Dämmerung sehr erwünscht. Obwohl er keinen Lauscher zu fürchten hatte, so war es doch sehr natürlich, daß er sich von keinem Unberufenen in der Nähe von Brenkowitz sehen lassen mochte. Aber er war schneller in die Nähe desselben gelangt, als er beabsichtigt hatte. Und so mußte er seiner Sehnsucht Einhalt gebieten und einige Zeit zwischen den Feldern hin und her schreiten, deren abgemähte Fläche ihm keinen Schutz mehr verlieh. Endlich aber, mit ihm trüg erscheinender Langsamkeit, hüllte sich die Erde in ihren Nachtmantel ein, und nun alles Bedenken von sich weisend, schritt er rasch dem Bache entgegen. Schon sah er die Gebäude von Brenkowitz vor sich liegen, ja, einige Fenster waren bereits erleuchtet, wie sie es alle Abende waren, aber noch war er einige hundert Schritte von der Stelle entfernt, die ihm als der Ort des Zusammentreffens bezeichnet war. Da blieb er plötzlich stehen, denn eine Strecke vor sich glaubte er in der Nähe eines Gebüsches, das den Weg vom Bache trennte, die Gestalt eines einzelnen Mannes zu erkennen. Auch der Hund an seiner Seite hatte diese Erscheinung bemerkt und blieb

ebenfalls stehen, seine Augen unverwandt derselben zukehrend. »Hektor,« sagte Joseph zu dem klugen Thiere, »vorwärts, sieh, wer es ist.«

Augenblicklich flog der Hund auf die Gestalt zu, aber gleich darauf stieß er ein freudiges Geknurr aus, denn er hatte einen Freund erkannt. Es war Valentin, der auf seinem Posten stand und dem Erwarteten schon entgegengegangen war. Bald befand sich Joseph bei ihm und erfuhr zu seiner Freude, daß Fräulein Sophie auf dem bezeichneten Platze sei und daß Valentin jetzt an dem Bache entlang gehen und sie vor Ueberraschung sichern werde.

Kaum hörte Joseph, was er sagte. Mehr fliegend als gehend erreichte er die Stelle, wo die Schrittsteine im Bache lagen, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, hielt er das Mädchen seiner Liebe in seinen Armen. Es war dies das erste Mal, daß er in so nahe Berührung mit ihr gerieth; bisher hatte er höchstens ihre Hand gefaßt und gedrückt, jetzt aber, jetzt – ach! wer hat nicht den Feuerstrom empfunden, der durch unsre Adern braust, wenn wir zum ersten Mal an dem wogenden Busen unserer Geliebten ruhen? O, wie bezeichnen wir mit Worten den Nektar, den Gott auf die Lippen derselben gelegt hat?



Es dauerte eine Weile, bis sich Beide so weit beruhigt hatten, daß sie sich neben einander auf den Rasen niederlassen und von ihren Verhältnissen ohne Leidenschaft

reden konnten. Das thaten sie denn auch mit geziemender Innigkeit und voller Hingebung. Nachdem sie sich aber in ihren persönlichen Ergüssen genug gethan und Verabredungen getroffen hatten, wie sie sich ihre Briefe durch Vermittelung Mr. Barton's wollten zukommen lassen, nachdem sie sich hundert Male Dasselbe gelobt, betheuert und verheißen hatten, was man unter solchen Umständen nicht oft genug hören und wiederholen kann, machte Sophie Joseph bemerklich, daß nun bald wieder an ihre Trennung zu denken sei, da Tante Sibylle sie vielleicht doch vermissen könne. Joseph wollte sich schon erheben, um ihrem Winke zu folgen, als er sich noch von ihrer weichen Hand zurückgehalten fühlte.

»Bleib noch, Joseph sagte sie flüsternd; »o, es ist so unendlich süß, an Deiner Seite, in stiller warmer Abendluft hier auf dem Rasen zu sitzen. Sieh, wie der gütige Mond uns so treulich und verschwiegen beschirmt –«

»Es ist nicht der Mond, der uns oder vielmehr der Erde sein Licht versagt, damit uns Niemand sieht, sondern es sind die Wolken, die sein Angesicht verschleiern.«

»Freilich, aber er hat sie herbeigerufen, Freund meiner Seele, um uns diesen Liebesdienst zu erweisen.«

»Auch möglich – aber Du wolltest mir noch von Deiner Mutter Etwas sagen – was war das?«

»Ach ja, und es ist Etwas, was Du gewiß nicht erwartest. Um mich zu trösten und vielleicht auch, um sich endlich in mir eine vollkommene Vertraute zu schaffen, hat sie mir einen Abschnitt ihres Lebens erzählt, der mir bisher noch dunkel war. Ach, Joseph, was habe ich da

gehört! Und ich muß aufrichtig sagen, diese Erzählung hat außerordentlich zu meinem Troste beigetragen, denn daraus habe ich ersehn, daß wir noch lange nicht so unglücklich sind, als wir sein könnten.«

»Wie? Also sie ist noch unglücklicher gewesen?«

»Nicht gewesen allein, mein Freund, sie ist es noch. Höre nur. Als das Kind eines wohlhabenden Vaters gut erzogen und mit den verschiedensten Glücksgütern gesegnet, verlor sie durch einen leichtsinnigen und verschwenderischen Bruder ihr ganzes Vermögen. Von ihren Verwandten war ihr nur eine einzige alte und arme Tante geblieben, die sie in ihr Haus nahm, um in ihrer Krankheit – sie war blind – eine Stütze an ihr zu haben. Von aller Welt verlassen, in einem einsamen Häuschen bei Göttingen lebend, lernte sie einen jungen Engländer kennen, der nach Allem, was ich von ihm gehört, ein seltsamer, aber liebenswürdiger Mann gewesen sein muß. Er war nicht gerade reich, jedoch leidlich bemittelt und trug meiner Mutter seine Hand an. Sie, die ihn unermesslich liebte, sagte sie ihm mit Freuden zu und die beiden jungen Leute lebten in der glücklichsten Hoffnung, daß die Mutter des Engländers, die aus einem alten und hochadligen Stamme war – dessen Namen meine Mutter nie erfahren – aber aus Liebe einen bei Weitem unter ihr stehenden und unbemittelten Mann geheirathet hatte, ihre Einwilligung ertheilen und sie somit bald auf ewig verbunden sein würden. Die Mutter aber berief ihren Sohn nach England – den Grund kenne ich nicht – und – meine Mutter hat ihren Geliebten nie wiedergesehen. Denn,

kaum in England angelangt, mußte er in Familienverhältnissen nach Ostindien reisen und dort starb er an einer Krankheit, die daselbst viele Europäer wegraffen soll. Diesen Mann nun, mein theurer Joseph, liebt meine arme Mutter noch heute eben so innig, wie sie ihn vor vielen Jahren geliebt hat, und sie betrauert noch heute seinen frühen Tod, wie in der ersten Stunde, wo sie denselben erfahren. Sie würde sich auch nie zu einer zweiten Verbindung entschlossen haben, wenn sie nicht die äußerste Noth dazu gedrängt hätte. Mein Vater, ach – leider muß sein eigenes Kind dies von ihm sagen – ist nie im Stande gewesen, den köstlichen Schatz zu begreifen, den er in meiner zweiten Mutter gewann, er ist überhaupt nicht geschaffen, die Dinge zu begreifen, die unsichtbar und innerhalb des menschlichen Herzens vorgehen, nur der Genuß des äußeren Lebens hat Reize für ihn. So vernachlässigte er meine arme Mutter vom ersten Augenblick an, denn nur der Wunsch, die Tochter einer alten und vornehmen Familie seine Frau zu nennen, scheint ihn zu dieser seltsamen Ehe verleitet zu haben. Ach, darüber mag ich nicht viele Worte machen, denn Du kannst Dir denken, wie betrübt ich bin, einen Vater zu haben, der so weit entfernt ist, ein edles Weib zu verstehen, von dem der Himmel nicht gewollt hat, daß es meine wirkliche Mutter würde, und das ich dennoch in Allem bewundere und verehere, was ich seit einer Reihe von Jahren an ihm kennen gelernt habe.

Hier hast Du auch, mein Freund, eine Erklärung mancher Eigenthümlichkeit meiner armen Mutter. Aus ihrem

Gram über den so frühen Verlust ihres Geliebten leitet sich ihre gewöhnlich so traurige Stimmung her; in der Erinnerung an ihn, da ihr die gegenwärtige Welt so wenig Angenehmes bietet, zieht sie sich so gern in ihr einsames Zimmer zurück. Aus diesem Grunde aber hängt sie auch mit erklärlicher Leidenschaft an England, denn Alles was Englisch heißt, weckt in ihr ein Echo, das nur mit ihrem Leben einst aus ihrem Herzen verschwinden wird. Ach, Joseph, seitdem ich Das weiß, werde ich mich noch einmal so gern allen ihren Wünschen fügen, denn ich liebe sie nun noch viel mehr als früher, und sie scheint mir in ihrem tiefen Seelenschmerze, den sie bisher nur Gott und keinem Menschen klagen konnte, eine Heilige zu sein. Und nun wirst Du auch begreifen, warum ich mich über mein eigenes Geschick viel weniger beklage, als ich es unter andern Umständen vielleicht thäte; denn wie glücklich im Vergleich mit ihr sind wir, mein Joseph! O, wir leben, und so lange man lebt, hat man Hoffnung, daß die Hindernisse, die unserer Neigung im Wege stehen, beseitigt werden können. Wir sind jung, wir vertrauen uns, wir lieben uns innig, dies Bewußtsein, sagt meine Mutter, muß uns allein schon ein hoher Genuß sein, selbst wenn wir noch Jahre lang von einander getrennt blieben. Und darin hat sie Recht, nicht wahr, Joseph?«

Joseph konnte nicht anders, er mußte der ihm so liebevoll vorgetragenen Ueberzeugung des geliebten Wesens beistimmen, obgleich ihm eine innere Stimme zuraunte, daß diese Hoffnung allein nicht hinreiche, ihr Verhältniß gerade zu einem glücklichen zu gestalten. Allein in

diesem Augenblicke gab er sich gern mit Sophien derselben hin und Beide sprachen sie noch in ihren letzten Abschiedsworten aus.

Denn die Zeit der Trennung war nun wirklich gekommen, das Gespräch der Liebenden hatte länger gedauert, als festgesetzt worden war, und Valentin erschien jenseits des Baches und mahnte mit freundlichen Worten zur Heimkehr. So mußte denn geschieden sein und der Abschied begann sich auf dieselbe Weise, nur etwas wehmüthiger zu entwickeln, wie es bei'm Wiedersehn geschehen war; Umarmungen und Küsse wechselten mit süßen und zärtlichen Worten ab, bis endlich der letzte Kuß und der letzte Scheidegruß in den Lüften verflogen war. Sophie war nach Brenkowitz zurückgekehrt und Joseph saß noch lange auf dem Rasen allein, der ihm nun noch viel theurer und heiliger geworden, als er ihm früher gewesen war.

Plötzlich aber erhob er sich und, seinem Charakter und Wesen getreu, in einer gehobneren Stimmung, mit viel gestählterem Herzen, als er es kurz vorher kaum noch für möglich gehalten hatte. Der Baronin trauriges Leben lag in seiner ganzen melancholischen Verlassenheit und Wehmuth vor ihm. Was mußte die Arme so lange Jahre hindurch gelitten haben! Nein, um Sophien nicht ein ähnliches Leiden erdulden zu lassen, erhob er sich in seiner ganzen jugendlichen Spannkraft und Männlichkeit. Er hatte plötzlich den Muth gefunden, zu wagen und zu ringen, wie auch andre edle Männer für das geliebte Wesen wagen und ringen, und er forderte in tollkühnem

Entzücken über die plötzlich sich fühlbar machende Stärke sein Schicksal heraus, ihn weit fortzuführen, wenn es nöthig sein sollte, nur um das Ziel zu erjagen, welches ihm jetzt als das einzige vor Augen lag, um dessen willen zu leben und zu streben ihm noch der Mühe werth erschien. Sophie sollte und mußte sein werden, das war in ihm beschlossen, und als er nun einen Blick zu dem nächtlichen Firmament hinauf that, gleichsam um es zum Zeugen seiner Entschlüsse zu machen, glaubte er in dem Flackern und Zwinkern der Sterne ihre Beistimmung und Ermunterung zu gewahren.

In einem Punkte hatte sich Joseph wenigstens nicht geirrt – in Thätigkeit sollte er bald versetzt, in's Leben, in die Ferne sollte er bald geworfen werden, denn schon war der wichtige Brief unterwegs, den Mr. Baxton seit längerer Zeit von seinem Herrn erwartete und unter dessen Siegel das fernere Schicksal unsers Freundes eingeschlossen lag.



Noch drei Tage verstrichen in ungeduldiger Erwartung einer Nachricht von Seiten Lord Shorncliffe's, da traf ein Brief von Berlin ein, wo der Lord sich jetzt aufhielt, und brachte Alles, was Mr. Baxton vorausgesehn und Joseph gehofft hatte, vor allen Dingen die Bestätigung seiner früheren Zusagen an Letzteren und die Befehle für Ersteren, nicht zu säumen, sondern den so unerwartet frei gewordenen jungen Mann ihren Verabredungen gemäß zu

Gunsten des Lords selbst zu verwenden und ihn sobald wie möglich auf das Feld der Thätigkeit und des Lebens zu treiben.

Der Brief an Mr. Baxton lautete nach einigen allgemeinen Betrachtungen, die ihn selbst und Downs-Castle betrafen, folgendermaßen:

»Und nun, mein lieber William, beauftrage ich Dich noch einmal schriftlich, Alles so einzurichten, wie wir es schon verabredet hatten. Du siehst, daß ich mich in Bezug auf ein Ereigniß in Brenkowitz nicht täuschte, nur konnte ich nicht voraussehen, daß dasselbe so schnell und zu einer für uns so günstigen Zeit eintreten würde. Ich wünsche weiter nichts, als daß sich unser junger Freund der Aufträge, die er von Dir empfangen wird, so annehmen werde, als beträfen sie sein eigenes Interesse, denn nur ein mir vollkommen ergebener Mann wird den Eifer, die Umsicht und den festen Willen besitzen, mir wahrhaft helfen zu wollen. Theile ihm also zuerst mein Schicksal mit, vom Anfang an bis zum Ende. Schone mich nicht, wo ich nicht zuschonen bin, denn ich will, daß er mich selbst in meinen Fehlern und Irrthümern erkennen lerne, um daraus eine Lehre für sich selbst und seine Zukunft zu schöpfen. Natürlich hast Du hiermit auch die Vollmacht, ihm das Geheimniß mitzutheilen, welches für mich in Brenkowitz begraben liegt, aber er soll – das schärfe ihm vor allen Dingen ein – keinem Menschen daselbst, nicht einmal Fräulein Sophie dasselbe verrathen oder nur im Mindesten andeuten, denn ich will die aufgegebenen Wünsche und Hoffnungen des edelsten der

menschlichen Geschöpfe nicht von Neuem wachrufen, da ich weder die Macht noch den Willen besitze, ohne Gottes Hülfe ihr dieselben zu erfüllen. Hast Du ihm mein Schicksal mitgetheilt und Dasjenige hinzugefügt, um was es sich ferner handelt, um in Bezug auf Thomas Morris zu irgend einem erwünschten Resultate zu gelangen, so theile ihm Deine Ansicht der Dinge mit und laß ihn mit ganzem Eifer den Spuren folgen, die im Stande sind, uns Klarheit und Gewißheit über die vorliegenden That-sachen zu verschaffen. Sollte Morris nach irgend einem Theile der Erde geflohen sein, um, Deiner Meinung nach, seine Schande und Schmach in das Meer der Vergessenheit zu versenken, und mag es Australien oder China sein – ich will und werde keine Kosten scheuen, ihn verfolgen und über sein Thun zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Doch das wird von den Erfolgen Sohn's abhängen, die er bei der in England oder Schottland irgend wo lebenden Verwandten Thomas Morris erzielen wird. Zeigt sich Joseph Sohn bereit, an die Lösung der ihm von uns gestellten Aufgabe zu gehen, so unterstütze ihn mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, um ihn schnell, sicher und bequem an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen. Er mag meine Yacht nehmen, die ich vorläufig nicht gebrauche, und damit von Downs-Castle nach England segeln, vorausgesetzt, daß das Wetter nicht zu stürmisch ist. In letzterem Falle geht er Calais nach Dover, denn ich will sein Leben auf keine Weise gefährdet wissen. Die Papiere, die ihn zu dieser Reise befähigen, habe

ich gleich beigelegt, seine Person ist darin als eine in meinem persönlichen Dienst befindliche bezeichnet, was ihn hoffentlich nicht verwunden wird, da er eigentlich nur im Solde meiner Freundschaft steht. Allein es ging nicht anders und es wird ihm sogar in vielen Beziehungen von Vortheil sein. Mit Wechseln auf irgend ein Londoner Haus versieh ihn reichlich, denn er soll die Reise zu zweierlei Zwecken unternehmen, einmal, um mir zu nützen und sodann, um sich zu belehren und zu vergnügen. Sollte er unerwartet nicht so bald ein günstiges Resultat erzielen – und das befürchte ich beinahe – so soll er sich nicht übereilen. Er mag in England oder Schottland bleiben, bis er endlich etwas Gewisses erfährt, was auf unsre Angelegenheit ein klares Licht wirft oder sie zu den unwiederbringlich verlorenen Dingen wirft. Gieb ihm endlich Francis zur Begleitung mit, er ist ein treuer und zugleich unternehmender Mensch, der in allen Winkeln der drei Königreiche besser Bescheid weiß, als irgend ein Anderer. Um aber Francis für die bevorstehende Unternehmung zu interessiren, wird es meiner Ansicht nach nützlich sein, wenn Joseph Sohn ihn, so weit er es für nothwendig hält, von dem Vorliegenden in Kenntniß setzt. Das wird seinen erfinderischen Kopf spornen, Joseph Sohn manchen guten Rath zu geben, wenn sie an Ort und Stelle gelangt sind, den wir in so weiter Entfernung vom Orte und in Unkenntniß der betreffenden Person hier nicht ertheilen können. Das ist Alles, was ich Dir für jetzt zu sagen habe; sollte mir noch etwas Wichtiges einfallen, so sende

ich es nach. Grüße meine Diener und behalte lieb Deinen alten Emery Glandon, ach! er war einst glücklicher und zufriedener, als es Lord Shorncliffe mit allen seinen Reichtümern, Schätzen und Erfahrungen ist.«

Das Schreiben an Joseph war ziemlich lang. Nachdem er ihm Einiges über Rachel mitgeteilt, von der ein umfangreicher, Glück und Freude sprudelnder Brief beilag, auch Werner's von Haldrungen erwähnt, der zu Joseph's Verwunderung ebenfalls in Berlin war, fuhr er folgendermaßen fort:

– »Und nun, mein theurer junger Freund, gehe ich zu unsrer jetzigen Verbindung über, die hoffentlich länger dauern und nicht so schrecklich enden wird, wie die mit Brenkowitz. Unmöglich konnte ich voraussehen, daß dieselbe so bald und so seltsam abgebrochen werden würde, aber ich betrachte es jetzt als Gottes Fügung, daß ich Sie bei Zeiten kennen lernte und Ihnen ein Asyl anzubieten in der Lage war. Betrachten Sie sich also als zu meinem Hause und zu meiner Familie gehörig. Ihre Zukunft nehme ich in meine Hand, wie die aller Derer, die durch irgend ein Verhängniß die Meinigen geworden sind. An solche Menschen binde ich mich gern, mit ihnen verknüpft mich ein unsichtbares, aber gewiß nicht zufällig gewebtes Band. So habe ich mein und Anderer Leben von Jugend an betrachtet und meine Erfahrungen haben meinen Glauben daran tausendfach bestätigt; Baxton, Francis, Harry und viele Andere unter den Meinigen mögen Ihnen ein Beweis davon sein, zu denen jetzt noch

Sie selbst, Rachel und vielleicht auch noch Werner und in fernerer Zeit Sophie von Haldrungen kommen werden.

Was Letztere betrifft, so geben Sie sie auf keine Weise verloren; ich betrachte eine andre Person, die mir weiter und länger entzogen ist als Sophie Ihnen, auch noch für mein; das Schicksal der Menschen springt oft wie der Wind wunderbar und eben so oft zu unserm Gunsten wie zu unserm Schaden um, wenn wir es zu erfassen und zu halten verstehen. Was meine Hülfe in Bezug auf Sophie anbelangt, so brauche ich Ihnen wohl nicht noch besonders zu sagen, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften liegt, um sie Ihnen zu erobern. Ich sage Ihnen dies, nicht um Sie mit vergeblichen Hoffnungen zu nähren, sondern um Ihren Muth und Ihre Fähigkeiten zu dem Dienste anzuspornen, den ich jetzt zunächst von Ihnen verlange, und dessen Ausführung Sie, wie Sie selbst bald sehen werden, zu meinem wirklichen Freunde machen muß, denn ich beweise Ihnen damit ein Vertrauen, wie man es nur gegen Diejenigen hegt, die man desselben für vollkommen würdig erachtet.

Diesen Dienst selbst, so wie alle Umstände, die ihn leider nothwendig gemacht haben, wird Ihnen Mr. Baxton enthüllen; er ist beauftragt, mich selbst Ihnen zu schildern, wie ich gewesen bin, als ich jung und hoffnungsvoll und beinahe eben so arm war wie Sie. Sollte Ihnen das Bild, welches er von mir entwerfen wird, nicht so gefallen, wie mein gegenwärtiges Ich – so werfen Sie keinen Stein auf mich und denken Sie stets an Ihre eigene Liebe.

Der Gedanke an diese Liebe wird Sie bewahren, ein übereiltes Urtheil zu fällen, denn wenn ich gefehlt habe – und ja, ich habe gefehlt – so habe ich es nicht aus böser Absicht gethan, sondern weil ich ein Mensch mit warmem Blute, zu vertrauenden Herzens und voll überfließenden Glaubens an den Edelmuth und die Hilfsbereitschaft der Menschen war.

Wenn Sie von Allem, was mich betrifft, in Kenntniß gesetzt sind, so gehen Sie mit Bedacht an das Werk, welches Ihnen Baxton in meinem Namen vorlegen wird, handeln Sie, wie Sie können und seien Sie überzeugt, daß Sie mit jedem Schritte, den Sie vorwärts in der Aufklärung von Dunkelheiten thun, die mir das Herz abdrücken, eine Stufe höher in meiner Achtung und Liebe steigen. Schreiben Sie, so oft sich die Nothwendigkeit dazu herausstellt, und wäre es alle Tage. Die Adresse, durch die ich überall zu finden bin, liegt bei. Ihre Hauptaufgabe ist und bleibt die Aufklärung des Geheimnisses, das auf Thomas Morris ruht, das bedenken Sie und leben Sie wohl. Gott mit Ihnen, zu Wasser und zu Lande!«

Joseph hatte diesen Brief in Gegenwart Mr. Barton's zu Ende gelesen und senkte nun nachsinnend sein Haupt, denn Vieles hatte er in dem Schreiben gefunden, was ihn ernst, beinahe feierlich stimmte. Zu handeln für den großmüthigen Freund, der ihm so überaus großes Vertrauen erwies, war er mit allen seinen Fähigkeiten entschlossen, darüber machte er sich keine Skrupel, ob

aber diese Fähigkeiten ausreichen würden, ein so wichtig scheinendes Unternehmen glücklich zu Ende zu führen, das, ja das erregte sein Bedenken. »Wer ist Thomas Morris?« fragte er endlich den ihn aufmerksam betrachtenden Mr. Baxton.

»Das sollen Sie noch heute erfahren, Mr. Sohn, ich wollte Sie eben um Ihre Aufmerksamkeit für die Stunden nach Tische bitten, denn Mylord legt mit diesem Briefe, den Sie nachher selbst lesen sollen, Ihr nächstes Geschick in meine Hand. Sie werden morgen oder übermorgen nach England abgehen.«

»Was sagen Sie? Nach England? Das ist ja der sehnlichste Wunsch meines ganzen Lebens gewesen.«

»Er wird jetzt erfüllt werden. Ihre Uhr für Deutschland ist abgelaufen und schon längst habe ich in Voraussicht des Eintreffens dieser Befehle die Yacht Mylord's für Sie in Bereitschaft setzen lassen, damit sie Sie nach der weißen Felsenküste meines Vaterlandes trage.« –

»Mr. Baxton! Sie machen mich glücklich – was soll ich in England?«

»Geduld! Speisen wir heute Abend zusammen und dann werden Sie so aufmerksam hören, wie ich gern sprechen werde, denn die Geschichte, um die es sich handelt, ist, so einfach sie scheint, doch gewiß eben so interessant für Sie, wie bedeutungsvoll für den Lord. Jetzt aber wollen wir einen kleinen Spaziergang nach dem Strande unternehmen und den Britain besuchen, um zu erfahren, wann er segelfertig ist. Es ist ein angenehmes Schiff, und Sie werden darauf so gut gebettet sein und

so comfortable leben wie in Downs-Castle oder London selbst. Kommen Sie.«

ZEHNTES KAPITEL. LORD SHORNCLIFFE'S GESCHICHTE.

Das Abendessen war eingenommen und Mr. Barton und Joseph Sohn saßen in des Ersteren Zimmer bei'm Nachtsch, ohne daß Einer von ihnen Neigung gezeigt hätte, den herrlichen Wein anzurühren, der vor ihnen stand. Es war diesen Abend recht behaglich in dem traulichen Gemach; das Wetter, am Vormittage so schön, war am Nachmittag trübe geworden, ein kühler Westwind hatte Regenwolken herangetrieben, und die kleinen Tropfen, die sie herniedersandten, rasselten von Zeit zu Zeit gegen die dicht geschlossenen Fenster. Im Kamin loderte ein gemüthliches Feuer, denn der alte Haushofmeister fror bei solchem Wetter und er fürchtete alsdann stets die Wiederkehr seines Podagra's, weshalb er sich dem knisternden Flammenheerde so nahe wie möglich hielt.

Joseph saß ihm am Tische gegenüber und beobachtete mit sichtbarer Spannung den Alten, der ernst und nachdenklich, wie man immer ist, wenn man längst vergangene Zeiten in's Leben zurückrufen will, da saß und bald in das Feuer, bald in das edle Gesicht des jungen Mannes sah.

»Nun, Mr. Baxton,« begann endlich Joseph, »jetzt ist die rechte Zeit zum Erzählen da; der Wind treibt den Regen gegen die Fenster, das Feuer prasselt und meine

Ohren sind schon lange in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.«

«Ja, ja, Mr. Sohn, Sie haben Recht – so will ich Ihnen denn eine Geschichte erzählen. Ach, ich habe heute schon manche Stunde an die ehemaligen Zeiten gedacht und dieses Nachdenken hat mein altes Herz etwas mürbe gemacht. Darum seien Sie nachsichtig, wenn ich mit einfachen Worten erzähle; ich will keine Bemerkungen einflechten, die ich später angestellt, sondern ich will nur in aller Ruhe die Ereignisse abwickeln, wie sie nach und nach vor meiner Erinnerung auftauchen. Ja, es waren mitunter schöne Zeiten, die wir zusammen durchgemacht, und wir haben damals nicht geglaubt, daß wir jetzt so einsam am menschenleeren Strande der Ostsee sitzen würden, um mit unsern Gedanken noch einmal in der Vergangenheit zu leben. Doch – voran denn! Das Klagen hilft zu nichts und nimmt nur die Zeit fort, die wir bald zu Thaten werden verwenden müssen. So hören Sie denn:

Die Geschichte Mylord Shorncliffes beginnt mit seiner Mutter, die vielleicht allein an seinem jetzigen Schicksale schuld ist. Sie war eine sehr schöne, aber auch eine sehr stolze, kalte und steife Dame, ein ächter Sproß aus dem hochadligen Geschlecht der Shorncliffes, die sich von jeher durch Reichthum, hohe Stellungen im Staate und ein reines unvermishtes Blut ausgezeichnet haben. In ihrer Jugend freilich mag sie nicht ganz so hochmüthig gewesen sein, wie in späteren Jahren, davon zeugt ja genügend ihre Verbindung mit Emery Glandon, dem Vater

meines Herrn, der ein armer, aber ehrenwerther und braver Offizier in der ostindischen Armee war. Dieser Emery Glandon war seiner Zeit der schönste Mann der drei Königreiche, so behauptete wenigstens Mylady, als sie ihn in Brighton zum ersten Male sah, wo er sich auf Urlaub befand, um seine Wunden heilen zu lassen, die er im indischen Kriege erhalten hatte. Kaum hatte sie ihn erblickt, so war sie dergestalt von ihm eingenommen und bezaubert, daß sie ihr ferneres Leben mit dem seinigen zu verbinden beschloß. Hart müssen allerdings die Kämpfe gewesen sein, die sie deshalb mit ihren Eltern und Verwandten zu bestehen gehabt, denn was war der arme Emery Glandon in den Augen einer so reichen und stolzen Aristokratenfamilie! Allein ihre Beharrlichkeit, ihre Liebe und vielleicht auch ihre Laune trugen den Sieg davon und sie ward die Frau des schönen Soldaten. Die nächste Folge davon war, daß ihre Verwandten sich von ihr lossagten und sie nur mit einer jährlichen Rente von tausend Pfund bedachten, ein Uebereinkommen, dem sich die junge Dame willig fügte, trotzdem sie dadurch um ein Bedeutendes von der Höhe und dem Glanz ihres früheren Lebens herunterstieg. Mrs. Glandon aber gab sich damals den Anschein, als mache sie sich wenig daraus, brach gleichmüthig den Verkehr mit ihren vornehmen Kreisen ab und lebte mit ihrem Gatten glücklich auf Tower-Hall einem kleinen Landhäuschen in der Nähe von Dover, welches sie von einer fernen Verwandten schon als Kind geerbt hatte. Nach einem Jahre jedoch war der Urlaub ihres Gatten abgelaufen und

er mußte nach Indien zurückkehren, ein Umstand, der Mrs. Glandon nicht aus ihrer Ruhe brachte, da sie schon längst beschlossen hatte, den seltenen Mann bis an's Ende der Welt, also auch in das unsichere Kriegsleben in Ostindien zu begleiten. In Indien indessen zeigte sich die erste Trübung ihres ehelichen Glücks, denn hier konnte sie sich nicht wie in England von dem öffentlichen Verkehr zurückziehen, und die Familien, mit denen sie in Verbindung gerieth, wollten ihr nicht verzeihen, daß sie statt eines reichen Earls und Pairs einen winzigen Offizier geringeren Grades geheirathet hatte. So wurde ihr nur eingeschlummerter Familienstolz allmählig wieder geweckt und in gleichem Grade kühlte sich wahrscheinlich auch ihre Liebe ab. Glandon jedoch erkrankte abermals, weil er das Klima nicht mehr ertragen konnte, und starb, nachdem er nur zwei Jahre das Glück genossen hatte, Vater des kleinen Emery Glandon, meines jetzigen Herrn und Ihres Freundes, zu sein. Bald nach seinem Tode reiste Mrs. Glandon nach England zurück und bezog wiederum das kleine Landhaus am Strande bei Dover, wo sie ehemals so glücklich gewesen war, jetzt aber nicht mehr in den Träumen dieses Glückes schwelgen sollte, sondern sich dem bitteren Brüten überließ, welches die Betrachtung ihrer verlassenen Lage allmählig in ihr hervorrief, in die sie sich durch eine schnell abgekühlte Leidenschaft selbst versetzt hatte. Ihr nächstes Bestreben in England ging nun dahin, die Verbindung mit ihrer Familie wieder

anzuknüpfen und so sich nach und nach auf die frühere Höhe ihrer Geburt zu erheben, allein – dieses Bestreben mißlang gänzlich, da man sie als ein mißrathenes Glied der Familie betrachtete und schon seit Jahren vergessen hatte. So empfing ihr stolzes Herz einen neuen, unerwarteten Schlag, und mißmuthig und grollend über ihr Geschick, zog sie sich von allem Umgange zurück und lebte nur der Erziehung ihres einzigen Sohnes, mit dessen specieller Bedienung ich damals als junger Mensch beauftragt ward. Seit jener Zeit bin ich fast nicht mehr von der Seite meines Herrn gekommen und nun werden Sie begreifen, wie fest und innig die Bande sind, die mich mit Mylord verknüpfen!

So begann denn also die Erziehung des kleinen Emery unter Leitung einer so erbitterten und eigensinnigen Frau auf eine sehr ungewöhnliche Weise, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn er böse und schlecht geworden wäre, da ihm fast Alles entging, was den Kindern bemittelter Leute an guter Erziehung und läuternden Beispielen zu Theil wird. Allein seine gute Natur, sein redliches Herz, seine geradsinnigen Neigungen, die er mehr von dem Vater als der Mutter geerbt, schützten ihn stets vor den falschen Theorieen und Maximen der nur im Geiste ihrer Vergangenheit lebenden Frau, die nie vergessen konnte, daß sie die Tochter eines Lords und doch nicht in der Lage war, die Ansprüche einer solchen geltend zu machen. Mrs. Glandon wollte in allen Dingen und nach allen Richtungen hin einen großen Herrn aus ihrem Sohne machen, er sollte stolz, kalt und vornehm

werden, wie sie selbst es war, und doch strebte das einfache Naturell des Knaben mit gewaltiger Strömung dieser Absicht entgegen. So suchte sie ihm zum Beispiel von früher Jugend an den unsinnigen Glauben beizubringen, die Dinge und Verhältnisse, die er um sich sah, seien viel größer, schöner und besser, als sie wirklich waren, wodurch sie dem Kinde eine ganz falsche Vorstellung von allem Vorhandenen, von ihrer und seiner Existenz aufzunöthigen trachtete, allein dieser gewagte Versuch wollte ihr nie gelingen. Denn der aufgeweckte Knabe hatte ein sehr gesundes Auge, das die Dinge nur in ihrem natürlichen Lichte erfaßte, und ein unendlich bescheidenes und einfaches Herz. Er hatte also schon früh das Unglück, zu der Einsicht zu gelangen, daß nicht Alles glaubwürdig war, was seine Mutter ihn glauben machen wollte, und er bemühte sich daher nur um so eifriger, die Wahrheit der Dinge und Begebenheiten um ihn her zu ergründen und im Innern gegen die Ansichten seiner Mutter einen Widerspruch keimen zu lassen, der mit seinem zunehmenden Alter wuchs und seinem Charakter allmählig ein Gepräge aufdrückte, das er selbst jetzt noch bewahrt hat. So bildete sich unversehens im Geiste desselben eine bei Knaben seines Alters ungewöhnliche Hartnäckigkeit, ein zähes Festhalten seiner Meinungen und Ansichten, ein unabweichliches Bestehen auf seiner Meinung aus, eine Neigung, die bei einem schlimmen Herzen leicht zum Schlimmen führen konnte, glücklicherweise aber bei dem gutgearteten Emery sich nur in eine eiserne Consequenz

umbildete und festsetzte, mit der er Alles, was er künftig im Leben ergriff, auszubeuten und in sich zu fesseln bemüht war.

Ein fast beständiger und beinahe bis zum Tode der Mutter dauernder Kampf entspann sich sehr frühzeitig zwischen Beiden bezüglich des Verkehrs, des Umgangs und Zeitvertreibs des Knaben, wofür ich hier nur ein einziges Beispiel werde anzuführen haben, um Sie zu belehren, daß dieser Kampf, wie in winzigen, so auch in allen ernsteren Dingen stattfinden und fortbestehen konnte. Nach Mrs. Glandons Ansicht sollte Emery nur mit Kindern Begüterter, Hochadliger verkehren, da aber solche Kinder nie in seine Nähe kamen, so wollte sie seinen Umgang bloß auf sich selbst und ihr Haus beschränken, was natürlich für einen warmblütigen Knaben seines Alters ein viel zu enger Kreis war, zumal Emery gerade das Gegentheil liebte und gern mit Kindern verkehrte, die seinen Jahren, seiner Lebenslust und seinen kindischen Ansichten entsprachen. Da ihm in diesem Punkte aber unendliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, so gerieth er auf den Einfall, seine Liebe, die fast gar keine Nahrung erhielt und doch so sehr der Gegenliebe begehrte, auf Wesen untergeordneter Gattung zu lenken, und so entwickelte sich die seltsame Liebhaberei, sich mit Thieren allerlei Art zu umgeben –«

»Ha!« unterbrach Joseph den Erzählenden, »da hatte er ja dieselbe Liebhaberei wie ich.«

»So! Ja! Hm! und diese Liebhaberei war fast die einzige, die ihm gestattet wurde, weshalb es denn bald kam,

daß sich Tower-Hall mit Affen, Hunden, Vögeln und dergleichen Gethier bis zum Uebermaaß füllte, was den Bewohnern des Landhauses oft sehr lästig und unbequem war, aber von Allen ertragen wurde, weil sie der allein stehende Knabe dauerte und sie ihm das einzige Vergnügen seiner Jugend nicht verkürzen mochten. Emery sammelte damals auf eine etwas seltsame Art. Da er nicht die Mittel besaß, seine bisweilen kostspielige Liebhaberei durchzusetzen so brandschatzte er die Nachbarn seiner Mutter auf jede Weise, und kam dadurch bald in den Ruf, ein unwiderstehlicher Jäger und Fänger zu sein.

Doch ich will mich nicht zu tief und zu speciell in die ersten Heldenthaten der Art meines Herrn einlassen, überdieß haben wir es bald mit ernsteren Dingen zu thun und das Angeführte wird Ihnen genügend sein.

Es war die Zeit gekommen, in der man an eine geeignete Schulbildung Emery's denken mußte, und durch ihre endlosen Schreibereien an ihre vor wie nach grollenden Verwandten setzte es Mrs. Glandon endlich durch, ihren Sohn auf der Schule von *Eton* aufgenommen zu sehen, wo er jedoch nicht zu der auserwählten Klasse der vornehmen Alumnen, vielmehr zu jener der halbbegüterten sogenannten *Extraneen* gezählt wurde, denen man aus purem Mitleiden gestattet, die wissenschaftlichen Brosamen aufzulesen, die die Herren Alumnen von ihrem klassischen Ueberflusse übrig lassen. Ich begleitete den Knaben damals nach *Eton* und bewohnte mit ihm ein kleines Haus, dessen Besitzer sich davon ernährten,

Pensionäre bei sich aufzunehmen und ihnen für eine gewisse Summe Kost und Unterhalt zu gewähren. Hier in Eton zeigten sich nun die Symptome von seltsamem Eigenwillen in dem Charakter meines kleinen Herrn, der sich niemals daran gewöhnen wollte, ein Joch auf seinem an Freiheit und Frohsinn gewöhnten Nacken zu tragen. Das althergebrachte steife Schulwesen war ihm ein Gräuel, er konnte die schwarzgekleideten pedantischen Schulmeister mit ihren weißen Zipfelcravatten, die die Knaben in den Schraubstock der Methode preßten, eben so wenig begreifen, wie er diese Knaben begriff, daß sie den Schulmeistern gehorchten und in der Stube saßen, wenn draußen auf den Angern die Sonne schien und die Schwalben im Winde spielten. Er wolle gern lernen, sagte er oft, aber man müsse ihn lernen lassen, was ihm Vergnügen mache, oder wenn er einmal gehorsam sein müsse, so solle man ihm wenigstens die Freiheit gönnen, die er in Tower-Hall genossen, denn Tauben fliegen zu lassen und sich ein paar Hunde zu halten, sei ein viel größeres Vergnügen, als die Regeln der lateinischen Grammatik zu studiren und französische Vokabeln auswendig zu lernen.

Die vielerlei Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten, die er namentlich wegen seiner Thierliebhaberei mit den Vorstehern der Schule in Eton hatte, die nicht dulden wollten, daß ein so kleiner Knirps, wie Emery Glandon war, mit Hunden spazieren ging, wo so viele menschliche Wesen einen besseren Gesellschafter abgeben konnten, führten endlich zu einem ernstlichen Bruche; man

fand es nicht angenehm, einem so widerspenstigen Wesen die Ehre angedeihen zu lassen, in Eton seine Bildung zu empfangen und – verwies ihn.

Als Emery Glandon zu seiner Mutter nach Tower-Hall zurückkehrte, befand sich dieselbe in großer Verlegenheit, ihm den nothwendigen Unterricht zu Theil werden zu lassen. Endlich jedoch führte der Zufall eine günstige Gelegenheit herbei. In einem nahegelegenen Kirchspiele trat ein armer und sehr gelehrter Vicar auf, der für achtzig Pfund jährlich den Dienst eines Pfarrherrn versah, dessen Pfründe achttausend Pfund betrug. Dieser noch ziemlich junge Mann fristete sein kärgliches Leben dadurch, daß er Pensionäre hielt und Unterricht in allerlei Sprachen und Wissenschaften ertheilte. Er hatte damals einen einzigen Pensionär, einen lebhaften Knaben, Namens Morris, und dieser ist es, der später leider einen so großen Einfluß auf Emery's Schicksal ausüben sollte. Emery verstand sich sehr gern dazu, täglich einige Male nach dem Kirchspiel des Vicars zu laufen, um Weisheit zu lernen; konnte er sich doch auf diesem Wege von seinen Hunden begleiten lassen und war er doch nach den Unterrichtsstunden frei wie der Vogel in der Luft, um zu spielen und Tauben zu jagen, so viel er nur wollte. Wenn die Herren in Eton jetzt den Eifer meines Emery gesehn hätten, so würden sie mit ihm sehr zufrieden gewesen sein; der Vicar wenigstens, mit dem ich oft über den Knaben sprach, theilte mir mit, daß er selten einen so lernbegierigen, willenskräftigen und ausdauernden Schüler

unterrichtet habe. Doch das ist nur Nebensache und berührt die Haupterlebnisse meines Herrn nicht; ich übergehe daher alle Einzelheiten seines Jugendlebens und wende mich zu dem Brennpunkte seines Schicksals, zu Thomas Morris, der bald in eine vertrautere Stellung zu Emery gerieth, als wir Alle erwartet hatten.

Thomas war ein verschlagener, mehr schlauer als kluger, mehr spekulativer als nachdenkender Kopf, der namentlich zu allerhand leichtsinnigen Streichen, die fast außerhalb des Gebietes eines Knaben lagen, ungewöhnliche Fähigkeiten besaß. Zu allem Schlimmen geneigt, keine Arglist scheuend, keinem Menschen wahrhaft ergeben, meinte er es mit Niemandem ehrlich als mit sich selber, und wußte Alles zu seinem persönlichen Vortheil zu wenden. Das sahen wir Aeltere, der Viscar und ich, sehr bald, aber Emery und seine Mutter sahen es nicht; vielleicht auch wollte es Letztere nicht sehen, da sie froh war, einen leidlich angenehmen Gefährten für ihren Sohn gefunden zu haben.

Die beiden Knaben verband sehr bald eine von Emery's Seite wenigstens aufrichtige und warme Neigung. In Letzterem nämlich waltete die eigenthümliche Neigung vor, alle Diejenigen zu beschützen und zu heben, die vom Schicksal oder Unglück auf irgend eine Weise benachtheiligt waren, und da Thomas Morris eine Waise war und nur von dem Mitleiden einer Verwandten abhing, die selbst nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, so hatte er es sich in den Kopf gesetzt, Thomas innig zu

lieben und ihm auf jede Weise sein Dasein zu erleichtern. So hatte sich mit einem Male seine Liebhaberei für Thiere zur Liebhaberei für Menschen erweitert und veredelt, und häufig geschah es, daß er der Mutter nicht allein Thomas Morris, sondern außerdem noch ein ganzes Rudel halb erfrorener und verhungertes Knaben mit in's Haus brachte, die er irgend wo auf der Straße aufgelesen hatte, um sie mit seinem Ueberflusse zu füttern und zu wärmen, wobei es der mit Geld stets sparsam versehenen Mrs. Glandon nicht selten an Lust gebrach; den stürmischen Anforderungen des kleinen Großmüthigen zu genügen. Mit der Zeit freilich, als Emery älter wurde, erkannte er die Last, die er der Mutter damit aufbürdete, und so trug er endlich seine allgemeine Menschenliebe allein auf Thomas über, der meiner Meinung nach der Unwürdigste von Allen war, auf die sie hatte fallen können.

Lassen Sie mich über die Knabenjahre Emery's rasch hinweggehen, sie interessiren Sie gewiß nur in sofern, als Sie daraus auf seine spätere Entwicklung und die Ausbildung seines Charakters schließen können, wie Sie denselben bis jetzt erkannt haben und wahrscheinlich noch ferner erkennen werden.

Emery und Thomas waren siebzehnjährige Jünglinge geworden und noch immer verband sie jene erste warme Freundschaft, ohne daß es jedoch dem leichtfertigeren Thomas gelungen wäre, den mehr ernsten und bedächtigen Emery in die oft gestellten Schlingen zu locken.

Um nur eine leichtsinnige Eigenschaft Jenes zu erwähnen, die späterhin bei ihm zur Leidenschaft wurde, so will ich hier seiner Neigung zu Hazardspielen gedenken. Morris liebte schon als Knabe das Spiel und selten ging er irgend wohin, ohne Würfel oder ein paar Spiele abgegriffener Karten in den Taschen zu tragen. Daß er wiederholt seinen Freund zu derselben Leidenschaft zu verleiten versuchte, war nur zu natürlich. Emery that ihm auch oft den Gefallen und spielte mit ihm zum Vergnügen, aber nie um Geld, denn dagegen hegte er eine unüberwindliche Abneigung; er tadelte es sogar oft an Thomas, der das Spiel als Mittel, leicht Geld zu gewinnen, aus allen Kräften vertheidigte. Da Emery stets mit großer Ruhe und Ueberlegung spielte, weil ihn das Spiel an sich nicht reizte, so spielte er seinem leidenschaftlichen Partner gegenüber stets gut, und er hätte im Leben vielfach Gelegenheit gehabt, große Summen zu gewinnen, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, denn er hatte immer und überall ein ungeheures Glück. Er brauchte die Karten nur anzurühren, so fielen ihm die besten zu, ohne daß er es wünschte. Ach, das Sprichwort sollte sich auch an ihm bewahren, daß wer Glück im Spiel hat, in der Regel keins in der Liebe habe. Thomas sah dies stete Glück seines Busenfreundes mit neidischen Augen an, denn da er Alles mit demselben theilte, so glaubte er auch das Recht zu haben, sein Glück mit ihm zu theilen, ein Wahn, der sich niemals bei ihm bestätigt hat.

So viel hiervon, und ich erwähne dies vornehmlich, weil ich der Ansicht bin, daß gerade die Spielwuth es

war, die Thomas Morris verleitete, gegen seinen Freund, dem er so Vieles verdankte, schlecht und unwürdig zu handeln. Die beiden Knaben also waren siebzehn Jahre alt und bis dahin vom Vicar unausgesetzt unterrichtet worden. Da Thomas jetzt aus der Pension des Letzteren scheiden sollte, um eine deutsche Universität zu besuchen, die weniger kostspielig war als eine englische, so erklärte der bisherige Lehrer, daß Emery eben so gut in Göttingen studiren könne wie Thomas, und daß es sogar für ihn in jeder Beziehung ersprießlich sein würde, einige Jahre auf dem festen Lande zu leben, um sich eine starke Lebensbasis für sein ferneres Fortkommen zu gründen. Hiermit war Mrs. Glandon ganz einverstanden, denn ihr Einkommen reichte wohl hin, ihren Sohn in Deutschland, aber nicht, um ihn in England seine Bildung vollenden zu lassen. Sie ging also mit sich zu Rathe und entschloß sich endlich, ihr jährliches Einkommen von tausend Pfund mit ihm zu theilen, was für einen Studenten in Ihrem Vaterlande ein leidliches Einkommen ist und fünfmal so groß war wie das, worüber Thomas Morris zu verfügen hatte. Auch Emery war mit diesem Entschlusse sehr zufrieden, so konnte er nicht allein seinem Wissensdrange nachgehen, sondern er konnte auch fortfahren, seinen theuren Freund wie bisher mit seinen größeren Mitteln zu unterstützen. So reisten wir Drei denn nach dem Festlande ab und bezogen die alte und ehrwürdige Georgia Augusta, die so reich ist an wissenschaftlichen Schätzen und Lehrkräften und in ihrer Umgebung so vielerlei Angenehmes und Sehenswürdiges für junge Leute aufzuweisen hat.

Mein Herr war damals schon ein stattlicher, völlig ausgewachsener junger Mann mit hübscher Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen und dem von seinen Eltern angeerbten edlen Benehmen, was ihm jederzeit die Theilnahme Derjenigen erwarb, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Thomas dagegen war ein kleiner stämmiger Bursche mit scharf markirtem Gesicht, aus dessen lüsternen Augen die ganze Schlaueit und Leichtfertigkeit sprühte, die ihm eigenthümlich war. Wir hatten uns sehr bald in der deutschen Musenstadt eingebürgert und lebten die ersten zwei Jahre still und zurückgezogen, weil wir uns erst mit dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache vertraut machen mußten, die wir damals alle Drei nur sehr wenig verstanden. Wir machten aber sämmtlich erkleckliche Fortschritte darin, und nun erst, nach zwei Jahren, verkehrten wir mit verschiedenen Familien, deren Bekanntschaft einem Manne mit Emery's Aeußeren, Mitteln und Herkommen in Göttingen sehr leicht gemacht wird. Auf unser Leben daselbst will ich indessen hier nicht weiter eingehen und nur bemerken, daß wir alljährlich kleine Ausflüge in die gebirgigen Theile Deutschlands unternahmen und die gewöhnlichen Abenteuer zu bestehen hatten, die einem Studenten auf einer deutschen Universität zu begegnen pflegen. Erst nachdem wir drei Jahre in Göttingen zugebracht und die Zeit eigentlich vorüber war, die man für unsern Aufenthalt daselbst bestimmt hatte, fiel die verhängnißvolle Bekanntschaft vor, die mich von jetzt an unausgesetzt in meiner

Mittheilung beschäftigen wird und zu der ich nun endlich gelangt bin. – Ja,« fuhr der Alte seufzend und seinen Zuhörer stark fixirend fort, »es war eine verhängnißvolle Bekanntschaft die Emery Glandon in der Person der Henriette von Bergen machte.«

»Was!« rief Joseph aus, indem er von seinem Stuhle aufsprang und den Haushofmeister bei'm Arme ergriff – »was sagen Sie da? Henriette von Bergen?«

»Ja, Mr. Sohn, so sage ich, denn so war es. Die jetzige Baronin von Haldrungen war die Bekanntschaft selbst, die ich so eben eine verhängnißvolle nannte.«

»Gerechter Gott! Wär's möglich! Der Lord wäre ihr Geliebter, den sie für todt hält, und er – weiß er, daß sie in seiner Nähe lebt?«

»Wohl weiß er es, und eben weil er sie hier erkundet hat, so ist er in ihre Nähe gezogen und hat sich hier angesiedelt, um wenigstens von Zeit zu Zeit in ihrer Nähe zu athmen und wie eine zweite Vorsehung ihr ferneres Schicksal zu überwachen.«

»Aber wie denn – die Baronin selbst hat keine Ahnung davon, daß der Lord lebt und noch dazu ihr so nahe ist?«

»Sie soll und darf auch keine Ahnung davon haben, und ich rathe Ihnen ernstlich, nichts dazu beizutragen, daß Sie die geringste erhält. Unmöglich ist es auch, daß sie selbst darauf verfällt, daß ihr Nachbar Lord Shorncliffe, ihr früherer Geliebter Emery Glandon ist, wenn sie ihn nicht sieht, denn niemals hat ihr Mylord damals, als er in ihrer Nähe lebte, die Abstammung seiner Mutter genannt, da er sich nicht mit Dingen zu brüsten liebte,

die außer seinem eigenen Verdienst lagen. Ja, Sie ahnen wohl jetzt schon so Manches aus dem ferneren Schicksal der Beiden – mag sein, denn daß Emery seine Liebe bewahrt hat, wie er der Meinung ist, daß auch Henriette die ihrige bewahrt, wird Ihnen schon die Ueberzeugung von der Charakterfestigkeit und Consequenz meines Herrn gesagt haben. Wie er Alles, was er einmal mit Neigung und Liebe ergriffen, für sein ganzes Leben festhält, so hat er auch seine Jugendliebe festgehalten, und Nichts auf der Welt ist jemals im Stande gewesen, jenes junge Mädchen auch nur auf einen Augenblick aus seiner Erinnerung zu verdrängen. Ja, seine Liebe ist noch jetzt so groß und gewaltig, daß er ihre Nähe gesucht hat, um, wenn auch nicht mit ihr leben, doch einst auf ihrem Grabe sitzen zu können, wenn sie vor ihm sterben sollte. Das nennt man Charakter, Consequenz und ächte Männlichkeit, Mr. Sohn – Spleen taufen es bisweilen Ihre Landsleute, die weit häufiger mit dem Spleen des Leichtsinns behaftet sind, als wir Engländer mit dem Spleen der Melancholie.«

»Bei Gott!« rief Joseph entzückt aus, »das ist ein seltener Mann!«

»Da haben Sie sehr Recht, ein *seltener* Mann, den man bewundern und zugleich lieben muß. Doch nun beruhigen Sie sich, bester Mr. Sohn, es ist einmal so, wie ich erzähle, und Nichts läßt sich daran ändern. Ich will aber jetzt meine Geschichte fortsetzen, die nun rasch ihrer Entwicklung entgegenschreitet. –

Emery Glandon war zwanzig Jahre alt, als er zum ersten Male die sechzehnjährige Henriette von Bergen sah, die sich mit einer Tante in Göttingen aufhielt, um sie von einem Augenübel heilen zu lassen, das ihr mit völliger Blindheit drohte. Schon als wir die alte Dame kennen lernten, war ihr Augenlicht fast ganz verloren, und selbst die Operation, der sie sich nach einiger Zeit unterwarf, war nicht im Stande, ihr dasselbe wiederzugeben, da sie bald nach derselben völlig erblindete. Doch ich greife schon wieder vor und doch muß ich im Schritt gehn, obgleich mein Herz im Galopp vorwärts drängt.

Ach, es war damals für mich eine Zeit voller Aufregung und Besorgniß. Ich hatte lange ein solches Ereigniß gefürchtet; denn ich sagte mir, daß, wenn Emery's Neigung einmal auf ein Weib fallen sollte, dieses Weib den Gipfel, das Ziel, den Inbegriff seines ganzen Lebens bilden würde. O, ich habe mich darin nicht getäuscht, denn ich kannte meinen Emery eben so gut, wie ich mich kannte.

Emery Glandon begegnete eines Tages, als er mit seinem Freunde eine Gemäldeausstellung besuchte, Fräulein von Bergen, die mit der Familie ihres Arztes ausging, da ihre blinde Tante an ihr Haus gefesselt war. Ach, ich werde den Tag nicht vergessen, wo dieses geschah. Den ganzen Tag war mein Herr sehr still, ernst und fast verlegen. Er ging nicht aus mit Thomas, und ich hielt ihn für krank. Aber am Abende dieses Tages, als ich schon zu Bette lag und glaubte, die jungen Herren schliefen ebenfalls, kam er in mein Zimmer, setzte sich vertraulich an mein

Bett und sagte: »William, ich muß Dir Etwas vertrauen. Mein Herz hat gesprochen – ich liebe ein Mädchen.«

»Hilf Gott!« schrie ich auf. »das ist kein wirksamer Schlaftrunk, den Sie mir da bringen.«

»Warum nicht? Das Mädchen ist ein Engel und ich werde sie heirathen oder –«

»Oder was?« rief ich voller Angst.

»Uns Beide erschießen!«

»Nun, da heirathen Sie sie nur getrost,« rief ich, denn ich wußte, daß Eins von Beiden auf jeden Fall stattfinden würde.

»Das will ich, aber noch geht es nicht. Sie hat eine alte Tante bei sich, die sehr leidend ist und also ihren Beistand braucht. Ich werde daher warten, bis dieser Beistand nicht mehr nöthig ist, dann erst bringe ich sie zu meiner Mutter. So lange aber weiche ich nicht von dieser Stelle, selbst wenn es zehn Jahre dauern sollte.«

Mir standen die Haare zu Berge. »Zu Ihrer Mutter?« rief ich. »Sind Sie auch überzeugt, daß Ihre Mutter mit Ihren Wünschen einverstanden sein wird?«

»Das ist Nebensache, die mich sehr wenig kümmert. Meine Mutter hat auch nicht ihre Eltern gefragt, als sie meinen Vater heirathete, und ich bin Beider Sohn.«

»O Gott ja, ich weiß es,« sagte ich und fühlte mich so beklommen, wie nie in meinem Leben, denn ich sah bis auf Kleinigkeiten unser ganzes künftiges Leben vor uns liegen – Wirrwarr und Unruhe an allen Enden und nur wenig Glück und Freude.

Doch weiter! Mein Herr hatte unter seinen Hunden ein reizendes Windspiel. Dieses Windspiel sah die junge Dame einst auf einem Spaziergang und bewunderte es so laut, daß Emery, der sich so viel wie möglich auf allen ihren Wegen an sie heftete, es hörte. Noch denselben Tag mußte ich den kleinen *Ned* zu der Dame bringen und sie fragen, ob sie den Besitzer so glücklich machen wolle, das Windspiel als ihr Eigenthum zu betrachten.

Die junge Dame stieß einen Freudenschrei aus, nahm *Ned* auf den Arm und küßte und liebte ihn. Und ich stand dabei, sah Alles mit an und dachte mir mein Theil dabei. Denn ach, Mr. Sohn, die junge Dame war sehr, sehr schön, und ich verdachte es meinem guten Herrn nicht, daß er sie liebte. Trotz ihrer Jugend hatte sie einen völlig entwickelten Körper, – ein liebreizendes Gesicht, von den Farben der Gesundheit und dem Ausdruck der Güte strahlend, goldblondes, schön gelocktes Haar und ein paar blaue Augen, die mich an den Maihimmel erinnerten. Doch was sage ich, Sie kennen sie ja und sie soll immer noch schön sein, wie mir die Leute sagen, die sie gesehn haben – nicht wahr?«

»Ja, sie ist noch immer schön, und eben so edel und gut!« rief Joseph voller Entzücken.

»Nun sehen Sie wohl! – unser Windspiel also blieb bei der Dame und ich ging wieder heim, um meinem Herrn den Erfolg mitzutheilen, der vor Freude und Glück beinahe außer sich war. Am andern Tage aber stellte sich der Herr des Windspiels selber vor und – die Bekanntschaft

war gemacht, um bald, sehr bald – zur glühendsten Liebe von beiden Seiten zu gedeihen. –

Wir blieben noch zwei Jahre in Göttingen, trotzdem Briefe über Briefe von Tower-Hall kamen und uns zur Heimkehr mahnten. Aber was bedeuteten diese Briefe für einen so leidenschaftlichen Liebhaber, wie Emery Glandon einer war! Dieser war ein täglicher Gast bei Frau von Bergen, der Tante seiner Geliebten, und auch Thomas Morris begleitete ihn bisweilen dahin, obgleich Fräulein Henriette den kleinen stämmigen Mann mit dem verschmitzten Gesichte nicht leiden mochte und ihm stets mit großer Zurückhaltung begegnete. Durch Emery's Fürsorge war sogar, da die Damen sehr wenig bemittelt waren, ein kleines Gartenhäuschen in einer ziemlich abgelegenen Vorstadt gemiethet, und dort wurde auch die Augenoperation vollzogen, lief aber so unglücklich, daß die Aerzte jede Hoffnung für alle Zukunft aufgaben. Es konnte nicht fehlen, daß Emery und Henriette durch alle diese vielfachen Berührungspunkte sehr bald vertrauter wurden, als es unter anderen Umständen zu geschehn pflegt, und Emery sah darin nichts Verfängliches, da er ja den besten Willen von der Welt hatte, die Geliebte seines Herzens zu seinem Weibe zu machen. –

Mr. Sohn, so weit sind wir – gönnen Sie mir eine Minute Erholung, denn nun kommt die Nachtseite unsers Lebens, das bis jetzt so heiter und hoffnungsvoll gewesen war. Ah! da, trinken wir einmal ein Glas Wein – auf Lord Emery's Wohl!«

»Und auf Henriette von Bergen's, Mr. Baxton!«

»Sie haben Recht! Ja. Doch nun weiter. Aber, Mr. Sohn, da ich Ihnen die Wahrheit zu sagen versprochen habe, so muß ich sie Ihnen auch ganz sagen: Emery Glandon hat meines Wissens in seinem Leben nur *einen* Fehltritt begangen; und diesen hat er mit dem Glück seines ganzen Lebens gebüßt. Er fehlte aus Liebe und darum kann man ihm wohl verzeihen. Ich wenigstens halte einen solchen Fehltritt für viel weniger unwürdig als andere, die die Jugend begeht, und ich möchte nicht den Menschen zum Freunde haben, der erbarmungslos gegen einen solchen seinen Stein aufhebt. Mit einem Wort, Emery Glandon hätte sich sobald wie möglich mit Fräulein von Bergen vermählen sollen, da er es doch im Sinne hatte, allein er unterließ es wahrscheinlich, weil die Sorglosigkeit der Jugend und die feste Hoffnung auf eine sichere Zukunft seine Gefährtin war. Genug, die Geliebte seines Herzens war seine Gattin vor Gott, aber nicht vor den Menschen geworden, sie waren Beide so glücklich, wie zwei Menschen auf Erden es nur zu sein vermögen, und sie konnten es auch sein, da sie Beide einander werth waren und wußten, was sie von einander zu erwarten hatten.

Bis hierher nun war Alles ganz gut abgelaufen, die Blindheit der Verwandten Henriettens kam den jungen Leuten zu Statten und jetzt erst setzten sie den Zeitpunkt fest, wo sie sich vermählen und dann nach England gehen wollten, die blinde Frau der erprobten Sorgfalt einer Krankenpflegerin überlassend, bis sie wieder von England zurückkämen, um bei ihr zu leben, denn Emery hatte beschlossen, mit seinem kleinen Vermögen sich in

Deutschland anzusiedeln, was hier sogar für die Unterhaltung einer Familie hinreichte, während es in England nicht einmal für ihn allein groß genug war. Bis hierher, sagte ich, war Alles ganz gut gegangen, aber die beiden jungen Leute hatten nur die sie umgebende Gegenwart, nicht aber das hinter ihrem Rücken sich entwickelnde Schicksal in Anschlag gebracht.

Eines Abends, ich war gerade allein zu Hause, langten zwei Briefe aus Tower-Hall an. Der eine war von der Gesellschafterin der Mrs. Glandon und enthielt die Meldung, daß diese im Sterben liege und augenblicklich ihren Sohn zu sehen verlange. Der zweite aber, von dem an's Krankenbett gerufenen Anwalt derselben, enthielt den Rath für Emery, so bald wie möglich in Tower-Hall zu erscheinen, wenn er die tausend Pfund, die seine Mutter bisher von ihrer Familie erhalten, für sich retten wolle. Diese sich ergänzenden Nachrichten waren wichtig genug, den über das unglückliche Zusammentreffen der beiden Verhältnisse höchst betroffenen Emery zu einer Reise nach England zu bestimmen. Er eilte sogleich mit den Briefen zu Fräulein von Bergen und theilte ihr selbst seinen Entschluß mit, sogleich nach England zu gehen, aber augenblicklich wiederzukehren, sobald die Umstände es erlauben würden.

Henriette, darüber zwar betrübt, sah nichts Verhängliches in dem Entschlusse Emery's sie beeilte sogar dessen Ausführung, um ihren Geliebten nicht des Anblicks seiner sterbenden Mutter und seines Vermögens, auf dem

ihre eigene Zukunft beruhte, zu berauben. So reiste Emery Glandon, nachdem er Henrietten empfohlen, ihm ihre Briefe nur durch Thomas Morris zukommen zu lassen, wirklich ab, mit dem feierlichen Versprechen, sobald wie möglich nach Deutschland zurückzukehren, um seine Geliebte als Gattin in Besitz zunehmen. Ein Versprechen, das, von Emery's Glandon gegeben, von keinem Hinderniß in der Welt umgestoßen werden konnte, wie wir wenigstens damals glaubten.

Ach, er ging nach England, um – Henrietten nie wiederzusehen.«

»Wie? Er hat sie nicht wiedergesehen?« rief Joseph schmerzlich bewegt. »Hat er sein Versprechen nicht gehalten?«

»Still, Mr. Sohn, wie können Sie so etwas von Emery Glandon denken! Er *konnte* es nicht halten, wie Sie sogleich erfahren werden.«

»So erzählen Sie weiter – diese Geschichte wird interessanter, als ich für möglich hielt.«

»O, die Hauptsache kommt erst noch. – Vier Wochen nach unserer Entfernung von dem meinem Herrn so theuren Göttingen erhielt er von Thomas Morris die Nachricht, daß er Vater eines Töchterchens geworden sei und daß Thomas laut der ihm übertragenen Pflicht alle Sorgfalt, sowohl für Mutter wie Kind, getroffen habe. Das kleine Mädchen sei sogleich einer achtbaren Familie übergeben, die mit den feierlichsten Versprechungen die

Ernährung und Erziehung desselben übernommen habe, bis der Vater selbst weiter darüber bestimmen werde. Emery war durch diese Benachrichtigung ungemein getröstet, zumal er zugleich erfuhr, daß die blinde Tante keine Ahnung von dem Ereigniß habe, welches sich im Hause zugetragen, da Thomas bei Zeiten für den Ersatz der Pflege Henriettens durch eine Krankenwärterin bei der Alten gesorgt hatte. Für's Erste glaubte Emery alles Mögliche für die Seinigen in Deutschland gethan zu haben, zumal er bei seiner Abreise Thomas Morris zweihundert Pfund hinterlassen und bestimmt hatte, daß drei Theile davon für die Mutter und ein Theil für die Pflege des Kindes verwandt werden sollten, bis er mehr zu senden im Stande sei.

Mit diesem Auftrage nun, Mr. Sohn, beginnt meiner Meinung nach die schändliche Betrügerei Thomas Morris. Von diesen und allen in den nächsten Jahren so reichlich übersandten Geldern hat er, glaube ich, nur sehr Wenig an Diejenigen gewandt, für die sie bestimmt waren. Ich weiß freilich nichts Genaueres darüber zu sagen, kann auch nicht beweisen, was ich nur befürchte, aber das Mißgeschick, welches Emery Glandon von diesem Augenblick an in Bezug auf Henrietten und deren Kind verfolgte, war so eigenthümlicher und unvorhergesehener Art, daß ich mich nie habe enthalten können, an eine Büberei von Seiten dieses Thomas Morris zu denken. Ach, man weiß ja, was man von sogenannten guten Freunden dieser Art zu halten hat! Dieser mein Verdacht wurde freilich damals noch nicht, aber sehr bald

darauf dadurch bestärkt, daß ich in immer genauere Erfahrung brachte, daß Thomas Morris ein Spieler war und für sich selbst viel mehr Geld verbrauchte, als seine armelige Einnahme von hundert Pfund betrug, sowie, daß er etwa nach einem Jahre Göttingen verließ und seiner Angabe zufolge in ein großes Handlungshaus zu Danzig trat – was, wie Sie bald erfahren werden, eine Lüge war, und daß seine Briefe wunderbar ruhig und überlegt abgefaßt waren, so wie – doch schreiten wir nicht der Zeit und den Ereignissen vor, sie werden Ihnen am besten meine eigenen Gedanken über diesen Menschen enthüllen.«

»Sie sprachen aber so eben von Jahren, während welcher Emery Glandon in England zurückgehalten wurde – woher kam das?«

»O, nicht in England allein, auch anders wo – hören Sie nur. Zuerst wurde mein Herr an England durch seine Mutter und deren Krankheit gefesselt, die sich anfangs zwar etwas erholte, bald aber wieder kränker wurde und unter keinen Umständen zugeben wollte, daß ihr Sohn sie verließ, weil sie in der Sterbestunde, die sie erwartete, ihn nicht entbehren zu können vorgab. Hiermit aber war ein anderer und ebenfalls wichtiger Umstand verbunden, der mir in der dringlichen und geheimnißvollen Art, wie er Emery mitgetheilt wurde, auffallend genug erschien. Der Notar nämlich; der bisher die Verhältnisse der Mrs. Glandon geregelt und die Verbindung mit ihrer Familie, die, so locker sie war, doch immer noch bestand, vermittelt hatte, eröffnete meinem Herrn, daß es durchaus nothwendig sei, daß er in England bleibe, um beim

etwaigen Tode der Mutter anwesend zu sein und sogleich die nöthigen Schritte zur Erhaltung der tausend Pfund zu thun, die bisher der Tochter der Shorncliffe's bewilligt waren.

Sie können sich wohl denken, in welcher Lage sich also damals mein armer Herr befand, und ich war der Einzige, dem er seine Schmerzen offenbaren und der ihn einigermaßen auf eine glücklichere Zukunft vertrösten konnte. Ach, er hatte keine Ruhe bei Tag und Nacht, seine Seele flatterte zwischen England und Deutschland hin und her, und wenn er von dem Krankenbette der Mutter kam, gab es keine andre Unterhaltung für ihn, als immer wieder die zärtlichen Briefe zu lesen, die ihm durch den damals für treu gehaltenen Morris von Henrietten zukamen, die aber – merkwürdig genug – ausblieben, sobald Letztere Mutter geworden war. In den ersten Wochen dieses räthselhaften Schweigens tröstete sich Emery damit, daß Henriette durch ihre Verhältnisse am Schreiben gehindert sei, später aber erreichte seine Ungeduld und Trostlosigkeit eine Höhe, die mich irgend einen unüberlegten Schritt von seiner Seite besorgen ließ.«

»Warum aber sandte er Sie nicht nach Göttingen zurück, um die Ursache dieses Schweigens zu erforschen?«

»Das habe ich mir späterhin selbst zum Vorwurf gemacht und auch Emery konnte nicht begreifen, wie er nicht auf diesen Gedanken verfallen sei. Allein, wenn Sie bedenken, daß wir Beide damals Thomas Morris für unfehlbar, treu und redlich hielten, daß Alles für die Geliebte geschehen war, was geschehen konnte, und daß

wir Beide unter den vorliegenden Umständen auch nicht leicht den Entschluß fassen konnten, uns zu trennen, so werden Sie die Unterlassung dieser Sendung erklärlich finden. Auch dauerte es nicht gar zu lange, als ein Brief von Thomas Morris anlangte, der diese Reise unnöthig oder wenigstens unnütz machte, denn es war Etwas vorgefallen, was Keiner von uns erwartet hatte und erwarten konnte. Nachdem uns nämlich Thomas Morris mitgetheilt, daß die Tante Henriettens gefährlich erkrankt und eine andere fernere Verwandte gekommen sei, Beide zu sehen und zu pflegen, erfolgte plötzlich die Nachricht, daß die Tante gestorben, in der Stunde nach dem Begräbniß aber die Verwandte mit Henrietten verschwunden sei, ohne die geringste Spur ihres Verbleibens zu hinterlassen. Nach Morris Meinung hätte die Verwandte, die er als eine energische Frau schilderte, Henrietten ein Bekenntniß abgeloct und, darüber ergrimmt und die Ehre ihrer Nichte in Göttingen für verloren erachtend, sei sie mit ihr abgereist, um sie dem üblen Rufe und den Einflüssen ihres Verführers zu entziehen – wohin? das wisse kein Mensch, doch sei er bereits auf einen Gedanken gerathen, dessen Ausführung wahrscheinlich von einem glücklichen Erfolge begleitet sein werde. Dieser Erfolg jedoch hat sich niemals bemerklich gemacht, und spätere Briefe besagten nur zu klar, daß Henriette, von ihrem Gewissen gefoltert, wahrscheinlich selbst dazu beigetragen habe, sich dem Einflusse Emery's zu entziehen, den sie, weil er sie gerade in der Stunde der Noth verlassen, für einen gewöhnlichen Menschen gehalten habe, wie es

unschuldigen und schönen Mädchen gegenüber ihrer so viele gäbe.

Obgleich Emery diesen Ausspruch seines Freundes nicht für wahr hielt und fest auf die Ueberzeugung Henriettens von seiner Treue und Beständigkeit baute, so muß ich doch gestehn, daß für mich diese Mittheilung des Thomas Morris damals etwas Wahrscheinliches hatte, und ich bekämpfte lange, wiewohl vergeblich, meines Herrn Ansicht, der sich in einer so traurigen Lage befand, daß ich ernstlich für ihn zu fürchten begann. Sodann aber schrieb Thomas, daß er, der Verabredung gemäß, für das Kind väterlich gesorgt habe, daß es sich wohl befinde, und daß er, trotzdem die Leute, die es pflegten, sich ihre Bemühung mit Gold aufwiegen ließen, eifrigst fortfahren werde, für dasselbe zu sorgen, Emery deshalb also nicht die geringste Unruhe hegen möge.

O wie soll ich Ihnen den Schmerz meines Herrn schildern, als er jenen Brief von Henriettens heimlicher Entfernung erhielt! Von sich widersprechenden Gefühlen zerrissen, stand er wie Herkules am Scheidewege, zwischen dem Lager einer sterbenden Mutter und der sich ihm entziehenden Geliebten. Sollte er diese verlassen und jene suchen? Wenn er allein bei mir war, herrschte die Absicht vor, das Letztere zu thun, sah er aber das klagende Angesicht der Mutter, hörte er ihre herzerreißende Stimme, mit der sie tiefe Reue über manches Vergangene aussprach, dann ward er wieder an ihre Seite gefesselt, wie es bei einem guten Sohne so natürlich ist. So blieb er und erfüllte wenigstens die ihm zunächst

liegende Pflicht. Wir lebten damals in einer seltsamen Aufregung in Tower-Hall; bald besserte sich der Zustand der Kranken, bald verschlimmerte er sich wieder – heute fürchteten wir den Tod, morgen hofften wir auf das Leben, bis endlich nach langen, endlos scheinenden und uns fieberhaft bedrückenden neun Monaten der Tod erfolgte und Emery dabei Gelegenheit fand, bei seiner Familie die erforderlichen Schritte zu thun, um sich das bisherige Einkommen seiner Mutter zu sichern. Und jetzt zeigte es sich, wie gut der Rath des vorher erwähnten Anwalts gewesen, daß nämlich Emery bei'm Tode seiner Mutter in England anwesend war, denn sonst hätte man ihn – der Beweis ward ihm durch eine mündliche Unterhaltung mit Lord Shorncliffe, dem ältesten Bruder seiner Mutter und dem jetzigen Haupte der Familie, geliefert – seiner Ansprüche an die Familie Shorncliffe verlustig erklärt, da Mylady Shorncliffe sich wider Willen aller ihrer Verwandten, mit Emery Glandon vermählt hatte. Kurz vor dem Hinscheiden der Mrs. Glandon nämlich war Lord Shorncliffe in Tower-Hall erschienen und an ihrem Sterbebette fand eine Versöhnung statt, die sich auf Bitten der Sterbenden auch auf ihren anwesenden Sohn Emery erstreckte, den Lord Shorncliffe hier zum ersten Male sah und augenscheinlich einen sehr guten Eindruck von ihm empfing. Indessen ich konnte mich damals schon eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, die plötzliche Zärtlichkeit des Familienhauptes der Shorncliffe's für Emery Glandon und die große Aufmerksamkeit, die man ihm

gegen alle Erwartung zuwandte, schien mir etwas auffällig, zumal ich keinen eigentlichen Grund dafür auffinden konnte. Lord Shorncliffe ließ seinen Neffen nicht mehr aus den Augen, seitdem seine Schwester das Zeitliche gesegnet, er ging, er fuhr, er ritt, er speiste mit ihm, ja, Emery mußte sogar sein Schlafzimmer theilen, da Mylord erklärte, es sei ihm unheimlich zu Muthe, wenn er im Sterbehaus allein in einem Zimmer schlief.

Emery stand wie auf Kohlen. Er erwartete mit der glühendsten Sehnsucht den Augenblick seiner Freiheit, um sogleich nach Deutschland abreisen zu können, aber gerade das war das Einzige, was ihm, vielleicht nach Gottes Rathschluß, nicht zu Theil werden sollte, so glücklich er auch in allem Uebrigen war. Hören Sie nämlich, was folgt. Als man vom Begräbniß der Mrs. Glandon in's Sterbehaus zurück kehrte, bat sich Emery von seinem Oheim eine vertrauliche Unterredung aus, die ihm mit dem Bemerkten bewilligt wurde, daß man ihm dieselbe angetragen haben würde, wenn er sie nicht gefordert hätte.

Emery wollte in dieser Unterredung um die fernere Bewilligung der tausend Pfund bitten, eine Bitte, die seinem stolzen Herzen allerdings schwer fiel, die er jedoch in Anbetracht seiner eigenthümlichen Verhältnisse nicht unterlassen durfte.

Als er sie dem Lord ausgesprochen, schwieg dieser eine Weile, als besinne er sich, und schon wollte mein Herr aus diesem Zögern eine abschlägige Antwort folgern, als der Lord plötzlich eine andere Miene annahm und zu

seiner Verwunderung ihm einen ganz unerwarteten Vorschlag machte.

›Du wirst entweder Nichts oder viel Mehr erhalten,‹ sagte er nämlich, ›je nachdem Du Dich der Bedingung, die ich Dir stellen werde, augenblicklich ffügst oder ihr widerstrebst. Du bist ein Mitglied einer sehr ehrenwerthen, reichen und vornehmen Familie, und ich, das Familienhaupt, nehme Deine Zeit und Thätigkeit für das Wohl derselben in Anspruch. Ich muß Dir also, bevor Du einen Entschluß fassest, folgende geheime Mittheilung machen. – Vielleicht weißt Du von Deiner Mutter, meiner Schwester, daß ich einen jüngeren Bruder hatte, den ich seit dreißig Jahren nicht gesehen, denn so lange lebte er in Indien als reicher, unabhängiger, aber sehr seltsamer Mann, der, so lange er jenseits des Meeres war, sich nie um seine Familie bekümmerte, dagegen in seiner Sterbestunde ihrer um so mehr gedachte, indem er sie zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, da er keine Nachkommen hinterließ. Dieses Vermögen in Empfang zu nehmen und flüssig zu machen, sandte ich vor drei Jahren meinen ältesten Sohn, der, so Gott will, der Erbe meines Namens und meiner Güter werden wird, nach Java. Allein er kam damit nicht zu Stande und so sandte ich ein Jahr später meinen zweiten Sohn mit einem erfahrenen Manne eben dahin, um seinem Bruder bei der Erreichung unsrer Absicht beizustehn. Auch dieser ist seit zwei Jahren an Ort und Stelle und unsre Angelegenheit ist noch nicht weiter vorgerückt. Zugleich erfahre ich durch den Begleiter des Letzteren vor einigen

Wochen zu meinem größten Leidwesen, daß meine Söhne dem Klima Indiens ihren Tribut zahlen mußten und schwer krank darniederliegen. Gott wolle nicht, daß ich auf diese Weise meine beiden Kinder verliere, denn ich habe keine anderen mehr, und der alte ächte Stamm der Shorncliffes würde mit Beider Tode erlöschen. Du bist der nächste Verwandte meines Hauses und so muß ich mein Augenmerk auf Dich gerichtet halten. Ich fordere und verlange also von Dir im Namen und zum Nutzen unserer ganzen Familie, daß Du Dich sofort nach Indien begiebst, sowohl um meines Bruders Vermögen, wie meine Söhne in meine Hände zu liefern. Ich bitte – keinen Widerspruch in dieser Angelegenheit – sonst mache ich noch in dieser Stunde mein Testament, erkenne die Verbindung Deiner Mutter mit Emery Glandon nicht an, und einer fernen Verwandten Sohn wird einst Lord Shorncliffe werden, falls ich meine Söhne verliere. Glücklicherweise geht heute Abend noch ein Schiff nach Indien ab – ich habe für Dich zwei Plätze gemiethet und ich bin überzeugt, Du wirst meinem Willen Folge leisten und mich in einigen Stunden an Bord begleiten, wohin ich Dich selbst führen werde.

›Mylord!‹ rief der arme Emery – ›nehmen Sie mir Alles – aber ich kann nicht nach Indien gehen.‹

›Du wirst gehen,‹ sagte der unerbittliche Oheim mit strengem Tone, ›ich befehle es Dir. Du hast zwei Stunden Zeit, Deine Entschließungen für Europa zu treffen. Da, setze Dich an diesen Tisch und schreib, an Wen Du

zu schreiben Lust hast. Du selbst kannst die Briefe abgeben und ich werde mich um das, was darin steht, nicht bekümmern.<

Emery, einen Wink der Vorsehung in Allem erkennend, was ihm im Leben begegnete, ohne alle Mittel, seine Versprechungen gegen Henrietten und seine Verpflichtungen gegen sein Kind zu erfüllen, wenn er die gestellte Bedingung nicht annahm, faßte einen schnellen aber entscheidenden Entschluß in seiner verhängnißvollen Lage. Er schrieb zwei Briefe, einen an Henriette, worin er ihr Alles mittheilte, was ihn von ihrer Seite riß und fernhielt, worin er sie beschwor, ihm treu zu bleiben und ein Gleiches von ihm zu erwarten, und endlich das Gelübde aussprach, sobald es seine Familienverhältnisse in Indien gestatteten, zu ihr zurückzukehren. Er setzte ihr und ihrem Kinde eine Summe aus, die groß genug war, sie von Jedermann unabhängig zu erhalten, und legte diese Summe in Thomas Morris Hände, den er ihr als ihren ferneren Beschützer empfahl. Ach, ich glaube nicht, daß Fräulein von Bergen jemals diesen Brief erhalten hat! – An Thomas Morris selbst war der zweite Brief gerichtet. Er empfahl seiner Ehrenhaftigkeit und Freundschaft sowohl seine geliebte Henriette, wie sein Kind, wies ihm jene Summen auf ein Haus in London an und setzte ihm selbst, um ihm ein sorgenfreies Leben zu bereiten und ihm für so viele Bemühungen seine Dankbarkeit zu beweisen, eine jährliche Rente aus, die durch eben dasselbe Haus zu beziehen war. Diese Gelder, Mr. Sohn, sind sämtlich regelmäßig bis vor mehreren Jahren bezogen

worden, was die Rechnungsbücher jenes Hauses bestätigen; merkwürdig genug aber sind sie von dem Tage an, wo Emery Glandon wieder Europa betrat, nicht mehr erhoben worden, was mir wenigstens als ein bestimmter Beweis galt, daß Thomas Morris die Gelder für sich verwandt, aber, als er Emery's Rückkehr nach Europa erfahren, sich irgend wo verborgen habe, um sich der Verantwortung seiner ohne Zweifel verbrecherischen Handlungen zu entziehen.«

»Er kann auch todt sein, Mr. Baxton.«

»Nein, Mr. Sohn, er ist nicht todt, ich habe es von einem Landsmann in Portsmouth gehört, wie ich später berichten werde, daß er bis vor Kurzem gelebt hat, wo und in welchen Umständen aber, habe ich bis heute nicht erfahren können, obgleich mir jener Freund versprochen hatte, darüber Erkundigungen einzuziehen und sie mir hierher mitzutheilen.«

»Noch einen Einwurf, Mr. Baxton, möchte ich mir erlauben. Ist Ihnen niemals der Gedanke eingefallen, daß die Familie Emery Glandon's selbst, nachdem sie von seiner Verbindung mit Fräulein von Bergen Kenntniß erhalten, alle diese Verwirrungen veranlaßt und absichtlich Ihren Herrn nach Indien geschickt und Thomas Morris zu seinem Handeln angespornt habe?«

»Ha, Sie haben Recht! Nein, dieser Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen. Wie sollte das möglich sein?«

»Durch Thomas Morris selbst, wenn er ein Verräther war. Wie, wenn er schon damals in Göttingen insgeheim

im Solde der Mrs. Glandon und Lord Shorncliffe's gestanden hätte?«

Mr. Baxton sann einen Augenblick nach. »Unmöglich wäre es nicht,« sagte er endlich, »nein, durchaus nicht. Aber dann ist es ein eigenthümlicher Zufall, daß gerade zu derselben Zeit, wo Emery Glandon so wichtige Geschäfte nach Deutschland riefen, ihn noch wichtigere nach Indien forderten, denn daß diese letzteren wirklich in der geschilderten Art vorhanden waren, ergab die Folge unzweifelhaft.«

»So mag es uns bis jetzt ein Zufall scheinen. Fahren Sie fort, vielleicht findet sich die Aufklärung von selbst.«

»Wohl! Eine Antwort auf jene beiden Schreiben erhielt Emery erst, nachdem er in Indien angekommen war. Thomas Morris schrieb, daß er den Brief an Henriette nicht habe absenden können, da sie gänzlich verschollen sei, er werde ihn aber bewahren, bis sich eine Gelegenheit biete, ihr denselben zu überreichen. Die Gelder für das Kind dagegen habe er sicher angelegt und werde er in den bestimmten Terminen die Zahlungen für seine Pflege leisten, überhaupt für die beste Erziehung Sorge tragen. Sein eigenes Geschick habe ihn indessen von Göttingen fort und nach Danzig getrieben, wo ihm eine bedeutende Stellung im Geschäft eines Großhändlers zu Theil geworden sei. Er sei bereits übergesiedelt und in Voraussicht der Uebereinstimmung Emery's habe er das kleine Mädchen mit nach Danzig genommen und in eine Pfarrersfamilie in der Nähe der Stadt in Pension gegeben, um ihr Gedeihen besser überwachen zu können. Ferner erbat er

sich die künftigen Briefe seines Freundes unter einer bestimmten Adresse, die auf Danzig lautete. Emery, dankbar für so viel Freundschaft, die ihm die Vorsehung unter so traurigen Umständen noch als einzigen Zufluchtsanker übrig gelassen, schrieb unter der angegebenen Adresse häufig nach Europa und sandte fort und fort Gelder dahin, unterließ auch nie, den Eifer Thomas Morris, nach Henrietten zu spähen, auf alle mögliche Weise anzusporren. Doch es wird Zeit, daß wir uns jetzt nach Indien begeben.«

»Erlauben Sie noch eine Frage, Mr. Baxton. Sind Sie nie in's Klare gekommen, haben Sie nie Aufschlüsse erlangt, wo Fräulein von Bergen damals in Verborgenheit gelebt?«

»Nie, Mr. Sohn.«

»Nun, das wäre aber, dünkte ich, leicht zu erfahren gewesen.«

»Auf welche Weise – Sie machen mich neugierig.«

»Ich meine natürlich, erst nachdem Emery Glandon erfahren, Henriette von Bergen sei Frau von Haldrungen geworden.«

»Ach dann! Ja, aber das wäre etwas zu spät gewesen, mein – junger Freund. Was sollte das damals noch genützt haben?«

»Um Gewißheit über Thomas Morris und Aufschluß über das Verbleiben des Kindes zu erlangen.«

»Ha, ja! Aber von Wem hätten wir das erfahren sollen? Von der Baronin selber? Wie? Wären Sie der Mann dazu gewesen, sie jetzt, nachdem Alles mit Emery Glandon zu

Ende war, danach zu fragen? Sollte Emery es thun? Was nützte es ihm?«

»Es deckte einen etwaigen Betrug auf und gab ihm sein Kind wieder.«

»Richtig, vielleicht wenigstens, aber es rührte auch die ganze Vergangenheit auf und wühlte in Wunden, die man längst für vernarbt halten mußte. Doch, Sie greifen hiermit eigentlich der Absicht des jetzigen Lord Shorncliffe vor. Daß Emery etwas Aehnliches beabsichtigt, glaube ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu können, aber er geht auf seine eigene Weise zu Werke. Hat er so lange Geduld gehabt und seine Schmerzen getragen, so ist er der Mann dazu, sie bis zu *dem* Augenblicke zu tragen, den er für reif erkennt, sich zu enthüllen und als Lord Shorncliffe auf ein Feld zu treten, das er als Emery Glandon verlassen hat. Wahrscheinlich hängt dieser Augenblick von den Erfolgen ab, die Sie, wie wir hoffen, recht bald durch Ihr Handeln erreichen werden.«

»Ich? Wieso ich – was kann ich darin thun?«

»Das werden Sie sehr bald hören. – Jetzt lassen Sie mich meine Geschichte zu Ende erzählen. Mit gebrochenem Herzen und geknickter Seele, vergrämt, verödet durch seinen trostlosen Schmerz, dabei die furchtbare Last auf dem Gewissen, sein Henrietten gegebenes heiliges Versprechen nicht erfüllt zu haben, begab sich mein armer Herr, von seinem Oheim selbst geführt und von mir begleitet, an Bord des Schiffes, das uns nach Indien bringen sollte. Ach, es hieß ›Esperance‹, aber es entsprach dem Namen nicht, den es führte, denn es trug den armen

Emery weiter von seiner Geliebten fort, als er es jemals für möglich gehalten hatte.

Lassen Sie uns über die Reihe von Jahren, die wir nothgedrungen in Indien verleben mußten, rasch hinweggehen, sie bieten in der That wenig Interesse für die Geschichte, die ich Ihnen erzähle, nur hatten sie zur Folge, daß Emery Glandon, wie Sie sogleich hören werden, in anderer Beziehung jenes Land reicher an Hoffnung verließ, als er hingekommen war, und wieder ärmer daran nach Deutschland zurückkehrte, als er erwartet hatte. Nur so viel will ich sagen, daß wir alle Verhältnisse verwickelter vorfanden, als vorausgesehen war. Ein unermeßliches Vermögen in Indien flüssig zu machen, ist eine Sisyphusarbeit, abgesehn von den übrigen Beschwerlichkeiten, gegen die man daselbst zu kämpfen hat. Trotz der angestrengtesten Bemühungen und der mannigfachen Unterstützungen, die uns nach und nach zu Gebote gestellt wurden, dauerte es sechs Jahre, bevor wir sagen konnten: wir sind fertig und haben erreicht, was wir erreichen wollten. Nun aber wurde meines Herrn Ungeduld zu einer Art wilder Verzweiflung. Weder Tag noch Nacht gönnte er sich Ruhe; er beeilte die Abreise in die Heimat mit beflügelter Hast. Aber ach, warum hatte er eigentlich diese Eile? Henriette war für ihn so gut wie verloren, das hatte er aus Thomas Morris fortgesetzten Briefen klar genug erfahren, aber sein Kind wenigstens wollte er jetzt haben und, besaß er das, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach Fräulein von Bergen forschen. Wenn sie nicht gestorben war, so war sie sein, das hörte ich

ihn jeden Tag zehnmal beschwören. Allein nochmals trat ein Hinderniß in unsern Weg. Der Gesundheitszustand des ältesten der Söhne Lord Shorncliffe's, der schon lange bedenklich gewesen war, weil der junge Mann trotz des ihm so schädlichen Klima's mit seinen Kräften arg gewirthschaftet hatte, nahm eine so üble Wendung, daß wir die Abreise verschieben mußten, und sogar sein jüngerer Bruder erkrankte schwer. So wurde die Abreise vom Frühling zum Herbst hinausgesetzt, wo endlich der ältere der Brüder seinen Leiden erlag, der Jüngere dagegen sich hinlänglich zur Reise gekräftigt fühlte. Erst im Januar trafen wir in Europa ein und begaben uns sogleich nach Shorncliffe-Hall, um Bericht über Alles abzustatten, was wir ausgerichtet hatten. Kaum war dies geschehen, so trat eine neue Verwicklung in der Familie meines Herrn ein, die jedoch von bedeutsamen und glücklichen Folgen für ihn begleitet sein sollte. Auch der jüngste Sohn des Lords starb bald nach seiner Ankunft in England, und nun wurde Emery Glandon der gesetzliche nächste Erbe der Shorncliffes. Wer weiß, wie lange es noch gedauert hätte, ehe Emery Herr seiner Freiheit und seines Willens geworden wäre, wenn nicht der Lord selber, so vielen Schicksalsschlägen in seiner Familie weichend, dem Ende aller irdischen Dinge anheimgefallen

wäre. Nun erst, nachdem acht Jahre verstrichen, alle Familienangelegenheiten geordnet waren und Emery Glandon seinen Namen mit dem eines Lord Shorncliffe vertauscht und den Besitz seiner ungeheuren Güter angetreten hatte, gingen wir nach Deutschland. Mein Herr befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung und ich war mehr denn je um sein Leben besorgt. Aber er hatte keine Ruhe, ehe er Göttingen gesehen und, wiewohl vergeblich, überall nach Fräulein von Bergen geforscht hatte. Von Göttingen reisten wir nach Danzig und begaben uns sogleich zu dem Chef des Handlungshauses, in dessen Geschäft Thomas Morris getreten sein wollte. Allein hier begegnete uns etwas völlig Unerwartetes. Zuerst fanden wir einen Brief von dem Arzte aus Göttingen vor, der die Tante Henriettens früher behandelt hatte und der von meinem Herrn vor wenigen Tagen erfahren, daß er sich nach Danzig begeben. Der Brief enthielt die für Emery so unermesslich traurige, doch noch kaum geglaubte Mittheilung, daß er kurz nach unsrer Abreise aus Göttingen von einem Herrn aus Hannover gehört habe, Fräulein von Bergen existire als solche nicht mehr, sei vielmehr an einen Baron verheirathet, dessen Namen jener Herr aber nicht anzugeben vermocht habe.

Ich sehe noch immer des Lords funkelnde Augen vor mir, als er diese Nachricht las, und ich glaubte, er würde in Wahnsinn verfallen. Aber mit wunderbarer Ruhe starrte er mich und den Herrn des Handlungshauses, durch den er den Brief empfangen, an und sagte nur die wenigen Worte: ›Wenn das wahr ist, was in diesem Briefe

steht, dann ist mit mir Alles vorbei – so wollen wir uns denn jetzt zu unsern anderen Geschäften wenden. Und jetzt erkundigte er sich nach Thomas Morris. Da aber kam die zweite Ueberraschung. Der Chef wußte von Thomas Morris gar nichts, in seinem Geschäfte wenigstens war nie ein Mann gleiches Namens, noch weniger ein Engländer gewesen. Nach genauerer Erkundigung beiden zusammengerufenen Commis ergab sich jedoch, daß ein Mann unter denselben war, der sich erinnerte, von einem vor einem Jahre aus dem Geschäft geschiedenen Kollegen öfter den Namen Thomas Morris nennen gehört zu haben. Dieser College sei früher Student in Göttingen gewesen und habe sich später dem Kaufmannstande gewidmet. Seine Bekanntschaft mit Morris schrieb sich also von der Universität her. Dieser studirte Kaufmann, erzählte der Commis, habe sich oft der Bekanntschaft eines Engländers Namens Morris gerühmt, auch öfters Briefe von ihm empfangen und in Geldverbindungen mit ihm gestanden; die anderen Umstände aber seien ihm unbekannt, nur habe er gehört, der genannte Commis sei nach Hamburg gezogen, weil er die Absicht gehabt, nach Amerika auszuwandern. Nachdem der Lord den Namen dieses Mannes erfahren, hieß er mich augenblicklich unsere Reise nach Hamburg vorbereiten, um auch dort seine Nachforschungen fortzusetzen. In wenigen Tagen waren wir in der Seestadt angekommen, aber alles Spüren durch die Polizei nach dem angegebenen Namen war vergeblich. Ein gleiches Mißgeschick verfolgte den armen Lord in Betreff des Auffindens seiner Tochter. Niemand

wußte von einem Kinde, dessen Namen Emily Glandon war, denn so war nach Thomas Morris Bericht das Mädchen getauft.

Jetzt begann für uns die unruhigste Zeit. Der junge Lord hatte an keinem Orte Ruhe, und überall glaubte er Spuren der Verlorenen zu erblicken. Bald waren wir in Göttingen, bald wieder in Hamburg oder Danzig. Ueberall wurden Kundschafter bestellt und mit reichen Gaben bedacht, ohne daß irgendwo eine erwünschte Entdeckung zu Tage gefördert ward. Da erfaßte den durch so viele fruchtlose Bemühungen erschöpften Lord eine tiefe Melancholie. Er kehrte nach England zurück und begrub sich und seinen Schmerz in eins seiner vielen Schlösser, das am einsamsten, am weitesten entfernt von allem Verkehr lag und seinen Freunden am unbekanntesten war. Er verkehrte mit Niemandem, sah keinen Menschen und schloß sich Tage lang in seine Bibliothek oder sein Musikzimmer ein, wo er sich durch Studien oder schwermüthige Melodien die Zeit verkürzte. Selbst mit mir sprach er nur immer sehr wenige Worte und zwar nur zu bestimmten Tageszeiten. Auf diese seltsame Weise verstrichen mehrere Jahre. Endlich erfaßte ihn eine Sehnsucht nach Veränderung seines Aufenthalts und bald war ihm der häufige Wechsel desselben so unentbehrlich geworden, wie früher das Verweilen in abgeschlossener Einsamkeit. Ach, der arme Herr suchte Zerstreung, aber bei seinem ernsten, gediegenen Charakter, seinem nur an einem Gedanken hängenden Geiste fand er sie nirgends. So traten wir denn eine große Reise durch ganz Europa an.

Mylord litt damals, ich bin fest davon überzeugt, ebenso wohl körperlich wie geistig, denn er war niemals bleicher, appetitloser, magerer gewesen als zu dieser Zeit. Wohin wir auch kamen, er sah nichts von Allem, was zu sehen war, und ich glaube, daß selten ein Mensch eine sonst so angenehme und schöne Reise unternommen hat, ohne so wenig von allem Sehenswerthen zu bemerken und so wenige Worte zu sprechen. Ich allein war und blieb der Dolmetscher seiner Gefühle, denn ich verstand den kleinsten seiner Winke und Wünsche, und daher schreibt sich auch, wie ich denke, seine große Neigung zu mir, da ich treu bei ihm aushielt und ihn auf jede Weise zufrieden zu stellen suchte. Ach, und das wurde mir von ihm selbst sehr leicht gemacht, denn niemals zeigte er eine bei Leuten seiner Art sonst so häufige Heftigkeit, niemals hatte er Launen, immer war er zufrieden mit Dem, was ich ihm that, sagte oder wozu ich ihm rieth.

Nach zwei Jahren kehrten wir wieder nach England zurück und fingen das frühere einsame Leben von vorne an. Da erwachte plötzlich noch einmal die Sehnsucht nach den deutschen Orten, die Emery Glandon einst glücklich gesehn hatten, und abermals gingen wir auf einige Zeit nach Göttingen. Dort aber fanden wir nicht einen einzigen alten Bekannten mehr vor, der sich unser oder unsrer früheren Freunde erinnert hätte – o, es ist ein trostloses Gefühl, daß eine Stadt sich so schnell uns entfremdet und daß wenige Jahre hinreichen, uns aus ihrer Erinnerung zu reißen! Sogar der alte Arzt, der Henrietten und ihrer Tante beigestanden, war gestorben, das Haus,

worin Letztere gewohnt, niedergerissen, neu aufgebaut und verkauft, – und kein Mensch war vorhanden, der sich auch nur des Namens von Bergen oder Glandon erinnert hätte. Von dieser traurigen Verödung aufgescheucht, unstät, immer noch hoffend, zog es meinen Herrn wie das Verhängniß mit eisernen Armen noch einmal nach Danzig. Und jetzt war endlich die Zeit gekommen, wo das Schicksal ermüdet war, den gequälten Mann noch länger in der Irre umherschweifen zu lassen. Er sollte die lange nicht genossene Ruhe, aber sogleich auch die Gewißheit erhalten, daß Henriette von Bergen für diese Erde wenigstens für ihn verloren sei.

In einem Gasthofs bei Tische sitzend hörte Mylord zufällig das Gespräch zweier Herrn an, die seine Nachbarn bei Tafel waren und in heiterer Weinlaune ihrem Herzen Luft machten. Hier hörte mein Herr zuerst von einem Baron von Haldrungen reden, der, auf einem Gute in der Nachbarschaft wohnhaft, eine zweite sehr eigenthümliche Ehe geschlossen haben und dabei ein Lebemann nach dem Geschmacke der heutigen Zeit sein sollte. ›Wo stammt seine Frau her?‹ fragte der eine Herr, der von dem andren ›Herr Graf‹ angeredet wurde. ›Sie ist ein blutarmes Fräulein von Bergen und hat lange Zeit ganz im Verborgenen – ich weiß nicht wo, im Harz, glaube ich – und zuletzt bei einer alten Dame bei Hannover gelebt, wo sie der Baron, als er sich einst auf einer Jagd befand, entdeckt und mit seiner Person zu beglücken die Laune gehabt hat.‹

Lord Shorncliffe hatte schon lange die Ohren gespitzt. Kaum hatte er die letzten Worte vernommen, so legte er Gabel und Messer weg und starrte den Sprecher mit einem Ausdruck in seinen Gesichtszügen an, wie nur ein Engländer ihn so steinern und würdevoll haben soll, wenn sein Gemüth durch irgend etwas Außerordentliches bewegt ist, und er doch die Selbstbeherrschung besitzt, zu schweigen und sich nicht in das Gespräch zwischen Fremden zu mischen. Der ihm gegenüber sitzende Herr aber fühlte sich durch dieses seltsame Anstarren verletzt und schickte dem Lord durch einen Kellner seine Karte zu. Der Lord nahm sie, las sie aufmerksam, zog die seinige hervor und schrieb darauf: ›Ich bitte Sie um eine augenblickliche Unterredung unter vier Augen, der Ort dazu ist mir gleichgültig.‹

Natürlich nahm der fremde Herr, der ein Baron von N*** war, Dies als eine Herausforderung an, und sogleich erhob er sich, um sein Zimmer aufzusuchen und sich mit Pistolen zu versehen. Hinter ihm her aber, was er durchaus nicht vermuthet, trat Lord Shorncliffe bei ihm ein, und in wenigen Minuten war der Irrthum aufgeklärt. Hier erfuhr er denn, was er erfahren wollte, und zwar so ausführlich wie möglich, denn der Baron kannte die Verhältnisse des Herrn von Haldrungen sehr genau und beschrieb seine Gemahlin in allen einzelnen Zügen, daß dem Lord kein Zweifel übrig bleiben konnte.

Jetzt war uns unser Weg und unser Ziel für alle Zeiten vorgezeichnet. Wir fuhren sogleich nach Neustadt, dem

nächsten Städtchen von Brenkowitz, und fanden bald Alles bestätigt, was der Baron in Danzig gesagt hatte. Sogar gelang es dem Lord, eines Tages in einer Verkleidung der Dame seines Herzens auf einem Spaziergange ansichtig zu werden, er fand sie noch eben so schön, sogar anmuthiger und reizvoller als früher und – seltsam! er liebte sie und beehrte ihrer noch eben so sehr, trotzdem sie das Weib eines Anderen war. Eine solche Ausdauer in seinen Neigungen und Bestrebungen konnte nur mein Herr hegen, ich kannte ihn vollkommen und so wußte ich auch, daß wir das Ziel unsers Umherschweifens erreicht hatten. Von diesem Augenblick an kam eine wunderbare Fassung über Lord Shorncliffe. Er hatte wenigstens einen Theil dessen, was er Jahrelang vergeblich gesucht, gefunden und dadurch ward seine verlangende Seele beruhigt. Das Uebrige wissen Sie beinahe so genau wie ich. Mylord bot einem Gutsbesitzer am Strande, dem nächsten Nachbar des Barons von Haldrungen, eine bedeutende Summe für sein Gut, und erhandelte es, da er es weit über seinen Werth bezahlte, augenblicklich. Er ließ einen geschickten Baumeister, der nichts von seinen Verhältnissen und Absichten wußte, aus Berlin kommen und erbaute in einigen Jahren das schöne Schloß, worin wir jetzt selbst sitzen. Als es endlich fertig war, begab er sich hierher, um zeitweilig seinen Aufenthalt darin zu nehmen und auf Brenkowitz, das jetzt der Angelstern seines Lebens geworden ist, stets ein Auge richten zu können. So harrt er geduldig und ergeben, ein moderner Ritter Toggenburg, in der Nähe seiner Liebe das Ende des Schicksals

ab, das ihn ungestümer als manchen andren Schiffer auf dem Meere des Lebens umhergeworfen hat. Seine Unruhe ist gänzlich von ihm gewichen, seine Sehnsucht hat einem festen, mir noch unbekanntem Plane Platz gemacht, er schweigt und ruht, bis das Schicksal oder Gottes Wille ihn wieder zur Handlung und zum Leben erweckt – bis dahin aber bringt er, gefaßt wie ein Mann, der seine Wege geebnet vor sich sieht, seine Zeit mit edlen Studien, Reisen und dem ihm jetzt leicht werdenden Vergnügen hin, arme aber verdienstvolle Menschen, wie und wo sie ihm nur bekannt werden, mit seinen reichen Mitteln zu unterstützen und so viel wie möglich die Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen, denen er diese Menschen unterworfen sieht. So lernte er Sie, so lernte er Rachel Schawai kennen und lieben, und so beschloß er auch an Ihnen Beiden seinem Herzen Genüge zu thun. Sie hatten für ihn noch einen besonderen Reiz. Sie gefielen ihm nicht allein auf den ersten Blick sehr wohl, sondern Sie waren seiner Meinung nach die einzig fühlende Seele, die in Henriettens Nähe athmete –«

»O, er hatte Sophien vergessen –«

»Nein, nicht vergessen, er hat es nur erst später erkannt. – Und das nun, Mr. Sohn, ist die Lebensgeschichte Emery Glandon Lord Shorncliffe's, die ich Ihnen zu erzählen versprach. Zu Ende ist sie freilich noch nicht, denn Mylord hat erst einen kleinen Theil seines Lebenszweckes erreicht, aber das Ende nähert sich allmählig –«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, daß Sie selbst dazu beitragen werden, wieder ein Stück dieses Zweckes zu erreichen, wenn Sie, wie Mylord es erwartet, der treue und ergebene Freund sind, der Sie zu sein verheißen haben.«

»Ich? Aber mein Gott, wie kann ich das, so gern ich es auch möchte, denn treu und ergeben bin ich nach Dem, was ich so eben gehört, Ihrem Herrn bis in den Tod – sein Schicksal hat mich an ihn gefesselt.«

»Gut, das wollte ich. So hören Sie mich denn zu Ende. Von Thomas Morris ist bis vor Kurzem keine Spur aufgefunden worden, ich selbst habe endlich eine solche entdeckt. Wie, wo, das sollen Sie nachher erfahren. Thomas Morris aber muß selbst aufgefunden werden, oder wenigstens eine Verwandte von ihm, die ohne Zweifel über seinen Aufenthaltsort oder über sein uns noch geheimnißvolles Leben Aufschluß geben kann. Ihn nun zu finden oder diese Verwandte zu entdecken und ihr Wissen zu benutzen – dazu sind Sie von Mylord bestimmt, weil er – ich weiß nicht woher es stammt – von einem instinktartigen Vertrauen hingerissen, von Ihrer Thatkraft und Ihrem guten Willen sich einen Erfolg verspricht, den er selbst und ich nebst unsern Helfershelfern nicht haben erreichen können. Sie werden sich also, wenn Sie dazu geneigt sind, in diesen Tagen nach England begeben und die Spur, die ich erkundet, weiter verfolgen. Die Mittel,

Sie in Ihrem Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen, liegen bereit und Sie werden hoffentlich nicht ermüden, bis Sie erfahren, wo Thomas Morris ist, oder wenigstens, wohin dieser Mensch die Tochter seines ehemaligen Freundes gebracht hat, denn sein Kind will der Lord wieder haben, und er behauptet, von einer Ahnung heimgesucht zu sein, daß sie irgend wo versteckt lebt und von Ihnen an's Tageslicht gezogen werden kann. Gelingt Ihnen diese Aufgabe, so seien Sie um Ihr ferneres Geschick nicht besorgt, Sie werden von meinem Herrn reich bedacht werden, denn er hofft Ihnen zum Lohne dafür die Hand eines Mädchens zu erobern, dessen Liebe –«

»O, Mr. Baxton,« rief Joseph entzückt – »schweigen Sie – spornen Sie meinen Eifer nicht noch mehr an; ich bin lange zu Allem entschlossen, was Sie und Mylord von mir verlangen können. Niemals ist Jemand williger an eine so edle Aufgabe gegangen, als ich, und ich verspreche Ihnen, mit allen meinen Kräften zu thun, was Lord Shorncliffe befriedigen kann.«

»So bin ich zufrieden. Das war der Auftrag, den Ihnen mitzuthellen Mylord mir befohlen hat; ich entledigte mich desselben hiermit und bitte Sie jetzt, diesen Brief zu lesen, den er an mich zu diesem Zwecke geschrieben hat. In Wahrheit, Mr. Sohn, was mich selbst betrifft, so könnte ich Sie, wenn ich neidisch wäre, um den, schönen Auftrag beneiden, der Ihnen zu Theil geworden ist. Ihnen ist das seltene Glück beschieden, zweien Personen, die Ihnen gleich theuer geworden sind, zu dienen – dem Lord und der Baronin von Haldrungen Beiden sollen Sie

ein Kind aufsuchen, das sie verloren haben und betrauern, und Beiden sollen Sie vielleicht damit die Ruhe und den Genuß des Lebens wiedergeben, den sie so lange entbehrt haben. Außerdem aber sollen Sie einen Verräther entlarven, denn Thomas Morris ist meiner vollsten Ueberzeugung nach ein solcher, um endlich dadurch Ihr eigenes Glück zu begründen. Aber wie – Sie schweigen? Sie halten den Brief Ihres Freundes uneröffnet in der Hand und starren hinaus in das leere Nichts, als ob Sie in Ihren Entschlüssen schwankend geworden wären?«

»Nein, Mr. Baxton, darin täuschen Sie sich,« sprach Joseph Sohn, aus tiefster Brust aufseufzend und das Haupt erhebend, das er schon oft während der Erzählung gesenkt und dabei wie in völliger Zerstreutheit vor sich hin geblickt hatte. »Ich kann allerdings nicht umhin, von Zeit zu Zeit bei den Fortschritten Ihrer mich so überaus tief bewegenden Erzählung und des damit verbundenen, mich höchst beglückenden Auftrags über die seltsamen Fügungen nachzudenken, denen das Schicksal manches Menschen auf Erden unterworfen ist, und daß gerade mich jene ehrenvolle Aufgabe trifft, erfüllt mich mit rechtem Staunen über das wunderbare Verhängniß, dem ich selbst seit meiner Kindheit unterworfen gewesen bin. O, Mr. Baxton, schließen Sie also nicht aus meinem nachdenklichen Schweigen vorher auf eine geringere Theilnahme von meiner Seite; im Gegentheil, ich bin tief von Ihren Mittheilungen ergriffen und denke schon jetzt über die Möglichkeit nach, dem Thomas Morris auf die Spur zu kommen, denn auch ich bin von einem Bubenstück

dieses Menschen überzeugt und brenne vor Begierde, mein Theil dazu beizutragen, es zum Nutzen unsers beiderseitigen Freundes zu enthüllen.« –

Nach diesen Worten des tief sinnig blickenden Joseph, was gar nicht in seiner gewöhnlichen Erscheinung lag, begann Mr. Baxton ihm seine eigenen bisherigen Bestrebungen und Erkundigungen mitzutheilen und ihm die ferneren Mittel an die Hand zu geben, mit denen er wahrscheinlich zumeist den beabsichtigten Zweck erreichen könnte. Beide Männer tauschten ihre Meinungen nach verschiedenen Richtungen aus, besprachen noch sämtliche vorliegende Verhältnisse und trennten sich erst spät, um am andern Morgen ihre Reisevorbereitungen fortzusetzen.

Joseph Sohn schloß in dieser Nacht kein Auge, trotzdem er sich drei Stunden später als gewöhnlich zu Bett gelegt hatte. Sein Kopf war von einem Gedanken erfüllt, der so eigenthümlich war, daß er sich ihn selbst kaum einzugestehn und weiter zu durchdenken wagte. Da wir jedoch keine Ursache haben, in diesem Punkte mittheilbarer zu sein als unser junger Freund, so wollen wir diesen Gedanken jetzt nicht näher erforschen, vielmehr seinem Beispiele nachahmen und ebenfalls der Zukunft die Sorge überlassen, das noch dunkel vor uns Liegende hinreichend aufzuklären. –

Am nächsten Morgen aber, während die beiden Männer das Gespräch des vorigen Abends wieder aufnahmen und fortsetzten, ging es in Downs-Castle sehr lebhaft her.

Alle Hände beeilten sich, die zur Reise erforderlichen Lebensmittel an Bord zu schaffen und die kleine Yacht segefertig zu machen. Gegen Abend, kurz nachdem Mr. Baxton seine Verabredungen mit Joseph Sohn beendet und Francis in das vorliegende Unternehmen eingeweiht hatte, erschien der Capitain des Britain und meldete, daß er bereit sei, in See zu stechen, und daß Mr. Sohn, wenn der Südost in den nächsten Tagen so günstig wehe wie heute, eine angenehme Fahrt durch die beiden nordischen Meere haben werde.

Jetzt begab sich Joseph an das Einpacken seiner eigenen Sachen, und nachdem er auch damit zu Stande gekommen, rüstete er sich zu einem Spaziergange nach Brenkowitz, um vor seinem Scheiden noch einmal die Mauern des Hauses zu sehen, die sein ganzes irdisches Glück umschlossen. Von seinem Pudel begleitet, den er leider nicht mit auf die Reise nehmen konnte, schlug er in der Dämmerung den wohlbekanntnen Weg nach dem Gute ein und erreichte den so liebgewonnenen Rasensitz am Bache, als die Schatten der Nacht schon die Erde verdunkelten und die Sterne des Himmels eben ihre Pracht zu entfalten begannen.

Da lag es also noch einmal vor ihm, das alte Schloß – wann, o wann würde er es jetzt wiedersehen und die Theure begrüßen können, an die er mit allen Fasern seines Innern gebunden war? O, welche wunderbaren Gefühle bewegten ihn in diesem Augenblick! Welche seltsame, fast dem Spleen des Engländers gleichende Melancholie ergriff sein Gemüth, als er an Alles dachte, was

im Innern dieses Hauses sich bewegte und mit dem geheimen Unternehmen in so genauer Verbindung stand, dem er jetzt seine Zeit und seine Kräfte geweiht hatte. »Henriette von Bergen! Sophie von Haldrungen!« Diese beiden Namen entschlüpften halb laut geflüstert seinen Lippen, als er allmählig aus seinem Grübeln erwachte – »welch' wunderbares Geschick hat Euch zusammengeführt! O, Vater im Himmel, könntest Du es zulassen in Deiner Gnade, könnte es möglich sein, was ich denke, könnte durch irgend ein unaufgeklärtes Räthsel Sophie selber die Tochter dieser erhabenen Dulderin und jenes verehrten Menschenfreundes sein – wie glücklich könnte auch ich dann noch werden, wie könnte sich mein Schicksal so ganz anders gestalten, als ich es vor Jahren, ja noch vor Kurzem gedacht, da mich jener schreckliche Mann aus diesen Mauern stieß! Doch was phantasire ich da – ich glaube, mich hat William Baxton's Erzählung schwindeln gemacht – alles Erlebte, Gedachte, Empfundene tanzt in wirren Bildern vor meinen Augen, ich komme mir wie ein ganz verwandelter Mensch vor. Ha! Sollte jenes Zauberschloß da hinter mir auch mich verwandeln, wie es Alles um uns her verwandelt hat? O Werner, Werner, wie Recht hattest Du, aber freilich in einem auderen Sinne, und wir nannten den leidenschaftlichen Ausbruch Deines verwundeten Herzens Aberglauben – Täuschung und wie sonst noch! O Menschenleben, Menschenschicksal! – Auf welchen geheimnißvollen Wegen führst Du uns, wo ist unser Ausgang, wo unser Ziel,

welche Klüfte und Gipfel haben wir zu übersteigen, ehe wir an das Ende unsrer Lebensbahn gelangen!«

Und auf den Rasensitz niedersinkend und den wirbelnden Kopf in beide Hände stützend, sann er tief und lange über Alles nach, was ihm seit seiner Geburt widerfahren war, und dann erst, als er das letzte Ereigniß, William Baxton's Erzählung, noch einmal überdacht, erhob er sich wieder und sprach leise vor sich hin:

»Ich habe mir oft gewünscht und heute wünsche ich es mir wieder, die ganze Welt vor mir, außer und in den Menschen, möchte einmal durch eines Zauberers Spruch in einen Glaskörper verwandelt werden und ich könnte hineinschauen wie in eine durchsichtige Kugel. Was würde ich da zu sehen bekommen! Wieviel Räthsel des Lebens würden mir dadurch gelöst werden! Hui! Wie würden die Quellen des Daseins, des Schaffens und Wirkens in Gutem und Bösem so klar vor mir fließen, wie würde mir Alles offenbar werden, was mir jetzt dunkel und trübe ist! Doch nein, nein, nein! ich möchte es lieber nicht sehen, es würde mir vielleicht alle Lust am Leben, Glauben und Hoffen verderben, denn ich würde es nicht begreifen können, warum es so und nicht anders ist, was der Schöpfer dieser Welt in seinem allweisen Rathschluß zu verbergen für gut befunden hat. Gute Nacht – gute Nacht, Ihr da drüben!« –

Das war sein letzter Gedanke, den er diesen Abend in seiner phantastischen Grübelelei entwickelte. Dann sofort sich erhebend und tausend Grüße nach Brenkowitz sendend, dessen Fenster sich lange erhellt hatten, tausend

gute Wünsche für alle seine Lieben hegend, entfernte er sich langsam, um noch eine Nacht auf dem treuen deutschen Boden zu verbringen und von den Wünschen zu träumen, die sein Herz bald wie im Sturme aufrüttelten, bald wie in leiser Windstille mit der Hoffnung ihrer Erfüllung beseligten. –

Am nächsten Morgen aber, als kaum die Sonne die Wipfel des Waldberges am baltischen Meere vergoldete, schwamm er schon mit allen diesen Hoffnungen, mit allen diesen Wünschen auf der vom günstigsten Winde bewegten See, bald in der Neuheit der vor ihm tagenden Szenen, bald im wieder muthig aufblickenden jugendlichen Herzen die trübe Vergangenheit mit der goldenen Zukunft vertauschend.

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. RACHEL UND IHR SCHATTEN.

Lassen wir Joseph Sohn auf seinem schönen Schiffe den Felsenküsten England's zusteuern, um die vielfach trügerischen Spuren des ehemaligen Freundes und muthmaßlichen Verräthers Lord Shorncliffe's aufzusuchen, und wenden wir uns unterdeß unsern andern Freunden zu, die in ganz entgegengesetzter Richtung dem Zuge ihres Schicksals folgten.

Durch die Vermittelung eines Mitgliedes der englischen Gesandtschaft in Berlin, welches dem Lord seit langer Zeit befreundet war, hatten Mrs. Baxton und Rachel Schawai eine Wohnung daselbst vorgefunden, die allen ihren Ansprüchen, wenn sie solche gehegt hätten, genügt haben würde, denn sie lag in einem belebten und schönen Stadttheile, war mit vielerlei Angenehmem und allem Nothwendigen, sogar mit einem der herrlichen Flügel ausgestattet, wie sie die Berliner Meister jetzt so schön anzufertigen verstehen. Hier ließen sich denn die beiden Frauen häuslich nieder und begannen, sobald sie in Ruhe gekommen waren, den Anordnungen ihres Beschützers Folge zu leisten. Schon am nächsten Tage begaben sie sich zu einem der größten Virtuosen, der als Meister auf dem Plan und als Lehrer in der Musik überhaupt eines allgemeinen und begründeten Rufes genoß, und dessen Namen wir mit Freuden nennen würden, wenn uns nicht gewisse Bedenken nöthigten, gerade in diesem

Abschnitte unsrer Erzählung die Namen einiger mitwirkenden Personen dem Leser vorzuenthalten. Der Concertmeister K*** war zu Hause und beendigte so eben seine Morgenübung, als Mrs. Baxton und Rachel bei ihm gemeldet wurden, nachdem sie durch Lord Shorncliffe und die englische Gesandtschaft dem Künstler schon einige Tage vorher angekündigt waren. Der Concertmeister und seine Schülerin schauten sich mit einiger Neugierde an, denn Beide hatten bereits von einander gehört und waren begierig, zu erfahren, wie sich das Verhältniß gestalten würde, in welches sie durch die Bestimmung des Lords zu einander treten sollten. Nachdem die Damen Platz genommen und der Concertmeister sie mit einigen Worten begrüßt hatte, bat er Rachel, es sich bequem zu machen und ihn eine Probe von ihren Leistungen hören zu lassen.

Rachel, ohne alle Besorgniß und in ihrer gewöhnlichen Bescheidenheit sich leise und fast unhörbar bewegend, legte Hut, Mantel und Handschuhe ab, strich sich mit ihren alabasternen Händen, auf die der Virtuos sogleich seine Augen gerichtet hatte, die üppig fluthenden Locken aus dem Gesicht, und ließ sich vor dem geöffneten Flügel nieder.

»Was wollen Sie mich hören lassen?« fragte der Künstler mit einiger Erregung, denn ein Blick in das glühende Auge des jungen Mädchens belehrte ihn, daß er es mit einem menschlichen Wesen zu thun habe, dem die Kunst nicht allein in den Fingern, sondern auch in der Seele wohne.

»Was wünschen Sie zu hören?«

»Das überlasse ich Ihnen. Spielen Sie Etwas, was Sie gern spielen.«

Rachel lächelte, griff wie bewußtlos einige Mal in die Tasten und ließ dann den Eingang eines Tonstückes vernehmen, welches von dem Concertmeister selbst herührte und von ihm als eins seiner besten, aber auch schwersten betrachtet wurde. Nur wenige Minuten hatte Rachel gespielt, so wurde der Künstler, dem hier als Componisten eine Huldigung dargebracht ward, auch als Virtuose mächtig betroffen; seine bleichen Wangen färbten sich und er hing mit verwunderten Mienen an den sich immer mehr belebenden Gesichtszügen der Spielerin.

Rachel war fertig, ließ die Hände sinken und blickte fragend den Künstler an, der seinerseits den Kopf auf die Brust geneigt hatte und gar nicht zu hören schien, daß seine Composition zu Ende gespielt war.

Dadurch entstand eine für Mrs. Baxton etwas unheimliche und selbst für Rachel nicht angenehme Pause, bis der Concertmeister plötzlich sein Haupt erhob, einen tiefen Seufzer ausstieß und, sein Auge gegen Rachel aufschlagend, mit einer Art Wehmuth sagte: »Ich danke Ihnen!«

»Hat mein Vortrag Ihres schönen und graziösen Werkes nicht Ihren Beifall?« fragte Rachel einfach aber erwartungsvoll.

Der Virtuos lächelte beinahe schmerzlich. »Meinen Beifall!« sagte er. »O, wie Sie diese meine liebste Arbeit

gespielt, habe ich sie noch nie gehört, sie tritt mir fast wie eine fremde vor die Seele – wo und von Wem, mein Fräulein, haben Sie Musikunterricht erhalten?«

»Ich habe nur einen Lehrer gehabt. Es war Herr Sohn in Bremen, Herr Concertmeister.«

»Sohn? Hm! Den Namen kenne ich nicht, aber seine Methode: seine Kenntniß, sein Geschmack muß vortrefflich sein, wenn er den Ihrigen gebildet hat, – ein einziger guter Lehrmeister ist besser als zehn mittelmäßige, das sehe ich heute wieder deutlicher denn je.«

»Ihm verdanke ich Alles, was ich kann.«

»Doch nicht Alles, mein Fräulein, bei Weitem nicht Alles, das weiß ich auch aus Erfahrung. Ha! Sie haben auch Anlagen mit zu ihm gebracht und dieser Anlagen hat er sich bemächtigt, wie ein gewandter Maschinist sich der Kraft des Dampfes bemächtigt, um mit dieser Naturkraft Wunderwerke zu verrichten. Doch, lassen Sie mich nicht viele Worte machen, das ist meine Art nicht. Wir wollen also zusammen spielen, nicht wahr? Gut denn. Ich werde Sie oder Sie mich wo möglich täglich besuchen, wir werden musiciren und finden dabei Gelegenheit, über Manches zu sprechen und das etwaige Unklare uns klar zu machen. Nur noch eine Bitte habe ich vorzutragen. Ich möchte wissen, ob Sie im Notenlesen so bewandert sind, wie im Spiel. Sehen Sie, hier habe ich eine Etüde, die noch Niemand gehört hat; sie ist natürlich von mir, da ich

voraussetzen muß, daß eine Spielerin wie Sie die Meisterwerke unsrer Heroen sämtlich kennt, und ich Ihre Kräfte an einer Ihnen fremden Arbeit versuchen muß. Sind Sie im Stande, diese Etüde vom Blatte zu spielen?»

Rachel überflog ruhig aber mit haarscharfem Blick die wenigen Blätter, die ihr der Concertmeister überreicht hatte, dann nickte sie, setzte sich und spielte das neueste Werk des anwesenden Meisters mit einer Vollendung, die nur wenig hinter der zurückstand, mit welcher sie das erste Stück gespielt.

»Es ist gut,« sagte der Concertmeister, der sich in der That etwas verlegen fühlte, ruhig und langsam, – »ich weiß, was ich wissen wollte. Sie können auch Das – auf eine Weise – wie sie mir, gering gesagt, neu ist. Ist Ihnen die Mittagsstunde von zwölf bis zwei Uhr zu unsern Uebungen recht?»

»Vollkommen! Aber darf ich nicht bitten, mich auch etwas von Ihrem Spiel hören zu lassen?»

»Heute nicht, aber morgen stehe ich Ihnen zu Diensten.«

–
Wenige Minuten darauf hatten sich die Damen wieder entfernt, der Concertmeister aber stand noch immer in seinem Zimmer vor dem Flügel und schien seine Gedanken noch gar nicht von ihnen losmachen zu können. »Ja, ja,« sagte er endlich zu sich, »wer hätte Das gedacht! Ein so junges Mädchen! Und ich glaubte schon Wunder was ich erreicht hätte, als ich mit zwanzig Jahren Concertmeister wurde, haha! Was würde Liszt sagen, wenn er diese Jüdin hörte, oder Mendelssohn, wenn er sie hören

könnte, oder Clara Schumann und Littolf? Was würden sie Alle sagen? Ja! Sie würden staunen wie ich, Dieses oder Jenes vielleicht bemäkeln, anders machen wollen – aber besser? Ich will mich nicht unterfangen, hier schon ein Urtheil zu fällen, ich muß noch mehr hören; so viel aber steht fest, wenn dieses Wunderkind – und abermals muß es eine Jüdin sein! – noch einige Jahre spielt, wird sie Keinen mehr finden, der mit Ueberzeugung von sich sagen könnte: ich will ihr Meister und Lehrer sein!« –

Um dies vorläufig gefällte Urtheil des Concertmeisters zu vervollständigen – ein Urtheil, das er uns selbst einst in einer traulichen Stunde mitgetheilt hat – wollen wir hier gleich ein Gespräch folgen lassen, welches derselbe mit Lord Shorncliffe führte, als dieser einige Wochen später nach Berlin kam, um sich nach dem Wohlsein seiner Pflegebefohlenen und der Meinung ihres neuen Lehrers zu erkundigen.

»Mylord,« sagte der in diesem Augenblick enthusiastisch aufgeregte Künstler, »Sie haben mir nicht zu viel von den Leistungen dieses jungen Mädchens geschrieben. Sie ist ein musikalisches Phänomen und ich kann nicht anders sagen, als daß ihre Anlagen und ihr Lehrer ein wahres Wunderwerk aus ihr geschaffen haben. Es giebt keine Schwierigkeiten, die sie nicht mit der Leichtigkeit überwindet, wie etwa ein Vogel über einen Berg fliegt. Ihre Technik ist vollendet, ihr Ausdruck und Vortrag voll Seele und Adel, ihr Geschmack rein und nicht im Geringsten überladen, wie es heut zu Tage so häufig vorkommt. Was soll ich da noch ändern, bessern oder

nachhelfen? Hier haben mächtigere Hände, ein erhabener Wille und eine naturwüchsige Kraft Etwas gewirkt, was ich mit dem besten Willen aus mir allein heraus nicht bewirken könnte. Diese Spielerin kommt mir vor, wie ein mächtiger, im Urwalde gewachsener Baum, den Gottes Winde gekräftigt und geschirmt, und den Gottes Sonne mit ihrer gewaltigen Kraft zu der Ueppigkeit, Schönheit und Fülle gezeitigt hat, in der er vor uns steht. Vielleicht sind hier und da einige überflüssige Blättchen und Reiserchen zu beschneiden, um eine noch zartere Harmonie in das Ganze zu bringen, aber weiter auch nichts. Lassen Sie sie viele und gute Musik hören, ihr Ohr allein kann noch Manches lernen, ihre Finger aber, die mir aus einem Gemisch von Sammt, Stahl und Gummi zu bestehen scheinen, werden nichts mehr zu lernen haben. Darf ich Sie bitten, mir zu gestatten, daß ich sie zu den Abendunterhaltungen einlade, an denen nur die Auserlesensten meines Conservatoriums Theil nehmen dürfen, wo wir über klassische Musik uns verständigen und die Theorie der Musik handhaben?«

»Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie ihr den Genuß dieser Studien gestatten, und ich habe Sie schon darum bitten wollen.«

»Noch Eins, Mylord. Haben Sie diese junge Dame zu einer Künstlerin bestimmt, die sich öffentlich hören und bewundern lassen soll?«

»Das weiß ich in der That selbst noch nicht, da ich ihrer Neigung nicht vorgreifen möchte. Ihres Unrterhalts wegen braucht sie nicht nach dem Beifall der Welt zu

streben, denn dafür wird hinreichend gesorgt werden. Vorläufig soll sie nur lernen, was man überhaupt lernen kann.«

»Gut, freilich, aber eigentlich ist sie schon viel zu weit, um von *einem* Meister, dessen Sphäre immer beschränkt ist, lernen zu können. Ihre Richtung läßt sie sich nicht mehr anweisen, denn ihre eigene Naturanlage hat ihr die beste, edelste angegeben. Meiner Meinung nach muß sie daher alle großen Künstler hören, die Europa aufzuweisen hat, und hat sie Das gethan, dann mag sie ihren eigenen Weg gehen und dieser Weg wird zu einem Ziele führen, das Sie und die Künstlerin selbst befriedigen wird.«

»So sind wir also einer Meinung. Wollen wir denn für's Erste sehen, was Deutschland für seine Künstler thut –«

»O, das kann ich Ihnen im Voraus sagen, Mylord. Es überschüttet sie entweder mit unverdienten Lorbeern, daß sie beinahe daran ersticken, oder es bedeckt sie mit dem Staube der Vergessenheit, die eben so wenig verdient ist. Die rechte Mitte halten – einen Menschen nach seinem wahren Werthe schätzen und genießen – können einmal die Deutschen nicht, denn sie sind zu gründlich, um gerecht, und zu vielseitig, um selbständig im Urtheil zu sein.« –

So begannen denn also die Studien Rachel's in Berlin von Neuem und zwar mit einem Eifer, der Jedermann, der seine Folgen wahrnehmen konnte, mit Erstaunen erfüllte. Erst jetzt ging ihr der wahre und volle Sinn für Alles auf, was Kunst heißt. Was an guter Musik in dem

so reich damit begabten Berlin zu hören war, ward von der hierin unersättlichen Rachel genossen und mit ihren Kunstfreunden in jeder Richtung besprochen, beleuchtet, verglichen, obwohl sie selbst nur wenig dabei sprach, so regte sie doch zumeist an und faßte alles Vernommene mit einem Gedächtniß auf, als wollte sie es ewig in ihrem Innern bewahren. Rachel's Worte, wodurch sie eigentlich allein zu den Ihrigen sprach, war ihr Spiel, dieses machte sie zum Ausdruck aller Vorgänge in ihrer Seele, und diese Seele war reich begabt mit Vorstellungen, Ideen und Gedanken. Selbst wenn sie spät Abends, man hätte glauben sollen ermüdet, nach Hause kam und sich zu Bett legte, nahm sie ihre Noten zur Hand, las sie stundenlang, studirte sie und überdachte, wie sie Dies oder Jenes richtig auffassen und wiedergeben könne, um damit eine Wirkung hervorzubringen, wie sie andere Menschen durch Thaten oder Worte hervorbringen. Ihr Gedächtniß zeigte sich auch hier in seinem vollen Glanze, denn was sie sich auf diese Weise einmal eingepägt, behielt sie für immer, um es auf eigenes oder Anderer Belieben sogleich hören lassen zu können. Jedoch spielte sie um diese Zeit noch nicht öffentlich, dagegen hatte sie sogar einigen Widerwillen gefaßt; und Alle, die in nähere Beziehung mit ihr kamen, bestärkten sie darin; nur in einigen auserlesenen Gesellschaften, wo man nur Musiker vom reinsten Wasser, oder solche Leute vor sich hatte, die von der Liebe zur Kunst im höchsten Grade begeistert waren, wie

in den auserwählten Cirkeln des so kunstsinnigen englischen Gesandten, in die sie Lord Shorncliffe bald eingeführt hatte, übernahm sie gern irgend einen Vortrag.

So reifte sie rasch und ohne große geistige Erschütterungen und Sorgen, die sonst so vielen Jüngern der Kunst vorbehalten sind, dem Ideale entgegen, welchem sie ihr Leben geweiht, und das in nicht gar langer Zeit zu erreichen ihr vom gütigen Schicksal bestimmt war. Da es jedoch nicht unsere Aufgabe ist, allen einzelnen Schritten Rachel's in dieser Richtung zu folgen, sondern ihr Leben nur so weit zu betrachten, als es mit den übrigen Hauptmomenten unsrer Erzählung in Verbindung steht, so wollen wir hiermit ihrer allmählig fortschreitenden Entwicklung Genüge gethan haben und, uns zu denjenigen Personen wenden, die ihr Schicksal an das dieses seltenen Judenkindes gebunden erachteten, und da begegnen wir denn zunächst Werner von Haldrungen, den seine unbegrenzte Leidenschaft ihr in die Hauptstadt nachgetrieben hatte.

Werner war von Brenkowitz sofort nach Berlin gereis't und suchte am ersten Morgen seiner Ankunft, sobald er für sich selbst ein Unterkommen gefunden, die Wohnung auf, die, wie er aus ihren Briefen wußte, Rachel bezogen hatte. Allein er war zu einer Zeit gekommen, wo Rachel für Niemanden sichtbar war, das heißt, wo sie übte, und so hielt es Werner für angemessen, zunächst seinen übrigen Verpflichtungen zu folgen, die ihn, seiner Meinung nach, in die Hauptstadt gerufen hatten. So begab er sich, auf das Höchste von Freude aufgeregt, daß er

wieder in Rachel's Nähe athmen konnte und bereits die Fenster gesehn, hinter denen sie thätig war, zu dem Commandeur des Truppentheils, bei dem er als Freiwilliger Dienste nehmen wollte, was kein leeres Vorgeben bei seinem Vater gewesen war. Hier aber begegnete dem jungen Manne etwas völlig Unerwartetes. Der Offizier nahm ihn wohlwollend auf, hörte seine Wünsche theilnehmend an und wies ihn mit einem Zettel an einen Arzt, der seine körperliche Tauglichkeit zum Militairstande untersuchen sollte.

Wie gesagt befand sich der so heiß liebende Werner in großer Gemüthsbewegung, wie es uns leicht ergeht, wenn uns Alles, was sich um uns herum bewegt, neu und fremd ist, zumal wenn unser Herz dabei in so stürmischer Wallung ist, wie es bei ihm der Fall war. Nur an Rachel denkend und schon eine glänzende Zukunft an ihrer Seite träumend, trat er bei dem Arzte ein, an den er gewiesen war und in dem er einen schon bejahrten und, wie es schien, über die Störung mißmuthigen Mann fand. Nachdem er sein Begehren vorgetragen, hieß der grauköpfige Alte ihn in sein Zimmer treten und sich entkleiden; kaum aber hatte er die Brust des jungen Menschen flüchtig angeblickt, so rief er ihm laut und derb die Meinung zu, daß er sich so gut zum Soldaten eigne, wie ein Fisch zum Fliegen und daß er sich so schnell wie möglich wieder ankleiden möge.

»Warum eigne ich mich denn nicht zum Soldaten?« fragte Werner naiv.

»Das ist eigentlich meine und nicht Ihre Sache,« erwiderte der Aeskulap, »allein wenn Sie so naseweis sind, es wissen zu wollen, so will ich es Ihnen sagen.«

»Darum bitte ich recht sehr, denn ich bin mir selbst keines Grundes bewußt, der Ihre Meinung rechtfertigen könnte.«

»Rechtfertigen? Meine Meinung? Danach fragt kein Mensch, Sie junges Kind. Mit einem Wort, Sie sind krank und können dem Könige nicht mit den Waffen dienen.«

»Krank? Ich weiß ja gar nichts davon und fühle mich so gesund wie Sie, der Sie doch auch Soldat sind.«

»Na ja, da hätten Sie eine sehr dauerhafte Gesundheit! Ich bin eigentlich schon seit zehn Jahren Invalide.«

»An welcher Krankheit leide ich denn?«

»Na, wenn Sie es durchaus wissen wollen, Sie leiden am Herzen und hier haben Sie Ihren Zettel, den geben Sie beim Herrn Obersten ab.«

»Am Herzen?« fragte Werner, indem Leichenblässe sein Gesicht überzog. »Können Sie mir das ansehen?«

»Wofür wäre ich denn Der, der ich bin, wenn ich das nicht könnte? Da, gehen Sie mit Gott und schonen Sie Ihre Gesundheit. Adieu, mein Herr, und grüßen Sie Ihren Vater!«

»Wie? Kennen Sie ihn denn?«

»Ach, mein Gott, wie sehr langweilen Sie mich! Da hätte ich viel zu thun, wenn ich aller Leute Väter kennen sollte, die ich untersuche. Es pflegt dies nur so eine Redensart von mir zu sein. Adieu, adieu!« –

Werner verließ kopfschüttelnd den sonderbaren Alten und erst bei dem Obersten erfuhr er, daß er sich wieder nach Hause begeben und daß er niemals in Preußen Soldat werden könne.

»Gut,« dachte Werner bei sich, als er in seine Wohnung zurückkehrte, »wenn alle Leute, die sich zum Dienste melden, so wenig krank sind wie ich, dann hat der König von Preußen nur auserlesene Soldaten, und ich wundere mich, daß davon alle Jahre welche sterben können. – So bin ich denn also frei von dieser Last und kann ganz allein meiner Neigung leben. Wohlan denn, ich danke Dir, alter Grimmbart, Du hast mir vielleicht mit Deiner Erklärung einen großen Dienst geleistet, aber wenn ein Soldat nicht ein bischen Herzklopfen haben darf, wie ich es aus andren Gründen an diesem Tage spüre, so ist das eine vortreffliche Einrichtung für alle Liebenden. Wohlan, jetzt aber zu Rachel, sie ist mein, sie gehört mir von jetzt an allein und kein Mensch soll sie mir mehr streitig machen,«

Man kann sich Rachel's Verwunderung, aber auch ihre unverhüllte Freude vorstellen, als sie gegen Mittag, nachdem ihr neuer Lehrer sie eben verlassen, ihren alten Freund aus Brenkowitz eintreten sah. Sie schrie laut auf vor Ueberraschung und streckte ihm beide Hände entgegen, denn daß sie, so kurze Zeit erst von ihren Lieben getrennt, schon einen von ihnen bei sich sehen würde, hatte sie nicht im Geringsten erwartet. Auch Mrs. Baxton war erfreut, den jungen Mann zu begrüßen, von dem sie durch Rachel so viel Gutes vernommen hatte, zumal

sie von Lord Shorncliffe selbst wußte, daß er mit ihm bekannt sei und ihn für einen hoffnungsvollen Geiger halte. So hatte sich denn Werner sehr bald die Erlaubniß ausgewirkt, die Damen Abends zu besuchen, wenn sie zu Hause wären, mit Rachel zu musiciren oder sie in irgend ein Concert oder in die Oper zu begleiten, wenn der Besuch derselben beschlossen war.

Lord Shorncliffe indessen, als er bald darauf ebenfalls nach Berlin kam, wunderte sich nicht wenig, Werner bei den Damen schon ganz eingebürgert zu finden, obwohl er bereits brieflich erfahren, daß derselbe sein väterliches Haus so plötzlich verlassen, und er sich beinahe gedacht hatte, wohin er gegangen war. Am ersten Abende jedoch, als er in Berlin bei Rachel eintraf und Werner bei ihr vorfand, ließ er kein Wort darüber vernehmen, sondern bat nur Werner um eine Unterredung am nächsten Morgen, indem er ihm den Gasthof bezeichnete, in welchem er abgestiegen war.

Kein Mensch konnte an diesem Morgen pünktlicher sein als Werner, und so sehen wir ihn denn mit forschendem Gesichte dem Engländer gegenüber sitzen, dessen Antlitz seinen gewöhnlichen ernstern, aber immer wohlwollenden Ausdruck zeigte, als er die ehrliche, offene Miene des jungen Edelmanns gewahrte, der die Kunst und ein Mädchen mehr liebte, als seinen Stand, sein heimatliches Haus und die herkömmlichen Vorzüge, die dieser Stand ihm für die Zukunft verhielß.

»Sie werden ohne Zweifel errathen haben,« begann der Lord das Gespräch, »warum ich um Ihren Besuch gebeten habe; – ich möchte nämlich wissen, was Sie genöthigt hat, so rasch das Gut Ihres Vaters zu verlassen und nach Berlin zu kommen, wovon ja früher, wie Sie mir selbst sagten, niemals die Rede war.«

Bei diesen, mit großem Bedacht gesprochenen Worten entfärbte sich Werner's Gesicht, und die Krankheit des Militairarztes begann sich durch starkes Klopfen des beweglichen Organs sogleich wieder bemerklich zu machen. Jedoch faßte er sich männlich und entgegnete mit seiner gewöhnlichen Offenheit Folgendes:

»Mylord, es sind zwei Beweggründe, die mich von meinem väterlichen Hause hierher getrieben haben und zwar, wie ich Ihnen offen bekenne, wider Wissen und Willen meines Vaters; allein ich hoffe, Sie werden, wenn ich Ihnen ehrlich meine Lage eröffnet habe, einräumen, daß ich, wenigstens in einer Beziehung nicht anders handeln konnte. Zuerst muß ich Ihnen mittheilen, daß ich in kurzer Zeit mein einundzwanzigstes Lebensjahr erreiche und daß ich von diesem Tage an nach einer alten Uebereinkunft mit meinem Vater selbständig, das heißt Herr meines Vermögens und der Anwendung meiner Zeit und meiner Kräfte bin. Ich hätte allerdings noch einige Monate warten können, dann wäre mir die Beschämung nicht zu Theil geworden, Ihnen dieses Bekenntniß ablegen zu müssen, allein meine Verhältnisse im väterlichen Hause

waren so eigenthümlicher Art, daß ich ein Recht zu haben glaubte, schon einige Monate vor der Zeit mich zum Herrn meiner selbst zu erklären.«

Der Lord, von diesem Eingange betroffen, senkte sein Haupt und legte es in seine Rechte, hörte aber mit der größten Aufmerksamkeit den Worten Werner's zu, die in einem Tone und mit einer Miene vorgebracht wurden, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit derselben zweifeln konnte.

»Ja,« fuhr Werner fort, »ich muß hier von meinem Vater reden, denn er allein hat meine vorzeitige Entfernung verschuldet. Er hat sich nie um meine Erziehung bekümmert, mich vielmehr schalten und walten lassen, wie ich wollte, und nur der unaufhörlichen Einwirkung unsrer vortrefflichen Mutter, die mit unter dem Drucke litt, unter dem wir Alle litten, habe ich es zu danken, daß ich bisher die Schranken innehielt, die mir die Natur zum Tummelplatz angewiesen. Mein Vater hat mich nie gefragt: welchen Lebenszweck hast Du Dir vorgesetzt, mein Sohn? Und doch drängte es mich schon seit langer Zeit nach einem solchen. Ich wählte aus Neigung die Musik und mein Vater hat sich niemals dieser Neigung widersetzt. Im Gegentheil, er nahm sogar Herrn Sohn zu unserm Lehrer an, da er doch irgend Etwas für unsre weitere Ausbildung thun mußte und einsehen mochte, daß wir nicht wild wie die Pilze im Walde aufwachsen konnten. Für diese Duldung und diesen Lehrer bin ich ihm dankbar, denn Beides setzte mich in den Stand, klarer über meine Zukunft zu werden und endlich das Ziel zu

entdecken, dem ich jetzt entgegenstrebe. Aber das enge Haus ist für den strebenden Geist keine genügende Rennbahn. Ich sehnte mich fort in die Welt, wo ich Größeres, Schöneres, Erhabneres sehen, hören und lernen konnte, und ich bat meinen Vater, mir zu gestatten, auf Reisen zu gehen, was unsre Mittel erlaubten. Er aber wies mich hart zurück und zum ersten Male fühlte ich, daß mein Geist mit meinem Leibe zugleich gefesselt war. Diese Fessel zu tragen, bin ich nicht geschaffen, Mylord; ich habe von der Natur Schwingen erhalten und sehne mich, sie zu gebrauchen. So entzog ich mich denn der Willkür meines Vaters und entsagte seiner Unterstützung, stellte mich auf meine eigenen Füße, und hier bin ich, um darüber Ihr Urtheil zu vernehmen.«

»Es möchte etwas schwer sein, mein junger Freund, über Ihr Thun nach allen Seiten gerecht zu urtheilen,« fuhr der Lord fort, »da Werner schwieg, »nur will es meinem Gefühle scheinen, als hätten Sie trotz aller Beschönigung Ihres Handelns Unrecht gethan, gegen den Willen Ihres Vaters in die weite Welt zu gehen, selbst wenn Sie nur Gutes und Edles in dieser Welt lernen wollen. Bedenken Sie wohl, in welcher Lage ich mich Ihnen gegenüber befinde. Ich bin mit Ihrem Vater bekannt geworden und möchte ihm keine Gelegenheit geben, von mir zu glauben, daß ich mich seinen Anordnungen innerhalb seiner Familie aus irgend eine Weise widersetze. Nun besuchen Sie aber Diejenigen hier in Berlin, die ich zu den Meinen zähle, und leicht könnte es daher kommen, daß Ihr

Vater mich für Denjenigen hält, der Sie angespornt hat, seinem Willen zuwider zu handeln.«

»Mylord, wie könnte mein Vater zu dem Glauben kommen? Und käme er dazu – sind Sie nicht Ihr eigener Herr und der Mann dazu, ihn von der Wahrheit der vorliegenden Thatsachen zu überzeugen, wenn er geneigt wäre, Sie zur Rechenschaft zu ziehen?«

»Daß ich der Mann dazu bin, reinigt Sie nicht von dem Vorwürfe, dem Willen Ihres Vaters zuwider gehandelt zu haben. Ich ersuche Sie also, bevor ich Ihnen gestatten kann, ferner mein Haus für das Ihrige zu halten, sich mit Ihrem Vater zu vergleichen und von ihm die Erlaubniß auszuwirken, hier oder wo anders als in Brenkowitz zu verweilen, da ich auf keine Weise mit dem Baron von Haldrungen in Zwist gerathen will.«

»O Mylord, seien Sie nicht so grausam!« bat Werner mit flehender Stimme. »Ueberzeugen Sie sich von meiner Bedrängniß und machen Sie meine Sache zu der Ihrigen. Sie sind ein so vorurtheilsfreier Mann und können sich leicht das Verhältniß vorstellen, in welchem ich in Brenkowitz schmachtete.«

»Wenn auch – ich *darf* Sie nicht in Schutz nehmen; mein Gefühl, meine Ehre, meine Stellung zu Ihrem Vater gestattet mir das nicht – Sie haben in Bezug auf ihn nur Unrecht, ich sage es Ihnen.«

»Ach, Mylord, denken Sie an Ihr eignes Leben, dessen Gang mir zwar unbekannt, aber vielleicht auch nicht frei von Ereignissen ist, die denen ähnlich sind, in welchen ich mich bewege. O, haben Sie immer im Leben gethan,

was Ihr Vater oder Ihre Mutter verlangte, wenn dasselbe ganz gegen Ihre Neigung und Ihr Gefühl war?«

»Wie?« fragte erstaunt der Lord, der von dem Gewicht dieser unerwarteten Frage beinahe eingeschüchtert wurde.

»Ich frage Sie, ob Sie immer nach dem Willen Ihrer Eltern gehandelt haben? Wenn Sie diese Frage bejahend beantworten können, so will ich meinen Vater so lange demüthig bitten, bis er mir die Erlaubniß ertheilt, meinen Neigungen zu leben, wo es mir beliebt; bis jetzt aber hat mir mein Vater keinen ernstlichen Wunsch erfüllt, nicht weil dieselben ungerechtfertigt gewesen wären, sondern weil er nicht im Stande war, einzusehen, daß eines Menschen Anschauungsweise von der seinigen abweichen, daß er sich in seiner beschränkten Lage glücklich, ich mich aber unglücklich in der meinigen fühlen könne. Die Kunst, der ich mich nun einmal geweiht, die ich mit ganzer Seele ergriffen und für die ich allein leben und sterben kann, ist ihm gleichgültig; er hat kein Herz dafür, keine Einsicht darin; wenn ich auf seinem Gute lebte, wie er lebt, dann allein würde er mein Thun billigen, und wäre dasselbe so unnütz, so weggeworfen, so schaal wie möglich. Dieses Leben aber ist nicht für mich, es ist – o verzeihen Sie mir den starken Ausdruck – kalt, niedrig, gemein; das Leben für die Kunst aber ist edel, groß und schön. Jetzt verurtheilen Sie mich, wenn Sie den Muth dazu haben.«

»Den habe ich, ja. Ein Sohn muß, sage ich, dem Willen seines Vaters gehorchen.«

»Auch wenn dieser Vater Unbilliges verlangt?«

Der Lord schwieg einen Augenblick. Werner nahm dies für den ersten Schritt zum Siege. Er hatte sich aber geirrt.

»Ja,« sagte der Lord mit sichtbarem inneren Widerstreben, »er *muß* ihm gehorchen, selbst gegen seine vielleicht bessere Ueberzeugung.«

»Haben Sie Ihrem Vater oder Ihrer Mutter, oder wer Sie sonst erzogen haben mag, immer gehorcht?«

»Ich stelle mich nicht als Muster der Menschen auf – auch ich kann gefehlt haben, wie Sie fehlen, dann beschönige ich aber meine Fehler nicht.«

»Sie geben mir also in der Sache selbst Recht?«

»In der Sache selbst – vielleicht, im Principe aber nicht.«

»O, wir wollen hier nicht über Principien streiten, Mylord, darin bekenne ich selbst mein Unrecht – ich habe hier nur meine Handlungsweise aus meinen Verhältnissen heraus vor Augen. Man kann auch ein Princip, ein edles, Mylord, befolgen, das darin besteht, Niemanden zu fesseln, der frei geboren ist, und Niemanden gegen seine Neigungen, seine Anlagen, seine Wünsche zu zwingen, gegen dieselben zu handeln. Sie haben selbst einmal von diesem Principe mit uns gesprochen, und Joseph Sohn und ich haben uns über diesen Ihren Ausspruch außerordentlich gefreut.«

Der Lord lächelte, da Werner in seinem Eifer sich seiner eigenen Waffen gegen ihn bediente. »Gut,« sagte er endlich, »so mögen Sie aus Liebe zur Kunst die Liebe Ihres Vaters verscherzen, mich kümmert das nicht, mich

betrifft nur Ihr Verkehr mit den Meinigen. Wenn Ihr Vater Sie also enterbt, oder sonst straft, mich trifft nicht die Schuld, ich wasche meine Hände, aber ich möchte auch nicht, daß Ihr Vater, gegen den ich aus Gründen, die ich Ihnen nicht anführen kann, nichts verschulden mag, mich der Verführung seines Sohnes zeiht. Ich will daher, um Ihnen von Nutzen zu sein, Ihre Bitten bei Ihrem Vater unterstützen, ich will an ihn schreiben lassen – bis seine Antwort eintrifft, besuchen Sie mich und die Meinigen, von dieser Antwort aber wird es abhängen, ob ich meine Erlaubniß noch weiter ausdehnen darf. Sagt Ihnen dieser Vorschlag zu?«

»Ja, er sagt mir zu und ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, wie für die Erlaubniß, die Ihrigen besuchen zu dürfen. Ich werde an meinen Vater schreiben.«

»Aber bald, bitte ich. – Das war jedoch nur der erste Beweggrund, der Sie von Brenkowitz getrieben hat, nun kommen wir zum zweiten.«

Werner erröthete bis in die Stirnhaare hinein. Er seufzte tief und schöpfte einige Male Luft, um zu Worte kommen zu können, denn sein Gefühl erstickte ihn beinahe, dem ernstesten Antlitz und den klugen, ihn tief durchdringenden Augen dieses Mannes gegenüber. »Ach, Mylord,« sagte er endlich, »die Mittheilung dieses zweiten Beweggrundes wird mir viel schwerer als die des ersten. Doch ich habe so großes Vertrauen zu Ihnen und hoffe von Ihrem Beistande so viel Gutes, daß ich mich überwinden und Ihnen den letzten Rest meines Herzens aufschließen

will, den noch Niemand kennt als meine Mutter, meine Schwester und mein Freund, Joseph Sohn. Zum Theil ist dieser selbst an diesem Beweggrunde schuld, aber freilich ohne böse Absicht. Er kam nicht *allein* zu uns, Mylord, er brachte ein Mädchen mit – Rachel Schawai, Sie wissen es ja.«

»Das weiß ich – fahren Sie fort und seien Sie ganz aufrichtig.«

»Ach, dieses Mädchen war ein Wunderkind. Schon am ersten Tage, als ich sie sah, wurde mir seltsam zu Muthe; als ich sie aber spielen hörte, wurde es mir in meinem Innern so klar und hell, als ginge eine Sonne darin auf und ich sah überall Licht, wo früher nur Schatten gewesen war. Mylord, was soll ich viele Worte über dieses Gefühl machen – mit einem Worte, ich liebte in Rachel die Kunst und die Kunst – Sie wissen es, hat mich hierhergeführt.«

»Hoho! Das geht rasch, mein junger Freund. Hat die Kunst nur allein an diesem Gefühl Antheil gehabt, oder war noch etwas Anderes dabei?«

»Gewiß war noch etwas Anderes dabei. Ich liebte Rachel. Sie wurde mein Ideen mein Abgott, meine Königin auf Erden, ohne die ich nicht mehr leben kann.« –

Der Engländer erhob sich und ging einige Male schweigend im Zimmer auf und ab. Er dachte an seine eigene Jugend, an Henriette. »O,« sagte er und blieb plötzlich vor Werner stehen, »Sie bekennen mir da Etwas, was ich im ersten Augenblick erkannt habe, als ich Sie und Rachel sah. Aber wie – glauben Sie damit Recht gethan zu haben? Nein, Sie haben ein doppeltes Unrecht begangen.

Sie haben nicht allein die Achtung vor dem Willen Ihres Vaters und den kindlichen Gehorsam gegen ihn verletzt, sondern Sie haben ihm auch eine Demüthigung bereitet, ihm einen Schlag gegen seinen Rang und Stand versetzt, indem Sie bei Nacht und Nebel einem Judenmädchen nachlaufen, das Ihnen nichts sein kann als ein Spiel, da Sie ein Edelmann sind und sie nur höchstens eine Künstlerin ist.«

»Nichts sein kann, Mylord, wie meinen Sie das? Sie irren sich in mir – im Gegentheil, sie soll mir Alles sein, was der Mensch dem Menschen auf Erden sein und werden kann.«

»Wie? Wollten Sie sie etwa einst heirathen?«

»Ohne Zweifel, Mylord, wie können Sie etwas Anderes von mir erwarten? Ohne Rachel bin ich Nichts – ein leerer Schall, eine vorzeitige Ruine, Staub – mit ihr bin ich ein Mann, vielleicht ein Künstler und vor Allem ein glücklicher Mensch. O, Mylord, ich beschwöre Sie, denken Sie, wie Ihnen zu Muthe wäre, wenn Sie sich in meiner Lage befänden!«

»Still, junger Mensch, springen Sie nicht vom Gegenstande ab. Sie haben mir nun Alles gesagt, was Sie hierhergeführt. Gut, ich glaube es Ihnen. Ich will Ihnen auch in diesem Punkte beweisen, daß ich ein Mensch bin, der die Leiden seiner Mitmenschen begreift. Aber Eins muß ich Ihnen sagen: wenn Rachel nun Ihre Gefühle nicht theilte? Kennt sie sie schon?«

»Nein, ich glaube es nicht; auch will ich keine gewöhnliche Liebschaft mit ihr unterhalten, unsere Seelen nur

sollen verbunden durch dieses Leben gehn, dann werden sich auch einst die Herzen zusammenfinden und Rachel wird erkennen, daß es keinen Menschen auf der Welt giebt, der mehr ihre Liebe verdient als ich.«

»O, danach fragt ein weibliches Herz nicht, es liebt, und von Dem, den es liebt, glaubt es auch, daß er seine Liebe verdiene.«

»So wird sie mich einst lieben, mir sagt es mein Herz.«

»Die Herzen der Jugend täuschen sich oft –«

»Meines täuscht sich nicht –«

»Wenn Sie aber durch Ihre vorzeitige Neigung Rachel schadeten, sie in der Entwicklung ihrer künstlerischen Vollendung aufhielten, indem Sie ihr Sorge bereiteten, Schmerzen verursachten?«

»O was denken Sie von mir, Mylord – ich Rachel schaden? Lieber tödtete ich mich. Ich will sie jetzt nur im Stillen anbeten, hoffnungsvoll zu ihr aufblicken und in einem Freundschaftsbunde mit ihr leben wie Joseph Sohn mit meiner Schwester lebt. Im Ganzen will ich ihr nur Dasselbe thun, was Sie ihr thun – Gutes – und warum sollten sich zwei Menschen in diesem Punkte nicht begegnen? Ich aber will hierin keinem Menschen nachstehn, selbst Ihnen nicht. Mit Ihnen verglichen bin ich freilich nur ein armer Mensch; wenn Sie aber Rachel jetzt mit einem Theil Ihres Vermögens unterstützen wollen, so will ich ihr künftig mein ganzes Vermögen und meinen Namen dazu geben, und das vollführe ich, so wahr ein Gott über uns lebt!«

Der Lord lächelte, aber er sagte nichts Hörbares. Innerlich aber sprach er: »Brav! Er ist ein edler Junge, ich will ihm vertrauen, er soll Rachel's Begleiter sein.« Darauf aber sagte er laut: »Ich will für jetzt meine Zustimmung geben, daß Sie fortfahren, Rachel zu besuchen – für jetzt, sage ich – aber Eins bitte ich mir aus – keine Liebelei im gewöhnlichen Style – vor allen Dingen beunruhigen Sie Rachel nicht. Liebt sie Sie einst – gut, dann nehmen Sie sie zum Weibe – so lange Sie aber in meinen Händen ist, studirt, lernt – ist sie mein und nur aus meinen und Joseph Sohn's Händen, der sie mir anvertraut hat, können Sie sie einst erlangen. Versprechen Sie mir das?«

Beinahe wäre Werner dem Lord um den Hals gefallen. Er wußte seine Freude kaum zu lassen und mit tausend heiligen Eiden gelobte er das Versprechen zu halten, das er so eben gegeben. –

So wurde er denn ein täglicher Besucher Rachel's und Mrs. Baxton, und Theilnehmer an allem ihrem Thun und Treiben. Kein Tag verging, wo er sich nicht nach den Wünschen der Damen erkundigte und dieselben nach Kräften ausführte. Schon nach kurzer Zeit sah Lord Shorncliffe ein, einen wie treuen, aufmerksamen und durch Niemanden zu ersetzenden Paladin er in Werner den Damen gegeben. Er begleitete sie in alle Concerte, Opernvorstellungen und nahm sogar an Rachel's Uebungen und Studien Theil, so daß auch er den größten Vortheil aus diesem Umgange zog. Da er nun nie seine Liebe mit Worten oder Anspielungen zu erkennen gab, sie

vielmehr nur durch Thaten und Handlungen an den Tag legte und jederzeit mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit bereit war, Rachel vor allem Ungemach zu bewahren und ihr jede Annehmlichkeit zu bereiten, so nannte ihn Mrs. Baxton scherzweise den Schatten Rachel's, über welche Benennung er selbst glücklich war, denn alles Licht, welches das Leben für ihn hatte, strömte ihm allein von Rachel aus, die in ihrer kindlich natürlichen Weise gegen ihn sich zu benehmen fortfuhr, wie sie es vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit dem Sohne des reichen Gutsherrn gethan hatte. Ob sie wußte, daß ihr Werner mit ganzer Seele zugethan war. Wir zweifeln nicht daran, denn welches Mädchen, noch dazu von so scharfer Beobachtungsgabe und den Fähigkeiten, wie Rachel sie besaß, merkt es, weiß es nicht, wenn ein junger Mann ihr sein Herz geweiht hat; und hier lag das ganze Herz Werner's so offen vor ihren Augen, daß sie es sehen mußte. Nur ihren unausgesetzten musikalischen Bestrebungen ergeben, immer mit allen Kräften vorwärts strebend, bewies sie sich gegen ihren Schatten wie eine Schwester, die ihren Bruder für den einzigen Mann erkennt, der ihrer Liebe werth und, als der Stärkere, allein im Stande ist, sie gegen die Unbill des Lebens zu schützen.

Der Lord und Mrs. Baxton beobachteten genau dies seltene Zusammenleben der beiden jungen Personen, und nie geschah etwas, was das Vertrauen des Engländers hätte verringern können, das, mit ursprünglicher

Zuneigung zu dem edlen Sohne eines so unedlen Vaters gepaart, tagtäglich im Wachsen begriffen war.

Einige Tage nach jener Unterredung hatte des Lord durch seinen Secretair an den Baron von Haldrungen nach Brenkowitz geschrieben und gebeten, Werner unter seiner Aufsicht seine Studien fortsetzen zu lassen; auch Dieser selbst hatte ein herzliches Schreiben an seinen Vater gerichtet, um Verzeihung seines Gewaltschritts gebeten und dafür gelobt, sich in allem Uebrigen so zu betragen, daß sein Vater mit Genugthuung und Stolz auf ihn blicken könne. Diese beiden Schreiben wurden bald darauf einer Antwort gewürdigt, ein Beweis, daß der Baron nicht auf Reisen gegangen sei, um seinen Sohn zu suchen, dessen Aufenthalt ihm demnach bekannt war, sondern um seinen eigenen Vergnügungen nachzugehen, die wir später leider noch näher beleuchten müssen.

Das Schreiben des Barons an den Lord war kurz und höflich, ohne dankbar und herzlich zu sein; er sagte nur, daß er nichts gegen seine Bitte einzuwenden habe und daß er seinen Sohn unter des Lords Obhut für ungefährdet halte. Das Schreiben an Werner selbst aber war barsch und unväterlich genug, es enthielt nur wenige Zeilen, die nichts besagten, als daß Werner sich fernerhin aufhalten könne, wo er wolle, er bekümmere sich weiter nicht um ihn, und wenn er durchaus ein Geiger werden wolle, so werde er dafür sorgen, daß ihm künftig alle Thüren in Brenkowitz geöffnet seien, um den Dorfbewohnern zum Hochzeit- und Kindtaufschmause aufzuspielen.

Als der Lord diese Zeilen las und daraus die Verken-
nung ersah, die der Baron so absichtlich seinem redlichen
Sohne zu Theil werden ließ, drückte er diesem warm die
Hand und sagte herzlich: »Nun, Werner, so haben Sie al-
so die Erlaubniß Ihres Vaters, bei mir zu bleiben. Bleiben
Sie. Ihre vollständige Versöhnung mit ihm wird sich wohl
später auf irgend eine Weise bewerkstelligen lassen. Im
Uebrigen verlasse ich mich auf Ihre Versprechungen und
hoffe, Sie werden sich auch ferner bewähren, wie Sie sich
bis jetzt bewährt haben.« –

Auf diese Weise vergingen sehr rasch einige Monate in
der Hauptstadt und der August war gekommen, als sich
gerade der Lord rüstete, nach Wien voranzugehen, um
Rachel für die Zukunft auch da ein Unterkommen zu be-
reiten, wie er es ihr in Berlin bereitet hatte. Den Abend
vor seiner Abreise trat er bei Rachel ein, um Abschied von
ihr zu nehmen und setzte diese wie Mrs. Baxton durch
sein ungewöhnlich ernstes Aussehn in nicht geringe Ver-
wunderung. Er war bleicher als gewöhnlich, eine schwe-
re Wolke lag auf seiner sonst so klaren Stirn, und seine
Lippe zuckte, wie wenn ein inneres Wetterleuchten mit
Gewalt einen Ausweg suchte. Rachel, von jeher gewohnt,
ihre Gefühle nicht durch Fragen an den Tag zu legen, sah
nur mit ihren sprechenden Augen auf das so verwandelte
Gesicht des verehrten Mannes und blickte dann erstaunt
Werner an, der, ahnungslos, was den Lord so tief bewege,
gleich ihr und Mrs. Baxton erschrocken war. Der Lord
sprach nur wenige Worte und wollte sich anscheinend

entfernen, als Rachel an ihn heran trat, seine Hand ergriff und mit einem wehmüthigen Blicke sagte: »Es thut mir leid, Mylord, daß Sie Kummer haben, da Sie von uns gehen.«

»Nein, Kind, Kummer habe ich nicht,« antwortete er ruhig, darin irrst Du. Allein ich habe mich geärgert, obwohl ich eigentlich Ursache hätte, mich von ganzem Herzen zu freuen.«

»So freuen Sie sich und vergessen Sie den Aerger, den man Ihnen verursacht hat.«

»Das will ich, Rachel, aber ich muß Dir doch etwas sagen, was auch Werner hören kann, damit Du Deine Briefe an Joseph Sohn ferner nicht mehr nach Brenkowitz sendest.«

»Wie?« riefen die beiden jungen Leute in einem Athem aus – »nicht mehr nach Brenkowitz?«

»Nein, nicht mehr dahin; Joseph ist nicht mehr da selbst.«

Rachel verstummte vor Ueberraschung, eine dunkle Ahnung des Vorgefallenen schoß durch ihre Seele. – Werner aber, heißblütiger als sie, erröthete für seine Angehörigen, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß Einer oder der Andere von ihnen Etwas gethan habe, was er nicht gut heißen könne. »Wo ist er denn, Mylord?« fragte er, vor Aufregung beinahe stammelnd.

»Wenn Ihr an ihn schreiben wollt,« sagte der Lord ruhig, »so richtet Eure Briefe an William Baxton in Downs-Castle, der wird sie ihm zukommen lassen, wo er auch sein mag.«

»Mylord, Sie verbergen uns etwas Ernstliches,« rief Rachel, in ein mit Mühe unterdrücktes Schluchzen ausbrechend; »meinem Freunde ist ein Unheil begegnet!«

»Nein, Rachel, das ist abermals ein Irrthum; was ihm begegnet ist, erkenne ich sogar für ein doppeltes Heil an. Dein Freund befindet sich wohl und ist nun ganz mein geworden, wie Du. Lebt jetzt wohl, Kinder, wir sehen uns in wenigen Wochen wieder, wenn ich nach der Ostsee zurückkehre. Werner, Sie können mich begleiten, ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Der Lord entfernte sich und Werner folgte ihm in jener steifen und gefaßten Haltung, die genügend darthut, daß ein Mensch in der Erwartung schwebt, Etwas zu vernehmen, was allen seinen Muth und seine Kraft in Anspruch nimmt.

Als sie auf der Straße angekommen waren, konnte sich Werner nicht länger bezähmen. »Mylord,« sagte er heftig, »Sie wollen mir Etwas mittheilen, was mir sehr schmerzlich sein muß. Sagen Sie es rasch, ich bin auf Alles gefaßt.«

»Ruhig, Werner, ruhig, Sie sehen ja, wie gelassen ich bin. Das Ganze ist, Ihr Vater hat seinen Hauslehrer, unsern Freund Joseph Sohn, bei Nacht und Nebel wie einen Hund vor die Thür geworfen, weil Ihre vortreffliche Tante endlich ihre Schuldigkeit gethan und ihn überzeugt hat, daß der arme Hauslehrer seine Tochter liebe.«

»Mylord, o Gott – was sagen Sie? Es ist also wahr?«

»Ja, es ist wahr, Werner. Ihr Vater hat mehr Rache als Recht geübt, und das kann ich auf keine Weise billigen.

Doch, Joseph soll dabei nicht übel fahren, er ist mein Freund, und so steht er unter meinem Schutze. Ihr Vater dürfte es etwas schwerer finden, gegen mich als gegen den armen Sohn in die Schranken zu treten. Er nehme sich in Acht!«

Werner ging zähneknirschend neben dem Lord her. »O welches Glück, welches Glück!« sagte er plötzlich.

»Was halten Sie für ein Glück?«

»Daß ich nicht in Brenkowitz war, als dieses Ereigniß sich zutrug. Bei Gott, es wäre etwas Schlimmes vorgefallen und davor hat mich die Vorsehung bewahrt, indem sie mir den Gedanken eingab, das Gut vor diesem Ereigniß zu verlassen. Aber wo ist Joseph jetzt?«

»In meinem Hause und ich habe schon dahin geschrieben und ihn in meinen Dienst genommen. Er wird in diesen Tagen nach England gehen, um für mich einige Geschäfte daselbst zu verrichten.«

»Nach England! O, dahin hat er sich immer geseht. Aber die arme Sophie, was wird sie leiden! Und meine arme Mutter! Nun sind die beiden Frauen ganz allein.«

Der Lord zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schläge erschüttert. »Geduld,« sagte er leise, »Geduld, Werner! Ihre Schwester wird allerdings leiden, aber das wird vorübergehend sein. Ihr Vater hat Joseph Sohn zu demüthigen versucht, als er ihn aus seinem Hause stieß, und nun werde ich ihn dadurch demüthigen, daß ich selbst als Bewerber um Sophiens Hand für meinen Schützling auftrete.«

»Wenn er Sie aber beleidigt, wie er Joseph beleidigt hat?«

»Darum Sorge ich nicht, Ihr Vater *kann mich nicht* beleidigen, merken Sie sich das. – Und noch Eins: wenn Sie an Ihre Mutter oder Schwer schreiben und gewiß sein wollen, daß der Brief nur in ihre Hände gelangt, so richten Sie diesen Brief ebenfalls an William Baxton in Downs-Castle, er wird für die richtige Besorgung Mittel und Wege finden.«

»Ja, ja, das will ich thun. O, wie gütig sind Sie, Mylord, was verdanken wir Ihnen Alle!«

»Still, Werner! Wenn Sie mich richtig kennten, würden Sie meine Handlungsweise nur für sehr natürlich halten. Der Mensch muß überall und immer dem Menschen helfen, wo er kann, so habe ich wenigstens das Leben und unsere Aufgabe darin begriffen.«

»O, wer immer helfen könnte, wie Sie! Wann aber werden wir den armen Joseph wiedersehen?«

»Wann Gott es will, verlassen Sie sich darauf.«

ZWEITES KAPITEL. DIE PRÜFUNG.

Lord Shorncliffe war nach Wien gereis't und schon wieder zurückgekehrt um einige Zeit auf seinem Landsitz an der Ostsee zuzubringen, der ja der Brennpunkt aller seine Aufmerksamkeit seiner Neigung und seiner Erwartung von der Zukunft war. Was er in Downs-Castle vorgefunden oder in Erfahrung gebracht, wollen wir einstweilen noch unerwähnt lassen, da es sich später auf andre Weise enthüllen wird, genug, er hielt sich daselbst auf

und meldete von dort aus nach Berlin, daß er bei Rachel eintreffen würde, noch bevor sie im Frühjahr nach Wien ginge, um auch in dieser Stadt ihre Studien fortzusetzen. So verstrich dem fleißigen Künstlerpaare der Herbst und Winter überaus rasch, sie wußten nicht, wo die Zeit blieb, da ihnen die Tage zwischen den Fingern zu entschlüpfen schienen, denn jede Stunde benützten sie, wie sie selten ein Mensch benutzte, um zu lernen, zu streben und den Standpunkt zu erreichen, den sie künftig im Leben einnehmen wollten, und von dem ausgehend sie eigentlich ihre Künstlerlaufbahn erst zu beginnen gedachten.

Rachel sowohl wie Werner hatten aber während des halben in Berlin verlebten Jahres nicht allein Fortschritte in *ihrer* Kunst, nein sie hatten sie überhaupt in der *Kunst* gemacht, sie hatten so unendlich viel Schönes und Herrliches gesehn und gehört, daß ihr Herz, ihr Verständniß dadurch außerordentlich bereichert war und daß sie mit ganz anderen Hilfsmitteln ausgerüstet Berlin verließen, als sie es betreten hatten.

Endlich im März erklärte Rachel's musikalischer Rathgeber und Freund, der Klaviervirtuose, daß es Zeit sei, sich nach Wien zu wenden. Er selbst wisse nicht mehr, ihr Etwas mitzuthemen, was sie nicht schon vollkommen in sich aufgenommen habe, und sie müsse jetzt auch das Urtheil Anderer und vielleicht noch Besserer vernehmen. Er entlasse sie übrigens mit der Hoffnung, daß sie nie von dem Wege des Einfachen, Natürlichen und wahrhaft Großen abweichen werde und sollte sie andere Meister

hören, die in diesem oder jenem Einzelnen mehr brillirten, so möge sie sich stets ihres ersten Lehrers erinnern, der in seiner edlen Einfachheit und klaren Verständlichkeit ihr den Weg geöffnet habe, auf dem er selbst sie weiter zu führen bemüht gewesen sei. Vor die Oeffentlichkeit zu treten, rathe er auch jetzt noch nicht, nicht etwa weil er besorge, das große Publicum werde seinen Beifall noch zurückhalten sondern in der alleinigen Absicht, Rachel möge sich immer fester und fester in ihrem eigenen Style setzen, um sich nicht durch die maaßlos widersprechenden Urtheile der kritisirenden Welt auf irgend eine Weise beirren zu lassen.

Rachel schrieb diese Worth dem Lord, bat um seine Meinung und ob auch er es jetzt an der Zeit halte, daß sie den neuen Meister zu Wien mit dem alten zu Berlin vertausche. Die Antwort überbrachte der Lord selbst, denn er wollte es sich nicht versagen, Rachel noch einmal zu sehen, ehe sie nach dem Süden ging, wohin er sie nicht begleiten konnte, da ihn mancherlei Wichtiges jetzt an Downs-Castle fesselte.

Den ersten Augenblick, wo sich Werner mit dem Lord allein sah, benutzte er, um dem Gönner Rachel's auch seine Wünsche vorzutragen. Der Lord ahnte, was er hören würde und setzte sich in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise auf einem Sessel zurecht, dem gegenüber Werner stehend Platz genommen hatte.

»Wie geht es in Brenkowitz, Mylord?« begann Werner seine Anrede, die dem Engländer etwas unerwartet kam,

denn es zeigte sich sogleich einige Bewegung auf seinem sprechenden Gesicht.

»Es geht beinahe in demselben Tempo fort, wie es früher ging, Werner,« antwortete er. »Die Einen spielen ihr Adagio ruhig weiter und die Anderen rennen im Allegro immer vorwärts.«

»Dann werden sie wohl bald beim Finale angekommen sein?« scherzte Werner, ohne zu bedenken, welcher fürchterlicher Ernst für den Lord in seinen Worten lag.

Dieser schaute auch betroffen empor und wußte kaum, was er dem jungen Manne darauf erwidern sollte.

»Haben Sie meinen Vater gesehn?« fuhr Werner fort, als er endlich merkte, der Lord wolle seine letzte Frage nicht beantworten.

»Nein, ich habe ihn nicht gesehn. Ich ließ ihn einmal einladen, mich zu besuchen, aber er gab die Antwort, daß ich eben so weit zu ihm hätte, als er zu mir, und daß ich zuerst zu ihm kommen solle, was ich auch ganz in der Ordnung fand, obwohl er seine Erklärung mit anderen Worten hätte geben können.«

»Sind Sie denn gar nicht wieder auf Brenkowitz gewesen?« fragte Werner verwundert

»Ja,« sagte der Lord gedehnt, »ich war einmal dort, als Ihre Frau Mutter mit Fräulein Sophie ausgefahren war, und zugleich hatte ich das Unglück, auch Ihren Vater zu verfehlen, der sich viel außer dem Hause aufhält, wie früher schon.«

»Das wird meiner Mutter sehr leid gethan haben, Sie hat mir geschrieben, daß sie sich Ihnen zu außerordentlichem Danke verpflichtet fühle.«

Der Lord fühlte eineso starke Blutwallung gegen seine Schläfe steigen, daß er sich erhob und an's Fenster trat, wie um nach einem vorüberfahrenden Wagen zu blicken. »Etwas Aehnliches,« fuhr er vom Fenster her fort, »sagte mir Ihre Schwester eines Tages.«

»Wie? Haben Sie die gesprochen?«

»Gewiß. Ich begegnete ihr auf einem Spaziergange, als ich nach Neustadt ritt, und da benutzte ich die günstige Gelegenheit, sie über Joseph Sohn's und Ihr Schicksal zu beruhigen.«

»Was machte die Arme, sah sie wohl aus?«

»Vortrefflich, Werner, und sie ist noch schöner geworden als sie war, aber wie denn – Sie haben ihr geschrieben, Sie wollten auch nach Wien gehen – liegt denn das in Ihrer Absicht?«

»Mylord sagte Werner mit verlegenem Gesicht, »das ist der Grund, warum ich Sie heute allein zu sprechen wünschte. Ja, ich möchte auch nach Wien gehen. Vieuxtemps ist jetzt da und von dem möchte ich profitiren.«

»Vieuxtemps!« sagte der Lord, sinnend. »In Wien? Sie irren wohl, er kann höchstens auf der Durchreise dagesen sein. Sollten Sie nicht noch einen andren Grund haben, nach Wien zu gehen?«

Werner lächelte, da er den Lord ebenfalls lächeln sah, was er für eine gute Vorbedeutung hielt. »Ja,« erwiderte er, »gewiß habe ich noch einen Grund und Sie scheinen ihn schon errathen zu haben. Rachel geht hin und da muß –«

»Ihr Schatten auch hingehen, ist es nicht so?«

»So ist es, Mylord.«

»Hören Sie, mein junger Freund,« fuhr der Engländer ernster fort, »was ich Ihnen zu sagen habe. Wenn Sie mir heute das Versprechen wiederholen, welches Sie mir früher gegeben haben, so will ich Ihrem Wunsche nicht im Wege stehen, obgleich ich einige Bedenken hege. Sie haben sich bis jetzt zwar bewährt, Ihr Versprechen gehalten und mein Vertrauen nicht getäuscht. Sie haben sich von aller Liebelei mit Rachel – dem Todesstoße der ächten, wahren Liebe – fern gehalten, wie ich es von Ihnen erwartete. Aber wird das auch ferner so sein – werden Sie Rachel's Ruhe nie durch unzeitige Bekenntnisse stören?«

»Mylord, ich gelobe es mit Herz und Seele; Sie selbst können nichts für Rachel wünschen und hoffen, was ich nicht auch wünsche und hoffe.«

»Gut, so will ich Ihnen noch einen Beweis meines Vertrauens geben, denn ich glaube an die Tugend und Ehrenhaftigkeit des Mannes, obgleich die heutige Jugend diesen Glauben oft genug mit Füßen tritt; aber Sie und mein guter Joseph sind Menschen besserer Gattung und noch Söhne der guten alten Zeit, wo die Knaben noch nicht Männer sein wollten und die Männer noch nicht zu Greisen zusammengeschrumpft waren. Gehen Sie also und

studiren Sie mit Rachel ruhig weiter, vergnügen Sie sich auch; vor allen Dingen aber seien Sie Rachel ein eherner Schutz, wie es nur der brave, edle Mann dem schwachen Weibe sein kann. – Wie steht es mit Ihren Vermögensverhältnissen?«

»Ich habe jetzt mein einundzwanzigstes Jahr erreicht und hoffe nun bald Verwalter meines Vermögens zu werden. Einstweilen hat mir meine Mutter Geld gesandt.«

»Hoffen Sie nur nicht zu viel. Ihr Vater scheint keine Neigung zu haben, Ihre Reisekosten zu bezahlen, aber das thut auch nichts. Sie reisen mit Rachel zugleich auf meine Kosten – ich werde Ihres Vaters Stelle vertreten.«

»Mylord, wie soll ich Ihnen für Ihre wahrhaft väterliche Güte danken?«

»Allein damit, daß Sie brav, gut und edel bleiben und Rachel ein wahrer Bruder sind.«

»Das will ich, so wahr mir Gott helfe!«

»Gut. Ich bin es zufrieden. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«

»Ich wüßte keinen, wenn es nicht der wäre, zu erfahren, wie es unserm Joseph Sohn geht?«

»Joseph Sohn befindet sich wohl. Er ist noch in England. Seine Reise hat dadurch einen unerwarteten Aufschub erlitten, daß er Jemand verfehlte, den er dort zu treffen hoffte. Nun wartet er, bis derselbe von Amerika zurückkehrt und besieht sich unterdessen meine Heimat. In seinem letzten Briefe läßt er Sie grüßen und empfiehlt Ihnen Rachel, wie ich sie Ihnen schon empfohlen habe.«

»Sorgen Sie nicht um sie; so lange ich in ihrer Nähe bin, darf ihr kein Windhauch etwas anhaben.«

»So leben Sie wohl und gehen Sie mit Gott!«

Lord Shorncliffe war wieder nach der Ostsee, Rachel, Mrs. Baxton und Werner mit ihrem Diener nach Dresden abgereist. Auf dieser Reise war Rachel mit jeder Stunde ernster, nachdenklicher geworden; sie näherte sich der Stadt, die sie schon einmal betreten, als sie mit Joseph von Prag her kam und noch ein Kind, und ein arme verachtetes Wesen war. Die Erinnerung an solche Zienslagen aber stimmt den strebenden Menschen weich und ernst, indem sie ihn einen Griff in die Tiefe seiner Brust thun läßt, wo die Erinnerung an die Vergangenheit Seite an Seite mit der Hoffnung auf die Zukunft schläft.

In Dresden und der Umgegend, obgleich die Jahreszeit romantischen Ausflügen nicht günstig war, hielten sich die Reisenden einige Tage auf.

Eines Tages fragte Werner Rachel, warum sie so ernst und still geworden sei und ob sie vielleicht irgend einen verborgenen Kummer im Herzen trage.

»Werner,« entgegnete Rachel mit einem Auge, in dem die Rührung mit der Fassung kämpfte, um die sie schon lange rang, »Werner, wir nähern uns Prag, meiner Vaterstadt. Du kannst Dir denken, was da Alles in meinem Herzen aufwacht und wie es darin hämmert und pocht.

Denke an meine Vergangenheit und betrachte meine Gegenwart, dann werden Dir meine Empfindungen nicht räthselhaft sein.«

»Du hast Recht, verzeihe meiner Neugierde, aber ich kann Dich nicht leiden sehen. Willst Du vielleicht Prag vermeiden?«

»Im Gegentheil, ich wollte Euch bitten, einige Tage daselbst mit mir zu weilen, ich möchte noch einmal Simon Schawai's Haus in der Judengasse und unsern alten Kirchhof sehen, auf dem ich mit Joseph gewandelt bin, um Gott auf den Knien für Alles zu danken, was er mir durch ihn gegeben hat.«

So war es also beschlossen. Man ging nach Prag, um sich daselbst einige Tage aufzuhalten, und gern stimmte Mrs. Baxton in den Wunsch der jungen Leute ein, als sie denselben vernahm. Man war in der Hauptstadt Böhmens angekommen. Im blauen Stern, unweit des Pulverthurms, der noch wie so vieles Andere aus der Hussitenzeit stammt, am Josephsplatz, war man eingekehrt, und der Zufall hatte es gewollt, daß den Damen dasselbe Balkonzimmer eingeräumt wurde, welches vor Jahren Joseph bewohnt hatte. Ach, welche Gedanken bestürmten der ehemaligen Jüdin Geist, die jetzt, zur vollen Jungfrau herangewachsen, in der Blüthe ihres Lebens stand, welche Empfindungen durchwogten ihr Herz, als sie die alten Räume sah, deren Bild sich ihrem treuen Gedächtnisse für ewige Zeilen eingeprägt hatte!

Doch noch sollte sie nicht dem ganzen Sturme ihrer Erinnerungen Preis gegeben sein, die Vorsehung hatte ihr in

den Mauern ihrer Vaterstadt, dies sie einst als verlassene und verachtete Waise bewohnt, einen Triumph bereitet, auf den sie noch nicht gerechnet hatte, und gerade an dem Tage sollte er ihr zu Theil werden, wo sie sich der heimatlichen Schwelle zu nähern Willens war, um auf ihren Knien zu weinen und dem Gebet alles Guten für die Fülle des Segens zu danken, den er über ihr Haupt ausgeschüttet hatte.

Mrs. Baxton saß mit Rachel in ihrem Zimmer. Erste mit einer Zeitung, Letztere mit ihren Träumereien beschäftigt und dann und wann aus dem Fenster nach dem Marktgewühl hinunterschauend, um Werner zu erwarten, der in das Gastzimmer hinabgegangen war, um den nächsten Weg nach der Judenstadt und dem alten Kirchhofe zu erfragen, da Rachel gewünscht hatte, ohne Begleitung eines ihr Nachdenken störenden Lohndieners mit ihm allein die Plätze ihrer Kindheit zu betreten. Da stürzte Werner eilig in's Zimmer und schon auf seinem erregten Gesichte lag die Meldung eines unerwarteten, wiewohl erfreulichen Ereignisses.

»Rachel!« rief er frohlockend und sprang lebhafter denn je auf die mit Spannung ihn betrachtende Freundin los, »ich habe Dir etwas ganz Neues und Besonderes zu berichten. Du denkst Dir gewiß nicht, was es ist. Rathe einmal!«

»Es wäre gar nicht wunderbar, Werner, wenn mir in Prag etwas Unerwartetes begegnete; meine Vaterstadt scheint auserwählt, Epoche in meinem Leben zu machen, ich bin also auf Alles gefaßt. Sprich, was ist es?«

»O, wer weiß, ob es nicht Epoche in Deinem und meinem Leben macht, was uns hier begegnet,« sagte Werner träumerisch, denn wie wir wissen, unterlag er in seiner leidenschaftlichen Gluth, die bisweilen vulkanartig aus seinem gepreßten Herzen brach, einer Art Aberglauben, dem er einen großen Einfluß auf seine Meinungen und Entschliefungen gestattete. »Mit einem Worte, Franz Liszt in Prag, ich habe es soeben unten im Gastzimmer gehört. Er ist auf der Durchreise nach Venedig begriffen und wohnt bei einem musikalischen Freunde, dessen Haus man mir bezeichnet hat.«

»Franz Liszt!« rief Rachel verwundert und beinahe entzückt, wobei sie ihre Augen weit öffnete und, tief aus voller Brust aufathmend, sich in ihrer ganzen Größe erhob.

»Ja, er ist hier und Du kannst ihn endlich sehn und hören. Ich bin gewiß, er ladet Dich zu sich ein, wenn ich ihn höflich um die Erlaubniß, ihn zu besuchen, bitte.«

Rachel's zarter Körper bebte wie unter dem Einflusse eines ihr ganzes Wesen erschütternden Gefühls. Ihre Wangen rötheten sich und ihr dunkles Auge glühte wie im Widerscheine der mittägigen Sonne.

»So bitte ihn darum, ich muß ihn sehen und sein Urtheil über mich vernehmen.«

»Sein Urtheil, ja! Du hast Recht! Auch ich muß wissen, was er von Dir hält. Gieb her, da liegt ja Papier.«

Wenige Minuten später hatte Werner folgende Zeilen an den berühmten Virtuosen geschrieben:

»Mein Herr! Ein junges Mädchen, auf der Durchreise nach Wien begriffen, hört, daß Sie in Prag's Mauern sind. Sie hegt schon lange den Wunsch, Sie zu sehen und zu hören und Ihr Urtheil über ihr eigenes Talent zu vernehmen. Wenn Sie einige Augenblicke für sie übrig haben, so genehmigen Sie vielleicht, daß sie Ihnen einen Besuch abstattet, um den sie in aller Ergebenheit bittet.

Werner von Haldrungen.«

Gleich darauf hatte ein Diener den Brief in die Wohnung des Künstlers getragen und eine halbe Stunde später die mündliche Antwort zurückgebracht: Herr Liszt freue sich, die junge Dame bei sich zu empfangen, und erwarte sie in den nächsten Morgenstunden.

Werner sprang vor Freuden empor, er wußte, welch' hohem Genuß Rachel jetzt entgegenhing; diese selbst aber war stumm und bleicher geworden, als sie vorher gewesen war.

»Warum bist Du so still?« fragte Werner lebhaft. »Du besorgst doch nicht, daß er unhöflich ist?«

»Ich besorge gar nichts, mein Freund. Ach nein, nur da der große Moment meines Lebens gekommen ist, den ich lange herbeigesehnt habe und der mir dennoch vielleicht zu früh erscheint, fühle ich die schwere Aufgabe, die ich mir gestellt und die zu erreichen ich vielleicht nicht würdig bin.«

»Rachel! Kleinmüthig? Das sind wir nicht von Dir gewohnt. Muth, Rachel, Muth! Du bist in Prag, und Prag kann Dir keine Demüthigung mehr bereiten, die liegt weit hinter Dir. Gott hilft!«

»Ja, Du hast Recht, mein Freund, Gott hilft weiter, wo er so weit geholfen. O komm ich fühle mich aufgelegt, zu zeigen, was Joseph aus mir gemacht hat.«

Mrs. Baxton eilte herbei, brachte Rachel Hut und Handschuhe ihrer Pflegebefohlenen und kleidete sie mit aller Sorgsamkeit an. Rachel war an diesem Tage zufällig ganz schwarz gekleidet, wodurch ihr ausdrucksvolles bleiches Gesicht, in dem nur die Augen und Haare von Glanz und Leben strahlten, noch mehr hervorgehoben wurde. Werner warf einen triumphirenden Blick auf die zierliche Gestalt, die sich so leicht und doch so stattlich in dem rauschenden Seidengewande bewegte, und als der kleine Hut auf dem vollen Haare saß und sie mit ihren weißen Händen die hervorquellenden Locken zurückdrängte, erschien sie ihm so schön, so reizvoll in ihrer einfachen Natürlichkeit, daß er ordentlich stolz war, sie durch Prag's bevölkerte Straßen zu führen.

Wenige Minuten später wurden sie bei Franz Liszt gemeldet. Dieser saß in einem hohen Saale eines der schönen Prachtgebäude des alten Prag, vor einem Wiener Flügel, auf dem er dann und wann einige Accorde griff, und hinter ihm an einem Tische ein Notenschreiber, der eben mit geschickter Hand die seltsamen Charaktere eines Notenblattes abgeschrieben hatte, die den verführerischen

Geist enthielten, mit dem Liszt so oft die Welt bezauberte.

Als die Glocke auf dem Corridor ertönte, erhob sich Franz Liszt, warf einen Blick auf den Schreiber, der sich verbeugte und, nachdem er dem Meister das fertig geschriebene Blatt überreicht hatte, sogleich das Zimmer verließ.

Wer hat Franz Liszt auf seinem Triumphzuge durch die Welt nicht irgend wo gesehen und die charakteristischen Züge dieses von der Natur mit so außerordentlichen Gaben geschmückten Genies in treuer Seele bewahrt? Da stand er mit dem langen schlichten Haar, das er von Zeit zu Zeit wie ein Löwe seine Mähne schüttelte, mit dem wachsbleichen Gesichte, die schwärmerischen Augen, die uns an jene begeisterten Männer erinnern, die vor Jahrhunderten in Böhmen den Glauben eines Johannes Huß' vertheidigten, da stand er mit der schmalen gebrochenen Gestalt, den langen Armen und den wunderbar geschmeidigen Händen, den Blick lächelnd auf die Thür gerichtet, durch die der ihm so eben gemeldete Baron von Haldrungen mit einer jungen Dame treten sollte.

Da stand er, der eigenthümlichste, charakteristischste Künstler seiner Zeit, der zugleich König der Virtuosen, von Fürsten mit Orden und Titeln, von Universitäten mit Diplomen, von der ganzen Welt mit Ruhm und Ehre nicht allein geschmückt, sondern fast überschüttet war. Mag man von ihm halten was man will – mag man ihn vergöttern oder verkleinern, mag Neid und Groll oder der übertriebene Enthusiasmus den Maaßstab des Urtheils in die

Hand nehmen – Franz Liszt ist und bleibt in seiner Sphäre ein großer Mann, dazu stempelt ihn schon die Schrift des Genius', die die Natur auf seine Stirn geschrieben und deren Bedeutung er mehr durch seine Leistungen bewiesen hat, als durch den eigenthümlichen und glücklichen Zufall, daß er bewundert vor Königen gestanden, daß ihm die größten Schönheiten den Kranz des Ruhmes und der Liebe vor die Füße gelegt und mehr als eine halbe Welt ihn mit donnerndem Beifall begrüßt hat. Ja, Franz Liszt hat Irrthümer begangen und begeht sie vielleicht noch, aber wie ihn sein romantischer Geist in schrankenloser Ueberstürzung in die religiösen, politischen und philosophischen Tiefen der menschlichen Gesellschaft verlockt, so hat ihn sein musikalischer Genius auch auf die Höhen der göttlichen Kunst erhoben, und es wird einst schwer sein, ein richtiges Urtheil über den bedeutenden Mann zu fällen, den man erst bewundert, dann angebetet und endlich – wie es das Loos vieles Schönen und Großen auf der Erde ist – so vielfach verlästert hat.

Vor diesem Giganten nun, der sich seiner Größe bewußt war, wie kein Anderer vor oder nach ihm, stand Rachel Schawai, die kleine arme Jüdin, mit klopfendem Herzen und sinnenden Augen, den Heroen ihrer Kunst bewundernd, aber nicht zaghaft anschauend, wie man in der Welt nur Das anschaut, vor dem man staunend seine eigene Kleinheit fühlt, wenn man sich auch bewußt ist, mit gleich gutem Willen, aber nicht mit gleicher Kraft und gleichem Glücke eine ähnliche Höhe erstrebt zu haben.

»Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?« fragte Franz Liszt, indem er sich vor den beiden jungen Leuten höflich und lächelnd verbeugte.

Werner nahm das Wort und erwiderte: »Mein Name ist Ihnen bekannt und diese Dame ist meine Verwandte. Sie mögen ihr verzeihen, daß Ihr Ruf, den sie tausendfältig vernommen, sie veranlaßt hat, Sie zu bitten, ihre Kunst zu prüfen und ihr vielleicht auch den Genuß der Ihrigen zu Theil werden zu lassen.«

Der Künstler verbeugte sich freundlich und ließ seine Blicke von Werner auf Rachel und von Rachel auf Werner gleiten, denn offenbar sah er, daß der blonde, große, stattliche Mann mit den blauen Augen kein Blutsverwandter des schwarzaugigen Mädchens war, das augenscheinlich die Spuren seiner Abstammung an sich trug.

»Sie sind also Künstlerin?« sagte er, nachdem alle Drei Platz genommen.

»Ich hoffe es zu werden,« erwiderte Rachel einfach; »wenigstens bemühe ich mich darum, so viel in meinen Kräften liegt. Jedoch habe ich erst sehr spät angefangen, Klavier zu spielen, und in dem Alter noch keine Taste angerührt, wo Sie, wie man mir sagt, schon als Virtuose durch die Welt reisten.«

»Ich habe allerdings schon als neunjähriger Knabe mein erstes Concert gegeben, aber das werden Sie nicht in Anschlag bringen, das war wohl nur Spielerei. Auch habe ich gefunden, daß Menschen von großem Talent, wenn sie sich spät ihrer Kunst überließen, raschere und gediegenere Fortschritte machten, als Kinder, deren Geist

noch nicht hinreichend entwickelt ist, die Tiefen der Kunst zu begreifen, der sie sich gewidmet haben. Doch, wir wollen uns hiermit nicht aufhalten. Was wollen Sie mir vortragen?»

»Was Sie wünschen.«

»O! Können Sie Alles?»

»So ziemlich, wenigstens das Bedeutendste.«

Der Künstler bedachte sich und nahm dabei das Blatt auf, welches vor ihm lag und kaum trocken geworden war. »Hier habe ich Etwas,« sagte er langsam, was noch Niemand außer mir kennt – doch nein, das ist Nichts für Sie – Ihre Kräfte und Hände werden dafür nicht ausreichen.«

Dabei hatte er Rachel das Blatt hingehalten und diese überflog es ruhig mit ihren großen Augen, die sich in demselben Maaße erweiterten, wie ihr Licht nach und nach einen strahlenden Glanz annahm.

»Es ist schwer,« sagte sie, »aber es wird sich spielen lassen.«

»Wie? Hätten Sie schon meine Compositionen gespielt?»

»Nicht alle, aber viele.«

»Aha! Sie sagen Ihnen nicht zu?»

»Sie sind eigentlich nur für Den gearbeitet, der sie geschrieben hat,« sagte Rachel lächelnd, »obwohl sie mir nicht zu schwer vorgekommen sind.«

Liszt sah die so bescheiden und ruhig Redende ernst und prüfend an. Das Auge des jungen Mädchens redete für ihn eine Sprache, die sein Genius verstand. Doch

wußte er noch nicht so recht, was er aus ihr machen und was er von ihr denken sollte. Da unterbrach sie selbst sein Nachdenken, indem sie sich erhob und rasch sagte: »Bitte, spielen Sie mir gefälligst diese Composition einmal vor.«

Der Virtuos verbeugte sich artig, nahm Rachel höflich das Mäntelchen ab und setzte ihr einen Stuhl neben den, der vor dem Flügel stand. Rachel aber, nicht im Geringsten aus der Fassung gebracht, legte auch Hut und Handschuhe bei Seite, schüttelte sich die Locken zurecht und trat dicht hinter den Stuhl, auf dem der Meister Platz genommen hatte.

So spielte denn Liszt seine neueste Composition auf eine Weise, wie wir wissen, daß er Alles spielt, mit stählernen Fingern, mit höllischer Fertigkeit, im jagenden Tempo, und sein Auge nahm dabei jenen dämonischen Blick an, der alle Welt so oft bezaubert hat.

Aber Rachel, unmittelbar hinter ihm stehend, sah ihm in diesem Augenblicke beinahe ähnlich, obwohl ihre Gesichter himmelweit von einander verschieden waren. Die Augen bald auf das Notenblatt, bald auf seine Hände gerichtet, verfolgte sie mit so zu sagen schneidender Aufmerksamkeit jeden seiner Griffe und mit scharfer Erkenntniß faßte sie jeden eigenthümlichen Zug seiner Spielart auf.

Das Stück war nur kurz und also bald zu Ende. Liszt sprang vom Stuhle auf und warf das Blatt auf den Flügel. Rachel stand stumm vor ihm, bleich, aber auch ruhig, wie aus Marmor gemeißelt.

Die Pause, die jetzt entstand, schien sich in's Unheimliche verlängern zu wollen, kein Mensch sprach ein Wort, Jeder erwartete, daß der Andere sprechen würde, aber Jeder hatte sich darin getäuscht. Man hörte nur drei verschiedene Athemzüge, die bei allen drei Menschen, obwohl aus verschiedenen Gründen, heftig und kurz waren.

»So habe ich also Franz Liszt gehört!« sagte Rachel endlich, wie aus einem Traume erwachend und tief aufseufzend, »auf diesen Moment habe ich lange gewartet.«

»Jetzt ist er da, mein Fräulein!« erwiderte Liszt, sich artig verbeugend.

»Ja, er ist da, oder er *war* da. Das werde ich nie vergessen. Spielen Sie mir noch etwas Anderes vor – darf ich bitten?«

»Nein, erst kommen Sie und nach Ihrem Spiel werde ich mir ein zweites Werk zum Vortrag wählen.«

Rachel besann sich keinen Augenblick, schon saß sie auf dem Stuhle vor dem Flügel. Es war gut, daß sie Werner's angstverzerrtes Gesicht nicht sah; – sogar der Künstler staunte über ihren Muth, gleich nach ihm die Tasten zu bewegen.

»Was soll ich spielen?« fragte sie, so ruhig athmend wie ein Kind. – »Ach ja, Sie sagten, dies neue Stück da, das noch keinen Namen hat, könnte ich nicht spielen. Darf ich es wiederholen?«

Liszt stand unbeweglich, mit starrem Blicke das kühne Mädchen betrachtend. Mechanisch und langsam streckte sich sein Arm aus, ihr das sehr schön und deutlich geschriebene Blatt hinzureichen.

Rachel nahm es, ließ noch einmal ihre Blicke darüber hinschweifen und spielte dann, nicht so vollkommen wie Liszt, denn ein solches Werk kann kein Mensch auf der Welt das erste Mal vollkommen spielen, aber mit einer erstaunenswürdigen Fertigkeit und in demselben Tempo dasselbe Stück, an manchen Stellen mit starkem Accent Liszt's ureigene Spielweise nachahmend.

Kaum aber hatte der Virtuos die Hände Rachel's auf den Tasten gesehen, kaum die erste Notenreihe gehört, so änderte sich sein ganzes Aussehn. Mit einer beinahe gierigen Miene, so durchbohend aufmerksam war sie, betrachtete er jeden Griff, jeden Sprung, jeden Lauf – und als Rachel fertig war und sich ruhig und bleich wie vorher nach ihm umschaute, rief er:

»Bei Gott! Wenn ich das nicht selbst gesehn und gehört hätte, ich würde es nicht glauben. Aber wer sind Sie, in Gottes Namen?«

»Rachel Schawai bin ich, ein Judenmädchen aus Prag.«

»Rachel Schawai!« Und der große Künstler stand bewundernd und sich tief verneigend vor dem stillen kleinen Mädchen, dessen Kunstfertigkeit für ihn ein Ereigniß war. »Und haben Sie noch nirgends öffentlich gespielt?«

»Niemals als bei dem englischen Gesandten in Berlin.«

»Ah! Und Ihr Lehrer?«

»Ich hatte nur zwei; Joseph Sohn aus Bremen und T*** K*** in Berlin.«

»So. Ich mache Ihren Lehrern so gut mein Compliment wie Ihnen. O, Sie haben mir eine große Lehre gegeben – die, daß man sich nie etwas einbilden muß.«

»Was haben Sie sich eingebildet?«

»Daß kein Mensch diese Composition vom Blatte spielen könnte.«

»Ich bin zufällig darin sehr geübt und heute hat mich Ihr Spiel begeistert, so daß mir Kräfte gewachsen sind, die ich nicht in mir vermuthete. Das Stück ist schwer.«

»Sehr schwer. Wie gefällt es Ihnen? O, zur Erinnerung an Sie gewähren Sie mir eine Bitte: geben Sie ihm einen Namen, es hat ja noch keinen. Wie würden Sie es nennen?«

Rachel besann sich nur einen Augenblick, dann sagte sie lächelnd: »Ich würde es ein musikalisches Gewitter nennen, denn es hat Blitz, Donner und Hagelschlag genug, obgleich ihm Zweierlei fehlt, es eben so wahr und schön wie groß und erhaben zu machen.«

»Was ist das?«

»Das ist der warme befruchtende Regen und der friedliche blaue Himmel, nachdem das Gewitter vorübergezogen ist.«

»Ah!« rief Liszt. »Rachel Schawai, die Jüdin aus Prog, ist nicht nur eine Künstlerin, sie ist auch ein geistreiches Weib! – Wohin gehen Sie von hier?«

»Ich will zu C*** nach Wien.«

»Zu C***? Da können Sie nicht mehr viel lernen. Aber bitte, bis jetzt haben Sie mir blos einen Beweis Ihrer Fingerfertigkeit und Ihrer Kunst, Noten zu lesen, gegeben – jetzt zeigen Sie mir auch, was Sie als Künstlerin leisten können. Spielen Sie mir eine Beethovensche Sonate, – die aus B-Dur vielleicht.«

»Sehr gern, in der Hoffnung, daß auch Sie mir noch eine spielen.«

Liszt nickte und schon erklangen die Töne des unvergänglichen Werkes des unsterblichen Meisters. Rachel spielte ruhig, aber mit ganzer Kraftanstrengung, mit vollem Bewußtsein und Gefühl bis an's Ende. Liszt stand unbeweglich neben ihr. Als sie aufhörte und mit feuchtem Blicke zu ihm aufschaute, zeigte sein Gesicht eine große Rührung. Er that, als wolle er sie umarmen, aber er berührte mit seinen Händen nur ihre Schultern und küßte sie auf die Stirn.

»Rachel Schawai,« sagte er, »Sie sind schon jetzt eine große Künstlerin, in Zukunft werden Sie noch größer werden. Mehr mag ich Ihnen nicht sagen, ich möchte Sie nicht eitel machen – und Eitelkeit ist einer der größten Fehler unsrer Gattung, obwohl sie in gewissem Maaße dem Künstler nothwendig sein mag. Sie können dreist vor jedem Publikum spielen; ich habe oft schlechter gespielt, wenn ich nicht bei Laune war, und doch hat man mich mit Beifall überschüttet. Ach, kehren Sie sich an den Beifall nicht; er mag Sie spornen, aber er mag nicht das Ziel Ihres Strebens sein. Ich möchte lieber ein wirklicher Künstler ohne *allen* Beifall, als ein hohler Virtuos mit stürmischem Applaus sein. Doch lernt man das erst in späterer Zeit. Meine Zeit war um und so habe ich aufgehört, Virtuose zu sein, obgleich ich den Ruhm nicht entbehren möchte, noch ein Künstler zu bleiben. Jetzt hören Sie eine Sonate Beethoven's von mir.«

Rachel stand bewundernd an seiner Seite, denn in diesem Augenblick war er bei Laune, er spielte schön, wie er spielen konnte, wenn er wollte.

Als er aufstand, weinte Rachel.

»Warum weinen Sie?«

»Ich weiß es nicht, aber mein Herz ist so voll, daß es springen möchte.«

»Soll ich Ihnen einen Wagen holen lassen?«

»Ich danke, ich habe einen Schleier.«

»Sie haben mir einen großen Genuß verschafft, mein Fräulein; ich bin Ihnen dankbar für Ihren Besuch. Vielleicht treffen wir uns einmal in Weimar. Sie werden doch auch nach Paris gehen?«

»Das weiß ich noch nicht, aber nach Weimar werde ich kommen, um von Ihnen zu lernen.«

Franz Liszt schüttelte leicht seinen edlen Kopf. »Nein,« sagte er, »kommen werden Sie wohl, aber lernen werden Sie nichts von mir. Denn was ich lehren könnte, haben Sie längst gelernt, und was Sie vielleicht lernen möchten, kann ich nicht lehren. Kein Mensch kann einen anderen sich selbst lehren, Liszt ist Liszt und Rachel Schawai wird Rachel Schawai bleiben.«

»Das ist genug gesagt!« stöhnte der vor Angst und Wonne schwitzende Werner, der ein stiller Zeuge dieser interessanten Scene gewesen war.

Fünf Minuten später hatten sich die angehende Künstlerin und der vollendete Künstler getrennt und Rachel und Werner schritten schweigend der Judenstadt zu.

DRITTES KAPITEL. AUF DEM JUDENKIRCHHOF ZU PRAG.

Die tief bewegte Rachel am Arme führend, schritt Werner wie im Triumphe durch die volksbelebten Gassen Prag's. Vergeblich suchte er nach Worten, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, er konnte den Ausdruck nicht finden, der seiner Meinung nach seinen Gefühlen vollständig entsprochen hätte. Endlich aber faßte er sich und, liebevoll zu der schweigsamen Freundin sich wendend, sagte er:

»Nun, Rachel, wie ist Dir zu Muthe? Ach, wenn es Dir geht wie mir, dann drückt Dir die Freude beinahe das Herz ab und Du schweigst nur, weil Du Dir Deinen Triumph nicht eingestehn willst.«

»Nein, Werner; nicht ganz so ist mir zu Muthe; ich freue mich allerdings, aber einen Triumph empfinde ich nicht.«

»Und doch hast Du ihn errungen, ja, ja, es war Dein erster und vielleicht auch schwerster. Du hast, mit einem Wort gesagt, göttlich gespielt, und wenn Joseph und Lord Shorncliffe Dich gehört hätten, sie würden frohlockt haben, wie in mir jede Faser frohlockt.«

»Dann ersetzest Du sie ja Beide, Werner.«

»Wirklich, Rachel, ersetze ich sie? O, wie glücklich machst Du mich mit diesem Worte, wenngleich ich sehr wohl fühle, daß ich Beider Werth nicht im Kleinsten erreiche. – Aber wie gefällt Dir dieser Liszt?«

»*Gefällt*, Werner, ist nicht das rechte Wort. Er hat mich entzückt, fortgerissen, überwältigt, und ich wundre mich

nur, daß ich dabei die Fassung behielt, nach ihm und mit ziemlicher Ruhe zu spielen. Dieser Mensch hat etwas Dämonisches an sich, wenn er auf den Flügeln seines Genies dahin braust, und es war mir zu Muthe, als ob mir selbst Schwingen wüchsen, ihm nachzustreben, über alles Vergängliche fort, zu jenen sonnigen Höhen, wo alles Menschlichen Ziel und Sehnsucht liegt.«

»Ja wohl, Rachel, Du hast Recht. Aber dieses Dämonische, Bewältigende, diesen Ausfluß einer höheren, unbegreiflichen Macht, die uns Zuhörer in den Staub wirft, die besitzest Du auch, wenn Du spielst, und wenn Du Dein Auge sehen könntest, wie es wetterleuchtend blitzt und glüht, und gleichsam aus dem unsichtbaren Reiche der Geister seine Hülfe herbeizaubert, die uns unterjocht, dann würdest Du von Dir etwas ganz Aehnliches sagen.«

»So, das weiß ich aber nicht. Du mußt mich übrigens nicht mit diesem Manne vergleichen, er ist ein Heros und ich bin ein sterbliches Weib. Ich schäme mich, wenn Du mir das sagst.«

»Du brauchst Dich wahrhaftig nicht zu schämen und kannst dreist neben ihm stehen. Warte noch ein paar Jahre und dann werden die Menschen eben so von Rachel Schawai wie von Franz Liszt reden.«

»O Werner, wie kannst Du so thöricht sein! Die Liebe verblendet Dich.«

Das Wort *Liebe*, von Rachel, wemngleich in einem ganz andren Sinne, als Werner ihn im Herzen trug, ausgesprochen, machte ihn stumm, und er brachte eine geraume Zeit damit zu, seinen geheimsten Gedanken Audienz zu

ertheilen. Plötzlich aber auf die Vorgänge achtend, die ihn äußerlich umgaben, blieb er einen Augenblick stehen, sah Rachel an und rief mit einem seltsam durch seine Gebeine rieselnden Schauer aus: »Ha, Rachel, was ist das?«

Man hatte sich der Judenstadt genähert und war bereits in dieselbe eingetreten. Bei dem nebelgrauen Himmel, der diesen Morgen über Prag ausgebreitet lag, bei der rauhen Luft, die in ächzenden Stößen durch die Gassen segte, konnte das überdieß düstere Bild, welches die Judenstadt gewährt, nicht gemildert und gelichtet werden. Die Gassen verengten und verfinsterten sich; in den räucherigen Hallen, durch die sie schritten und in deren Tiefen die geschäftige kleine Handelswelt ihren Schachertrieb, zeigte sich eine rastlose, ämsige Bewegung, wie sie nur ein solcher Ghetto hat, und der ekle Geruch von Zwiebeln, faulenden Gemüsen, der Anblick von Unrath aller Art, der überall vor und in den Häusern aufgehäuft lag, wirkte auf Werner so bedrückend wie einst auf Joseph ein.

Auch Rachel, als sie dies Alles sah und instinktartig für ihre Heimat erkannte, schauderte unwillkürlich zusammen und drückte sich fester an Werner's Seite, als wollte sie sagen: »o laß mich nicht los und schütze mich, ich möchte mich nicht noch einmal in dieses trübe Chaos menschlichen Elends und menschlicher Nichtigkeit verlieren.«

Werner verstand ihre Bewegung und preßte ihren Arm fest an seine Brust. Mit fieberhaft umherirrenden Augen

in alle Winkel und Gewölbe dringend, die vergelbten, von Sorge und Noth abgehärmten Gesichter der schachernenden Weiber und Männer betrachtend, schritt er immer langsamer vorwärts; nur hier und da durch einen Wink oder einen abgebrochenen Laut seine Theilnahme erkennen lassend.

»Schau' auf, Werner,« sagte endlich Rachel mit gepreßter Stimme, »schau' auf und betrachte Rachel Schawai's Heimat.«

»O mein Gott, Rachel, ist das die Judenstadt von Prag?«

»Ja, Werner, das ist sie, und jetzt erkenne, was Joseph Sohn an mir gethan!«

»Bei Gott! Ich habe ihn schon oft um diese That beneidet, aber jetzt, jetzt – wie soll ich mein ganzes Gefühl in Worten ausdrücken – jetzt bewundere ich ihn.«

Werner blieb mit Rachel stehen. Ein altes zerlumptes Weib hatte ihn beim Arme gefaßt und, mit klebrigem Finger und wie eine Fackel leuchtenden Augen auf Rachel deutend, sagte sie in ihrer schwer verständlichen Rede-weise:

»Blanker, junger, gnädiger Herr! Um Dieser willen da, die eine von unsrem Volke ist, kaufe mir Etwas ab oder schenke mir eine Gabe.«

Rachel's Augen flossen über. Mit zitternden Händen nahm sie ihre Börse hervor und, ein Goldstück in die ausgestreckte Rechte der Alten gleiten lassend, bat sie Werner, rasch mit ihr weiter zu gehen.

Aber das Gerücht der unerwartet reichen Gabe, von einer so schönen Hand gespendet, hatte sich schnell in der zerlumpten Umgebung der Jüdin verbreitet, und alsbald liefen ein halbes Dutzend ähnlicher Gestalten neben und hinter den Fortschreitenden her, mit altgewohnter Dreistigkeit und Aufdringlichkeit ihre seltsamen Bitten wiederholend.

Werner, Rachel immer fester an seine Seite pressend, schritt rasch dahin, bis er in eine Gegend gelangte, wo die Gasse sich noch mehr verengte, so daß kaum ein Wagen dieselbe vorsichtig durchfahren konnte. Da fühlte er, wie die leichte Last an seiner Seite immer schwerer wurde, wie sie sich immer fester an ihn lehnte, und einen Blick auf ihr Gesicht werfend, das Rachel, um besser sehen zu können, schon längst vom Schleier befreit hatte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß dasselbe bleich wie Wachs und nur ihre Augen von strömenden Thränen geröthet waren.

»Mein Gott, Rachel, ist Dir unwohl – sollen wir umkehren oder in ein Haus treten?«

»Um Gott, nein, immer vorwärts, aber langsam – langsam – o sieh, hier – hier ist meines Oheims Haus.«

Werner stand tief erschüttert still und schaute links zur Seite. Ein kleines, halb verfallenes, erst seit wenigen Jahren dürftig ausgebessertes Haus lag vor ihm. Das tiefe schwarze Gewölbe im untern Stockwerk, die kleinen finsternen Scheiben in dem oberen blickten trüb auf die Davorstehenden nieder, als grüßten sie sie mit unheimlichem Willkommen. Das Gewölbe, das sich tief nach dem

Hofe hineinerstreckte und von keinem Lichte erleuchtet wurde, enthielt einen Kramladen, worin einige zerlumpete Knaben und Mädchen mit angebornen schacherhaften Geberden Verschiedenes feilhielten, alte Kleider, rostige Waffen, vergilbte Tressen, gesticktes Schuhwerk und was dergleichen mehr war.

Erstarrt blieb Werner stehen und schaute mit einem Gefühle in diese schattenreiche Höhle, das unmöglich zu beschreiben ist. »Wie,« sagte er, »hier in dieser Höhle hast Du gewohnt?«

»O, sie ist jetzt noch ein Paradies gegen die erbärmliche Kluft, in der ich da oben gebettet war. Komm, laß uns einen Augenblick hineintreten, ich muß über die Schwelle meines ehemaligen Lebens schreiten.«

Kaum hatte sie es gesagt, so war es schon geschehn und, sogleich von den neugierigen Verkäufern umringt, die sich den anscheinend vornehmen Besuch nicht erklären konnten und doch ihn auszubeuten hofften, standen sie Beide und wußten nicht, was sie auf die verschiedenen Fragen, die an sie gerichtet wurden, erwidern sollten.

»Ach!« dachte Rachel, als sie die etwa in ihrem Alter stehenden Handelsleute sah, »das sind vielleicht meine Spielgefährten oder die Buben, die mich hängen wollten und als Hexe verbrennen, als mich Joseph von ihren Peitschenhieben befreite. – Wem gehört dies Haus?« fragte sie endlich, mit erzwungener Fassung auf eins der Judenmädchen zutretend.

»Es gehört der Gemeinde und wir wohnen zur Miethe darin.«

»Wissen Sie vielleicht, wem es früher gehört?«

»Ich weiß es nicht, aber meine Mutter weiß es gewiß. Mutter, komm einmal hierher.«

Ein altes Weib, ziemlich reinlich gekleidet, aber mit verwetterten Zügen, wie arme alte Judenweiber sie so häufig zur Schau tragen, kam heran und ließ sich die Frage ihrer Tochter wiederholen.

»Ha!« sagte sie, »wem es gehört hat? Dem Simon Schawai, dem Spitzbuben und Säufer, hat es gehört.«

»Hat Simon Schawai keine Kinder oder Verwandte hinterlassen?«

»O ja, er hatte eine Verwandte, eine Nichte, Rachel mit Namen – aber die ist verschollen und wir wissen nicht, wo sie ist.«

Werner warf einen Blick auf Rachel, deren Gesicht den Ausdruck eines himmlischen Friedens trug, er hörte bestätigen, was er lange nur durch Erzählung gekannt.

»Gebt mir irgend Etwas zur Erinnerung aus diesem Hause, was es auch sei – ich will es Euch gut bezahlen.«

»Was wollen Sie? Wir haben so Vielerlei.«

Werner war nur ein passiver Zuschauer dieser Scene, seine Brust wogte von unnennbaren Gefühlen, und seine Worte, wenn er welche hätte sprechen wollen, wären ihm im Munde erstickt.

Da brachte ein Mädchen, das gehört, wovon die Rede war, ein Packet neuer Handschuhe, wickelte sie auf und

sagte: »Die haben wir selbst in diesem Hause gefertigt. Ah, ja, sie werden Ihnen passen.«

Rachel nahm ein zweites Goldstück hervor, ergriff ein halbes Dutzend Handschuhe und fragte: »Ist das genug?«

»O, das ist viel zu viel.«

»Laßt es gut sein – Werner, nimm sie – lebt wohl!«

Unter tausend Danksagungen und Segenswünschen von allen Insassen des Ladens bis an die Schwelle des Hauses und noch weiter begleitet, schritten Rachel und Werner rasch vorwärts, und nach wenigen Augenblicken hatten sie die Mauer erreicht, die den alten Friedhof umschloß, den der Leser schon einmal mit uns betreten hat. Ein rascher Zug an der Schelle rief den Pfortner herbei und gleich darauf waren die beiden Wanderer den Blicken der Außenwelt entzogen und befanden sich unter den merkwürdigen Gräbern, welche von Jahrhunderten reden und Generationen und abermals Generationen unter ihrem verwitterten Rasenhügel verbergen, die sanft schlummern und nichts mehr von dem Elend und Drangsal der Welt wissen, das hinter ihnen ihre Nachkommen verwüstet und verhärtet hat.



Nicht lange dauerte es, so erschien derselbe kleine bewegliche Mann, der vor beinahe sieben Jahren Joseph und Rachel das Thor des Kirchhofs geöffnet hatte. Es war der bescheidene David Podiebrad, der Custos der hier modernden Alterthümer.

»Wollen Sie die Güte haben, uns die Alt-Neu-Synagoge zu zeigen, mein Herr?« sagte Rachel, den alternden Mann freundlich anblickend.

»Sehr gern, meine Herrschaften; bitte, folgen Sie mir.«

Bald darauf hatte das alte, von den nagenden Jahrhunderten halb unterwühlte Gotteshaus die drei Menschen in sich aufgenommen und der Custos erklärte, was darin zu schauen und zu bewundern war. Rachel blickte mit wehmüthigem Entzücken auf die Alterthümer, die fast von einem Jahrtausend reden und dennoch die von Geschlecht zu Geschlecht gehenden Ueberlieferungen ihres Volkes in seltener Frische bewahrt haben. O wie hehr, wie althehrwürdig, wie erhaben erschien ihr Alles, was sie sah, und nie in ihrem Leben hatte sie ein innigeres Gebet zu Gott dem Allmächtigen emporgesprochen, als in diesem, für sie so inhaltschweren Augenblick. Werner dagegen schauderte einmal über das Andere, als er die kohlschwarzen Mauern betrachtete, die ihr grauenhaftes Gewand seit undenklichen Zeiten nicht gewechselt hatten, und nicht einmal die vom Custos erklärte Inschrift, die mit schwarzen Lettern auf dem schwarzen Wandgrunde kaum lesbar erscheint: *›Gott ist einzig, sein Name einzig!‹* konnte ihn mit den Schauern versöhnen, die um seine aus ihrer Ruhe aufgescheuchte Seele flatterten. Die düstere Schwermuth, die in diesen Mauern unter diesen kalten Säulen haust, hatte sich auch in sein Herz eingenistet, und kaum konnte er begreifen, warum Rachel nach Allem, was um sie her in Fetzen und Trümmern zur

Schau gestellt war, wiederholt fragte und sich Alles erklären ließ, namentlich was sich auf die wiederholte Verfolgung ihres Volkes und die große Judenmetzelei in Prag im Jahre 1389 bezog. Endlich war sie mit der Besichtigung fertig und ließ sich auf eine vom häufigen Gebrauch ausgehöhlte Bank nieder, die dem Tabernakel gegenüber stand.

»Sind Sie Herr David Podiebrad selber?« fragte sie den bescheidenen Mann.

»Ja, ich bin es, meine Dame.«

»So haben Sie mich schon einmal in Gesellschaft des Herrn Vorstehers hier herum geführt, als ich mit einem anderen Herrn diese Alterthümer besichtigte.«

»Das kann wohl sein. Auch habe ich Sie schon lange aufmerksam betrachtet, denn Ihre Gesichtszüge kommen mir bekannt vor.«

»Auch das mag sein, obwohl ich als elfjähriges Kind anders ausgesehen haben mag als heute nach sieben Jahren.«

»Ja wohl, ja wohl, der Menschen Gesichter verändern sich und nur der Wille Gottes bleibt immer derselbe. Sie sind eine Tochter unsres Volkes, nicht?«

»Ich bin es – und sogar aus der Judenstadt zu Prag gebürtig. Ist der Vorsteher zu sprechen?«

»Nein, er ist verreis't, auf längere Zeit.«

»So will ich es Ihnen sagen und mögen Sie es ihm erzählen. Ich bin Rachel Schawai, die Nichte Simon Schawai's –«

»Ah – ja – ich erinnere mich – aber wie? Ist mir nicht, als ob Sie damals, wie mir der Herr Vorsteher sagte, ein fremder Herr mit sich fortnahm, um Sie erziehen zu lassen?«

»Das hat er gethan, ja, und redlich. Sagen Sie dem Herrn Vorsteher von mir, daß sein Wunsch: der Segen Gottes möge auf mir ruhen, in Erfüllung gegangen ist.«

»Das will ich gern thun und meinerseits wünschen, daß Sie der Segen Gottes fernerhin begleiten möge.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte Rachel mit einem herzlichen Blicke auf Werner, der verwundert an ihrer Seite stand. »Jetzt aber wollen wir die Synagoge verlassen, es ist so kalt in ihren alten Mauern, daß mich zu frösteln anfängt.«

Sie erhob sich und schritt an Werner's Arm auf den Kirchhof hinaus, der unter den ersten Sonnenstrahlen des Frühlings leuchtete, die jetzt den trüben Wolken-schleier durchbrochen hatten, und bald umgaben sie die unregelmäßigen Steinmassen, unter denen Urväter und Ur-enkel schlummern und von denen David Podiebrad so schön und richtig sagt, daß der Eindruck, den der Anblick dieses Gottesackers verursacht, der der Leidensgeschichte eines ganzen Volkes sei.

Nachdem der Custos die merkwürdigsten Grabsteine gezeigt und die jungen Leute durch die labyrinthischen Irrgänge dieses Gottesgartens geführt, bat Rachel ihn, sie Beide eine Weile allein zu lassen, und nachdem er fortgegangen, blieb sie wie vor Jahren mit Joseph, so jetzt

mit Werner von Haldrungen unter den Todten und deren Asche allein.

Nicht weit von des durch seine Menschenfreundlichkeit unter den Juden Prag's hochberühmten Mordochai Meisl's Grabe, das aus dem Jahre 1601 herrührt, stand ein alter verkrüppelter Baum, der auch schon weit über hundert Jahre zählen mochte, und unter diesem Baume lag ein halb verwitterter marmorner Stein, der einen bequemen Sitzplatz darbot. Auf diesen ließen sich Rachel und Werner nieder und schauten mit tiefbewegtem Herzen weit hin über den mit ergrauten Steinen und verlöschten Erinnerungen überladenen Friedhof. Lange Zeit saßen sie unbeweglich und sprachlos neben einander und ließen das Vergangene, innig gemischt mit dem Gegenwärtigen, an ihrem Geiste vorüberschwirren. Endlich wandte sich Rachel, die Tochter Juda's, die hier ihre Väter vor sich begraben wußte, zu Werner herum, berührte sanft seinen Arm und sagte: »Woran denkst Du, mein Freund, und welches bittere Gefühl ist es, das Deine Augen so flammend und Deine Wangen so brennend macht?«

Werner schrak leicht wie aus einem plötzlich unterbrochenen Traume empor; als er aber tief in das dunkle Auge der Geliebten seiner Seele schaute, das ermunternd und liebevoll in das seinige blickte, da schwand die Vergangenheit, in der er eben umhergewandelt, ganz vor ihm und die Gegenwart trat in ihre Rechte ein.

»Ach, meine liebe Rachel,« sagte er mit weicher und tief bewegter Stimme, »Du kannst Dir wohl denken, was

mir hier, an diesem Orte, und während Du neben mir sitztest und meine Gegenwart ausfüllst, durch die Seele geht. Was der gute Mann da drinnen uns erzählt und was ich hier noch in Trümmern um mich sehe, hat meine ganze Theilnahme, aber auch mein Urtheil erweckt. Welch merkwürdiges Schicksal ist es, unter dessen Schlägen sich dieses auserwählte Volk, Deiner Eltern Volk, hat beugen müssen! Was haben diese Männer und Weiber nicht Alles erduldet! Nicht einmal, nicht zehnmal – hundertmal sind sie von ihren Heerden und Altären vertrieben, beraubt, geplündert, gemißhandelt, gemartert, erschlagen – und doch immer wieder erheben sie mit neuem Lebensmuth ihr Haupt in allen Welttheilen, sind immer wieder dieselben, und der Griffel Gottes schreibt noch immer dieselbe Schrift auf ihre Gesichtszüge und sein Geist belebt und erleuchtet noch immer ihren Geist. O welche Trübsal liegt in dieser Betrachtung, aber auch welches göttliche Wunder spricht sich darin aus! Durchlauf' einmal im Stillen die Geschichte Deines Volkes. Hier in diesen unvergänglichen Steinen, die nur zur Erinnerung an die Todten an diese Stelle gesetzt sind, spricht sie lauter und lebendiger als irgendwo anders, und welche Fülle von Weisheit, Geduld, Ausdauer, Verstand, Geist, Vermögen in Kunst und Wissenschaft findest Du über Dein Geschlecht zu allen Zeiten ausgegossen. O Rachel, ich kann den Gedanken kaum ertragen, den diese Geschichte mir hier in jedem vermoderten Steine zuruft: was haben die Christen doch an Deinem Volke gesündigt – wie haben sie Euch doch so oft Unrecht gethan, und

was könnte man thun, um das Alles wieder gut und vergessen zu machen, und den Fluch nicht mit auf sich zu laden: auch Du gehörst zu Jenen, die Mosis großes und begabtes Volk gemartert und gepeinigt haben!«

Schnell lag Rachel's Hand in der des jungen Mannes, der so hochherzige Worte sprach, und, sich dicht an ihn schmiegend, flüsterte sie mehr als sie sprach:

»Liebe das Gute und Vortreffliche an ihnen und beurtheile ihre Schwächen und Gebrechen, wie Du die Deines Volkes beurtheilst, dann wirst Du nicht mit zu ihren Peinigern gehören.«

»Das thue ich schon lange,« seufzte Werner vor sich hin, »und doch scheint mir das nicht genug zu sein. O Joseph, Joseph, wie bist Du mir auch darin so weit voraus, wie könnte ich so edel handeln, wie Du gehandelt hast!«

»Du handelst edel, wenn Du Das sagst und denkst, Werner; auch Du würdest mich von hier mit fortgenommen haben, wenn Du an Joseph's Stelle gewesen wärest.«

»Das ist es eben, was mich bedrückt, weil ich daran zweifle. Er kam, sah Dich, erbarmte sich Deiner und erzog und ernährte Dich – ich lernte Dich erst kennen, als Du schon unter seiner milden Hand zur Blume herangereift warst, die bereits die Sorgfalt des Gärtners verrieth; und was ist mein Thun gegen das seine, wenn es mir auch glückt, was mir, als Wunsch, als Hoffnung, als Sehnsucht in tiefster Seele glüht.«

»Was glüht Dir als Wunsch, Hoffnung und Sehnsucht in tiefster Seele?« fragte Rachel und blickte mit ihren sprechenden Augen in diese sehnsüchtige Seele hinein.

»Die That Joseph's fortzusetzen an Dir, Rachel, Dich ewig zu lieben und Dir zu beweisen, daß ich Dich ewig liebe.«

Rachel begann wieder leise zu schluchzen und lehnte ihren Kopf an Werner's Schulter.

»Du liebst mich ja schon lange,« flüsterte sie.

»Wie?« fuhr Werner halb berauscht empor – Du weißt es? Ja, Du mußt es wissen, denn Du sagst es.«

»Hätte ich denn ein Herz, Werner, wenn ich es nicht wüßte, wäre ich ein Weib, wie meine Mütter es gewesen sind, wenn ich es nicht fühlte, nicht sähe, nicht hörte in jedem Deiner Worte, in jeder Deiner Handlungen?«

»O Rachel, wie glücklich machst Du mich mit diesem Bekenntniß! Aber wehe mir! Ich habe unserm Freunde, dem Lord, gelobt, Dir nichts von dieser riesig emporgewachsenen Liebe zu sagen, die mir das Herz zerreißt, seitdem ich Dich kennen gelernt, und nun, jetzt schon, o sobald, habe ich mein Gelübde gebrochen.«

»Laß Dich das nicht reuen, Werner, es schlafen Deine Worte in meinem Busen, wie diese Todten unter diesen Steinen schlafen, und wenn *Du* keinem Menschen etwas davon sagst, so werde ich es gewiß Niemandem sagen.«

»Wie? Auch das wolltest Du, Du, Rachel, das Ideal meines Lebens und Strebens? O dann, ja dann kann ich Dir es wiederholen, daß ich Dich abgöttisch liebe, daß diese Liebe es war, die mich vom väterlichen Hause vertrieb und die mich Dir nachjagte, um Dein Leid und Deine Lust, Dein Weh und Deine Freude mit Dir zu theilen und

an Deiner Seite, so lange es Gott gefällt, durch diesen Irrgarten des Lebens zu wandeln.«

Rachel hatte bei diesen Worten ihr Gesicht in ihre Hände, in ihr Tuch begraben und weinte still, aber süß.

»O Rachel, verzeih,« sprach Werner weiter, »wenn ich Dich damit verletzte, wenn ich Dein jungfräuliches Gefühl aus seiner schönen Ruhe riß, aber ich konnte nicht anders, der Born meines Innern war zum Ueberlaufen gefüllt, und hier, auf den Gräbern der Deinen, sprudelt er über und ich kann mich selbst nicht mehr bezähmen. Sag, bist Du mir böse?«

Rachel erhob das glühende Gesicht, und durch den Schleier, den ihre Thränen über ihr Gesicht zogen, drang ein Lächeln hervor, so süß, so innig, so liebevoll, wie die gütige Sonne durch die Wolken schaut, wenn sie nach langem kalten Regen zum ersten Mal wohlwollend die um Liebe flehende Erde anschaut.

»Rachel!« rief Werner entzückt – »Du liebst mich auch!?!«

»Gewiß,« flüsterte sie leise, »liebe ich Dich auch. Es wäre ja wunderbar, wenn ein Mädchen so viele Liebe, wie Du mir so lange Zeit entgegengrugst, nicht erkennen und dankbar dafür sein sollte, und dankbar sind wir Frauen ja am meisten dadurch, daß wir diese Liebe erwidern. Ja, wenn es einmal gesprochen sein muß, auch ich liebe Dich, wie Du mich liebst, innig, warm und wahr.«

»O mein Gott, wie berauschest Du mit diesen Worten mein Herz! Wie, und Du wolltest mein heiliges Gelübde, das ich auf diesem alten verfallenen Grabe Deiner Eltern

spreche, annehmen und mir gestatten, Dir diese Liebe durch das ganze Leben zu bewahren?«

»Das weiß ich noch nicht, Werner,« sagte Rachel leise, »das weiß ich wirklich noch nicht.«

»Warum weißt Du das nicht?«

»Weil ich nicht in die Zukunft schauen kann, weil ich nicht weiß, ob ich einst Deiner würdig sein werde – bedenke, wer ich bin oder vielmehr wer ich *war* und wer *Du* bist.«

»Gerade darum, weil ich das bedenke, Rachel, liebe ich Dich so und halte ich Dich meiner werth. O, gönne mir die Wollust, so manche grausame That, von Christen gegen Juden begangen, dadurch zu vergelten, auszulöschen, daß ich Dich, die ehemalige Jüdin, an mein Herz schließe, in mein Herz aufnehme und Dich da halte und pflege, wie man das Theuerste auf Erden hält und pflegt.«

»Ich gönne Dir diese Wollust, denn auch ich möchte Dich gern glücklich wissen. Aber still, Werner, nicht so ungestüm, bezähme Deine Freude. Ich habe eine Bitte dagegen auszusprechen.«

»Sprich sie aus, sie ist Dir schon vorher gewährt.«

»Gut denn, so höre. Du weißt, daß ich außer Dir noch Einen hochachte und liebe, und das hat er zehnfach um mich verdient.«

»Du meinst Joseph, Deinen Wohlthäter, unsern Freund!«

»Den meine ich. Auch ihn möchte ich gern, o wie gern! ganz glücklich sehen. Und ehe er es nicht ist, will und kann auch ich es nicht sein. An dem Tage aber, wo Joseph seine Hand in die Hand Deiner Schwester legt und

spricht: Sophie, jetzt bist Du mein Weib! an dem Tage will auch ich Dir sagen: Werner, ich liebe Dich; nun sei und mache auch mich glücklich.«

Werner jauchzte beinahe vor Entzücken und tausendmal stimmte er mit ganzer Seele in Rachel's Wunsch und Bitte ein.

»Bis dahin aber, mein Freund,« fuhr Rachel fort, »sprechen wir nicht von dieser Liebe, obwohl wir sie empfinden und pflegen mögen. Bis dahin haben wir noch andere Pflichten zu erfüllen, und wir wollen sie erfüllen, wie es redlichen Herzen geziemt. So wirst Du auch Dein dem Lord Shorncliffe gegebenes Gelübde nicht gebrochen haben, denn ich wiederhole es Dir: was Du mir hier gesagt, schläft still und friedlich in mir, wie die Gebeine Deren die einst lebten, liebten und duldeten wie wir, unter diesen Gräbern schlafen.« –

Lange noch saßen sie, diesen schönen Gedanken in ihren Herzen nachschwirren lassend, auf dem kalten Steine; fest in einander gepreßt lagen ihre Hände, und ihre glühenden Augen schauten tief, tief in die geöffneten Seelen hinein.

Da scheuchte sie aus ihrer Ruhe die langsam dahergewandelnde Gestalt des Custos der Gräber auf. Schnell erhoben sie sich und schritten ihm entgegen. Ehe sie aber von einander schieden, nahm Rachel aus ihrer Briefftasche einen Geldschein, legte ihn in des Custos Hand und sagte: »Geben Sie das den Armen Ihrer Gemeinde. Ein reicher Mann hat es mir geschenkt, um irgend wo einmal

Gutes damit zu thun, und hier, glaube ich, ist der passendste Ort dazu. Leben Sie wohl, und wenn Sie einmal von Rachel Schawai hören, o so erinnern Sie sich, daß sie zweimal auf diesen Gräbern saß, zweimal in der Erinnerung die traurigen Zeiten ihrer Vorfahren durchlebte und doch von ganzem Herzen recht – recht glücklich war.«

VIERTES KAPITEL. DIE ERSTEN DIAMANTEN UND DIE ERSTEN THRÄNEN.

Dank der allseitigen Fürsorge Lord Shorncliffe's fanden die drei Reisenden in Wien Alles eben so zu ihrem Empfange bereit, wie vor neun Monaten in Berlin. Die Damen bezogen eine angenehme Wohnung in einem Gartenhause der Vorstadt Jägerzeile, in deren Nähe sich auch Werner von Haldrungen ansiedelte, und nachdem sie in den nächsten Tagen die ihnen vorgeschriebenen Besuche abgestattet, sahen sie sich von den harmlosen und gemüthlichen Wienern wo möglich noch gastfreier aufgenommen, als von den steiferen Bewohnern der preussischen Residenz. Der alte C*** war hoch erfreut, eine so talentvolle Klavierspielerin und einen so tüchtigen Violinisten zu Schülern zu erhalten, obgleich er in Bezug auf Rachel offen eingestand, daß seine Belehrungen und Unterweisungen sich bloß auf ein gemeinschaftliches Spiel und Besprechen desselben beschränken müßten, »denn eine Dame, der Franz Liszt solche Lobsprüche spendete,« sagte er, »wie er es von Prag aus in einem Briefe gegen mich gethan, der gestern angekommen ist, bedarf des alten C*** nicht mehr. Aber wir wollen halt sehen, was

sich machen läßt. Sie haben doch Bekanntschaften hier in Wien?»

»Einige Künstler, einige englische Familien, und vor Allen werden wir heute noch die Sr. Herrlichkeit des englischen Gesandten machen,« erwiderte Werner.

»Ah, das ist mir lieb. Seine Lordschaft beehrt mich mit seiner Freundschaft, und da werden wir uns auch wohl bisweilen des Abends bei ihm zusammenfinden. Aber ich kann Ihnen noch eine neue Bekanntschaft empfehlen, und das ist Clara Schumann, geb. Wieck, die sich zufällig in Wien aufhält.«

»Was, die Kaiserliche Kammervirtuosin ist hier?« rief Rachel überrascht.

»Ja, ja, sie ist da, und morgen oder übermorgen sollen Sie sie bei mir kennen lernen. Das ist eine Frau, von der man sagen kann, sie sei eine Seele, mit einem Leibe auf die Welt gekommen, statt daß man von anderen Sterblichen sagt, sie hätten einen Leib, der mit einer Seele begabt ist.« –

So verfolgte Rachel also auch hier ein günstiges Geschick, und in kurzer Zeit war sie die ergebene und treue Verehrerin einer Virtuosin geworden, die noch keine ihrer Schwestern an edlem Styl, vollendeter Technik und seelenvollem Adel übertroffen hat. Clara Schumann erkannte wie Franz Liszt bald, welches Genie in Rachel Schawai verkörpert war, und es dauerte nicht lange, so war es ihr zur Gewohnheit geworden, mit Rachel zu verkehren und ihr das zu lehren, was ein großer Künstler dem andern von seiner Individualität übertragen kann. –

Im Allgemeinen glitt das Leben in Wien den Freunden viel flüssiger hin, als in Berlin; es machte sich Alles leichter, die Wege schienen ebener, die Hindernisse weniger schwer aus dem Wege zu räumen. Der gemüthliche Sinn der Wiener, der sich bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft erstreckt und Bande flicht, die unzerreißbar sind, wo man an andren Orten nur Fäden knüpft, die an Zartheit und Haltbarkeit den Spinnegeweben gleichen, bewährte sich auch an Rachel und Werner, und noch keine zwei Monate waren verflossen, so fühlten sie sich von der Wiener Gesellschaftsluft so heimatlich angeweht, daß sie die Trennung von allen ihren Lieben weniger schmerzlich empfunden, obgleich sich bei Beiden eine Art Sehnsucht nach den Personen einzustellen begann, die sie so rasch zu verlassen durch die Umstände genöthigt worden waren.

Vor Allen aber war es wieder das Haus des englischen Gesandten, wo Rachel eine gern gesehene und allgemein bewunderte Erscheinung war, wobei freilich der Umstand schwer in's Gewicht fiel, daß sie unter Lord Shorncliffe's Schutz aufgetreten war. Fast keine Woche verging, wo das Künstlerpaar nicht in das Hôtel des britischen Kunstfreundes eingeladen wurde, um durch ihr Spiel den Glanz seiner musikalischen Soiréen zu erhöhen und sich allmählig den Ruf zu begründen, der von hier aus ihren ferneren Schritten folgen sollte.

Vieuxtemps war, wie der Lord es vorhergesagt, wirklich nicht mehr in Wien, sondern schon längst nach Petersburg übergesiedelt, dafür aber gab es andere Virtuosen genug, die Werner zum Muster dienen konnten, und er bemühte sich redlich, den Hoffnungen zu entsprechen, die man allgemein von ihm seit langer Zeit gehegt hatte.



Der Winter war dem Frühling gewichen die Blätter in dem kleinen Garten Rachel's knospeten, die Blumen sproßten hervor und der frische Rasen nahm seine smaragdene Farbe an. Rachel, alle Tage weiter vorschreitend in der Erkenntniß ihrer selbst und Dessen, was sie erstrebte, strahlte von jugendlicher Begeisterung wie nie zuvor, und hätte sie Joseph jetzt gesehen, er würde erstaunt gewesen sein über die große Veränderung, die auch in ihrer äußeren Erscheinung vor sich gegangen war. Denn nicht allein ihr Gesicht hatte in den letzten Monaten an Adel und Frische ausfallend zugenommen, auch in der Haltung und der ganzen Figur sprach sich dieser Fortschritt aus. Ihre Seele trat immer sichtbarer aus ihrem Körper hervor, und dieser Körper, als ob er sich bewußt gewesen wäre, eine schöne Seele zu umschließen, bildete sich in immer reicheren, schöneren und reineren Formen aus. War dies das kleine Judenmädchen, welches damals verkümmert und halb verhungert, gelblich und mit verhärmtten Wangen vor unsere Augen

trat? Ach nein! Eine lebendige Frische war jetzt über diese Wangen gehaucht, zarter Lilienschnee mit Rosengluth vermischte zeigte sich in den Farben ihrer Haut, und nur das Glühen des Auges war dasselbe geblieben, obwohl es ausdrucks- und seelenvoller geworden war.

Mit inniger Bewunderung hing Werner oft an diesem lebenswarmen Gesichte, dem gerade das orientalische Gepräge in den vollen, stark geschweiften Brauen, in dem mandelartigen Schnitte des Auges und der kühn gewölbten Nase einen überaus großen und seltenen Reiz verlieh; er, der sie doch so oft, täglich, fast stündlich sah, konnte sich nicht satt an ihr sehen, denn jeden Tag entdeckte er neue Reize und Vollkommenheiten an ihr, und jeden Tag fühlte er sich aufgelebt, die Huldigungen zu erneuern, die er schon so lange für sie an den Tag gelegt hatte. Aber schweigend, wie sein Versprechen ihm gebot, ging er mit und neben der Geliebten her, und so groß war seine Selbstbeherrschung, daß Niemand von allen seinen damaligen Bekannten eine Ahnung hatte, welcher Art eigentlich das Band war, welches diese beiden Menschen umschloß. Fast hätte man sie, wenn ihre äußere Erscheinung nicht so weit von einander abgewichen wäre für Geschwister halten können, – aber für Geschwister, wie man sie selten findet, die für einander die zarteste Aufmerksamkeit, die hingebendste Meinung hegen. Allein in Wien ist man nicht so neugierig wie in anderen Residenzen, und fragt nicht so häufig nach Dingen, die eigentlich Niemanden etwas angehen, als Denjenigen, den sie persönlich betreffen. –

Es war ein Sonntagmorgen und die warme Maisonnette hatte Rachel in den Garten gelockt, um Duft der Blüten zu athmen, die auf allen Zweigen leuchtend hervorbrachen. Mrs. Baxton wandelte mit ihrem gravitatischen Schritte neben ihr her, nur Werner war noch nicht aus seiner nahebei liegenden Wohnung gekommen, denn er pflegte Morgens am fleißigsten zu studiren. Rachel war eigentlich an diesem Morgen etwas trübe gestimmt, ihre Freundin und Meisterin Clara Schumann hatte den Tag zuvor Wien verlassen und Rachel besorgte nicht mit Unrecht, diese allzu frühe Trennung werde eine Lücke in ihr Leben reißen, die schwer wieder auszufüllen wäre. Sie sprach eben mit Mrs. Baxton darüber, und diese, von einem ächt englischen Gleichmuth beherrscht, tröstete sie mit den schon oft gesprochenen Worten:

»Es hat so sein sollen, mein Kind! Damit habe ich mich schon fünfundvierzig Jahre getröstet und es hat mir noch niemals leid gethan – ich werde mich also auch ferner damit trösten.«

»Sie haben Recht und ich will es auch thun. Ah, wer kommt da?«

Ein eleganter Phaeton hielt an der Gartenthür und heraus stieg Lord ***, der englische Gesandte, der, sobald er die Gesuchte erblickte, in den Garten trat und sie schon von Weitem begrüßte.

»Guten Morgen, mein liebes Fräulein,« sagte er. »Wie geht es Ihnen? – Bei den Blumen! Prächtig, prächtig! Ein herrlicher Maitag, nicht wahr?«

»Ein schöner Tag, fürwahr, Mylord, und er bringt hochgeehrte Gäste.«

»Vortrefflich, vortrefflich! Ah, ist der Baron noch nicht hier?«

»Nein, er arbeitet bis Mittag und erst nach Tische pflegt er zu kommen.«

»Brav, brav! Da will ich denn Ihnen zuerst meinen Wunsch vortragen. Aber ich bitte zu bedenken, er betrifft etwas Ernstes.«

»Das habe ich schon daraus erkannt, daß Sie selbst sich hierher bemühten, Mylord.«

»O, das hat seine Ursachen. Ich wollte nicht allein eine Antwort auf meine Frage, sondern ich wollte auch einen Beistand bei dieser Antwort haben, und da ich aus Erfahrung weiß, daß man sich stets selbst der beste Beistand ist, so komme ich eben selbst.«

»Sie sind sehr gütig, Mylord – um was handelt es sich?«

»Es handelt sich um ein großes musikalisches Fest, das ich dem kaiserlichen Hofe geben werde, und ich bitte Sie, dasselbe durch Ihre Gegenwart verherrlichen zu wollen.«

»Mylord – ich habe noch nie vor einem großen Publicum gespielt.«

»So spielen Sie vor dem allergrößten zuerst – ein Kaiser sogar wird Ihnen zuhören.«

»Das wird mich befangen machen, Mylord.«

»Durchaus nicht, wie ich es ansehe. Sie kommen und setzen sich. Sie erheben sich wieder, wenn sich Alles erhebt, und verbeugen sich, wo sich Alles verbeugt. Darauf

wird man Musik machen und Sie werden zum Flügel geführt werden. Sie setzen sich abermals, legen die Hände auf – etwa so – und spielen. Das Uebrige wird sich dann von selbst finden. Scheint Ihnen das schwer zu sein?«

»Wenn es sich so leicht machte, wie Sie es sagen, durchaus nicht, aber –«

»Bitte, kein Aber, das gilt bei uns in England nicht.«

»Wir befinden uns in Wien, Mylord.«

»Nicht so ganz. Sie stehen unter dem Schutze eines Engländers, meines Freundes, und mein Haus überall in der Welt, selbst auf dem entlegensten Meere mein Schiff – ist englischer Boden.«

»Ich beuge mich vor Ihrer britischen Macht – doch da kommt der Baron und nun wollen wir hören, was der sagt.«

Werner trat ein und begrüßte den Lord ehrerbietig, der ihm kräftig die Hand schüttelte. Als er aber hörte, wovon die Rede war, war er sehr erfreut, mehr Rachel's wie seinen wegen, und da diese endlich beistimmte, wurde die ehrenvolle Einladung zugesagt.

Der Gesandte schloß seinen Besuch damit, daß er versprach, das Verzeichniß der Musikstücke zu senden, die man werde hören lassen.

»Wann findet das Fest statt?« fragte Rachel.

»O, erst heute über acht Tage; Sie haben also Zeit genug, sich zu üben, mein Fräulein und mein Herr.«

Beide lächelten und machten Miene, den Lord an seinen Wagen zu begleiten, der es aber nicht zugab, sondern

sich für diesmal mit Mrs. Baxton begnügen zu wollen vorgab, da er ihr etwas zu sagen habe. –

Als Mrs. Baxton vom Wagen zurückkehrte, der unterdeß mit dem Lord davon gefahren war, fragte der neugierige Werner: »Was hat er denn von Ihnen gewollt?«

»Was keinen Mann auf der Welt etwas angeht!« erwiderte die Gefragte in dem breiten Tone, den sie annahm, wenn sie Deutsch sprach.

»Ah, ich bescheide mich – es betrifft gewiß die Damentoilette.«

»So ist es,« sagte die Dame, und zu Rachel sich wendend, führte sie sie bei Seite und flüsterte ihr zu: »Mylord hat mir einen Gruß von Lord Shorncliffe's überbracht, und hier ist ein Brief von ihm, den Sie nur allein lesen sollen.«

Rachel nahm den kleinen Brief und versteckte ihn rasch. – Das Mittagsbrod nahmen sie alle Drei gemeinschaftlich ein, und während nachher Werner seine Geige ergriff, die auch hier zu Hause war, schlüpfte Rachel in ihr Zimmer und las eilig folgende Zeilen des verehrten Gönners:

»Liebe Rachel! Ich grüße Dich herzlich und bin Dir so hold und gewogen wie immer. Heute nur folgende Worte: Tröste Werner, wenn er etwa in diesen Tagen traurige Dinge aus Brenkowitz hören sollte, und verweise ihn auf meine Hülfe. Ich werde ihn nie verlassen, wenn er den Pfad der Tugend und Ehre nicht verläßt. Mir geht es – soll ich sagen: wohl? Ach ja,

denn ich lebe ja in Hoffnung, in der auch Ihr, lieben Kinder, lebt. – Das Kleid, welches Dir Lord *** in meinem Namen überreichen wird, bitte ich an dem Feste anzulegen, welches er dem Hofe geben wird. Du sollst meine Farben tragen und zeigen, daß es ein englischer Lord ist, der sich Deinen Vater nennt. – Wann wir uns wieder sehen, weiß ich nicht, ich bin mehr, denn je an Downs-Castle gebunden. Adieu, mein Kind, behalte lieb

Emery Shorncliffe.«

Rachel wurde durch diesen Brief sehr ernst gestimmt, und zwar Werner's wegen. Was mochte denn nur in seinem Vaterhause vorgefallen sein? Es war das erste Mal, daß dem Lord eine Anspielung auf Werner's Verhältnisse entschlüpfte, und an dem gediegenen Manne fiel ihr das doppelt auf. Doch sie hatte an diesem Tage nicht lange Zeit, sich zu ängstigen. Mrs. Baxton rief sie in ihr Zimmer, um den kostbaren Stoff zu bewundern, den Lord *** durch eine Nähterin gesandt hatte, die auch zugleich der jungen Dame Maaß nehmen sollte. Das Kleid war ein indisches Gewebe von meergrüner und blaßrother Seide mit mattsilbernen Palmen gestickt, so kostbar, so reich und doch so einfach und dem Geschmacke Rachel's zusa- gend, daß diese sich nicht genug über die Wahl des Lords wundern konnte, obgleich ihr der Stoff für ihr kleines Ich viel zu herrlich erschien.

Einige Tage später wurde das Kleid fertig in's Haus gebracht, und an dem bestimmten Abende setzten sich Rachel und Werner in den Wagen, um einem Feste beizuwohnen, dessen Folgen ganz gegen ihre Erwartung von großer Bedeutung für sie sein sollten.

In den glänzenden Räumen des englischen Gesandtschaftshôtel's zu Wien bewegte sich ein Heer von Gästen, die sämmtlich dem höchsten Adel des Landes angehörten. Die Ordenssterne der Herren, die Brillanten der Damen blitzten wie eben so viele irdische Sonnen im Scheine der zahllosen Lichter und Lampen und brachten einen Glanz und Reichthum zur Anschauung, wie man ihn nur selten an einem Orte der Welt zusammengehäuft sieht. Der Hof war noch nicht anwesend und so unterhielt man sich, in einzelnen Gruppen stehend, in jenem halb summenden, halb zischelnden Geflüster, welches das Symptom einer auf's Höchste gespannten Erwartung ist.

Plötzlich flogen die Flügelthüren des Hauptsaaes auf und der junge Kaiser erschien, gefolgt von seinen nächsten Verwandten und einem großen Schwarme besterter Hofbeamten. In allen Räumen erfolgte augenblicklich ein Schweigen, dessen Wirkung überraschend war, und dann, als der Hof durch den großen, für die musikalischen Aufführungen bestimmten Festsaal hindurchgeschritten war und sich in den Salon begeben hatte, der

für's Erste dem Kaiser und seiner Umgebung zum Aufenthalt diene, schwärmte Alles in bunten Wirbeln durch einander und drängte den Thüren zu, hinter denen sich die irdische Allmacht aufgestellt hatte.

So sind die Menschen überall neugierig und streben, der kleinen Motte gleich, in immer engeren Kreisen um das Licht, das ihr, so angenehm und süß mit seiner Wärme dünkend, doch so oft durch seine Gluth verderblich wird. Wo Könige und Fürsten erscheinen, da drängt und drückt sich das Volk denselben entgegen, selbst wenn es sie auch schon hundertmal aus nächster Nähe gesehen hat. Diese Mächtigen der Erde scheint eine berausende Atmosphäre zu umgeben, die Alles, was sich gern berauschen läßt, an sich zieht; es wäre doch möglich, hoffen die Eiteln und Ehrgeizigen, irgend ein Wort oder einen Wink gespendet zu erhalten, und das ist nicht allein eine Ehre für sie, sondern auch ein Grund des Neides mehr für Diejenigen, die nicht so glücklich gewesen sind, von der Huld der Großen bemerkt zu werden; und Neid zu erregen, ist für Menschen von nur äußeren Begabungen immer ein wünschenswerthes Glück. –

Dicht neben dem Zimmer, in welchem der Hof sich aufhielt, befand sich ein großes Gemach, in dem die Künstler und Künstlerinnen versammelt waren, denen die Ehre zugefallen, den hohen Gästen des Lords durch ihre Stimmen und Hände den Genuß zu bereiten, der überall, selbst in der höchsten Gesellschaft, für den edelsten und köstlichsten gehalten wird. Unter den deutschen Künstlern befanden sich auch einige italienische, die sich ihren

ruhigen Kollegen gegenüber ziemlich auffallend geberdeten und in abgesonderten Gruppen standen und ziemlich lebhaft schwatzten. Man hatte den Fehler begangen, eine zu große Anzahl von Künstlern einzuladen und es war leicht vorherzusehn, daß es unmöglich sein würde, sie alle heute Abend zu beschäftigen, da die gewöhnliche Zeit von zwei Stunden durchaus nicht hinreichte, nur die Hälfte von ihnen eins ihrer besten Musikstücke vortragen zu lassen.

Diesen Umstand bemerkte Werner sogleich, als er, zufällig zuletzt, mit Rachel in den Versammlungssaal trat, und er theilte seine Ansicht seiner Begleiterin mit, die ihm lächelnd beistimmte.

»Ach, Rachel,« sagte er, nachdem er sie zu einigen deutschen Virtuosen geführt und man sich gegenseitig begrüßt hatte, »heute wird es, wie ich merke, viel zu hören und wenig zu musiciren geben – hier sind ja mehr als zwei Dutzend Künstler versammelt, die alle den Anspruch auf ausgezeichnete Leistungen erheben können.«

Ein berühmter deutscher Sänger, der diese Worte hörte, trat heran und sagte leise: »Das haben wir auch schon bemerkt, aber wahrscheinlich wird Seine Majestät die Wahl unter so vielem Vortrefflichen haben sollen.«

»Das ist auch übel,« entgegnete Werner, »dann wird es unter den Künstlern selbst manchen Neid und Verdruß geben.«

»Ich bescheide mich gern,« bemerkte Rachel, »und begnüge mich mit dem Genuß, etwas Gutes hören zu dürfen.« –

Rachel's nie gesehene Erscheinung hätte unter den italienischen Künstlerinnen beinahe einen Sturm hervorgeufen, wenigstens beäugelten sie sie aus der Nähe und Ferne mit einer Aufmerksamkeit, der keine Falte an ihrem Kleide und keine Locke an ihrem herrlich frisirten Kopfe entging.

»Ein süperbes Kleid! Ein köstlicher Kopf! Ein ungemein geistreiches Gesicht! Eine Jüdin bei Gott!« flüsterte es rings herum und zwar so laut, daß Rachel und Werner jedes Wort vernahmen und sich lächelnd dabei anblickten.

»Wer ist sie?« fuhr es fort zu zischeln. »Singt sie oder spielt sie? Und wie merkwürdig, sie trägt keine Perle, keinen Stein, kein Gold an sich, o, wie kann man mit der Einfachheit einer Magd kokettiren, wenn man das Kleid einer Königin trägt!«

Rachel, die jede Sylbe vernommen, lächelte Werner heiter an und winkte ihm mit den Augen zu. Denn dieser, leicht erregbar, wollte seinen blonden Kopf mit dem energischen Gesichte rasch nach dem Sprecher umwenden, aber Rachel's Lächeln und der sogleich verstandene Wink hielt ihn zurück. Er sah an diesem Abende nur eine Person, diese eine aber war auch schön genug, um diese Beschränkung begreiflich finden zu lassen. Schön war sie nicht allein in ihrer eigenthümlichen Art und Weise, sich so sinnig, so ruhig und doch so leicht zu bewegen, sondern schön war sie auch im allgemeinen Sinne, denn solch' ein reiches rabenschwarzes Haar, in dem nur eine

einzig schneeweiße Kamelie glänzte, solche wundervollen Arme, solchen blendenden Nacken, den kein künstlicher Schmuck entstellte, dessen natürliche Reize sich aber um so sichtbarer entfalteten, hatte keine der anwesenden Künstlerinnen aufzuweisen. Endlich fing man in den Festsälen an, sich zur Anhörung der Musik zu ordnen und der englische Gesandte selbst trat ein, um Rachel zu benachrichtigen, daß sie die Ehre haben würde, den Reigen zu eröffnen. Rachel zuckte leicht zusammen, aber sie hatte sich bald wieder gefaßt. Wer vor Franz Liszt mit Anerkennung gespielt, konnte vor der ganzen Welt seine Geschicklichkeit hören lassen. »Was soll ich spielen?« fragte sie.

»Wie wir es gestern verabredet haben – spielen Sie zuerst Mendelssohn's Hochzeitsmarsch und Elfenreigen, von Liszt arrangirt.«

»Den spiele ich aber nicht gern – er ist schwer und berauscht, aber er entzückt nicht.«

»Ah, man will hier mehr berauscht als entzückt sein. Darf ich bitten?«

Der Lord selbst führte Rachel in den blitzenden Musiksaal, in dem auf den vordersten Reihen dicht vor dem Flügel der ganze Kaiserliche Hof von Oesterreich um seinen Monarchen gruppirt saß.

Ein leises Flüstern lief durch den Saal, als man die unbekannte und seltene Erscheinung der Künstlerin erblickte, aber es verstummte, als sie sich nach der Verbeugung rasch niedersetzte und die Tasten zu rühren begann. Mit

Erstaunen aber, das sichtbar von Augenblick zu Augenblick wuchs, hörte man den Vortrag zu Ende, und als sie fertig war, sich erhob und anmuthig verbeugte, rauschte ein stürmischer Beifall durch das ganze Haus, wozu der Kaiser selbst durch den seinigen den Anlaß gegeben hatte.

Nach Rachel kamen mehrere Sänger und Sängerinnen, einige berühmte Geiger und ein Cellist an die Reihe, dann aber trat eine Pause ein, die man allgemein zum Gespräch benutzte, da der Kaiser mit einigen Erzherzögen sich in den Saal begeben hatte, in welchem die Künstler theils saßen, theils umher standen. Hier nun fand ein für Rachel bedeutungsvoller Auftritt statt; der Kaiser hatte nämlich die Gnade, sich die bisher unbekannte Virtuosin vorstellen zu lassen und einige sehr verbindliche Worte an sie zu richten. Sein Beispiel befolgte einer seiner Brüder, der sich lange mit ihr unterhielt, sie nach ihrem Vaterlande fragte und, als er hörte, daß sie in Prag geboren, die Bemerkung fallen ließ, daß sie ja dann seine Landsmännin sei, da er auch in Böhmen geboren, und daß er sich freue, sie als eine so bedeutende Künstlerin begrüßen zu können.

Zur größten Verwunderung sämmtlicher anwesender Künstler wurde im zweiten Theile des Concerts Rachel noch einmal vor das Kaiserliche Tribunal gefordert, denn Seine Majestät hatte ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, noch eine Mendelsohn'sche Composition von ihr zu hören, dessen Wahl ihr überlassen sei, und so wählte sie das Capriccio brillant in H-Moll, welches ihr

schon der Lord als Lieblingswerk des Kaisers bezeichnet hatte.

Diesmal aber brach ein noch allgemeinerer Beifallsturm aus, als das Spiel beendet war, und der Kaiser und die Erzherzöge nickten dem britischen Gesandten ihre Anerkennung seiner Wahl zu. Als aber das ganze Concert zu Ende war, sah sich Rachel von einem zahlreichen Kreise hoher Damen und Herren umgeben, die alles mögliche Lob durch einander sprachen, so daß Rachel, ganz wirr von der ungewohnten Beifallsbezeigung, kaum wußte, was man ihr zu hören gab,

Während man so in dem Zuhörerraum der jungen Künstlerin huldigte, fand in dem Zimmer der Künstler selbst das Gegentheil statt. Man ereiferte sich auf das Lebhafteste, die übermäßig gelobhudelte Leistung einer *Anfängerin* herabzusetzen und ihr den Triumph zu mißgönnen, den sie so unverdienter Maaßen soeben zum ersten Male in ihrem Leben eingärndet hatte, ein Vorgang, der wohl nicht selten sich ereignen mag und den Rachel glücklicher Weise nicht bemerkte, der aber doch Folgen haben sollte, die sich keiner der anwesenden Großen und noch weniger Rachel und Werner selbst träumen ließen.

Verlassen wir also mit ihnen das Fest des britischen Gesandten, das wir absichtlich nur einfach skizzirt haben, um uns zu den Folgen desselben zu wenden, die für uns von größerer Bedeutung sind.

Als Rachel am nächsten Tage ihre Morgenübung beendet hatte und mit Mrs. Baxton und Werner bei Tische saß, wurden alle Drei von mehreren Sendungen überrascht, die von verschiedenen Seiten einliefen und von kleinen schmeichelhaften Briefen begleitet waren, die nur zu deutlich bekundeten, wie sehr man allgemein von Rachel's Leistungen entzückt war. Die Mutter des Kaisers, die Erzherzogin Sophie, sandte der Künstlerin einen kostbaren Schmuck von edlem Gestein, der Kaiser eine wertvolle Brillantbroche, an einer feingoldenen venetianischen Kette befestigt, und einige Erzherzöge dergleichen Zierrathen anderer Art.

»Da haben wir's!« rief der entzückte Werner aus, »Mylord Shorncliffe hat Recht gehabt, als er Dir sagte, er würde nur der Erste sein, der Dir einen Brillant schenkte, die andren würden von andren Händen kommen und von größeren Ehren begleitet sein.«

Rachel schaute wie geblendet auf die kostbare Sammlung hin, die ein einziger Abend ihr eingetragen hatte, und so wenig Gefallen sie an dem Reichthum der Gaben fand, denn sie trug ja nie so köstliche Juwelen, so beglückte sie doch die freundliche Absicht der hohen Gaben. Man war eben dabei, die geschriebenen Ehren noch einmal durchzulesen, als ein unbekannter Bote einen etwas schweren Brief brachte, den der englische Diener Mrs. Baxton's sogleich der jungen Dame übergab, an die er adressirt war.

»Von Wem kommt der Brief?« fragte Werner den Diener.

»Der Bote hat es nicht gesagt erwiderte dieser, »doch soll der Name des Absenders darin stehen.«

Rachel erbrach den Brief, las nur wenige Zeilen und fuhr dann erbleichend zurück, wobei mehrere Geldscheine rings um sie her auf den Boden flogen.

»Mein Gott, was hast Du?« rief Werner, der von seinem Stuhle aufgesprungen war und die Scheine aufgelesen hatte.

»Da, lies!« sagte Rachel, und in einen unaufhaltsamen Thränenstrom ausbrechend, sank sie in ihren Sessel zurück.

Werner, mit zitternder Hand den Brief ergreifend, las folgende, offenbar von Neid und Mißgunst, aber auch von einer beleidigenden Absicht dictirte Zeilen:

»Mein Fräulein! Durch einen reinen Zufall ist Ihnen an gestern Abend eine Ehre und Auszeichnung zu Theil geworden, die Sie vielleicht Ihrer Kunstfertigkeit zuzuschreiben die naive Einbildung besitzen. Ich bin ein Freund der Wahrheit und fühle mich daher verpflichtet, mich der verdienstvollen Künstlerinnen anzunehmen, welche Sie gestern in den Hintergrund gedrängt haben. Glauben Sie nicht, daß Sie eine bereits ausgebildete Virtuosin sind, wenngleich man Ihnen das vielleicht gestern zu sagen die Laune gehabt hat – das Publicum, welches zu urtheilen versteht, ist aber nicht immer das, welches *goldene* Worte zu sprechen die Macht hat. Erst wenn Sie vor jenes urtheilende Publicum treten werden, dürften

Sie erfahren, in welche Kategorie man Ihre Leistungen setzt.

Aber noch einen andren Wink glaube ich Ihnen zukommen lassen zu müssen, der Ihnen vielleicht die Augen über Ihre Stellung vollends eröffnet. Sie erschienen gestern vor hohen Herrschaften in einer Kleidung, die muthmaßlich die Gabe eines reichen Anbeters ist, der ein Verschwender zu sein das Recht hat. Sie aber haben nicht das Recht, eine Kleidung zu wählen, die über die Gränzen, den Stand und das Vermögen einer Klavierspielerin so weit hinaus geht. Damit Sie aber in Zukunft in der Lage sind, sich noch vollständiger der Farben und der Pracht eines Pfaues zu bedienen, so sende ich Ihnen einliegend zweitausend Gulden, wofür Sie sich einen Schmuck kaufen können, den Ihr Galan Ihnen zu bieten vielleicht nicht genügend bei Kasse gewesen ist.

Baron Giri, Bankier.«

Als Werner das Schreiben gelesen, warf er es verächtlich auf den Tisch, wurde bald blaß, bald roth und rang vergeblich nach Worten. Endlich aber, als sein Blick auf die weinende Rachel fiel, fuhr er empört auf und rief:

»Rachel! Darum Thränen? Wie kann eine so pöbelhafte Gemeinheit Dein reines Herz verwunden? Ha! Solche Schurkerei muß man ärger als mit dem Stocke züchtigen!« Und er sprang auf und wollte seinen Hut ergreifen, um fortzueilen.

Mrs. Baxton aber und Rachel hielten ihn zurück und suchten ihn zu besänftigen. Jedoch kannten sie Werner von Haldrunen nicht. Auch er war ein Edelmann, und dieser Brief eines sogenannten Edelmanns hatte sein stolzes Blut in Wallung gesetzt. Plötzlich faßte er sich und sann nach. Dann auf eine ganz besondere Weise lächelnd, setzte er sich wieder, faltete das Schreiben mit den Geldscheinen zusammen und sagte gelassen:

»Rachel, laß uns diese Scene beendigen. Der Schreiber dieses Briefes verdient es nicht, daß wir uns beunruhigen. Ich bin überzeugt, es hat ihn kein Mann geschrieben, der gestern der Gast des edlen Lords war, und nur der Neid und der Haß einer durch Deinen Erfolg verletzten Künstlerin und ihrer Helfershelfer hat uns diesen Kummer bereitet. Das ist so der Welt Lauf und auch im Leben des wahren Künstlers giebt es Schattenseiten, die weder das Licht der Sonne noch des Mondes bescheint. Beruhige Dich, ich werde noch heute Abend mit dem Lord selber darüber sprechen.«

Rachel beruhigte sich in der That, allein ihre Freude war ein für alle Mal getrübt. Schweigend, träumerisch, brütend saßen sie bei einander, bis endlich die Stunde gekommen war, wo Werner sich gewöhnlich zu entfernen pflegte, und da ging er nach Hause, um in ungestörter Muße die Nacht hindurch nachzudenken, was ihm in dieser Angelegenheit zu thun obliege, denn daß er der Ritter seiner Dame sein werde und müsse, das stand bei ihm fest und konnte sich Niemand verhehlen, der auch

nur eine oberflächliche Kenntniß von seinem Charakter besaß.

FÜNFTES KAPITEL. DIE STRAFE EINES EDELMANNES UND DIE RACHE EINES GELDMENSCHEN.

Am nächsten Morgen hatte er seinen Entschluß gefaßt, und es fehlte nur noch an der Billigung des englischen Gesandten, dem er den ganzen Hergang mittheilen wollte, um ihn buchstäblich auszuführen. So begab er sich, so früh es die Sitte erlaubte, in das Hôtel des Lords, ward sogleich angenommen und erzählte nun, was ihm begegnet war.

Als der Lord den Brief, das elende Machwerk des erbärmlichsten Neides gelesen, war er nicht weniger betroffen und entrüstet, als Werner, doch mäßigte er seinen Unwillen, um den des jungen Mannes nicht noch mehr zu reizen. »Was werden Sie thun?« fragte er nur mit seinem englischen Phlegma, »denn daß hier etwas geschehen muß, versteht sich von selbst. Brauchen Sie meine Hülfe, so soll sie Ihnen in jeder Beziehung zu Theil werden.«

»Nein, Mylord, ich bin mir hierin selbst genug, doch danke ich Ihnen für Ihre gütige Bereitwilligkeit; wenn Sie es erlauben, so werde ich Ihnen sogleich meinen Plan mittheilen und hoffe auch darin Ihren Beifall zu gewinnen.«

»Gern, gern, aber etwas ganz Feines muß es sein, was die ganze aristokratische Gesellschaft befriedigt, die in

der Person der armen Rachel verletzt ist, da sie sie mit Beifall geehrt hat. Sie kennen doch den Baron Giri?»

»Ich weiß weiter nichts von ihm, als daß er ein Bankier ist, wie er sich selbst unterschrieben hat.«

»O, er ist ein italienischer Abenteurer, der mit Hülfe seines erspekulirten Geldes sich den Barontitel gekauft und nun ein Bankgeschäft hier begründet hat, um doch Etwas zu sein. Er ist ein fader, abgeschmackter Geck, der mit aller Welt Händel sucht, um sich die Zeit zu vertreiben, von sich sprechen zu machen und in den Augen seiner Geliebten, die leider gestern in meiner Gesellschaft war und eine Signora Brunelli, eine Sängerin ist, den Kernbeißer zu spielen. Ah, jetzt erinnere ich mich – die Brunelli hatte gestern nicht gesungen, und Rachel hat zweimal gespielt, das wird ihr und auch ihres Anbeters Aerger sein. Haha! Diese erbärmlichen Intriguen auch in der Künstlerwelt! Das drückt mich schwer nieder, da ich die Kunst doch so sehr liebe. – Was werden Sie also gegen ihn unternehmen?«

»Mylord, mein Plan ist folgender.« Und nun erzählte Werner einfach, was er beabsichtigte.

»Haha!« rief der Lord. »Das ist prächtig. Aber es kann Folgen haben! Wie dann?«

»Dann werde ich erst recht Derjenige sein, der Fräulein Schawai's Vertheidigung übernimmt; denn auf diese unausbleiblichen Folgen ist eigentlich mein ganzer Plan angelegt.«

»Gut, auch das gefällt mir, es ist wenigstens ritterlich. Sie müssen aber wissen, wann der Herr Baron seine

Abendgesellschaft hat – ich glaube, er empfängt nur alle vierzehn Tage.«

»Wenn Sie das auskundschaften lassen könnten, Mylord, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.«

»Das wird eine sehr leichte Sache sein, ich werde sogleich einen vertrauten Diener dazu absenden.«

Dies geschah und eine Stunde später erfuhr man, daß der gegenwärtige Tag der Gesellschaftstag des Herrn Barons sei und daß man gerade heute ein brillantes Concert bei ihm zu veranstalten gedenke.

»Das trifft sich herrlich,« sagte der Lord. »Nun setzen Sie sich sogleich an meinen Schreibtisch und entwerfen Sie Ihren Brief; wir schicken ihn dann durch einen meiner Diener an seine Adresse, damit man sieht, daß auch ich meine Finger etwas im Spiel habe. Das giebt der Sache einigen Nachdruck. Haha, ein herrlicher Spaß!«

»Wenn er nicht sehr edle Thränen gekostet hätte, die einer besseren Sache geweiht zu werden würdig waren.«

»Gewiß; aber Fräulein Rachel wird darunter wenig zu leiden haben, sie wird sogar dadurch bekannt und braucht nur einmal öffentlich zu spielen, um Jeden, der sie hört, zu bezaubern.«

»Ach ja, das mag wohl so sein; ich aber hätte es lieber gesehen, wenn ihr Name auf andere Weise bekannt geworden wäre, und Lord Shorncliffe wird es auch so betrachten.«

»O, um Den ängstigen Sie sich nicht, Den werde ich schon beruhigen; das ist der verständigste, kaltblütigste

und edelste Brite, den unsere gute Insel je geboren hat.«

–

Gleich nach diesem Gespräch schrieb Werner folgende Zeilen an den Bankier Baron Giri:

»Unterzeichneter, da er erfahren, daß der Herr Baron heute Abend eine auserwählte Gesellschaft musikalischer Celebritäten um sich versammelt hat, bittet um die Erlaubniß, dieser Versammlung nur fünf Minuten beiwohnen zu dürfen, um dem Herrn Baron eine Mittheilung zu machen, die sowohl ihn wie die ganze Gesellschaft außerordentlich erfreuen wird. Ueberbringer wartet auf Antwort.

Werner, Baron von Haldrungen.«

Der Lord las aufmerksam die wenigen Zeilen, lachte und sandte sie versiegelt durch einen seiner Diener ab. Eine Stunde darauf hielt er folgende Antwort in der Hand:

»Der Herr Baron von Haldrungen wird dem Baron Giri heute Abend wie immer willkommen sein.«

»Schade,« sagte der Lord, »daß ich nicht ein unsichtbarer Zeuge des ganzen Auftritts sein kann. Es muß ein Anblick sein, wie man ihn noch nicht in der Art genossen hat.«

»Freilich, Mylord, aber ich muß ohne jeden Zeugen und ganz allein sein; gerade dadurch liefere ich den Beweis, daß ich den Herrn Baron und seine ganze Sippenschaft nicht fürchte. Uebrigens wird sich wohl irgend ein

Ehrenmann in der Gesellschaft befinden, der die Wahrheit des ganzen Vorfalls vor aller Welt bezeugen kann.«

»O allerdings, gewiß – nun, das giebt eine prächtige Zeitungsschlacht, haha! Kommen Sie aber heute Abend gleich zu mir, um mir den Verlauf mitzutheilen. Ich bleibe zu Hause.«

»Es soll mein erster Gang danach sein. Jetzt aber leben Sie wohl!« –

»Ein prächtiger Kerl!« brummte der Lord, als Werner sein Zimmer verlassen hatte, »und Sie, Herr Baron Giri, werden einen harten Stand diesem deutschen Ritter ohne Furcht und Tadel gegenüber haben.«



Am Abende dieses Tages waren die Gemächer des Herrn Baron Giri auf das Glänzendste erleuchtet und es wogte darin eine große Versammlung junger Männer und schöner Frauen, in deren Mitte sich der italienische Bankier breit zu machen pflegte. Den Brief des Barons von Haldrunen, ein Name, der ihm zum ersten Male zu Ohren kam, hatte er fast ganz vergessen, erst als die Gesellschaft vollzählig war, fiel er ihm wieder ein und er theilte die seltsame Aufforderung, einen ihm unbekanntem Gast zu empfangen, einigen seiner Vertrauten mit, die eben so wenig wie er selbst ahnten, was dieselbe zu bedeuten habe.

Gerade um diese Zeit, als man stehend, plaudernd und scherzend den Thee trank, wurde die Thür geöffnet und

der Portier rief auf Werner's Wunsch laut und vernehmlich den Namen Baron von Haldrungen mitten unter die fröhlichen Gruppen hinein.

Die ungewöhnliche Ankündigung veranlaßte, daß die im Saal Zusammenstehenden hastig auseinanderwichen und ihre Gesichter nach der Thür wendeten. Baron Giri, sobald er hörte, was sich ereigne, sprang mit neugierig aufgerissenen Augen dem Angemeldeten entgegen und stand so, von einem großen Kreise seiner Gäste umgeben, unmittelbar vor demselben. Werner, in feinsten Gesellschaftskleidung, den Hut in der Hand, mit seiner stattlichen Gestalt die meisten der Anwesenden überragend, und das edle, etwas bleiche Gesicht mit kühnem Ausdruck auf den ihm gegenüberstehenden Wirth richtend, verbeugte sich tief und sprach dann mit so lauter und fast dröhnender Stimme die folgenden Worte, daß sie ein Jeder, selbst in den fernsten Ecken des großen Saales, vernehmen konnte:

»Herr Baron! Sie haben die Güte gehabt, meiner Verwandten, Fräulein Rachel Schawai, einen Rath zu ertheilen und nebenbei ein Geschenk von zweitausend Gulden zu übersenden, um sich dafür einen ihr fehlenden Schmuck zu kaufen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Güte, und das übersandte Geld wird, wenn auch nicht auf die vorgeschlagene Weise, passend verwandt werden. Um Ihnen aber meine Dankbarkeit völlig zu beweisen und auf der Stelle ganz abzutragen, was in meinem Charakter liegt, möchte ich Ihnen ein entsprechendes Gegengeschenk machen. Ich bin aber kein so reicher Mann

wie Sie und so kann leider mein Geschenk nur meinen Mitteln angemessen sein. Das Verhältniß Ihres Vermögens zu dem meinigen mag etwa wie das von Zweitausend gegen Eins sein. So mache ich Ihnen denn hiermit einen Gulden zum Geschenk, und füge auch meinerseits einen Rath bei, nämlich den, sich dafür eine Kleinigkeit guter Lebensart zu erhandeln, denn wie Sie durch Ihren heutigen Brief bewiesen haben, besitzen Sie nicht so viel davon, als eine Prise Taback werth ist. Hier, mein Herr, der Sie sich Baron, das heißt Edelmann nennen, und der Sie, wenn man den Adel mit Geld aufwiegen könnte, ein gut Stück davon besäßen, so, wie die Sachen jetzt liegen, aber sehr wenig davon besitzen, hier, mein Herr, sage ich, lege ich den Gulden auf den Tisch und füge meine Karte bei, auf der meine Wohnung verzeichnet ist, in der Voraussicht, daß Sie mich darin beehren werden, wenn Sie weiter etwas von mir verlangen sollten.«

Und ruhig an das kleine Tischchen tretend, einen hart klingenden blanken Gulden und seine Karte darauf niederlegend, verbeugte sich Werner von Haldrungen und schritt dann langsam, wie er gekommen war, zur Thür, durch die er verschwand.

Gleich nach seinem Abgehen herrschte eine Todtenstille in dem großen Saal, nur Aller Augen wandten sich auf den Wirth, der zehntausend Gulden dafür gegeben hätte, wenn er in demselben Augenblick im Erdboden hätte verschwinden können. Erbleichend, geknickt, vor allen seinen Freunden und Freundinnen so bitter verhöhnt, stand

der elende Abenteurer mitten in seinem Glanze und bemerkte kaum, wie sich Einer nach dem Andern aus seinen Zimmern entfernte, um ihn endlich mit nur wenigen Vertrauten allein zu lassen, die, wie sie vielleicht seine Rathgeber gewesen, so jetzt die Theilnehmer seiner Niederlage waren.

Was sie aber an diesem Abend berathschlagten, wozu sie sich auch in ihrer Wuth entschlossen, Werner von Haldrungen wartete vergebens acht Tage lang auf den Gegenbesuch des feigen Italieners oder eines seiner Verbündeten, der seine Rache auf andere Art auszuüben gesonnen war, als es unter Edelleuten des Nordens üblich ist.

Den folgenden Tag aber waren alle Blätter Wiens voll von dem erbaulichen Vorfalle bei dem Herrn Bankier, und da kein Widerruf oder keine Entgegnung erfolgte, so vergaß man sehr bald die ganze Geschichte, zumal man nach einigen Wochen vernahm, Baron Giri habe sein Geschäft verkauft und sei nach Italien zurückgekehrt.

Einige Wochen nach diesem Vorfalle – Werner hatte noch immer keine Nachrichten von Brenkowitz erhalten, die er von Tage zu Tage mit wachsender Sehnsucht erwartete – trat der Concertmeister C*** bei Rachel ein und trug die Bitte vor, in einem Concerte, welches er zum Besten einer armen Künstlerfamilie zu veranstalten beabsichtigte, in Gesellschaft Werner's mitzuwirken.

Rachel erschrak fast vor diesem Ansinnen, so sehr der Zweck auch ihren Gesinnungen entsprach, denn noch hatte sich die Wunde in ihrem Herzen nicht ganz geschlossen, die sie in Folge ihres ersten Auftretens empfangen hatte.

Der Concertmeister, der die Ursache der Zögerung der jungen Künstlerin zu erkennen glaubte und mit muthiger Stirn gerade auf dieselbe los ging, sagte sogleich: »Mein Fräulein, Sie haben das trübe Gefühl noch nicht ganz überwunden, welches Ihnen Ihr erstes Concertiren verursacht hat, ich sehe es, allein Sie fürchten ohne Noth etwas Aehnliches. Nach einer solchen Abfertigung, wie sie jenem Bankier zu Theil geworden ist, wird kein Anderer wagen, Ihnen abermals die Stirn zu bieten, Sie haben einen zu thatkräftigen Beschützer an Ihrer Seite, und vor solchen Leuten hat selbst ein Abenteurer Respekt.«

Rachel erröthete freudig über das Lob, welches mit diesen Worten ihrem Freunde gesendet wurde, und fast machte sie dasselbe allein schon geneigt, des Musikers Wunsche beizustimmen.

Bald darauf kam Werner. Er ging sogleich auf die Bitte ein, und nachdem der Concertmeister Beider Zusage dankbar angenommen und die vorzutragenden Musikstücke verabredet hatte, empfahl er sich.

Das Concert selbst fand etwa acht Tage später statt und erfreute sich eines ganz ungemeinen Beifalls des anwesenden zahlreichen Publicums. Um so unerwarteter und überraschender war die Thatsache, daß fast alle Blätter der Stadt an den nächsten Tagen Artikel brachten, die

hauptsächlich das Mitwirken der beiden jungen Künstler besprachen und auf eine Weise beleuchteten, daß Niemand, der es las, begreifen konnte, wie ein Kritiker solche Urtheile zu fällen im Stande sei. Denn daß Rachel sowohl wie Werner nur stümperhafte Anfänger seien, wie fast alle Artikel einstimmig verkündeten, war so unwahr wie hämisch, und Rachel sah sich dadurch in die Lage versetzt, ihre Thränen abermals über Etwas fließen zu lassen, von dem sie sich allein die reinste Freude versprochen hatte.

»Weine nicht, Rachel,« tröstete sie der unerschütterliche Werner, »Du thust dieser neuen Unwürdigkeit zu viel Ehre an. Alle diese böswilligen Artikel sind aus einer und derselben trüben Quelle geflossen, ich werde mich sogleich danach erkundigen und dann dem Lord Shorncliffe die Bitte vortragen, uns von hier abzurufen, da Dir Wien nicht mehr das Behagen und den Vortheil bieten kann, den wir von ihm zu hoffen berechtigt waren.«

Er nahm seinen Hut und begab sich zu einem der Redacteurs der Blätter, welche die Schmähung enthalten hatten, einem rechtlich denkenden Manne, mit dem er zufällig schon früher einige Male in Berührung gekommen war. Er traf ihn zu Hause und mit Ordnen seiner Artikel zum folgenden Tage beschäftigt.

»Ah rief ihm der Literat entgegen, »ich weiß, warum Sie mich besuchen – Sie wollen sich über mich beschweren!«

»Habe ich nicht ein Recht dazu?«

»Ich glaube nicht; höchstens können Sie protestiren und sich auf das Urtheil des Publicums berufende Artikel einsetzen lassen.«

»Das ist meine Absicht durchaus nicht, ich will etwas ganz Anderes.«

»Aha, den Namen des Einsenders erfahren. Aber da haben Sie sich festgefahren. Sie wissen, ich bin verpflichtet, über Dergleichen zu schweigen.«

»Leider ja. Dann ist also nichts an der Sache zu ändern?«

»Nicht das Geringste; die Artikel sind eingesandt und bezahlt und so sind sie gedruckt worden.«

»Ah, sie sind *bezahlt*, das ist freilich wichtig, – also sind sie auch wohl wahr?«

»Das will ich damit nicht gesagt haben, im Gegentheil, meiner Meinung nach sind fast immer diejenigen Artikel wahrer, die ohne Bezahlung eingesandt und also *nicht* gedruckt werden.«

»Aber das Publicum wird ja dadurch ganz und gar irre geführt!«

»O das Publicum. Das glaubt doch, was es will, und in diesem Falle wird es sich bald ganz zu Ihren Gunsten entschieden haben.«

»Ich habe gar keine Lust, darauf zu warten. Sie legen also der Presse sehr wenig Bedeutung bei?«

»O die Presse! Der wird durch solche Schmähartikel ihre Bedeutung nicht genommen. Denn dergleichen Machwerke haben nicht den geringsten Einfluß auf das allgemeine, also richtige Urtheil; jeder Sachverständige und

ruhig Urtheilende liest ja zwischen den Zeilen, daß sie nichts als Lügen und pure Eingaben des Neides oder einer böswilligen Absicht sind.«

»Nach dieser Erklärung, die mich befriedigt, scheinen Sie also mit mir und Anderen die Ansicht zu theilen, daß jene Artikel aus derselben Quelle stammen, die uns schon einmal besudelt hat?«

Der Redakteur zuckte die Achseln. »Als Mann, Mensch und Literat stimme ich Ihnen vielleicht bei, als Redakteur der *** Blätter aber kann ich nur schweigen.«

»Ich danke Ihnen, ich begreife Ihre Stellung und so habe ich die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.«

Noch an demselben Abende schrieb Werner an Lord Shorncliffe und theilte ihm genau alle Vorgänge in Wien mit. Zugleich bat er um seine fernere Gewogenheit und um die Erlaubniß, Wien so bald wie möglich verlassen zu dürfen, da Rachel sich, so lange sie hier noch athme, bedrückt fühle, doch wolle er durchaus dem Ermessen Sr. Herrlichkeit überlassen, wohin er dieselbe senden wolle, um ihre Studien zu beenden und sie dann vor die unparteiische Welt zu führen. Schließlich theilte er dem Lord seine Besorgnisse um sein heimatliches Haus mit und bat, durch seine Vermittlung zu bewirken, daß ihm so bald wie möglich irgend eine Nachricht zugehe. Eine Bitte, fügen wir sogleich bei, die noch etwas lange auf Erfüllung warten lassen sollte, denn noch beinahe fünf Monate verstrichen, ehe Werner diese Nachricht erhielt. Etwa zehn Tage nach Absendung jenes Briefes, während welcher Zeit Rachel und ihr Freund ruhig ihre Studien

fortsetzten und nur mit zuverlässigen Freunden verkehrten, traf des Lords Antwort ein und enthielt Alles, was Werner zunächst von ihm erbeten hatte.

»Leider,« schrieb der Lord, »habe ich durch meinen Freund, Lord *** und Eure eigenen Zuschriften Alles erfahren, was Euch in Wien so unverdienter Maaßen zugestoßen ist. Ich bedaure es von ganzem Herzen, aber es hat mich durchaus nicht überrascht; in Eurem Vaterlande vor Allem ist dergleichen leider möglich. Die dummen Deutschen! So viele Tugenden, Gaben und Talente hat ihnen der Himmel verliehen, aber sie verstehn sie selten nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Um in Deutschland sein Glück zu machen, muß der Künstler erst in Paris und London Furore erregt und sich das Gepräge des Beifalls der ganzen übrigen Welt haben ausdrücken lassen. Ich wollte es noch einmal mit diesen dilettantischen Tölpeln versuchen, aber sie haben wieder ihre alte Schwäche herausgekehrt. Jetzt wollen wir es anders anfangen, arme Rachel, und Dein Triumphzug soll um so vollständiger und glänzender werden. Eigentlich ist die Zeit noch nicht da, wo ich Euch nach England und Frankreich führen wollte; indessen, wie die Sachen jetzt stehen, scheint es nothwendig zu sein. Leider kann ich nicht lange bei Euch in meinem Vaterlande bleiben, denn *wichtige Geschäfte* fesseln mich stärker denn je an meinen jetzigen Aufenthalt, so lange aber hoffe ich bestimmt bei Euch

bleiben zu können, bis das Eis wenigstens in London gebrochen und Rachel's Ruf daselbst fest begründet ist. Nach Paris könnt Ihr dann allein gehen, dort hat man ein richtiges Urtheil über alles wirklich Gute, was in England Furore gemacht hat. Und Rachel soll und muß in London Furore machen, denn ich kenne den Geschmack meiner Landsleute, wenn man ihnen etwas wirklich Vortreffliches vorlegt.

Leider treffen wir Joseph Sohn jetzt nicht in England, was mit ein Grund war, warum ich meine Reise mit Rachel dahin noch hinausschob. Seine Unternehmungen in meinem eigenen Interesse haben dadurch eine unerwartete Unterbrechung erlitten, daß er mehrere Monate vergebens auf einen Mann gewartet hat, den er in Portsmouth zu finden hoffte. Derselbe hat sich wider Vermuthen nach Amerika begeben und Joseph dadurch Zeit gelassen, sich die drei Königreiche zu betrachten und auf meinen Gütern und in meinem Hause in London zu leben. Jetzt sind wir Beide des längeren Harrens auf jenen Mann überdrüssig geworden und Joseph wird zu derselben Zeit, wo wir in England eintreffen, nach Amerika gesegelt sein, um seinen Zweck zu erreichen. Gott gebe ihm einen guten Erfolg und schütze ihn auf allen seinen Wegen.

Was nun Eure Reise nach England betrifft, so könnt Ihr jeden Euch zusagenden Weg wählen, nur

müßt Ihr es so einrichten, daß Ihr bis zum 15. August in London eintrefft. Meine Wohnung im West-End kennt Mrs. Baxton. Die nothwendigen Wechsel erfolgen mit diesem Schreiben.

Ihrer Schwester, mein lieber Werner, die ich vor ewigen Tagen selbst gesprochen, habe ich Ihre Bitte mitgetheilt. Sie werden Nachrichten erhalten, sobald es unumgänglich nöthig ist; eher erwarten Sie Nichts. Ihrem Vater, der mich jetzt recht häufig besucht, schmeckt Essen und Trinken vortrefflich, Sie sehen also daraus, daß er sich wohl befindet. Ihrer Frau Mutter soll es ebenfalls wohlergehn, Sophie ist ein Engel an Schönheit und Herzengüte.

Nun, meine Kinder, lebt wohl und freut Euch, wie ich mich freue, auf unser baldiges Wiedersehn in England. Ich grüße Euch Beide und Mrs. Baxton herzlich und bleibe wie immer Euer treuer

Emery Shorncliffe.«

Dieser Brief, der nur theilweise im Stande war, die alten Besorgnisse Rachel's und Werner's zu zerstreuen, legte doch wesentlich zu neuen den Grund. Für Rachel war es ein Ereigniß betrübendster Art, daß sie ihren treuen Freund Joseph, den sie so lange schmerzlich vermißt, auch in England nicht sehen sollte, und daß er gar nach Amerika gereis't war, schien ihr nicht weniger betrübend zu sein, denn Amerika schwebte ihr wie eine andere Welt

im Geiste vor, und die Gefahren, die sich vor ihren Augen auf dieser Reise erzeugten, waren so ungeheuerlicher Art, daß sie beinahe verzweifelt hätte, Joseph jemals wiederzusehen, wenn Mrs. Baxton und Werner sie nicht getrostet und beruhigt hatten.

Für Werner dagegen war in dem Schreiben des Lords viel Seltsames und Zweideutiges enthalten. Er sprach so einsylbig von den Verhältnissen in Brenkowitz und mit so geheimnißvoller Vorsichtigkeit von seinen Verwandten, daß Werner auch seinerseits hier ernstlich etwas gefürchtet hätte, wäre Rachel in diesem Punkte nicht wieder seine Trösterin geworden.

Vorzüglich aber erschien ihm der Umstand, daß der Lord noch immer nicht seine Mutter gesehen, die doch gewiß würdig war, von einem so edlen Manne gekannt zu sein, um so räthselhafter, da der Lord, wenn sein Vater ihn in Downs-Castle häufig besuchte, diesen Besuch doch nothwendig in Brenkowitz erwidern mußte. Grübelnd wandte der gute Werner den Brief hin und her, aber so viel er grübelte, er konnte nicht erspähen, was er suchte, und vor allen Dingen konnte er nicht ahnen, daß des Lords Schweigsamkeit von einer edlen Absicht eingegeben war, da Werner's Einweihung in die Ereignisse auf Brenkowitz Niemandem helfen, er selbst aber dadurch nur in Unruhe versetzt und in seinem schönen Vorsatze, in der Welt sich als selbständiger Mann irgend eine Stellung zu erringen, gestört oder wohl gänzlich verhindert werden konnte.

So mußte er sich denn bescheiden, ruhig abzuwarten, bis es, wie der Lord schrieb, in Brenkowitz unumgänglich nothwendig geworden wäre, an ihn zu schreiben, und da er nichts Uebleres besorgen konnte, als höchstens eine vorübergehende Krankheit der Seinigen, er jetzt aber wußte, daß sie sich Alle wohl befanden, so wurde er bald wieder heiter, wie es bei seinem jugendlich spannkraftigen Herzen so natürlich war.

Schnell wurden daher alle Verhältnisse in Wien abgewickelt, Abschied von den reichlichen Freunden genommen und die Zurüstungen zur Reise begonnen, die, wie der reiche Wechsel des Engländers es gestattete, in einem weiten und schönen Umwege durch Tyrol, den Rhein hinauf und über Ostende nach London angetreten werden sollte, was auch in spätestens acht Tagen nach Empfang des gemeldeten Briefes geschah.

SECHSTES KAPITEL. AUCH DER RUHM IST OFT VON SCHMERZEN BEGLEITET.

Es giebt wohl kaum etwas Schöneres im Leben, und im spätesten Alter erinnern wir uns noch mit einem heiligen Schauer des seligsten Entzückens daran, als in den Tagen unsrer glücklichsten Jugend, wenn die Knospe der Liebe sich noch nicht ganz entfaltet hat und wir in ahnungsvoller Sehnsucht uns der süßesten Hoffnung des Lebens hingeben, mit der Geliebten unsrer Seele eine schöne Reise zurückzulegen, die Wunder Gottes aus nächster Nähe zu schauen, über Berg und Thal zu schweifen, über Ströme zu setzen und dabei den wonnigen Athem der Schöpfung

aus vollen Zügen einzusaugen. In solchen seligen Tagen giebt es keinen Schmerz für uns auf der Erde, die uns nur ihr lachendes Antlitz zeigt, der Quell der Thränen ist versiegt und nur der Born der reinsten Freude strömt uns jeden Augenblick die lautersten Wonnen zu. O, wer so ewig dahin wallen könnte durch blühende Ebenen, ewig auf den hochragenden Berggipfeln stehen und die tief unter sich schlummernde Sorge vergessen, wer ewig diese ungetrübte Wollust genießen und an die Vergangenheit nur wie an einen trüben Traum denken, auf die Zukunft nur mit heiterer Hoffnung blicken könnte, was wäre das für ein Leben auf dieser so schönen, so reichen, so wunderbar mannigfaltig ausgestatteten Erde! Aber ach! solche Reisen sind nur schnell vorüberrauschende Lichtblitze unsres Erdendaseins; kaum bemerken und empfinden wir sie, so sind sie schon wieder in das weite Reich der Vergangenheit verdrauscht, kaum sprechen wir das köstliche Wort. Ach, wenn es doch immer so wäre! so ist es schon gewesen, was war und ist, so sind wir schon wieder an die dunkle Pforte gelangt, die uns in die Schattenseite unsres Daseins führt. Aber darum traure nicht, o Mensch, darum zage nicht; Du bist doch einmal, und wenn es auch nur auf Stunden war, glücklich gewesen, und die Erinnerung daran wird Dich wie ein treuer Freund, der nie von Deiner Seite weicht, Dir immer Trost und Muth zuflüstert, bis an das Ende Deiner Tage begleiten, das Ende, welches nur der Anfang einer ewigen Jugend und eines ewigen Glückes ist! –

So glücklich, wie wir eben angedeutet, fühlten sich Rachel und Werner, als sie über die Felsen und Schluchten Tyrol's, als sie den stolzen, schönen Rhein hinab, an den Burgen des Mittelalters vorbei, der Nordsee zuwanderten, um zu bestimmter Zeit mit ihrem Freunde in London zusammen zu treffen. Weder Rachel noch Werner hatte bis jetzt die Lust des Reisens kennen gelernt, denn wohin sie auch bisher gegangen waren, immer hatte ein ernster Zweck, die Erwartung einer neuen Schwierigkeit ihnen vor Augen geschwebt, und eine solche Erwartung, wenn sie auch mit dem heiligen Trieb zur Arbeit und Entwicklung unseres innersten Kerns verbunden ist, stößt wie mit eherner Hand das reine Vergnügen, die wolkenlose Lust weit von uns fort. Diesmal jedoch reisten sie, eine Zeit wenigstens, allein zu ihrem Vergnügen; sie sahen, um zu genießen, sie genossen, um sich daran zu erquicken, und sie erquickten sich, um sich ihrer gegenseitigen Stellung vollkommen bewußt zu werden. Hand in Hand gelegt, Auge in Auge senkend, und wissend, daß nur ein Herz für das andere schlug, ohne dieses Herzens Schlag dämpfen zu müssen, so überschritten sie Berge, Täler und Ströme, und ihr Leben war selbst nur ein Strom, der keine Klippen und Untiefen, keine ungünstigen Winde und Nebel hatte, über dem der gütige Himmel allein sich blau und rein wölbte und in dessen krystallener Tiefe sich das Weh der Welt wie ein unbemerkbarer Kiesel verlor.

So gelangten sie überaus glücklich in Gesellschaft der treuen Mrs. Baxton und ihres englischen Dieners schon am ersten August nach Ostende, und erst hier wachten

sie aus ihrem sorglosen Schlummer auf, denn erst hier dachten sie wieder daran, daß die Arbeit von Neuem beginne, die aber glücklicherweise zugleich auch ihre Lust war. In Ostende war eine auserwählte Badegesellschaft versammelt, und eine solche ist immer dankbar, wenn ihr ein geistiger Genuß geboten wird. Als man hörte, daß ein Künstlerpaar angekommen sei, um nach England zu gehen, bemühte man sich, dasselbe zu veranlassen, eine Probe seiner Kunst abzulegen, und diese Probe fiel so günstig aus, daß Rachel und Werner einen Triumph mehr mit über den Canal trugen, der das Festland Europas von den britischen Inseln trennt. Von Beifall überschüttet, von allgemeiner Theilnahme erhoben, schifften sie sich am 12. August ein und schon zwei Tage später saßen sie in der herrlichen Behausung des reichen Lords, in der sie Alles zu ihrem Empfange bereit fanden.

Lord Shorncliffe selbst traf pünktlich, wie er gesagt, erst am 15. August ein, und wahrhaft rührend war die Freude, mit der sich gegenseitig der edle Mann und die beiden jungen Leute nach so langer Trennung begrüßten. Wiederholt drückte er Beide an sein Herz, das nur für Menschenwohl und Glück schlug, denn ihm war dabei zu Muthe, als hätte er in jedem von ihnen sein eigenes Kind wiedergefunden, das ihm das Schicksal bisher vorenthalten hatte.

Nachdem die ersten lebhaften Begrüßungen vorüber waren und nun sich gesammelt und wieder in der Gegenwart zurecht gefunden hatte, betrachtete der Lord

mit durchdringendem Prüfungsblick die Miene der jungen Leute, und Alles an ihnen verkündete ihm, daß sie seiner Liebe und Sorge werth gewesen waren. Das war auch ihm ein großer Triumph, und wiederholt und mit stillem Entzücken hing sein Auge an der schönen Gestalt, dem geistreichen Gesichte Rachel's, die sich wunderbar vortheilhaft entwickelt hatte. Als er aber dann auf Werner schaute, trübte sich seine Stirn mit einer Wolke der Wehmuth, und ein stiller Seufzer entschlüpfte seiner Brust, wenn er bedachte, daß dem jungen, fröhlichen, heiter strebenden Manne bald ein ernstes Erwachen aus diesem Jugendtraume bevorstände.

Werner von Haldrungen mochte eine Ahnung von diesem ihm bevorstehenden Schicksale haben, denn auch er studirte aufmerksam die Miene des Engländers, der bei ihm seit längerer Zeit schon so großmüthig die Stelle eines zärtlichen Vaters vertreten hatte, der ihm in Wirklichkeit leider nicht zu Theil geworden war. Der Lord schien im Ganzen unverändert, seine hohe Gestalt bewegte sich mit derselben stolzen Haltung und festen Würde, sein Haar war noch immer rein blond und üppig, sein Gesicht noch immer frisch und klar, aber dennoch lag in seinem ganzen Wesen eine gewisse hingebende Milde, die Werner früher nicht bemerkt zu haben glaubte, sein blaues Auge hüllte sich oft in die Wolke schwermüthigen Nachdenkens, und um seinen Mund spielte unwillkürlich ein Zug der Wehmuth, der Erwartung, als ob er insgeheim befürchte, die Hoffnung eines ganzen Lebens könnte denn doch noch zuletzt an einer unvermutheten

Felsenklippe scheitern. Schnell aber flogen solche Züge, wie Wolken, die flüchtig den Glanz der Sonne verdunkeln, vorüber und wieder klar und rein wie vorher trat sein wohlwollendes Lächeln hervor, das jeden Menschen, der ihn sah, für ihn einnehmen mußte. Nach längerer Beobachtung aber fand Werner, daß sein väterlicher Freund ernster, stiller und nachdenklicher als gewöhnlich war, daß er gewissermaßen voll innerer Spannung erschien, wie wenn er alle seine Kräfte zusammenraffte, um mit gesammelter Energie in einem gewaltigen Sprunge auf ein unbestimmtes Ziel loszustürzen.

Daß etwas Wahres in dieser Beobachtung lag, sollte Werner noch am ersten Abende klar werden, denn als der Lord sich von Rachel und Mrs. Baxton gegen zehn Uhr verabschiedete, gab er Werner einen Wink, den derselbe sogleich verstand und ihm auf sein Zimmer folgte, das weitab von den Gemächern der Frauen gelegen war.

»So sind wir denn wieder allein bei einander,« begann der Lord das Gespräch, nachdem sie auf zwei Sesseln am Kamin Platz genommen hatten, in dem eine gelinde Gluth das große Gemach angenehm erwärmte, »so sitzen wir uns gegenüber und schauen uns in die lange nicht gesehenen Gesichter. Ich bin mit Ihrem Aussehen zufrieden, Werner.«

»Rachel sieht noch besser aus, Mylord.«

»Lassen Sie uns erst von uns selber sprechen, Rachel trifft nachher die Reihe. Ihre Mutter und Ihre Schwester werden sich freuen, wie ich mich gefreut habe, wenn sie

Sie so wohlbehalten am Schlusse dieses Jahres zurückkehren sehen.«

»Ich hoffe es, Mylord, und auch ich sehne mich von ganzem Herzen nach ihnen. Warum aber mögen sie mir so lange nicht geschrieben haben?«

»O, dazu haben sie vielleicht irgend einen Grund oder auch keinen gehabt. Man glaubt oft, wenn Briefe ausbleiben, die man mit Spannung erwartet, daß ein Mißgeschick die Ankunft derselben verzögert, und sehr oft täuscht man sich darin, da man die Zufälle nicht in Anschlag bringt, die diese Zögerung veranlassen.«

»Eben diese Zufälle beängstigen mich.«

»Ich habe Sie ja schon durch mein letztes Schreiben beruhigt, Werner. Die Ihrigen sind alle wohl, nur von Ihrer Tante weiß ich sehr wenig.«

»Die liegt mir auch am leichtesten auf dem Herzen. Sie haben mich allerdings – wenigstens zu beruhigen versucht, allein – um offen zu reden – mir ist es vorgekommen, als hätten Sie nur die guten Worte gewählt, um die bösen zu vermeiden, gleichsam als wollten Sie Balsam auf eine schmerzende Wunde gießen.«

Der Lord gab sich Mühe zu lächeln, aber es gelang ihm nicht, er wurde sogar noch ernster, da er der Beobachtungsgabe des jungen Mannes Anerkennung zollen mußte. »Sie mögen in manchen Beziehung nicht ganz Unrecht haben,« sagte er dann, »denn wo in der Welt gäbe es Verhältnisse, in denen sich nicht, wie das Unkraut unter die

Frucht des Feldes, so die Sorge unter das Glück mischte? – Ich habe in der letzten Zeit Ihren Vater recht oft gesehen.«

»Ah, mein Vater! Ja, lassen Sie uns von dem sprechen. Wie lebt er, was treibt er?«

Der Lord zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als besänne er sich, ob er die Wahrheit auf einen Schlag herausbringen solle, aber er bezwang sich und sagte endlich: »Er lebt und treibt es, wie er es seit Jahren getrieben hat – Sie kennen ja seine Liebhabereien.«

»Ach ja! Meine arme Mutter! Sie lebt in keiner glücklichen Ehe, Mylord.«

Der Lord erröthete, fast wie ein Knabe, dem man von seinem zerbrochenen Weltall spricht. Er warf einen Gluthblick auf Werner's Antlitz und wollte eben etwas sagen, als Werner fortfuhr:

»Sie sehen also meinen Vater recht oft? Besuchte er Sie oder besuchten Sie ihn?«

»Er besuchte mich.«

»Aber wie kam es dann, daß Sie ihn nicht wieder besuchten? Sie würden in meiner Mutter eine vortreffliche und liebenswürdige Frau kennen gelernt haben.«

Der Lord hustete und hielt sich dabei die Hand vor's Gesicht. »Das glaube ich wohl,« stotterte er. »Aber – wie das kam – weiß ich eigentlich selbst nicht. Ach, ich habe so lange Jahre entfernt vom weiblichen Umgange gelebt, daß ich fast das Geschick verloren habe, mit ihnen zu verkehren. Nennen Sie es eine Art Spleen, der mich das weibliche Geschlecht vermeiden läßt.«

»Aber Sie haben doch Sophien bisweilen gesprochen?«

»Ja, diese Annehmlichkeit ist mir öfters zu Theil geworden, aber nur zufällig. Ich ritt beinahe täglich in der Umgegend von Brenkowitz umher und da begegnete ich ihr von Zeit zu Zeit.«

»Sie fanden sie also liebenswürdig?«

»Wenn Ihre Frau Mutter ihr gleicht, muß sie ein Engel an Güte und Liebreiz sein.«

»O das ist sie, das ist sie, Mylord. Oft schon habe ich mich gewundert, wie zwei Personen, die nicht blutsverwandt sind, eine so große Aehnlichkeit in ihrem äußeren und inneren Wesen aufweisen können.«

»Das kommt von der Erziehung her; Ihre Schwester ist unter den Augen und Händen Ihrer Mutter aufgewachsen.«

»So erkläre ich mir es auch.«

»Da wir von den Damen sprechen, fällt mir wieder Rachel ein. Sie haben natürlich das Versprechen gehalten, welches Sie mir in Bezug auf sie gaben?«

»Ja, Mylord; insofern wenigstens, als ich mich von aller Liebelei fern gehalten habe, die Sie nicht lieben und vor der Sie mich warnten. Dennoch aber habe ich nicht umhin gekonnt, sie jede Stunde in mein Herz blicken zu lassen, und in Prag sogar, auf den Gräbern der Vorfahren des einst so armen und elenden Kindes, haben unsere Seelen sich für alle Zeit, wenigstens in Hoffnung, verbunden. Wenn ich damit ein Unrecht begangen habe, so sagen Sie es mir.«

»Nein, damit bin ich einverstanden und ich hege die Zuversicht, daß Ihre Hoffnungen nicht unerfüllt bleiben werden. Sie haben als rechtschaffener Mann gegen dieses Mädchen gehandelt und damit meinen Erwartungen entsprochen. Jetzt begeben Sie sich zur Ruhe und von morgen an werde ich beginnen, Ihnen und Rachel in dieser großen Stadt ein Piedestal zu bauen, auf dem Euer Ruf für alle Zeiten fest begründet ruht. – Harry!«

Der mit der Glocke und der Stimme gerufene Diener erschien und erhielt den Befehl, den Herrn Baron in sein Zimmer führen zu lassen.

Werner, von dem voranleuchtenden Diener geleitet, trat in seine Wohnung ein. Es waren ihm dazu von dem heutigen Tage an zwei Zimmer angewiesen, die dicht neben einander lagen und ein, bei Abend wenigstens, etwas düsteres Ansehen hatten. Beide Gemächer waren groß, hoch und tief und von ungeheuren Wänden umschlossen, deren Dicke in den Fensternischen mindestens fünf Fuß betrug. Diese Wände waren innerhalb des Zimmers mit kostbar ausgelegtem Holzgetäfel bekleidet, und vor den Fenstern hingen mächtige Vorhänge von dunklem schwerseidenen Stoff bis auf den Fußboden herab. Das Bett war so hoch und breit, wie Werner noch nie eins gesehen, und von ähnlichen Vorhängen beschattet. Es waren dies dieselben Gemächer, in denen vor wenigen Tagen noch Joseph Sohn gewohnt hatte, was, wenn er es gewußt hätte, gewiß einen beruhigenden Einfluß auf den so leicht erregbaren Werner geübt haben würde. So aber kam ihm seine neue Wohnung in Shorncliffe Palace

düster, fast unheimlich vor und er konnte sich kaum entschließen, sich hinter die dunklen Bettvorhänge zu begeben, da ihm zu Muthe war, als müßte ihm auf diesem Lager etwas Grauensvolles begegnen.

Endlich aber, nachdem er sich lange in allen Winkeln und Ecken umgeschaut und auf und ab gehend Alles noch einmal überdacht hatte, was ihm im Laufe der letzten Jahre begegnet war, empfand er einige Müdigkeit, und so überwand er sein Vorurtheil und legte sich getrost nieder. Er fand sich köstlich und ungemein bequem gebettet, und die Besorgniß, es werde ihm auf diesem weichen Lager zu heiß werden, bestätigte sich nicht, denn die schwüle Augustluft drang nicht durch die dicken Steinmauern des alten Schlosses und die Temperatur war innerhalb desselben sogar ziemlich kühl. Dennoch dauerte es lange, ehe er einschlafen konnte, und immer wieder von Neuem beängstigte ihn das Gefühl, als läge ein dumpfer Druck auf seinem Herzen, und er konnte das tiefernte, wehmüthige und doch so wohlwollend blickende Gesicht seines Wirthes nicht loswerden, wie es ihm kurz vorher während des Gespräches über seine Heimat vor Augen gestanden hatte.

Endlich jedoch bemächtigte sich seiner der Schlaf, allein wahrscheinlich in Folge der ungewohnten Eindrücke, die er in der letzten Zeit und namentlich am letzten Tage in so ungewöhnlich reicher Fülle erhalten, fühlte er sich bald von einem düsteren Traume umfassen, der seine kurz vor dem Niederlegen gehegten Gedanken fortsetzen zu wollen schien. Da sah er denn in diesem Traume

alle seine Verwandte und Freunde um sich versammelt; aber wie seit Jahren alle früheren Verhältnisse derselben umgewandelt, so waren auch die ihm bekannten Gestalten und Gesichter völlig verändert. Vor Allen war es seine Mutter, die seine Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch nahm. Auf ihrem sonst so stillen, traurigen Gesicht lag eine unaussprechliche Heiterkeit; sie bewegte sich frei und leicht vor ihm hin und her, als hätte sie ein angenehmes, gern gethanes Werk zu vollbringen. In ähnlicher glücklicher Lage erschien ihm auch seine Schwester, was er eben so wenig begreifen konnte, denn anstatt daß sie die Trennung von Joseph trüb und kümmervoll hätte stimmen sollen, wie der Schläfer meinte, lächelte sie so süß und freudig, wie nur eine glückliche Braut lächeln kann, und prangte überdieß in einer so glänzenden Jugendfrische, wie er sie nie an ihr bemerkt zu haben sich erinnerte.

Dagegen peinigte ihn ungemein der Anblick seiner Tante Sibylle, die, zur Mumie vertrocknet, gelb und mit eingefallenen Wangen, ihm ihre dünnen nackten Arme flehend entgegenstreckte, als hätte sie von ihm die Erfüllung irgend eines wichtigen Wunsches zu erbitten. Neben ihr, wie ein Schatten hin und her schwebend, trat sein Vater auf, im zerrütteten Hauskleide, bleich, abgemagert und in Zügen und Haltung seiner Schwester Sibylle wunderbar ähnlich, wie sie vor Jahren im Hause wirklich erschienen war.

Zwischen diesen auf und nieder wankenden Gestalten, die sich alle so dicht wie möglich um Werner drängten, bewegte sich leicht, aber gebieterisch, die Gestalt des Lords; sein Gesicht war bleich, jedoch heiter, warm belebt, und seine Miene trug einen triumphirenden Ausdruck zur Schau, als wäre ihm ein großes und bedeutsames Experiment geglückt. Dann aber, dicht hinter ihm, und auf ihr verweilte Werner's geblendetes Auge mit einer Art frohlockenden Entzückens, schwebte Rachel hin und her, mit glücklichen, von Liebe und Zufriedenheit strahlenden Mienen, den Finger auf die rosige Lippe gedrückt, mit ihren funkelnden Augen auf einen Vorhang im Hintergrunde des Zimmers deutend, als ob ein glückseliges Geheimniß hinter demselben verborgen wäre, was Werner jedoch trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht durchschauen konnte. Aber dennoch hatte er das Bewußtsein, als müsse der Vorhang eine befreundete Gestalt verhüllen, und als er sich dies gesagt, verrieth ihm sein Herz, daß es nur Joseph sein könne. Plötzlich, indem er seine Sehkraft noch mehr anstregte, um durch die Falten des Vorhanges zu dringen, erhob sich ein jäher Wirbelwind und drehte Alles bunt durch einander, wie sich die Luft im Nebelchaos dreht, ehe sie sich zum klaren Bilde der Fata Morgana gestaltet. Dann schien ein Gewitter aus der Ferne heraufzuziehen, das schnell näher und näher kam. Schwarze, seltsam gestaltete Wolken stürzten gleich umgeworfenen Bergen über einander, die Blitze sprühten wild umher und der Donner krachte, als wollte er das Weltall zerschmettern. Dabei fing die Erde

an zu beben und das Haus, worin Werner schlief, begann sich in seinen Grundfesten zu rütteln. Werner erfaßte eine ungeheure Angst, er wollte sich retten, flüchten, aber er konnte nicht von der Stelle kommen. Immer mehr und mehr strengte er sich an, wenigstens um Hülfe herbeizurufen, aber auch die Stimme versagte ihm den Dienst und so ergab er sich angstvoll, niedergebeugt, still gefaßt seinem traurigen Geschick, bis er einen bleichen Nebel auf das Ganze vor ihm sich senken sah, aus dem plötzlich wieder Rachel's Augen, wie funkelnde Sterne, liebevoll ihn anblickten und ihr Finger sich wieder fester auf die geheimnißvolle Lippe drückte, als wolle sie ihm andeuten, daß sie über ihn wache, daß er sich nicht fürchten solle, daß sie ihn retten werde.

So weit war der Traum gediehen, als Werner, mit Gewalt sich aufraffend, die Fesseln des Schlafes brach und, laut aufschreiend, in Angstschweiß gebadet, erwachte, um nun erst, zum Bewußtsein gelangt, das Grauen abzuschütteln, das ihn umfassen hielt.

Es war dunkle Nacht rings um ihn her. Er griff nach dem Nachtlichte, das dicht neben ihm auf einem Tische stand, zündete es rasch an und sprang dann aus dem Bette, um sich auf- und abgehend von seinem Traume zu erholen, ihn noch einmal zu durchdenken und endlich zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß aller Schrecken nur Wahn und Täuschung gewesen sei, ein Gebilde des lebendigen aber gefesselten Geistes, durch Einflüsse bedingt und hervorgerufen, die wir nie ganz ergründen und begreifen werden.

Als er sich das wiederholt selbst gesagt und damit endlich beruhigt hatte, legte er sich abermals nieder und fiel bald darauf in einen tiefen und überaus süßen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als schon lange der Tag angebrochen war und die heitere Morgensonne goldene Strahlen durch die blutrothen Vorhänge warf. Werner erhob sich, fühlte sich außerordentlich gelabt und wunderbar beruhigt, trotzdem er sich bewußt war, was er Schreckliches geträumt und gleichsam in einem Zauberspiegel während der Nacht erblickt hatte. Nachdem er sich angekleidet, trat er an's Fenster, zog die Vorhänge zurück und sah zu seiner Verwunderung in einen schönen, grünen Park mit prachtvollen Bäumen, geschlängelten Wegen und herrlichen Blumen hinab, deren Duft er mit Wollust einsog, nachdem er den großen Fensterflügel geöffnet hatte. Jenseits des weithin reichenden Parkes lagerte ein trüber Nebel über der Ferne, den kaum die Strahlen der Morgensonne bemeistern konnten, und aus diesem Nebel hervor ließ sich ein dumpf summendes Geräusch vernehmen, wie man es hört, wenn man in abgelegener Stille aus der Ferne das Treiben einer großen Stadt, ähnlich dem fernen Wogen der See, murmeln hört. Und so war es auch, denn das gewaltige Ungeheuer, der kolossale Riese, die Stadt London, war aus ihrem Schlummer erwacht, lebendig regten und bewegten sich auf und ab ihre Tausende von Lebensrädern, und ein Summen und Dröhnen, das von Augenblick zu Augenblick an Umfang und Stärke wuchs, machte sich bemerklich, wie Werner

es noch nie vernommen hatte. Von dem neuen mächtigen Eindrücke bewältigt und sich des Grundes desselben bewußt werdend, stand Werner eine geraume Zeit am Fenster, als sich hinter ihm die Thür öffnete und der Lord eintrat, um seinem jungen Gast einen guten Morgen zu bieten. Erstaunt fuhr dieser zurück, als er das Antlitz des edlen Mannes sah, denn es trug in jedem einzelnen Zuge denselben Ausdruck, wie ihn Werner im Traume vor Augen gehabt. Der Lord, der seine Erschütterung bemerkte, fragte ihn nach dem Grunde derselben und hörte dann aufmerksam und sichtbar betroffen die Erzählung seines Gastes an. Dann aber sein sinnendes Gesicht in eine freundlichere Miene kleidend, beruhigte er Werner durch tröstenden Zuspruch indem er sagte:

»Kommen Sie, mein junger Freund, und vergessen Sie dieses seltsame Traumgesicht. Wenn ich gewußt hätte, daß dieses schöne und uralte Zimmer, in dem noch vor wenigen Tagen unser guter Joseph sich so glücklich gefühlt, wie er mir schrieb, einen solchen Eindruck auf Sie üben würde, so hätte ich Sie in ein kleineres und traulicheres Gemach betten lassen. Aber Sie haben doch schon die vorige Nacht hier geschlafen und es ist Ihnen nichts im Traume erschienen?«

»Um Vergebung, Mylord, ich schlief hier heute zum ersten Mal, denn gestern habe ich ein andres Zimmer bewohnt.«

»Ah ja, ich erinnere mich, ich wollte Sie in meiner Nähe haben und so gab ich Befehl dazu, Ihnen dies Zimmer anzuweisen, in dem bis jetzt alle Gäste der Shorncliffes

geschlafen haben, denen wir Ehre erweisen zu müssen glaubten und die wir liebten.«

»So ehren und lieben Sie mich also auch?« fragte Werner überrascht.

»Aufrichtig, mein Freund, ich ehre und liebe Sie wirklich wie einen Sohn und hoffe Ihnen das künftig noch genügend beweisen zu können. Sie haben eine Prüfung bestanden, die in meinen Augen nur ein edles Herz bestehen konnte. Jetzt genug davon. Kommen Sie und frühstücken Sie mit mir, dann aber wollen wir uns in den Musiksaal begeben, um zu erfahren, ob Sie auch da Ihre Prüfung so wohl bestehen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, ich muß bald für Rachel und Sie thun, was ich thun will, denn mich rufen Geschäfte wieder nach der Ostsee zurück. Wohlan denn, folgen Sie mir.« –

Bald nach dem Lord und Werner fand sich auch Rachel im Musiksaal ein und einige Stunden später erklärte der Erstere, daß er es für seine Schuldigkeit halte, die Aristokratie Londons auf einen hohen Genuß vorzubereiten, denn Rachel sowohl wie Werner seien im Stande, die Köpfe aller Musikliebhaber vor Entzücken wirbeln zu machen.

So begannen denn die Vorbereitungen in seinem Hause zu einem großen musikalischen Feste, und schon in den nächsten Tagen war in den Räumen desselben eine Gesellschaft versammelt, wie man sie selten an einem Orte vereinigt sieht; Alles was die Musik liebte, kannte und die Künstler selbst zu ehren verstand, war anwesend, um

ohne Widerspruch den Ruf des jungen Künstlerpaares zu einem allgemeinen zu erheben.

Lord Shorncliffe hatte sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht, und demgemäß entsprachen seine Verheißungen den kühnsten Erwartungen Rachel's und Werner's. Schon wenige Tage nachher begann eine Reihe von Einladungen über sie hereinzuströmen, die ganz dazu geeignet waren, auch das von denselben ausgeschlossene Publicum auf die Künstler aufmerksam zu machen. Und als nun nach einigen Wochen das erste öffentliche Concert einen Sturm allgemeiner Bewunderung erregte, alle Zeitungen von ihrem Lobe wie überfluthete Bäche überflossen, da hielt der Lord ihre Zukunft für gesichert und er trat eines Tages zu ihnen und sagte:

»Nun kann ich wieder gehen, Kinder, und es ist für mich die höchste Zeit dazu, wenn ich erfüllen will, was ich zu erfüllen beabsichtige, und an Anderen meine Pflicht thue, wie ich sie an Euch gethan. Bleibet noch eine Zeit in London, seid fröhlich und sammelt Triumphe auf Triumphe. Ich hätte Euch gern nach Paris begleitet, um auch dort Zeuge des Gelingens Eurer Bestrebungen zu sein, aber ich habe keine Zeit dazu. Gehet also allein hin, sobald Ihr hier Alles abgethan glaubt, und versucht es, auf Euren eigenen Füßen zu stehen. Ueberdieß bedürft Ihr meiner Hülfe nicht mehr, Ihr seid so weit, mit Euren eigenen Schwingen zu fliegen, und Eurem Rufe in Frankreich hat England vorgearbeitet. Vergnügt Euch dabei und seid glücklich, das ist mein aufrichtigster Wunsch; nur die eine Bitte richte ich an Euch und die lasset nicht

außer Acht: auf alle Fälle macht Euch fertig, einige Tage vor Weihnachten bei mir in Downs-Castle einzutreffen, ich muß Euch um mich haben in den Feiertagen, die mir die liebsten sind, denn mein Herz ist verwaist und ich bedarf der Menschen, die ich ein Recht zu lieben habe. An Joseph habe ich dieselbe Bitte gerichtet, ja ihm sogar geschrieben, selbst für *den* Fall zu der bestimmten Zeit zurückzukehren, daß er nicht ausgerichtet, was er auszurichten gehofft hat. So werdet Ihr ihn also bei mir treffen und wir wollen glücklich zusammen sein.« –

Noch an demselben Tage reiste der Lord nach dem Festlande ab, und schon zwei Wochen nachher empfangen sie die Nachricht von ihm, daß er glücklich in Downs-Castle eingetroffen sei und Alles in den alten Verhältnissen vorgefunden habe. Auch sei ein Brief von Joseph eingelaufen, der seine Ankunft in New-York verkünde und worin auch er verspreche, so viel in seinen Kräften stehe, sich zu beeilen, um an dem genannten Tage bei den Seinigen zu sein. –

Gegen Ende Octobers verließen Rachel und Werner England, um sich nach Paris zu begeben, und hier erwartete sie die gerechte Anerkennung, auf die sie der Lord schon vorbereitet hatte. Selten war ein deutsches Künstlerpaar mit solchem Enthusiasmus in der großen Stadt aufgenommen worden, wie unsere Freunde, und der November war noch nicht ganz verstrichen, so strömte ihr Lob und Ruhm durch die ganze Welt, denn auch die französischen Blätter wiederholten einstimmig, was die englischen eingeleitet hatten.

So rückte denn die Zeit immer näher, in welcher sie heimzukehren beabsichtigten, und mit Sehnsucht sahen sie dem Tage entgegen, an welchem sie ihre Rückreise antreten wollten, um zur bestimmten Frist in der Heimat einzutreffen.

Da – und hiermit nehmen wir den abgerissenen Faden unsrer Erzählung wieder auf – traf ein Brief aus Brenkowitz ein, den Werner so lange ersehnt, der aber so viel Trauriges und Schmerzliches brachte, wie weder er noch Rachel für möglich gehalten hatte, und erst aus diesem Briefe sah Ersterer ein, warum ihn seine Schwester so lange vergeblich auf eine Mittheilung von Hause hatte warten lassen.

Der Brief aber, den wir dem Leser ganz mittheilen müssen, um auch ihn in den Gang der Ereignisse zurückzuführen, lautete folgendermaßen:

»Mein theurer Werner! Du wirst Dich gewundert haben, warum ich Dich trotz Deiner oft wiederholten Bitten so lange auf eine Nachricht von uns habe warten lassen, allein, wie die Verhältnisse hier sich gestaltet haben, mußte ich bis kurz vor Deinem Eintreffen bei uns schweigen, wenn ich Dich nicht in Deinen Unternehmungen und Bestrebungen hätte stören und Dir vorzeitigen Kummer bereiten wollen, den Du nur mit uns zu empfinden, nicht aber ihn zu lindern im Stande gewesen wärest. Jetzt aber muß ich diese bittre und traurige Pflicht erfüllen, um Dich allmählig vorzubereiten auf Das, was Du hier finden

wirst, denn wenn Du es, unvermuthet bei uns ein-
treffend, auf einen Schlag erfahren müßtest, wür-
de Deine ganze Freude des Wiedersehens vernichtet
sein.

»Mein Gott,« sagte Werner zu Rachel, der er diesen
Brief vorlas, »was ist das, Rachel? Was werde ich hören
müssen! Mir bebt das Herz vor ängstlicher Erwartung.«

»Beruhige Dich, mein Freund,« erwiderte sie und legte
ihre schöne Hand liebevoll auf seine Schulter. »Sie leben
ja Alle und Mylord sagte wiederholt, daß sie gesund seien
– was kann ihnen also sonst begegnet sein?«

»Ach, ich danke Dir, Rachel, für Deinen Trost, aber
meine Ahnung hat es mir längst zugeflüstert, daß in mei-
nem elterlichen Hause ein Unheil waltet. Aber Muth,
Muth, Rachel, was es auch sei – wir tragen keine Schuld
und so wollen wir den traurigen Brief zu Ende lesen.«

»Was unser leibliches Wohl betrifft, so geht es der
Mutter und mir wenigstens, trotz aller ausgestande-
nen Sorgen und Kümmernisse, nach Wunsch, denn
nie sind wir von einem körperlichen Schmerze oder
irgend einer eigentlichen Krankheit heimgesucht
worden. Der Vater aber, ach der Vater! – siecht sicht-
bar dahin, weil er – hier hast Du das ganze unselige
Geheimniß – ein Opfer seiner Leidenschaft gewor-
den ist und sein Körper unter den Einflüssen seines
fieberhaft aufgeregten Geistes steht. Du wirst wissen
– o schon lange weißt Du es – daß unser Vater mehr

außer, als im Hause lebte. Wir hatten uns daran gewöhnt, ohne den eigentlichen Grund seiner häufigen Abwesenheiten zu kennen. Jetzt ist Alles klar und wir wissen, was ihn ohne Ruh von Haus und Hof trieb. Er hat sich rettungslos der Leidenschaft des Spiels ergeben – erst im Geheimen, dann immer öffentlicher und dreister, bis es zuletzt jeder Stallknecht wußte, daß er an allen Orten, wohin er ging, sich der dämonischen Wuth überließ, seine Besitzthümer den Händen seiner Freunde und Genossen zu überliefern. Wir erfuhren diese traurigen Umstände erst nach und nach durch das Gerücht, dessen Ueberbringer eines Abends der treue Valentin war, der es endlich für seine Schuldigkeit hielt, uns über das Bevorstehende aufzuklären. Obgleich wie heftig darüber erschrecken, so konnten wir unmöglich Alles glauben, aber allmählig verbreitete sich das Gerücht auch zu anderen Ohren, und andere Lippen wiederholten Valentin's Aussage. Endlich aber wurde es uns auf eine schreckliche Art klar, da verschiedene Gläubiger sich bei unsrer Mutter meldeten und Summen in Anspruch nahmen, die Keins von uns in Besitz hatte. Mutter sprach mit Tante Sibylle, diese entledigte sich ihrer Galle bei'm Vater, und nun erfolgten einige entsetzliche Scenen, denen nicht beigeohnt zu haben, Du Dich glücklich schätzen kannst. Mit einem Wort, denn was soll ich unser Elend mit

einer langen Betrachtung beleuchten, die nichts ändert, nichts bessert, endlich war es so weit gekommen, daß uns verschiedene Hypotheken gekündigt wurden, die auf dem Gute standen, und so kam es zuletzt zu Tage, daß uns nur Wenig von Dem gehörte, was wir das Unsrige zu nennen gewohnt waren. – Um diese Zeit bemächtigte sich auf eine uns noch immer räthselhafte Weise Lord Shorncliffe unsers Vaters; er lud ihn häufig zu sich ein und, wie wir zu unserm größten Staunen vernahmen, soll das Spiel auch in Downs-Castle die einzige Unterhaltung der beiden Männer sein. Urtheile über diese sonderbare Mittheilung nicht zu früh, Werner – der Lord, den wir so hoch achten und lieben gelernt hatten, da er den Unsrigen so oft und vielfach seine hülfreiche Hand gereicht, ist uns ein unlösbares Räthsel, und unsere Mutter, die stets nur mit großer Achtung von ihm sprach, weil sie ihn nach Dem beurtheilt, was sie von uns über ihn erfuhr – denn gesehen hat sie ihn merkwürdiger Weise niemals – ist in ein trübes Schweigen über ihn verfallen, seitdem unser Vater ganz gegen seine frühere Gewohnheit ihm die größten Lobsprüche ertheilt. O, mein theurer Bruder, welche Räthsel umhüllen die Menschen auf Erden und wie werden sich diese Räthsel einst lösen! Ich hatte bisweilen Gelegenheit, den Lord zu sprechen, denn er begegnete mir wohl zu Pferde, wenn ich einsam und traurig meinen Spaziergang am Bache entlang unternahm. Stets fragte er mich mit gütiger Miene

nach meinem Befinden und theilte mir mit, was er von Euch und Joseph – ach, meinem theuren, theuren Joseph – wußte. Endlich einmal, als er mich nach der Ursache des Kammers fragte, der, wie er sagte, auf meinem Gesichte läge, sagte ich ihm geradezu, daß wir um unsern Vater in Sorge seien. Da hättest Du sein Gesicht sehen sollen, Werner, ich werde es nie vergessen. Er wurde bleich, und sichtbar erstaunt haftete sein redliches blaues Auge auf mir. Sorgen Sie nicht, sagte er endlich, und am wenigsten denken Sie von mir Uebles in Bezug auf Ihren Vater. Es wird Alles einst an das Licht des Tages kommen und Sie werden finden, daß Ihr Vater besser bei mir als bei jedem Andren aufgehoben war. Sodann fügte er hinzu und beinahe inständigst bat er mich darum, Dir nicht eher von den Vorfällen in unsrem Hause zu schreiben, als bis Du entschlossen sei'st, zu uns zurückzukehren. Die traurigen Nachrichten, die wir Dir nur geben könnten, würden Dich unnöthiger Weise betrüben und aufregen und Dich in Deinem künstlerischen Bestreben stören, Du würdest unruhig werden, und die Unruhe hebe das durchaus nöthige Gleichgewicht der Seele für das geistige Streben auf. Ich fand viel Wahres in diesem Rathe und auch unsre gute Mutter billigte ihn, obgleich sie so wenig wie ich bis jetzt begreifen konnte, warum unser Vater bei ihm besser aufgehoben sein sollte, als bei jedem Anderen. Wir wurden irre an ihm und suchten ihn zu vermeiden, so oft es nur ging, bis vor

einigen Tagen, wo er der Mutter und mir begegnete, als wir bei heitrem Winterwetter einen Spaziergang in's Freie unternahmen. – Da kommt der Lord geritten, sagte ich zur Mutter, die sogleich stehen blieb und zitternd nach ihm hinüber schaute, der noch ziemlich weit von uns entfernt war. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, ob weiter gehen, ob umkehren, als der Lord, der uns ohne Zweifel auch bemerkt hatte, seinem Pferde plötzlich die Sporen gab und querfeldein seiner Besetzung zusprengte. Gestern Abend nun, als die Mutter und ich ruhig bei einem Buche saßen, kam ein Diener des Lords und bat die Mutter oder mich sprechen zu dürfen. Wir waren erschrocken, da wir wußten, daß der Vater seit eine Stunde zum Lord geritten war. Dieser aber beruhigte uns dadurch, daß er mir einen Brief sandte, worin er sich entschuldigte, uns neulich aus dem Wege gegangen zu sein, da er ein eiliges Geschäft gehabt habe, und indem er mich bat, ungesäumt Dir von allem Vorgefallenen Kunde zu geben, da Du im Begriff ständest, zu Weihnachten nach Hause zu kommen, und daß es besser für Dich sein würde, vorbereitet auf Das zu sein, was Dir hier zu erfahren bevorsteht, als fröhlich und glücklich heimzukehren und statt der Freude nur Sorge und Kummer zu finden.

Hier hast Du also Alles, – was ich Dir mittheilen kann, mein vielgeliebter Bruder. Ach, es ist nichts Erfreuliches und sogar recht viel Trauriges. Unser Vermögen, zum großen Theil auch das Deinige und meine, ist dahin, wir sind so gut wie ruinirt, und der armen Mutter bleibt nichts von allem Besitze übrig, wovon sie ihr Leben fristen könnte, wenn dem Vater ein Unglück widerfahren sollte. Ach, welches traurige Geschick verfolgt diese arme Frau und was hat sie in ihrem Leben so Uebles gethan, um von der Vorsehung so bitter und lange geprüft zu werden?

Gieb Rachel einen Kuß von mir und grüße sie herzlich. Ich hatte mich lange und innig auf unser Wiedersehn gefreut, und nun bange und zittere ich davor. Mutter würde auch geschrieben haben, aber sie ist zu bewegt dazu, also läßt sie Dich nur durch mich und eben so die liebe Rachel grüßen. Kommt bald und erfreut wenigstens durch Euren Anblick

Eure tief gebeugte Schwester Sophie.«

Werner ließ wie erschöpft den Brief aus den Händen sinken und brach in einen heftigen Thränenstrom aus. Sein Herz, so stark und fest, war tief erschüttert und beugte sich unter der schweren Last, die das Schicksal mit dieser Nachricht auf ihn gewälzt hatte. Weinend saß Rachel neben ihm und es dauerte lange, bis Eins von ihnen ein Wort sprach. Endlich aber trocknete Rachel ihre Augen, rückte Werner näher und legte wie vorher ihren Arm um seinen Nacken.

»Werner,« flüsterte sie ihm zu, »weine nicht mehr. Du glaubst nicht, wie unendlich schmerzlich es für ein fühlendes Weib ist, einen Mann weinen zu sehen, dem Gott seine Augen gewiß nur zu anderen Zwecken gegeben hat. Sieh mich an und hoffe mit mir. Du glaubst gewiß nicht, daß Lord Shorncliffe Deinen Vater zu Grunde richtet?«

Werner schauerte zusammen; er wäre am liebsten aufgesprungen, um seinen düsteren Gefühlen durch einige heftige Bewegungen Luft zu machen, aber Rachel's Arm hielt ihn auf seinem Sitze zurück. »Rachel,« rief er schmerzlich bewegt, »was soll ich glauben, was denken? Der Lord ist mir von jeher ein Räthsel, ein Geheimniß gewesen, und wie ein Zauberer hat er uns Alle seinem Willen unterthänig gemacht, mit Sanftmuth und linder Ueberredung zwar, aber doch mit unwiderstehlicher Gewalt. Daß er der britische Narr nicht ist, wie ihn mein Vater nannte, habe ich schon lange eingesehn, aber was ist er, wer ist er – für sich und uns, denen er sich nie ganz enthüllt hat?«

»Er ist ein edler Mann,« sagte Rachel bestimmt, »und damit ist Alles gesagt.«

»Du glaubst es, Du, meine Rachel?«

»Ich glaube es, bei Gott!« sagte Rachel feierlich und erhob ihr feuriges Auge gegen den Himmel. »Ein Gesicht, wie er es hat, *kann* nicht lügen, ich baue darauf so fest, wie auf Joseph's Gesicht, und den kenne ich doch gewiß.«

»Aber er spielt mit meinem Vater und gewinnt ihm sein Vermögen ab!«

»Ruhig, lieber Werner, ruhig! Das weißt Du ja nicht. Urtheile nicht zu früh, es kommt Alles einst an das Licht des Tages, hat er Sophien gesagt.«

»Ja, Rachel, das ist auch meine Hoffnung. Aber ich bin kein reicher Mann mehr, Rachel – hast Du es schon bedacht?«

Rachel's Arm schlang sich fester um Werner und sie sah ihm dabei innig und feurig in die Augen. »Ja,« sagte sie langsam, »ich habe es bedacht und beinahe freue ich mich darüber.«

»Du freust Dich, daß ich mein Vermögen verloren habe?«

»Ja, Werner – doch nicht darüber, daß Du es verloren hast, freue ich mich, sondern daß man nun nicht mehr sagen kann: ein so reicher Mann wie Du, hat ein so armes Mädchen, wie ich bin –«

»Rachel, sprich es nicht aus – ich bitte Dich!«

Rachel lächelte unter Thränen, ach und wie schön war sie dabei! »Ich schweige schon,« sagte sie, »nun kennst Du aber meine Gedanken.«

Auch Werner lächelte bald wieder, Rachel's Miene hatte ihn mit seinen Schmerzen ausgesöhnt. »Rachel,« sagte er leise, »Sophie hat mir aufgetragen, Dir einen Kuß von ihr zu geben –«

»So gieb ihn mir!« Und ihre Arme ausbreitend näherte sie ihren Mund dem seinigen, und zum ersten Mal im Leben ruhten Beider Lippen innig, liebevoll auf einander.

SIEBENTES KAPITEL. EIN ZWEITER BLICK HINTER DEN
VORHANG.

Von nun an hatte Werner keine Ruhe in der Fremde mehr, selbst wenn jeder seiner und Rachel's Schritte von Triumphen begleitet gewesen wäre; alle Gefühle seiner Seele strebten der Heimat zu, und das Verlangen, wieder unter den Seinigen zu sein, um mit ihnen das Schmerzliche ihrer Lage zu theilen, wie er früher ihre Freuden getheilt, wuchs von Stunde zu Stunde. Rachel stimmte ihm in Allem bei und so beeilten sie sich, von ihren Freunden in Paris Abschied zu nehmen und sich zu der so weiten Reise zu rüsten.

Ueber Brüssel, Cöln, Berlin fuhren sie auf der Eisenbahn nach Stettin, ohne sich irgendwo länger aufzuhalten, als zu ihrer Erholung durchaus nothwendig war; in Danzig nahmen sie Extrapost, um zu dem bezeichneten Termine in Downs-Castle einzutreffen. O, wie schwoll Beiden das Herz, als sie in die öden und stillen Strecken kamen, die Werner seine Heimat nannte und die auch Rachel einst einen so traulichen Zufluchtsort geboten hatten. Schweigend blickte sie in die Richtung, wo Brenkowitz lag, denn der Hauptweg von Neustadt nach Downs-Castle führte nicht dicht an dem Gute vorbei, sondern beschrieb einen Bogen nach Osten hin. Werner, so sehr er auch nach seiner Familie verlangte, hatte doch beschlossen, erst den Lord aufzusuchen und von ihm einen klaren Aufschluß über die Verhältnisse seines Vaters zu begehren. Er bangte doppelt vor diesem Augenblicke,

denn wenn es schon traurig war, aus nächster Hand das Unheil seines Erzeugers zu vernehmen, so war es doppelt schmerzlich für ihn, dem Manne gegenüberzustehen, dem er früher sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte und den er jetzt für den Theilnehmer der Verirrungen seines Vaters zu halten nicht ganz unterlassen konnte.

Es war der Tag vor dem Weihnachtsfeste, Nachmittags drei Uhr, als sie in die Pforten des englischen Parkes einfuhren und von den sie lange erwartenden Dienern, Mr. Baxton an der Spitze, willkommen geheißen und in die bereit gehaltenen Zimmer geführt wurden. Der Haushofmeister entschuldigte die Abwesenheit des Lords, der in seiner Ungeduld, die Seinigen, wie er sie nannte, um sich versammelt zu sehen, alle Tage auf verschiedenen Wegen ihnen entgegengeritten war, heute aber wahrscheinlich zufällig den unrichtigen eingeschlagen hatte.

Rachel und Werner waren auf das Höchste überrascht, als sie die Einrichtungen wahrnahmen, die man ihretwegen getroffen hatte. Es waren die Prachtgemächer, in demselben Stockwerk gelegen, welches der Lord selbst bewohnte, die man ihnen zum Aufenthalt angewiesen hatte. Eine lange Zimmerflucht, deren Fenster alle nach der wogenden See hinaus lagen, war angenehm erwärmt, mit allerlei Blumen geschmückt und bot alle möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse dar, die ein geschmackvoll ausgestatteter Landsitz eines reichen englischen Herrn zu bieten im Stande ist. Rachel's Zimmer waren auf dem äußersten linken Flügel gelegen, dann,

von diesen durch einen Salon getrennt, kamen Werner's Zimmer, für den Fall, daß er in Downs-Castle seine Wohnung nehmen sollte. An diese schlossen sich des zunächst erwarteten Joseph's Gemächer, die durch den Billardsaal wieder mit der Wohnung des Lords in Verbindung standen.

Als die beiden ersten Ankömmlinge, von Mr. Baxton geleitet, mehrmals durch alle diese von Glanz und Behaglichkeit strahlenden Räume auf und ab geschritten waren und sich dann, erwärmt und erfrischt, eben vor einem flammenden Kamin niedergelassen hatten, öffnete sich eine Thür und herein trat, hastiger denn gewöhnlich, Lord Shorncliffe, zuerst Rachel zärtlich in seine Arme schließend und sie herzlich bewillkommend, und dann sich zu Werner wendend, der mit glühendem Gesicht vor ihm stand und mit prüfendem Blick und zitterndem Herzen in das leicht geröthete Antlitz des Engländers schaute.

Dieser trat jetzt dicht an ihn heran und reichte ihm herzlich die Rechte hin. Werner legte die seine zögernd hinein, aber schon hatte der Lord den traurigen Zustand erkannt, in dem sich der Sohn des verarmten Edelmanns befand. Ihm einen Wink gebend, seine aufgeregten Gefühle zu beruhigen, sagte er dann:

»Gott sei Dank, Kinder, daß Ihr wenigstens da seid; ich fürchtete schon, mein Lieblingsfest würde einsam und freudlos wie so oft verlaufen, aber nun, da Ihr gekommen seid, ist Aussicht vorhanden, daß wir glücklich sind, so weit es Menschen sein können, die vom Wirrwarr des

Lebens zu leiden haben. Joseph, unser guter Joseph, ist zwar noch nicht da, obgleich er versprochen hatte, nicht säumig zu sein, da aber kein Brief gekommen, der seine Verspätung angezeigt, so hoffe ich, daß er selbst der Ueberbringer seiner besten Botschaft sein wird.«

»Hat er denn etwas Gutes ausgerichtet?« fragte Rachel.

»Ich hoffe es, mein Kind, ich hoffe es. Sein letzter Brief wenigstens enthielt die mich unglaublich beglückende Nachricht, daß er die Hoffnung hege, *den* Mann endlich zu finden, dessen Spur aufzusuchen er von mir gegangen war.«

»Er also glücklich aus Amerika zurückgekehrt?«

»Schon lange. Er war unterdeß schon wieder Wochenlang in Schottland gewesen, und jetzt, oder wenigstens vor einigen Tagen, schrieb er mir aus London. Doch – zunächst, Werner, habe ich mit Ihnen zu sprechen, und an Ihrem mich durchbohrenden Auge merke ich, daß Sie die Zeit nicht erwarten können, um mit mir auf's Reine zu kommen. So folgen Sie mir denn, wir wollen unser Geschäft bald abthun, und dann sollen Sie sogleich nach Brenkowitz fahren, um die Ihrigen zu begrüßen, wonach Sie gewiß ein großes Verlangen haben.«

»Ja, Mylord, das habe ich,« erwiderte Werner und folgte dann rasch dem sich nach seinen Zimmern wendenden Lord.

Man war in der Bibliothek angekommen. Vor dem lodernden Kamin standen zwei Sessel, auf deren einem der Lord Platz nahm, worauf er Werner einen Wink gab, sich auf den andren niederzulassen. Dieser aber blieb mit

hochathmender Brust vor dem milde und ruhig blickenden Mann stehen und sah ihm fragend in die Augen, als ob er darin eine Spur finden wolle, die ihn zu der geheimnißvollen Quelle des Handelns seines gütigen Gönners führen könne.

Der Lord gewahrte diesen Blick sehr wohl und erkannte seine Bedeutung vollständig. »Wollen Sie sich nicht setzen, Werner?« fragte er ruhig.

»Nein, Mylord, mein Herz ist zu bewegt, ich kann nicht sitzen; lassen Sie mich stehend meine Sache führen, ich werde so weniger gepeinigt sein.«

»Ah, Sie haben eine Sache zu führen? Das wußte ich nicht. Heraus damit, junger Mann, denn lange genug sind die Räthsel zwischen uns gesponnen worden.«

«Ja, Mylord, so ist es. Ach, Sie sprachen vorher von einem glücklichen Feste – ich gehe, wie es scheint, keinem solchen entgegen.«

»Wohl möglich, aber man muß im Unglück das Glück zu finden verstehen, wenn man das geheimnißvolle Walten der Vorsehung begreifen will – auch Sie sind nicht allein vom Unglück betroffen, meine ich, das Schicksal hat Ihnen noch Vieles gelassen, was Sie hätten verlieren können.«

»Ja, das ist wahr, Mylord, und ich danke Ihnen zunächst für alles Gute, was Sie mir mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit so lange erwiesen haben. Allein – mein Vater!« – Er konnte nicht weiter sprechen. Thränen erstickten seine Stimme und er mußte zum Tuche greifen, um sein Schluchzen dahinter zu verbergen.

Unbeweglich, mit wunderbarer Fassung in den so edlen Zügen saß der Lord dem jungen Manne gegenüber und ließ zuerst dessen Schmerz ruhig austoben. Dann, als Werner sich gesammelt, lächelte er ihn heiter an und sagte mit seiner festen, klangvollen Stimme:

»Werner, ja, Sie haben Recht, Sie wissen also Alles und ich kann es leider nur bestätigen: Ihr Vater ist ein völlig ruinirter Mann, aber – und das ist der einzige Trost, den ich Ihnen bieten kann, und ich bin stolz darauf, Sie mit diesen Worten hier zu begrüßen – ohne mich wären Sie – es vielleicht auch.«

»Wie so, Mylord, das verstehe ich nicht ganz, wie ich und die Meinigen Sie nie ganz verstanden haben.«

»Das glaube ich gern. Den Ihrigen kann ich leider noch nicht ganz den Schlüssel zu den obschwebenden Räthseln in die Hände geben, sogar Ihnen nicht einmal, aber etwas will ich Ihnen wenigstens den Schleier lüften, der mein Thun verbirgt – Sprechen Sie, Sie haben eine Anklage wider mich vorzubringen!«

»Eine Anklage? Nein, ach nein, das befürchte ich wenigstens nicht. Aber eine Frage – ja, eine schwerwiegende, verhängnißvolle Frage –«

»Sprechen Sie, sprechen Sie – ich höre.«

»Meine Schwester schreibt mir, Sie wären seit längerer Zeit der Vertraute, vielleicht der Freund meines Vaters geworden und hätten – ach wie schwer liegt das auf meinem Herzen – seine Leidenschaft getheilt – mit ihm gespielt – und wahrscheinlich einen Theil seines Vermögens von ihm gewonnen. Verzeihung, Mylord, daß ich so

spreche, aber ich kann meiner Offenherzigkeit nicht gebieten, zu schweigen, wo Reden so nothwendig ist.«

Der Lord hatte sich erhoben und trat stolz, mit bleichem aber gefaßtem Gesicht dicht vor Werner hin. »Allerdings sehe ich,« sagte er, »daß das Reden jetzt nothwendig ist, und so will ich reden, damit Sie und die Ihrigen aus einem traurigen Irrthume gezogen werden, dem ich mich unterwerfen mußte, wollte ich meine Handlungsweise und den Grund derselben nicht vor der Zeit enthüllen. Sie haben Wahres und Unwahres in einem Athem gesprochen, Werner, ich will und kann Ihnen das beweisen. Nein, ich bin *nicht* der Vertraute, oder gar der Freund Ihres Vaters geworden, wie Sie glauben, ich habe nicht seine Leidenschaft getheilt, obgleich ich mit ihm gespielt habe. Ich habe aber mit der bedachtesten Ruhe, mit dem leidenschaftslosesten Gleichmuth mit ihm gespielt, und das ist vielleicht der Grund gewesen, warum ich es mit Glück gethan und ihm wenigstens den Rest seines schon größtentheils verlorenen Vermögens abgewonnen habe. Aber – und nun kommt meine Rechtfertigung, mein junger Freund – ich habe mit Ihrem Vater Ihret- und Ihrer Familie wegen, nicht aber aus einem anderen Grunde, etwa aus Habsucht oder des Vergnügens halber, gespielt. Als mir von allen Seiten die Kunde wurde, Ihr Vater sei ein Spieler von Profession und verderbe sich und die Seinigen, dauerten mich diese Seinigen, also auch Sie, und ich beschloß, das Meine zu thun, wie ich es immer und überall gethan, wo ich die Gelegenheit dazu fand; ich näherte mich also Ihrem Vater und zog

ihn an mich. Das war eine sehr leichte Sache, denn ich war ein reicher Mann und Ihr Vater suchte die reichen Leute, um mit ihnen seinen Lüsten zu fröhnen und bei ihnen seinen Vortheil zu finden. Er kam hierher, einmal, zweimal, unzählige Male, und bald wußte ich, warum er kam. Er wollte mir Geld abgewinnen, um seinen Untergang zu verzögern oder vielleicht sich ganz an mir in die Höhe zu richten, was auch mir sehr angenehm gewesen wäre, denn ich hoffte wiederholt auf einen Verlust von meiner Seite, wie ein Anderer auf Gewinn hofft, blos um die Angelegenheiten Ihres Vaters, also auch die Ihrigen, zu ordnen, zu bessern. Allein das Schicksal wollte es anders und so mußte ich mich dem Willen desselben bequemen und Ihnen auch auf eine andere Weise zu nützen suchen. Sehr bald schlug er mir sein Lieblingsspiel, Piket vor. Ich zeigte mich nicht abgeneigt, mit ihm eine Stunde zu vergeuden. Aber nur eine Stunde, hören Sie wohl, denn mehr Zeit hatte ich nicht für einen solchen Leichtsinns übrig, dem ich stets wenig zugeneigt gewesen bin. Ich erklärte ihm das vorher, und er war damit zufrieden. Zufällig gewann er das erste, das zweite Mal. Dadurch hatte ich ihn gefesselt und er kam alle Tage zu der bestimmten Stunde wieder, wie er ohne Zweifel auch heute kommen wird – und das, junger Mann, war ein Theil der wichtigen Geschäfte, die mich an diesen Ort fesselten. Endlich, als ich sah, daß Ihr Vater immer eifriger, dringender und habgieriger wurde, trat ich mit meinem wohl überlegten Entschlusse hervor. Herr Baron, sagte ich zu ihm, ich sehe, Sie spielen sehr gern und namentlich mit

mir spielen Sie gern. Ich will Ihnen dieses Vergnügen gewähren, aber nur unter *einer* Bedingung. – Welches ist diese Bedingung? fragte er. – Daß Sie mit Niemandem sonst spielen als mit mir, daß Sie Ihr Haus nur verlassen, um Ihrem Vergnügen bei mir nachzugehen, um zu mir zu kommen. Unter dieser einzigen Bedingung bin ich erbötig, Ihnen mein Vermögen zur Verfügung zu stellen. – Ich nehme es an, ich nehme es an, rief der verblendete Mann und – er nahm es in der That an. Er kam, er spielte, er verlor – was ich aber von ihm gewann, Werner – hören Sie wohl, denn das war der neue Plan, den ich befolgte – das gewann ich nicht für mich, das gewann ich für Sie, für die Ihrigen, und nur so konnte es mir gelingen, Ihnen einen kleinen Theil Ihres Vermögens zu retten. Was ich nun so gerettet habe, das liegt für Sie bereit, Sie können es jeden Augenblick in Empfang nehmen, wenn Sie es gebrauchen.«

Sprachlos vor Erstaunen und von der edlen Größe des Mannes zur Bewunderung hingerissen, der jetzt mit lebhaft geröthetem Gesicht vor ihm stand und ihm, im Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit, kühn und stolz in die Augen blickte – starrte Werner Lord Shorncliffe an.

»Wie, Mylord,« rief er aus tief ergriffener Seele, »das, das haben Sie – unsretwegen gethan?«

»Ja!« rief der Lord mit hoch erhobenem Haupte und blitzenden Augen, »das habe ich Ihretwegen gethan und

werde ich zu thun fortfahren, bis – bis Ihr Vater sein Vermögen wiedergewonnen hat oder zur Einsicht gekommen ist, daß seine Leidenschaft ihn in's Verderben führt und ein Mann seine Ehre auf einem anderen Felde der Thätigkeit zu suchen hat.«

Kaum waren diese Worte mit laut tönender Stimme gesprochen, so stürzte Werner zu den Füßen des Lords nieder. »O, Mylord,« rief er mit schmerzlich bewegter Stimme, »dann vergeben Sie mir, dann habe ich Ihnen ein schweres Unrecht gethan. In einer Verirrung, die ich nie wieder gut machen kann, bildete ich mir ein, Sie ruinirten meinen Vater aus Wohlgefallen am Spiel. Aber vergeben Sie mir – ich bitte Sie flehentlich darum – es war mein Vater, dessen Vermögen Sie gewonnen und der dadurch das seinige verlor.«

Der Engländer betrachtete den in seiner bittenden Stellung so schönen jungen Mann mit sichtbarem Wohlgefallen. Dann hob er ihn zu sich empor und sagte langsam und feierlich: »Ich verzeihe Ihnen sehr gern, Werner, denn Ihrem Vater zu Liebe zweifelten Sie an einem Freunde. Das sei aber das letzte Mal gewesen, daß Sie mir mißtrauten. Von heute an sei unser Bund für's ganze Leben besiegelt, und was ich auch fernerhin thun und treiben mag, wenn es Ihnen auch möglicher Weise räthselhaft erscheint – ich weiß, Sie werden nicht wieder den geringsten Verdacht auf mich werfen. O, Werner, auch ich habe Genuß von dieser Unterhaltung gehabt und Sie haben mir nicht, wie Sie vielleicht glauben, eine Kränkung zugefügt. Nein, o nein! Mein ganzes Leben hindurch war

es mein Bestreben, den Menschen Gutes zu thun, die mit mir in Berührung kamen, das erkannte ich für meine Pflicht. Sie aber, Sie haben auf diese meine schöne Pflichterfüllung einen ganz besonderen Anspruch, denn Sie sind nicht allein ein edler Mensch, sondern auch ein guter Sohn – o so sei auch von heute an der meinige, wie es schon Joseph ist! Ach, was bin ich so reich an guten Kindern, und doch, und doch – bin ich so arm daran!«

Bei diesen mit bebenden Lippen gesprochenen Worten schlang er seine Arme um Werner und drückte ihn liebevoll an sich. »So,« sagte er dann mit ruhigerem Tone, »das ist jetzt zwischen uns abgemacht, wir sind wieder um einen Schritt im Leben vorgerückt – jetzt geh, mein Sohn, und besuche die Deinigen. Bringe ihnen einen Gruß von mir und theile ihnen mit, was wir eben verhandelt haben.«

»O, warum kommen Sie nicht selbst mit mir, Mylord, und erfreuen auch die Meinigen durch Ihren Anblick?«

Lord Shorncliffe sah den also Sprechenden mit einem merkwürdigen Blicke an, den sich Werner auf keine Weise zu deuten wußte. »Ich,« sagte er mit wogender Brust, »ich nach Brenkowitz, zu Ihrer Mutter? Nein, Werner, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen, aber vielleicht – kommt sie bald. Ja, ich werde – ich werde kommen, wenn einmal Gott es will.«

»Wie!« rief Werner überrascht, »ist das vielleicht ein andres Geheimniß, dessen Schleier noch nicht gelüftet ist?«

»Wohl möglich, mein Freund, jetzt aber dränge Dich nicht in dasselbe ein und rede mit Niemandem in Brenkowitz darüber. Es enthüllt sich auch der trübste Himmel einmal den Augen des Menschen, und so wird sich auch Dir dies düstere Räthsel lösen.«

»So gehe ich, Mylord, dankend und beruhigt gehe ich von Ihnen, wie ich voll Furcht gekommen war – aber was das?«

Ein heftiges Hundegebell ließ sich im Hofe hören, das gar kein Erde nehmen zu wollen schien.

Der Lord horchte einen Augenblick aufmerksam, dann sagte er hastig: »Es ist Nichts. Gehen Sie rasch hier hinein, denn dort herein wird sogleich Ihr Vater treten, um sein Geld loszuwerden. Seine gewöhnliche Spielstunde ist gekommen. Der Hund, den Sie heulen hören, ist Joseph's Hund, der jeden Tag Ihren Vater auf dieselbe Weise empfängt, da er ihn nicht leiden mag.« –

Als Werner darauf mit wenigen Worten von Rachel Abschied genommen und in den Hof getreten war, wo der Wagen, der ihn nach Brenkowitz bringen sollte, schon seiner harrte, fand er bestätigt, was ihm der Lord gesagt. Baron von Haldrungen war angelangt, sein Pferd war bereits in den Stall gezogen und er selbst im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen. Schnell und ohne sich umzublicken sprang Werner in den Wagen, denn hier, jetzt, mochte er seinem Vater nicht zum ersten Mal wieder begegnen. Vor dem Eingang des Parkthores aber sollte er einen wohlthuenden Anblick haben, der ihn wieder an

die Friedfertigkeit und Harmlosigkeit des Lebens erinnerte. Dicht vor dem Thore, nach allen Seiten erwartungsvoll ausschauend saß der treue Hektor So hatte er schon oft und lange gesessen, um nach seinem so plötzlich verschwundenen Herrn auszuschaun. In den letzten Tagen aber saß er fast immer da. Einer der Diener hatte dem klugen Thiere gesagt: »Hektor, Dein Herr kommt, paß auf!« und nun war er nur mit Mühe von der Stelle wegzubringen, die er für seinen ihm zugehörigen Wachtposten hielt. Werner konnte sich nicht enthalten, aus dem Wagen zu springen und den Hund zu liebkosen, der ihn wiedererkannte und freudig an ihm emporsprang, aber begleiten nach Brenkowitz wollte er ihn doch nicht, so viel ihn Werner auch lockte, denn er konnte ja leicht seinen Herrn verfehlen, den er jede Minute erwartete.



Von seinen wie in Ebbe und Fluth sich widerstreitenden Gefühlen hin und her bewegt, bald in Freude aufjauchzend, bald von Sorge niedergedrückt, legte Werner die kurze Strecke nach Brenkowitz zurück, es galt, nach langer Trennung seine geliebte Stiefmutter und Schwester wiederzusehen, und wenn es ihm schmerzlich gewesen war, bei seinem Austritt aus Downs-Castle seinen Vater daselbst zu wissen, so war es ihm hier wenigstens ein Trost, nicht sogleich dessen Anblicke zu begegnen, da er ja abwesend war. Schon lange bevor er das Schloß aus der Ferne wahrnehmen konnte, hatte er sich

aus dem Wagen gelehnt, um es mit dem Blicke zu erhaschen – und ah! da tauchte es endlich im Abenddunkel auf und Lichter glänzten bereits in einigen Zimmern. Ach, wie war ihm so wohl und doch zugleich so weh zu Muthe! Und hier – da floß der Bach, wie ehemals, und dort war der Rasensitz, den Rachel so oft eingenommen, und jeder Baum, jede Biegung des Weges, jeder Strauch war ihm bekannt und flüsterte ihm freundliche Grüße aus der glücklichen Jugendzeit zu. Aber vorwärts, immer vorwärts strebte er. Erst galt es, seine Lieben zu umarmen, an ihren Herzen zu liegen, dann sollte alles Uebrige seiner Betrachtung unterzogen werden. Werner ließ den Wagen vor der Brücke halten, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Ankunft zu lenken. Als der Wagen auf sein Geheiß wieder zurückgekehrt war, schlich er leise auf den Hof, der ihm seltsam öde und wüst vorkam, als mache sich schon hier der unausbleibliche Verfall des einst so reichen Gutsherrn bemerklich. Da, als er eben in die Seitenthür schlüpfen wollte, die in den Damenflügel führte, hatte ihn doch Jemand bemerkt. Werner blieb stehen und schaute sich nach dem Manne um, der ihm rasch von der Haupttreppe her entgegen kam. Es war schon fast ganz dunkel, so daß er die Gestalt von Weitem nicht erkennen konnte. Plötzlich aber, noch bevor sie ganz dicht zu ihm herantreten, erkannte er den schwerfälligen Gang des alten Dieners, der ihm immer so treu und ergeben gewesen war. »Valentin!« rief er, ihm beide Hände entgegenstreckend, »altes, treues Herz – kennst Du mich nicht?«

»O Gott – hör' Dich recht? Ja, er ist's – Sie sind es, der junge Baron, Herr Werner!« rief der Alte und hob schon die Arme empor, um ihn zu umfassen, was er gleich darauf wirklich that. »O Gott,« fuhr er traurig fort, »also endlich, endlich sind Sie wieder da! O lieber, guter Werner, Sie kommen sehr spät, sehr spät – ach! was werden Sie hören müssen, denn hier ist seit langer Zeit kein heiterer Gast mehr eingetreten.«

»Ich weiß, Valentin, ich weiß Alles. Aber still ruhig, damit Niemand mich hört, der mich nicht hören soll – ist meine Mutter oben allein?«

»Ganz allein; Herr Werner, ganz allein, wer sollte denn bei ihr sein, als Fräulein Sophie? Da sitzen sie oben ganz einsam schon viele Monde lang und weinen und trösten sich, so gut es geht. Denn das gnädige Fräulein, Herr Werner, ach, das sehen sie schon lange nicht mehr, nicht einmal bei Tische – es ist jetzt eine üble Wirthschaft hier, jeder lebt und thut und ißt für sich allein, als ob sie sich vor einander fürchteten.«

»Bei Gott, Valentin, es ist also schlimmer noch, als ich dachte. Laß mich allein ich muß sogleich zu ihnen gehen, Adieu!«

Rasch sprang er die wohlbekanntten Treppen hinauf und bald stand er vor der Thür, hinter der Jahre lang so viel Kummer und Sorge gewohnt und in deren Innerstes kein freundlicher Stern geblickt hatte, als vielleicht der – der Hoffnung, der ja Niemanden verläßt, bevor der letzte Athemzug von ihm weicht. Werner lauschte mit angehaltenem Athem an der Thür. Er hörte nichts – aber seine

Seele drang durch das Holz und sah seine Mutter und Sophien sitzen, leise flüsternd, von Dem vielleicht, der fern von ihnen und doch nun so nahe war.

Leise pochte sein Finger an, um sie nicht zu erschrecken. Eine sanfte Stimme rief ›Herein!‹ – Einen Augenblick noch und Wernern hatte das trauliche Gemach wiederaufgenommen, in dem er so oft im süßen Plaudern gesessen – und noch einen Augenblick, und er lag, einen Aufschrei der Freude ausstoßend, in den Armen der Seinen, um ihre Thränen mit den eigenen zu vermischen.



Nach einer Stunde etwa finden wir Mutter, Tochter und Sohn neben einander auf dem Sopha sitzen; Werner, in der Mitte der beiden Frauen, hielt ihre Hände und konnte nicht satt werden, sie zu drücken und ihnen in die wieder hellgewordenen Augen zu sehen. Zuerst hatten die Frauen Alles berichtet, was ihnen während der Abwesenheit Werner's zugestoßen war, und das war eine traurige Mittheilung voller Kummer und Trübsal gewesen. Sodann aber hatte Werner seine Erzählung begonnen, und diese hatte die thränenden Augen der Frauen getrocknet, denn was sie aus Werner's Munde hörten, hatte ihnen den Beweis geliefert, daß wenigstens Einer von ihnen nicht unglücklich gewesen war. Werner war so aufrichtig gegen seine Mutter und Schwester, wie er es gegen Jedermann war, und so wußten sie denn bald, in welchem Verhältniß er zu Rachel stand. Sie hatten

auch kaum etwas Andres erwartet und sie sahen in Rachel nicht, was Tante Sibylle von jeher in ihr gesehn, eine aufdringliche Last, die ihrem Hause durch den abscheulichen Hauslehrer zu Theil geworden war. So hatte denn Werner die herzlichsten Glückwünsche empfangen und das Gespräch hierüber hatte sie sämmtlich aufgeheitert, so daß sie mit Ruhe wieder zu ihrem ersten Thema zurückkehren und ihre Verhältnisse besprechen konnten, namentlich wie sie sich gestalten würden, wenn des Barons Leidenschaft auch das Letzte verschlungen, was ihnen das gütige Geschick früher anvertraut hatte.

»Ihr dürft nicht so Arges denken,« fuhr Werner eifrig fort, nachdem die Mutter die Befürchtung ausgesprochen, das Gut sehr bald verlassen zu müssen, und müßt auch Das in Anschlag bringen, was uns geblieben ist, denn ich setze voraus, liebe Mutter, Du werdest Sophiens und mein Vermögen, was des Vaters Spielwuth doch hoffentlich nicht angetastet hat, als das Deinige betrachten. Nicht wahr, Sophie?«

»O, ich habe schon so oft der Mutter Dasselbe gesagt, aber sie hat nie davon hören wollen,« sagte Sophie, ihren reizenden Kopf an den Busen der Mutter niederbeugend.

»Meine Kinder, o meine Kinder, welch' großes Glück, Euch zu besitzen, bei so herbem Unglück, nicht im Stande zu sein, Euer geträumtes größeres Besitzthum Euch zu erhalten!«

»Diesen Kummer laß fahren,« fuhr Werner fort, »er ist ganz unnütz. Sieh, ich bin jetzt reich durch meine

Kunst und brauche kaum ein väterliches Vermögen. So dann aber habe ich einen schwerwiegenden Freund gewonnen, der mich und Euch nie verlassen wird, wenn Ihr in Drangsal gerathet.«

»Wen meinst Du damit?« fragte die Baronin ihren Sohn zweifelhaft anschauend.

»Wen kann ich anders meinen als den Lord – doch ja, Ihr erinnert mich daran, Ihr deutetet vorher an, Euch sei seine Handlungsweise nicht klar, um ein genügendes Urtheil über seinen Charakter zu fällen. Wohlan denn, so will ich Euch mittheilen, was vor einer Stunde der Hauptgegenstand des Gesprächs zwischen ihm und mir gewesen ist. Ich trug früher dieselben Zweifel über ihn mit mir herum, und wie sollte ich nicht, da ich von allen Seiten bestätigen hörte, daß der Vater gerade bei ihm seine gefährlichen Spielstunden zubringt. Allein die Sache liegt so.« Und nun erzählte er ihnen, was ihm der Lord vertraut, und die Beweggründe, die ihn bei seiner menschenfreundlichen Handlung geleitet hatten.

Die Mittheilung dieses gänzlich unerwarteten Umstandes brachte eine ungeheure und von Keinem der Geschwister im Mindesten vermuthete Wirkung auf die Baronin hervor. Je weiter Werner in seiner Erzählung vorschritt, um so unruhiger, aufgeregter wurde sie, zuletzt aber fiel sie in eine Art Starrheit, die sich glücklicher Weise in ein gelindes Weinen auslöste wie man es öfters bei Frauen sieht, nachdem der wüthende Schmerz sich in ihnen ausgetobt und nur ein ergebungsvolles Wehgefühl der Seele zurückgeblieben ist.

»So also hängt hier Alles zusammen,« schloß Werner seine Erzählung, »und Du, liebe Mutter, hege kein Arg mehr gegen einen Mann, der, ohne eine andre Veranlassung als seine allgemeine Menschenliebe dazu zu haben, nicht allein für mich so unendlich Viel gethan, sondern uns Allen wenigstens einen Theil unsres Vermögens gerettet hat, das Andere mitleidslos ganz und gar verschlungen hätten.

»Der Edle!« rief Sophie. – »O, es war mir immer, wenn ich sein ehrliches Auge forschend auf mir haften sah, als könne dieser Mann Keinen von uns betrügen.«

Plötzlich fing die Baronin wieder laut an zu schluchzen, und vergebens waren die Bemühungen der Kinder, durch tröstenden Zuspruch den Ausbruch ihres Wehes zu lindern. »Laßt mich weinen, Kinder,« rief sie dann mit gebrochener Stimme und mit zum Himmel emporgehobenen Händen, »o Ihr begreift nicht, was in meinem Herzen vorgeht. Aber Gott, Gott da oben versteht und begreift mich und ihm will ich auf meinen Knieen danken, daß gerade dieser Mann mich nicht betrogen hat. Nein, Kinder, nein,« fügte sie sanft hinzu und schüttelte wehmüthig den schönen Kopf, Eure arme Mutter konnte kein Brite betrügen. Und Emery – Emery – er hat mich auch nicht betrogen, nur die Vorsehung konnte ihn von mir reißen und fern von mir in dem indischen Meere begraben.«

»Emery?« rief Werner sprachlos vor Staunen. »Wer ist das, meine Mutter?«

»Still, mein Sohn – habe ich Emery gesagt? O, ich wußte es nicht, daß mein Herz, das so lange geschwiegen, noch seinen Namen über die Lippen bringen konnte, den ich so lange nur leise zu Gott emporgestammelt habe. O, o, dränge mich nicht mit Deinen Augen, mein Sohn, thue als ob Du nicht gehört hättest, was ich gesagt – ein andermal, ein andermal mehr davon.«

Werner schwieg, er wollte die Mutter nicht noch mehr betrüben und aufregen. Aber sinnend und träumend saß er zwischen den Frauen, hielt noch immer ihre Hände gefaßt und dachte im Stillen über das Geheimniß nach, welches seine Mutter so eben mit diesem Namen angedeutet, einem Namen, den, wie er sich aus einem Briefe desselben zu erinnern glaubte, auch Lord Shorncliffe führte.

Die Betrachtung dieses Umstandes aber einer spätern Zeit überlassend, wandte er sich wieder zu Sophien, die ihn schon zweimal gefragt, ob er diese Nacht wieder nach Downs-Castle zurückkehren würde, und da Werner auf die erste Frage nicht geantwortet, schon glaubte, es sei ihm unangenehm, darüber befragt zu werden. Die zweite Frage aber war stärker in sein Ohr gefallen, und sich sogleich zu der Schwester umwendend, sagte er: »Wie kannst Du denken, Sophie, daß ich mich von Euch trennen werde? Nein, ich schlage meine Wohnung bei Euch auf, so lange Ihr selbst ein Recht hier zu wohnen habt und so lange ich zu Hause bleibe. Nur bei Tage werde ich nach Downs-Castle fahren und Ihr begleitet mich vielleicht dahin.«

»Ich danke für mich, mein Sohn, sagte die Baronin, »so gern ich auch den edlen Mann kennen lernen möchte, der uns so viel Gutes gethan; allein ich bin nicht in der Stimmung und unter den jetzigen Verhältnissen auch nicht im Stande, ihm unter die Augen zu treten, der selbst so viel Zartgefühl besitzt, mich niemals aufzusuchen, da er wohl voraussetzen kann, wie schmerzlich mich seine Gegenwart an einen Mann erinnern müßte, den er meinerwegen vom Verderben zu retten täglich bemüht ist. Dir aber, Sophie, gönne ich sehr gern das Vergnügen, mit hinüberzugehen, um Rachel zu begrüßen, die mich hoffentlich doch auch bald besuchen wird.«

»Das wird sie, das wird sie, meine Mutter, und sie freut sich unendlich darauf. Du wirst mich also morgen nach der See begleiten, Sophie?«

»Sehr gern, mein Bruder; Du weißt, ich bin eine gute Fußgängerin und werde mich bemühen, Deinem Verlangen, Rachel wiederzusehen, im Fluge nachzukommen.«

»Fußgängerin? Warum willst Du denn den weiten Weg zu Fuße gehen? Es ist kalt und windig da oben, und mit zwei raschen Pferden ist der Weg in zwanzig Minuten zurückgelegt.«

»Mit Pferden, Werner?« sagte Sophie wehmüthig lächelnd. »Du vergissegst, daß wir keine Pferde mehr besitzen.«

»Wie!« rief Werner entsetzt – »keine Pferde mehr? Ist es schon so weit mit uns gekommen?«

Die Mutter und Sophie blickten sich verstohlen an und tauschten einen Wink aus, der so viel besagen sollte als:

»O! er hat noch keinen Begriff von dem ganzen Unheile, das sein Vater über uns Alle heraufbeschworen.«

In diesem Augenblick klopfte es leise an die Thür. Sophie, die sie selbst geschlossen, öffnete, und Valentin trat herein, leise flüsternd, daß der Herr Baron so eben von Downs-Castle heimgekehrt sei.

»Wie befindet sich der Herr Baron?« fragte seine Gemahlin.

Valentin zuckte die Achseln und bewegte auf eigenthümliche Weise den Kopf hin und her. »So wie immer,« sagte er, »wenn er von Mylord kommt.«

»Es ist gut, Valentin, besorge meines Sohnes Zimmer, er bleibt bei uns.«

»O, das habe ich schon lange in Ordnung gebracht, und der junge Herr wird Alles beim Alten finden.«

Daraus ging er wieder fort, nachdem er Sophien einen ermuthigenden Blick zugeworfen. Werner aber erhob sich, knüpfte den Rock zu und sagte mit gepreßter Stimme:

»Also mein Vater ist im Hause! So ist es wohl meine Schuldigkeit, ihm meine Rückkehr anzuzeigen. Adieu, meine Lieben, bis nachher!«

»Werner!« bat die Mutter, mehr mit den Augen als mit den Worten.

»Was wünschest Du, meine gute Mutter?«

»Wenn Du Deinen Vater verändert findest – wie er auch sein mag – äußere es nicht, und sprich kein Wort von unsrer Lage.«

»Das versteht sich von selbst. Aber wie ist er? Wird er noch so leicht zornig?«

Beide Frauen schüttelten den Kopf. »Geh,« sagte die Baronin, »Du wirst sehr bald erkannt haben, wie er ist, und Du hast wenig mehr von ihm zu befürchten.« –

Das Herz schwer von Sorge belastet, ging Werner aus dem Zimmer, durchschritt den langen Corridor des Hauptgebäudes und wollte eben einen Blick in das liebe alte Musikzimmer werfen, als Fräulein von Haldrungen, seine Tante, ein flackerndes Talglicht in der Hand haltend, aus demselben heraus und ihm gerade entgegen trat.

Werner wich einen Schritt zurück, halb vor Schreck, halb vor Verwunderung. So dürr, so trocken, so gelb, so spitznasig, die Backenknochen weit mehr als früher hervorragend, hatte er sich seine Tante nicht vorgestellt. Ha! Da schrak er noch einmal zusammen. Denn vor ihm belebte sich der Traum, den er in London geträumt, und wie durch einen Zauberschlag in jene dämonische Welt zurückversetzt, starrte er vor sich hin, als sähe er ein Gespenst dem Grabe entsteigen.

Auch Fräulein Sibylle erschrak, als sie einen unbekanntem Mann vor sich sah. Gleich darauf aber fielen die Strahlen ihres Lichtes auf sein Gesicht und sie erkannte ihn augenblicklich, zumal sie gehört hatte, daß er jeden Tag erwartet werde.

»Ah!« stieß sie in ihrem alten, nur noch viel schärfer gewordenen Tone hervor – »sind Sie endlich wieder da, Herr Neffe?«

»Ja, Tante, ich bin wieder da und freue mich, Dich wohl zu sehen.«

»Bitte – keine unnütze Vertraulichkeit, junger Mann – das hat zwischen uns aufgehört. Ich mag nicht mehr Ihre Tante sein. Fräulein von Haldrungen ist Fräulein von Haldrungen geblieben, trotz ihren großen Verlusten; Werner von Haldrungen aber ist ein Geiger geworden, und das hat unser Verhältniß geändert. Für Werner von Haldrungen bin ich noch immer die gute Tante, aber der Geiger braucht sich nicht um meine Gunst zu bemühen, er wird sich bald sein Brod vor den Thüren der Leute verdienen können. Haha!«

Werner warf einen einzigen Blick auf die Jammergestalt, die außer ihrer körperlichen Häßlichkeit noch mit einem so bitteren Herzen begabt war, als wäre sie nicht schon durch jene genug gezeichnet, – und dieser *eine* Blick sprach seine ganze Empfindung gegen sie aus. Da sie unterdeß weiter geeilt war, schüttelte er sich, als wollte er den Eindruck loswerden, den sie auf ihn gemacht, und schritt dann langsam, die Hand an die Stirn gedrückt, den Corridor entlang, der, obgleich von keiner Lampe wie früher erleuchtet, ihm doch bekannt genug war, um ihn sein Ziel finden zu lassen. Als er um die Ecke nach dem Herrenflügel des Hauses gebogen war, that sich die Thür des Zimmers seines Vaters auf und der alte Valentin trat mit einem kleinen Oellämpchen in der Hand heraus.

»Ich bin es, Valentin, erschrick nicht!« rief ihm Werner entgegen.

»O, o, Sie sind es, Herr Werner! Nein, nein, ich erschrecke nicht, denn ich erschrecke vor Nichts mehr. darüber bin ich hinweg. – Haben Sie das gnädige Fräulein schon gesprochen?«

»Ja, so eben.«

»Nun, Sie werden Ihre Freude auch nicht daran gehabt haben!«

»Nein; ist Fräulein von Krecht noch hier?«

Valentin deutete mit seiner freien Hand weit in die Ferne. »Weit, weit und lange weg, junger Herr! Der wurden die Bissen hier viel zu schmal und so ging sie wie alle Uebrigen davon.«

»Wie alle Uebrigen? Wie meinst Du das?«

»Wie ich es sage, Herr Werner. Denn Doris, ich und Jakobine, der alte Spürhund, wir sind die einzigen Diener im Hause geblieben und spielen Köchin, Hausmagd und Pferdeknecht, Alles in einer Person.«

Werner bebte zusammen. Für so tief gesunken, wie er es jetzt erfuhr, hatte er seinen Vater doch noch nicht gehalten, und davon hatten sogar Sophie und seine Mutter geschwiegen. »Ist mein Vater dort im Zimmer?« fragte er, nachdem er sich wieder gesammelt hatte.

»Ja, ja, er ist darin.«

»In welcher Stimmung befindet er sich?«

»Je nun, wie gewöhnlich.«

»Wie ist er gewöhnlich, sprich deutlich.«

Valentin that als wenn er ein Glas mit der Hand an die Lippen erhob. Werner verstand ihn und schauderte unwillkürlich.

»Gehen Sie getrost hinein, junger Herr,« ermunterte Valentin – »der alte Herr – beißt nicht mehr. Mylord Shorncliffe und die Anderen haben ihm einen Zahn nach dem andern ausgezogen.«

Werner raffte sich zusammen, und einen Augenblick später stand er im Zimmer seines Vaters und – vor diesem Vater selbst.

Ach, aber ihm wurde ein andrer Anblick als früher in diesem Zimmer zu Theil. Troß Valentin's äußerster Sorgfalt lag Alles bunt durcheinander, und das ganze Zimmer bot den Anblick halb einer Trödelbude, halb des Aufenthalts eines armen Mannes, der ein Stück nach dem andern von seinem Besitz, das irgend einen Werth hat, versetzt oder verkauft hat, und dem nichts übrig geblieben, als das zu seinem Lebensunterhalt unbedingt Nothwendige. Wie war es möglich, daß in wenigen Jahren hier eine solche Umwandlung geschehen konnte? O ja, antworten wir, da, wo der Trunkenbold sich zum Spieler gesellt, ist Alles möglich. »Ha!« dachte Werner, als er nur einen Blick auf seinen Vater geworfen – »mein Traum, mein Traum! Auch hier geht er in Erfüllung – auch hier hat der Zauberer seinen Stab geschwungen!« –

In seinem alten Sessel, der verblichen, überall geflickt und doch wieder zerrissen war, saß der Baron von Haldrungen. Beschreiben wir ihn nicht umständlich, denn das Bild im Traume Werner's hat uns schon halb und halb dieser Mühe überhoben. Er bot im Ganzen und Einzelnen einen sehr traurigen Anblick dar. Abgezehrt, in den Kleidern hängend, lag er mehr als er saß, fest in die eine Ecke

des weiten Stuhles gedrückt. Sein Haar war aschfarbig und sparsam, seine Nase spitz, sein Mund zahnlos geworden. Gewöhnlich war er bleich, heute aber, und das war jedes Mal der Fall, wenn er vom Lord zurück kehrte, wo er sich starke Getränke ausbat, sah sein Gesicht gedunsen aus und seine kleinen Augen funkelten unheimlich, furchtsam den Eintretenden an. Beinahe hatte es den Anschein, als ob er sich vor seinem Sohne schäme; und vielleicht war das auch, aber dann nur sehr vorübergehend der Fall, denn der einst so gebieterische, hochmüthige und reiche Baron war durch Verluste, Leidenschaft, Völlerei und allerlei Elend so tief gesunken, daß ihm eine eigentliche Beurtheilung seiner Verhältnisse nicht mehr zu Gebote stand, und eine dumpfe Gefühllosigkeit and Gleichgültigkeit gegen Alles auf der Welt hatte den Platz in seinem Herzen eingenommen, der für edlere Empfindungen und Regungen von der Vorsehung bestimmt gewesen war.

»Mein Vater,« stammelte Werner mit einer Stimme, die von Wehmuth, Erstaunen und Schrecken fast hohl klang. »Mein Vater, da bin ich wieder und ich freue mich, Dich wiederzusehen.«

»Aha! Du bist es, Werner – nicht wahr?«

»Ja, mein Vater – darf ich Dir meine Hand reichen?«

»Da, nimm sie!« und er reichte seine kalte, feuchte Hand hin, vor der Werner beinahe wieder zurück geschauert wäre. Allein er bezwang sich, drückte sie herzlich und sah dann seinem Vater tief in die Augen, aus denen ihm nur ein gläserner Blick ohne Kraft, ohne Männlichkeit, ohne Seele entgegenflimmerte.

»Wie geht es Dir, mein Vater?« fuhr Werner fort.

»Mir geht es – gut, wie Du siehst. Herrlich! Prächtig! Hast Du Dich recht – amüsirt?«

»Ach, mein Vater, darum bin ich ja nicht fortgegangen. Ich bin fleißig gewesen und habe etwas gelernt, hoffe ich.«

»Fleißig gewesen – etwas gelernt? Hahaha! Altes Haus, als ob ich Dir das glauben sollte. Hahaha! Du bist ja jung – hübsch – reich – ha!« und er fuhr in seinem Sessel in die Höhe. »Bist Du vielleicht gerade bei Kasse?«

»In diesem Augenblick nicht, mein Vater, aber wenn ich Dir womit dienen kann, gern – ich habe mir etwas gespart.«

»Prächtig! Herrlich! Bringe mir es her, o, bringe mir es nur her – hier ist es sicher, sehr sicher – wieviel willst Du mir geben?«

»Wieviel gebraucht mein Vater?«

»Weißt du was – gib mir Alles, was Du hast, ich werde es Dir auf Zinsen legen – gute Zinsen – verstehst Du?«

»Ja, ich verstehe!«

»So, das ist gut – he, bist Du schon bei der – bei – ich wollte sagen, bei meiner Frau gewesen?«

»Ja, mein Vater.«

»Was macht sie? Ist sie gesund?«

»Leidlich.«

»Und Sophiechen auch? Das kleine Sophiechen! Ein allerliebstes Kind ist sie geworden, nicht wahr, Wer – Werner?«

Werner sah, was seinem Vater fehlte – die Ruhe, denn er fiel beinahe um vor Müdigkeit, und in der Befriedigung derselben fand er jetzt seine größte Erquickung; er schief in der Regel die ganze Nacht und fast den halben Tag, und nur wenn seine thierischen Bedürfnisse erwachten, oder seine Leidenschaft sich erhob und er zum Spiele eilte, wurde er munter. Er wünschte ihm also eine gute Nacht, was Jener kaum noch hörte, setzte die Lampe an einen sicheren Ort auf einen von ihm entfernt stehenden Tisch und ging dann hinaus, Valentin zu rufen, den Vater zu Bett zu bringen, was derselbe alle Abende mit der Sorgfalt einer Kinderfrau that, die ihren Säugling einhegt.

Werner aber, erschüttert wie nie in seinem Leben, alle Quellen seiner Seele und seines Geistes gleichsam vertrocknet fühlend, zermalmt und sich in sich selbst für seinen Vater schämend, der ihm das Leben gegeben und nicht die Fähigkeit besessen hatte, sein eigenes zu einem ehrenhaften zu gestalten, suchte sein altes Zimmer, zündete Licht an und, obgleich es eisigkalt in demselben war, ging er lange auf und ab, überlegend, was nun noch kommen könne, was nun geschehen müsse und wie sich das Ende der allgemeinen Verwandlung entwickeln werde.

Lassen wir ihn in diesem traurigsten Augenblicke seines Lebens allein; ein männliches Herz, wie das seine, kämpft sich durch jede Sorge, ein kühner Geist wie der seine, läßt aus jeder Lebenslage neue Keime hervorsprossen, und so wollen wir auch von ihm hoffen, daß er Trost gefunden und sich frei von aller Schuld gesprochen, daß ein solcher Mann – sein Vater, und sein Vater – ein solcher Mann geworden war.

Bevor er aber, mehrere Stunden später, zu Bett ging, suchte er insgeheim seine Briefftasche hervor, in der er alle wichtigen Schreiben bewahrte, und fand darin den Brief des Lords, den er ihm damals nach Wien geschrieben und mit Emery Shorncliffe unterzeichnet hatte.

»Ja,« sagte er, als er die festen und schönen Züge mit scharfem Auge untersuchte, »ja, es ist richtig, er heißt auch Emery. Es kann ein Zufall sein, allerdings – aber nein, eine Ahnung sagt mir, daß es anders ist, und mein Herz hier, das in der Brust so eifrig hämmert und pocht, bestätigt es. Wie, wenn darin das eigentliche Geheimniß läge – vielleicht das bedeutsamste, das mir verborgen ist – der Lord ist jedenfalls im Besitz desselben, aber meine Mutter nicht – darum kommt er auch nicht nach Brenkowitz, darum vermeidet er sie – ha! o mein Gott! ich fange an zu begreifen – der Schleier des Räthsels lüftet sich – aber still, still, bis es Tag wird rings herum, denn jetzt, jetzt ist es noch finstere Nacht hier. O Gott, mein Gott, was war das für ein Tag, und welche schrecklichen Dinge muß ein Mensch erleben, um die Welt und sich selbst zu begreifen! O gieb, daß ein solcher Tag nie wiederkehre!

Sende uns einen Engel, der uns befreit von allem Wirrwarr, denn schwer, schwer liegt des Verhängnisses Hand auf uns Allen, und es ist Keiner unter uns, der sich nicht des Segens freuen würde, mein Gott, in welcher Gestalt Du ihn auch auf uns hernieder senken würdest!«

ACHTES KAPITEL. EIN NICHT VIEL VERSPRECHENDER ANFANG.

Joseph Sohn, zu dem wir jetzt nothwendig zurückkehren müssen, war Mitte August des vorigen Jahres von den Dünen vor Downs-Castle abgesegelt. Beim Einschiffen selbst und so lange er noch das Land dicht vor Augen hatte, auf dessen sicherem Ufer die Menschen wohnten, die ihm so theuer und werth waren, fühlte er sich von einem unendlichen Weh bedrückt, als er aber erst den Bord des Britain betreten und die herrliche Einrichtung der beiden Oberdeckkajüten in Augenschein genommen hatte, die ihm von jetzt an Wochenlang zur Wohnung dienen sollten und jeden Comfort enthielten, den ein reicher und gesitteter Mann in seinen Landhäusern um sich zu sehen gewohnt ist, ergriff ihn mächtig die Neuheit seiner Umgebung, namentlich der Anblick der See, und er fühlte sich bald der trüben Vergangenheit entrückt und einer angenehmen Gegenwart überliefert. Sobald er seinen Fuß auf das kleine Quarterdeck gesetzt, erschien Mr. Miles, der Schiffscapitain, vor ihm, ein alter bewährter englischer Seemann, der Lord Shorncliffe, als er noch Emery Glandon hieß, schon nach Indien begleitet hatte, erwies ihm die Ehren des Schiffsherrn selber und fragte bescheiden

an, ob er in See stechen dürfe. Nachdem diese Frage bejahend beantwortet war, wurde das Gangspill bemannt und die Anker hoben sich vom Meeresgrunde empor. Gleich darauf fielen die Segel herab, der günstige Südost blähte sie wie Schwingen eines riesigen Vogels auf und der Britain war in Fahrt. Donnernd erhob sich jetzt der Abschiedsgruß der Matrosen, und auch Joseph schwenkte seinen Hut gegen das Ufer hin, Segen und Glück über alle die zurückgelassenen Lieben vom Himmel herabflehend, als die drei Abschiedsschüsse im gewaltigen Echo an den Bergen und Wäldern der deutschen Küste entlang dröhnten.

Es war Morgens etwa sieben Uhr, als der Britain unter englischer Flagge die Dünen der Ostsee verließ und mit geflügelter Eile dem Norden zustrebte, um in der nächsten Nacht schon die Küsten Bornholm's zu begrüßen. Es ist indessen unsre Absicht nicht, Tag für Tag den Lauf des Schiffes und das Leben der an seinem Bord befindlichen Männer zu beschreiben, wir richten unsre Aufmerksamkeit nur auf die Hauptsachen und erwähnen also, daß die hurtige Yacht bei anhaltend günstigem Winde in etwa achtundvierzig Stunden den Hafen von Kopenhagen erreichte, worauf Joseph, von Francis begleitet, die schöne Stadt betrachtete, die seit dem Jahre 1848 wieder in aller Welt Munde ist. Nach zwei Tagen Aufenthalts ward die Reise zwischen Seeland und Schweden hinauf fortgesetzt und stets blieb das Wetter schön, der Himmel klar, die See ruhig und der mäßiger gewordene Südost wühlte

kaum von Zeit zu Zeit die Wogen des spiegelklaren Meeres auf. Im Kattegat freilich und noch mehr im Skager-Rack wurde die See etwas bewegter, der Wind heftiger, aber immer nur stundenlang, und als man die schwellende Nordsee erreicht und alles Land längst aus den Augen verloren hatte, legte er sich sogar fast ganz und es gab Stunden an Bord, die vollkommen dazu geeignet waren, in Joseph das ernstliche Nachdenken über den Zweck und den Erfolg seiner Reise zu erwecken. Schon oft hatte er mit dem überaus klugen und in vielen Dingen erfahrenen Francis über das vorliegende Unternehmen gesprochen und immer mehr hatte er sich überzeugt, daß ihm kein passenderer Begleiter hätte beigegeben werden können. Francis wußte jetzt Alles, um was es sich handelte, nur in welcher Verbindung Lord Shorncliffe zur Baronin von Haldrungen stand, und daß diese die Mutter des aufzusuchenden Kindes sei, war ihm unbekannt geblieben. Sehr bald hatte es Joseph verstanden, die Sache des Lords zu einer Ehrensache für Francis selber zu machen, und so konnte er überzeugt sein, daß dieser Nichts außer Acht lassen würde, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wenn es irgend erreichbar war.

»Und es muß erreichbar sein,« sagte Joseph eines Tages zu seinem Begleiter, als sie, den Küsten Holland's gegenüber, den Kreidefelsen England's zusteuerten, »es muß, Francis, denn es liegt zu klar vor uns, was wir beabsichtigen. Wenn wir Mr. *Pearson*, den Seiler, in *Gosport* finden, bei dem sich Mr. *Baxton's* Freund, der ehemalige Schiffscapitain Mr. *Rosmond* aufhalten soll, der, nach Mr.

Baxton's Aussage, Kundschaft über Thomas Morris oder seine Tante eingezogen haben muß, so gehen wir Mrs. Morris selbst zu Leibe und diese wird uns auf alle Fälle über ihren Neffen Auskunft ertheilen.«

»Auf alle Fälle nun wohl nicht, Mr. Sohn,« entgegnete der weniger zuversichtliche Francis. »Vergessen Sie nicht, daß immer einige ›Wenns‹ mit im Spiele sind, und das ist eben kein sicherer Fischfang. Ja, klar liegt allerdings Alles vor uns, was wir wollen, und den richtigen Weg haben Sie sich vorgezeichnet, allein bedenken Sie, daß wir auf Hindernisse stoßen können, welche die Reihenfolge unserer schönen Absichten unterbrechen oder gar umstoßen, und dann werden wir neue Pläne zu ersinnen haben. O, ein Mann und eine Frau, wenn man auch ihren Namen weiß, in den drei Königreichen oder sonst wo aufzusuchen, ist immer keine kleine Aufgabe. Wenn sie so leicht zu lösen gewesen wäre, würde sich Mylord Shorncliffe, unser Herr, und William Baxton, sein umsichtiger Diener, nicht so viele Jahre vergebens bemüht haben, den verdammten Thomas Morris, den ich wie Sie für einen Gauner erster Klasse halte, aufzufinden. Mylord hat, nach Allem, was ich jetzt weiß, gewiß keine Mühe und kein Geld gespart, und doch hat er nichts, gar nichts entdeckt von Dem, was er entdecken wollte, und so ist es Mr. Baxton ebenfalls ergangen.«

»Nicht so ganz, Francis; Mr. Baxton hat einen Mann aufgefunden, der Thomas Morris kennt oder von ihm gehört hat und der noch dazu jetzt wissen wird, wo sich

seine Verwandte aufhält, die mit ihm von Jugend an in Verbindung gestanden hat.«

»Ja, Sie meinen diesen Mr. Rosmond; wird er aber schon jetzt wissen, wo Mrs. Morris lebt, oder ob sie überhaupt noch lebt?«

»Das müssen wir hoffen, Francis.«

»Wir *wollen* es wenigstens hoffen, so wie, daß wir Mr. Rosmond zu Hause treffen.«

»Mr. Baxton sagt, wir würden ihn ohne Zweifel antreffen, denn nur selten verlasse er sein Haus.«

»Wenn es sich so verhält, dann freilich, aber er kann fort sein, ohne daß Mr. Baxton es vermuthet. Ueberdieß, Mr. Sohn, glauben Sie nicht etwa, daß ich Sie entmuthigen will, bewahre, aber ich möchte Sie nur auf alle Möglichkeiten vorbereiten. Wenn Mrs. Morris, falls wir sie wirklich finden sollten, eine mit Thomas Morris im Bunde stehende und eben so listige Frau ist, wie er mir ein böswilliger und verschlagener Mann zu sein scheint, so werden wir schon bei ihr alle Mühe aufwenden können, etwas Genaueres über ihren Neffen zu erfahren, falls sie selbst etwas von ihm weiß.«

»Das mag allerdings so sein und eben in dieser Voraussetzung müssen wir schlau sein wie Die, deren wir habhaft werden wollen.«

»Damit bin ich einverstanden und das wollen wir, redlich sogar. Francis *Poweril* – so heiße ich nämlich mit meinem Vatersnamen, Sir, – hat Mutterwitz genug von der Natur erhalten, um einen Schlag zu führen, wo er weiß,

daß ein Schlag gut thut, und sich wie eine Schlange zu geberden, wo nur Schlangenart ersprießlich ist.«

»Nun, wir werden es ja erfahren, Francis, ich sehe ein, daß Du Recht hast und daß wir nicht zu früh frohlocken dürfen.«

»Bei Leibe nicht. – Aber das ist ein verfluchter Nebel heute und wir schleichen wie die Schildkröten dahin, statt daß wir wie eine Möve flattern sollten. – He, Mr. Miles, wo sind wir und wie lange haben wir noch Wasser vor uns, bis wir unsre Küsten erblicken?«

Der Capitain des Britain trat näher und berichtete, daß man in der Höhe von *Yarmouth* sei und daß man bei diesem schlechten Winde die Straße von Calais im laufenden Tage nicht erreichen werde.

So mußten sich die eifrig Vorwärtsstrebenden denn in Geduld fassen, aber am andren Morgen klärte sich das Wetter auf, der blaue Himmel wurde wieder sichtbar und eine leichte Brise wehte leicht aus Osten her. Mit ihrer Hülfe fuhr man am Mittag des nächsten Tages in den britischen Canal ein und hier wurde Joseph zum ersten Male das lange ersehnte Vergnügen zu Theil, die Kreidelfen Altenglands aus nächster Nähe bewundern zu können.

Bald aber wurde der Wind wieder ungünstiger und erst am Morgen des nächsten Tages, bei strahlendem Sonnenschein, tauchten die himmelanstrebenden Klippen der Insel *Wight* auf, einige Stunden später befand man sich in der sichren Rhede von *Spithead*, wo Joseph einige englische Kolosse sah, die sich auf den heimischen

Wogen tummelten, und bald darauf lief man in das ungeheure Bassin ein, welches man den Hafen von Portsmouth nennt, wo der Britain seine Anker fallen ließ.

Joseph Sohn stand mit Francis unter dem Sonnenzelt der Yacht und schaute mit weit aufgerissenen Augen das Gewühl an, das rings um ihn herrschte. Hunderte von Booten flogen auf und nieder, und Tausende von Menschen waren beschäftigt, ihre tägliche Arbeit auf dem flüssigen Elemente zu verrichten. Zwei Stunden etwa waren dem Alles und Jedes mit begierigem Auge verfolgenden Joseph vergönnt, seine Studien anzustellen, da erst waren die Hafengesetze erfüllt und man bestieg, um zu Lande zu fahren, das Gig des Britain, der so lange im Hafen ankern sollte, bis er von Francis den Befehl erhielt, seinen jetzigen Herrn entweder weiter zu führen oder, falls derselbe in Portsmouth zu bleiben Ursache fand, wieder nach der Ostsee zurückzukehren. Letzteres that er, was wir gleich hier erwähnen wollen, schon am zweiten Tage, nachdem Joseph zur Genüge erkundet hatte, daß *ein Wenn* Francis Poweril's schon zur ersten Klippe seines Unternehmens geworden war.

Von dem Augenblick an, wo die Reisenden das feste Land betreten hatten, begann Francis' Führeramts. Zunächst brachte er seinen Herrn in die London-Tavern in der High-Street, einen sehr großen und comfortable ausgestatteten Gasthof. Nachdem sie sich hier eingerichtet

und ein Frühstück genossen, nahmen sie ein Boot und fuhren nach Gosport hinüber, wo Mr. Pearson wohnte, der eigentlich seines Handwerks ein Seiler war, aber ein großartiges Geschäft nach allen Ländern trieb, die mit der Schifffahrt zu thun hatten. In diesem Geschäft war gegenwärtig Mr. Rosmond, der Bekannte William Baxton's, angestellt, der ursprünglich ein Seemann war, sich aber, um am Abende seines Lebens Ruhe zu genießen, von dem Commando eines Handelsschiffes zurückgezogen und in seiner Vaterstadt Gosport häuslich niedergelassen hatte. Ein weitgereister und an Wechsel des Aufenthalts gewohnter Seemann hat jedoch selten Ruhe an einem Orte, und sei dieser Ort auch seine Heimat oder noch schöner als dieselbe, und so erging es auch Mr. Rosmond; denn nachdem er etwa ein Jahr in Ruhe in seinem kleinen Hause neben seinem Schwager Pearson gelebt, erwachte seine Reiselust wieder, und die Sehnsucht nach aufregender Veränderung machte sich so lebhaft geltend, daß er den Vorschlag seines Schwagers annahm und in dessen Geschäft trat, um in der Stellung eines überseeischen Reisenden Unterhaltung und angenehmen Zeitvertreib für seine Langeweile zu suchen. Dieser Geschäftseintritt war kurze Zeit nach Mr. Baxton's letztem Besuche in England erfolgt, und da Mr. Rosemond ein nachlässiger Briefschreiber war, wie alle Seeleute, so konnte der gute Haushofmeister natürlich keine Ahnung haben, daß sein Freund in Portsmouth eine neue Laufbahn eingeschlagen habe.

Zu Mr. Pearson's Hause also, das bald gefunden war, führte Francis Poweril seinen jungen Herrn zunächst, allein sie hatten in doppelter Beziehung mit ihrem Besuche Unglück; denn einmal fanden sie Mr. Rosmond nicht daheim, und sodann traten sie in ein Trauerhaus, da Mr. Pearson selbst erst vor wenigen Tagen unerwartet gestorben war und seine Wittve in ziemlicher Unkenntniß ihrer Geschäftsverhältnisse zurückgelassen hatte.

So herrschte denn in dem Vorderhause der Mrs. Pearson eine ungewöhnliche Stille, die nur zeitweise durch das Geschrei und Gelärm der zahllosen Arbeiter, die in den nach den Höfen gelegenen Fabrikgebäuden ihr Gewerbe trieben, unterbrochen wurde. Kaum konnte Francis es durchsetzen, daß Mrs. Pearson sie empfing, und nur durch Nennung des ihr bekannten Namens William Baxton's gelang es, die Wittve einen Augenblick aus ihrer traurigen Versunkenheit zu reißen. Joseph Sohn und Francis waren in ein Zimmer zu ebener Erde eingetreten und harrten schweigend der sich etwas verzögernden Ankunft der armen Frau. Endlich kam sie, eine ziemlich betagte Matrone, mit sichtbar gerötheten Augen und von ihrem Schmerz gebleichten Wangen.

»Mrs. Pearson,« begann Joseph seine Anrede, »ich bedaure von ganzem Herzen, daß wir zu so ungelegener Stunde vor Ihnen erscheinen, allein ein Geschäft von der höchsten Wichtigkeit und Eile zwingt mich, nur einige Minuten Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen. Mr.

William Baxton, der vor Kurzem aus England zurückgekehrt ist und Ihren Herrn Gemahl, so viel ich weiß, noch wohl und gesund fand –«

»Ach, ja, ja!« schluchzte die von Neuem an ihren unersetzlichen Verlust erinnerte Wittwe.

» – und der keine Ahnung von Ihrem Mißgeschick hat, theilte uns mit, daß ein gewisser ehemaliger Seecapitain, Namens Rosmond, in Ihrem Hause oder wenigstens in der Nähe desselben wohne.«

»Ja, Sir, so war es auch bis kurz nach Mr. Baxton's Abreise. Aber da trat der alte Freund unsres Hauses zu meines seligen Mannes großer Beruhigung in unser Geschäft, und vor vier Wochen etwa begab er sich nach Amerika, um Gelder einzukassiren und in Canada neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.«

»In Canada!« stotterte Joseph und warf einen trostlosen Blick auf Francis, der selbst sehr wenig erbaut von der eben gehörten Nachricht war. »Und wann kehrt Mr. Rosmond wieder nach Europa zurück?«

»Ach, Sir, das weiß ich leider nicht, ja ich kann Ihnen nicht einmal den Aufenthaltsort desselben angeben – mein seliger Mann, freilich, der hätte es gekonnt, denn er wußte es – aber ich, ach! wer hätte gedacht, daß ein solcher Unglücksfall uns so rasch treffen würde!«

»Aber er muß doch zuerst nach irgend einem Hafente gegelt sein?« mischte sich Francis in das Gespräch.

»Freilich muß er das, aber ich weiß nicht, ob er zuerst nach dem Norden oder dem Süden gegangen ist, und muß nun erst auf einen Brief von ihm warten, bis

ich weiß, wohin ich ihm die Nachrichten von hier nachsenden kann.«

»Hat er denn Niemandem in Ihrem Hause seinen Plan mitgetheilt?«

»Leider nein, Sir; er betrieb Alles mit meinem seligen Manne sehr geheimnißvoll, wie er denn überhaupt nie ein Freund von vielen Worten war.«

»Sie haben auch keine Vermuthung, wohin er zuerst gegangen sein könnte?«

»Nicht die geringste.«

»So wird uns in dieser unangenehmen Lage nichts übrig bleiben, als auf einen Brief von Mr. Rosmond zu warten, um ihm einen anderen nachsenden zu können,« sagte Joseph, seine Worte mehr an Francis als an Mrs. Pearson richtend.

»Leider weiß ich Ihnen selbst keinen besseren Vorschlag zu machen, es müßte denn sein, daß ich in irgend welchen Papieren eine Vermuthung ausgesprochen fände, wohin Mr. Rosmond gegangen ist.«

»Wie lange sollte die Reise desselben dauern?« fuhr Joseph in seinen Nachforschungen fort.

»Ich weiß nur, daß die Zeit unbestimmt war und daß er sich auf eine lange Abwesenheit vorbereitet hat, denn er hat sogar sein Testament gemacht.«

»Ha! Wo hat er das niedergelegt?«

»Es liegt in meines seligen Mannes eisernem Schrank, kann Ihnen aber auch zu nichts helfen, da es erst erbrochen werden darf, wenn sein unzweifelhafter Tod hierher gemeldet werden sollte.«

»Das hat seine Richtigkeit, Sir,« bemerkte Francis, »und uns bleibt nur übrig, zu warten oder in einiger Zeit wieder vorzusprechen und uns nach etwaigen neueren Aufschlüssen zu erkundigen.«

»Thun Sie das, meine Herrn, so oft Sie wollen, Sie werden mir jederzeit angenehm sein.«

»Ist Ihnen vielleicht der Name Thomas Morris bekannt?« fragte noch Joseph, ehe er sich von seinem Sitze erhob.

»Nein, Sir, ich habe ihn nie gehört, wenigstens erinnere ich mich dessen nicht.«

»Mit welchem Schiffe ist Mr. Rosmond abgereist?« fragte Francis schließlich.

»O, das kann ich Ihnen sagen, es war ein kleiner Klipper, der Nordstern genannt.«

»So danken wir Ihnen, Mrs. Pearson, und nehmen Sie unsern Besuch nicht übel.«

Nach den üblichen Abschiedsworten begaben sich die beiden Männer auf die Straße, um ohne Aufenthalt zum Hafenmeister zu gehen und sich über den Bestimmungsort des Nordsterns ausklären zu lassen. Aber auch hier erhielten sie keinen erwünschten Aufschluß, denn der Hafenmeister, der allerdings bestätigte, daß Mr. Rosmond auf demselben abgesegelt sei, bemerkte, daß sie durchaus nichts Bestimmtes über seinen Lauf erfahren könnten, da der Nordstern zu ganz besonderen Zwecken von der Regierung gemiethet und mit versiegelten Depeschen versehen gewesen sei, obgleich man vermuthe, er habe seinen Weg zuerst nach New-York genommen. –

So war denn also schon der erste Versuch, ihren Reisezweck zu erreichen, vollständig mißlungen; sehr übel aufgelegt, begaben sich die beiden jungen Männer nach ihrem Gasthofs zurück und berathschlagten, was nun zu thun sei.

»Ich weiß Etwas, das vielleicht einen Erfolg verspricht,« sagte Francis endlich, nachdem sie beschlossen, so lange in Portsmouth oder in der Nähe desselben sich aufzuhalten, bis ein Brief von Mr. Rosmond eingetroffen sei.

»Was ist das?« fragte Joseph mit gespannter Miene.

»Wir wollen einen Aufruf in allen Blättern erlassen und Demjenigen eine Belohnung versprechen, der uns die geringste Auskunft über Thomas Morris giebt.«

»Das war ein Wort zur rechten Zeit!« rief Joseph erfreut, und schon am nächsten Tage enthielten verschiedene viel gelesene Zeitungen folgende Worte:

»Wer über einen verschollenen Mann, Thomas Morris, ungefähr 46 bis 48 Jahre alt, aus Dover gebürtig, die geringste Auskunft ertheilt, erhält zehn Pfund Sterling zur Belohnung.«

Acht Tage vergingen und Niemand meldete sich, der irgend eine Auskunft gegeben hätte. Am nächsten Tage enthielten die Blätter das Versprechen, zwanzig Pfund zu zahlen, acht Tage später fünfzig Pfund, aber Niemand meldete sich, bis endlich drei Tage nach der letzten Einsendung ein alter Matrose erschien und die fünfzig

Pfund in Anspruch nahm, wofür er über besagten Thomas Morris die erwünschte Auskunft zu geben versprach. Bei diesem Besuche sprang sowohl Joseph wie Francis, der gerade im Zimmer seines Herrn war, lebhaft auf und dem Manne entgegen, der sogleich erzählte, daß Thomas Morris, den er genau beschrieb, wie ihn Joseph aus Mr. Baxton's Mittheilungen kannte, vor etwa acht Jahren auf einem Schiffe, Hesperus genannt, als Passagier nach Australien gefahren, wo er auch geblieben, als ein halbes Jahr später der Matrose wieder nach England zurückgekehrt sei.

Das mochte sein, aber was half diese Nachricht unserm Freunde! In acht Jahren konnte Viel geschehen, Thomas Morris gestorben oder Gott weiß wohin verschlagen sein! Allein die Prämie mußte gezahlt werden und wurde ehrlich gezahlt. Der alte Matrose entfernte sich schmunzelnd, sehr gern das Versprechen hinterlassend, wiederzukommen, sobald er etwas Neues von jenem Passagier vernommen haben würde. Joseph aber sah ein, daß er auf diese Weise wohl viel Geld los werden, aber seinen Zweck doch nicht erreichen würde, und beschloß sich einstweilen in Geduld zu fügen.



Mehrere Male in den nächsten Wochen war sowohl Joseph wie Francis bei der Wittve Pearson in Gosport gewesen, um Erkundigungen über etwaige eingelaufene Nachrichten einzuziehen, allein immer vergebens, bis die

beiden jungen Männer endlich einsahen, daß ihr Verbleiben in dem in allen Ecken durchstöberten Portsmouth weiter keinen Nutzen hätte. Um ihre Zeit daher nicht ganz nutzlos verstreichen zu lassen, beschlossen sie, des Lords Vorschlägen zu folgen und andere Gegenden England's zu besuchen, um wenigstens für sich selbst zu leben, da sie für ihn vor der Hand nichts mehr erringen konnten. So hinterließen sie denn verschiedene Adressen bei der Wittwe, unter denen sie ihnen sogleich sollte schreiben lassen, sobald die erste Nachricht von Mr. Rosmond einlief, und begaben sich zunächst nach Dover, wo Joseph eine Pflicht der Pietät zu erfüllen hatte, denn er wollte mit eigenen Augen die Orte sehen, wo Emery Glandon erzogen war, wo seine Mutter so lange gewohnt und wo später der Wechsel seines Schicksals stattgefunden hatte.

Da jeder Mann in Dover Tower-Hall kannte, so war es sehr bald ausfindig gemacht, und es kostete nur wenige Worte bei dem alten Hüter desselben, um seine Thüren und Fensterläden sich erschließen zu lassen. Hier brachte Joseph den ganzen October zu, von Tag zu Tage eine Zuschrift der Mrs. Pearson erwartend; da aber keine kam, so trennte er sich mit Wehmuth von dem freundlichen Landsitze, der, rings von Wald und Wiesen umgeben, vor sich das schäumende Meer hatte und in einer so traulichen Abgeschlossenheit von dem Gewoge des Alltagslebens lag, daß Joseph wohl begreifen konnte, wie das

ernste Gemüth Emery Glandon's hier jene Ruhe und Milde eingesogen hatte, die es noch jetzt auf eine so seltene Weise auszeichneten.

Von Dover war London sehr bald erreicht, und ohne sich weiter aufzuhalten, fuhren die Reisenden sogleich nach dem West-End, dem schönen und großartigen Stadttheile, wo London's reichste und angesehenste Männer, also auch Lord Shorncliffe, ihre Wohnungen hatten, die wir ja selbst erst vor Kurzem betreten haben, als wir Rachel und Werner in die Königin aller Städte Europas begleiteten.

London beschäftigte Joseph mehrere Wochen vollkommen, ohne daß er, wie es der Lord eigentlich gewünscht hatte, mit einigen seiner Bekannten in Verbindung getreten wäre. Allein Joseph, nie an geräuschvolles geselliges Leben gewöhnt, war jetzt, wo sein Herz so Vieles bedrückte, am allerwenigsten dazu geneigt, und wenn er den Tag über mit Francis, der jeden Winkel in London kannte, sich satt gesehen und müde gelaufen hatte, brachte er seine Abende mit Schreiben von Briefen zu, die er alle so vollständig wie möglich abfaßte, da sie nach Downs-Castle und Brenkowitz bestimmt waren. Sehr bald langten denn auch Antworten von Sophie und Mr. Baxton, auch einige von Lord Shorncliffe selbst an, und namentlich letztere ermuthigten ihn, sich durch das erste Mißlingen seiner Pläne nicht abschrecken zu lassen, vielmehr mit Ruhe auszuharren, bis eine Nachricht von Mr. Rosmond, die der Lord und Mr. Baxton mit Bestimmtheit erwarteten, eintreffen würde.

Diese viel gepredigte Ruhe kam denn auch endlich über unsern Freund, und es that ihm nicht leid, so viele Zeit für sich und seine Studien übrig zu behalten, da er sie benutzte, um von London aus Streifparthieen durch das ganze Land nach allen Richtungen und nach den berühmtesten größten Städten England's zu unternehmen. Nach Schottland, so sehr sein Herz dahin verlangte, kam er indeß noch nicht, denn die von Mr. Baxton vernommene Nachricht, daß er glaube, die Verwandte des Thomas Morris lebe in Schottland, ließ ihn seinen Wunsch auf die Zukunft verschieben, da er ja, wenn ihr Aufenthaltsort daselbst ermittelt wurde, die Reise dahin doch antreten mußte.

So verging der November, der Dezember und die Hälfte des Januars, als endlich die längst ersehnte Nachricht von Portsmouth einlief, Mr. Rosmond habe aus Quebeck geschrieben und werde sich jetzt, da er, mit Canada fertig sei, nach dem Süden wenden, um Mitte März oder April nach Europa zurückzukehren. Diese Nachricht brachte frischen Lebensmuth in die beiden Reisenden und augenblicklich rüsteten sie sich, London zu verlassen, um bei Mrs. Pearson selbst genauere Kunde über Mr. Rosmond's Reise einzuziehen.

Allein sie erfuhren wenig mehr durch mündliche Nachforschung, als sie durch jenen Brief erfahren hatten. Mr. Rosmond war ein reiner Geschäftsmann und liebte so wenig ausführliche Briefe zu schreiben, als überflüssige Worte zu machen. Man las aus seinem Schreiben nur heraus, so viel man ihn auch drehen und wenden mochte,

daß er gesund sei, daß er leidliche Geschäfte abgeschlossen daß die Gelder ziemlich flüssig gemacht seien und daß er sich einige Wochen in New-York aufhalten würde. Diese letztere Mittheilung war die einzige, die ein Interesse für Joseph und Francis hatte, und so schrieb Ersterer sogleich an Mr. Rosmond in New-York, und bat ihn mit den dringendsten Worten, das Versprechen zu erfüllen, welches er seinem Freunde William Baxton gegeben, und alle Nachrichten mitzutheilen, die ihm etwa über Thomas Morris und seine Verwandte zugekommen wären.

Als dieser Brief von Joseph's eigenen Händen auf dem Postamte abgegeben war, fühlte er sich wunderbar beruhigt, denn nun, meinte er, würde das Harren und Bangen die längste Zeit gedauert haben und spätestens in vier bis sechs Wochen müßte die Rückantwort Mr. Rosmonds in seinen Händen sein. Um sich bis dahin die Zeit zu vertreiben, schlug er mit seinem treuen Gefährten den Weg in das Herzogthum Cornwallis ein, um die Naturwunder dieses felsigen Erdwinkels von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Da stand er denn auf den zersägten Klippen der in's Meer ragenden Granitfelsen und schaute von der äußersten Südwestspitze der britischen Insel in den ungeheuren atlantischen Ocean hinaus. Gewaltig wirkte dieser großartige Anblick auf ihn ein; Staunen über die endlose Wasserwüste, über die rollenden Wogen des großen Oceans und über die kühnen denselben durchfurchenden Schiffe erfüllte seine Brust, und er war weit entfernt, die Ahnung zu hegen, daß er in wenigen Monden

selbst auf einem so zerbrechlich erscheinenden Fahrzeuge dem fernen Erdtheile zuschwimmen würde.

Ueber den Canal von Bristol segelnd besuchte er dann die Grafschaften Cambridge, Hertford, Essex und Suffolk, und kehrte endlich über Birmingham nach London zurück, wo er gewiß war, nach sechswöchentlicher Abwesenheit einen Brief aus New-York vorzufinden.

Allein er hatte sich abermals getäuscht, kein Brief war gekommen und es sollte auch keiner kommen, wenigstens nicht in den ersten Monaten nach seinem Eintreten in London. Mit unaussprechlich bangem und mißmuthigem Gefühle sah er daher einen Monat nach dem andern verfliegen; der März und April waren verstrichen, der Mai sandte seine Blüthen und Blätter in's Land, der Juni und Juli strahlte seine Hitze und Sonnenblicke aus, und bereits war der Befehl von Lord Shorncliffe eingegangen, Ende dieses Jahres nach Deutschland zurückzukehren, selbst wenn kein Erfolg erzielt wäre, und immer noch nicht war die ersehnte Nachricht über den Ocean eingelaufen. Joseph fühlte sich von einem verzehrenden Feuer der Ungeduld, des Aergers und beinahe auch der Schaam durchglüht, als er obige Nachricht aus Downs-Castle empfing, aber was konnte er thun als sich gedulden und – in die Umstände fügen. Da, am letzten Juli endlich, lief ein Brief von Mrs. Pearsons eigener Hand ein, der die Botschaft enthielt, ein Brief aus New-York sei angekommen und Mr. Sohn möchte so gütig sein, sich so rasch wie möglich selbst nach Portsmouth zu begeben, da die Sache Eile hätte.

Man kann sich vorstellen, mit wie fieberhafter Hast die Reise dahin angetreten wurde, allein statt des gehofften Aufschlusses über Thomas Morris von Seiten Mr. Rosmond's fand man eine sehr niederschlagende Nachricht vor. Der so sehnlichst erwartete Brief war nicht einmal von Letzterem selbst geschrieben, sondern von einem Kaufmann in New-York, und enthielt die betrübende Mittheilung, daß Mr. Rosmond das Unglück gehabt habe, bei einer Fahrt auf der Eisenbahn dergestalt verletzt zu werden, daß er weder schreiben noch sprechen könne und schon zwei Monate in einem Hospitale liege, wo man sogar an seinem Aufkommen zweifle.

Da standen denn die beiden jungen Männer und blickten sich bestürzt an. Das war allerdings eine Aufklärung des langen Schweigens des Verwundeten, aber keine tröstliche. Was war nun zu thun? Der einzige Weg, auf dem unter so traurigen Umständen Thomas Morris ermittelt werden konnte, war Mr. Rosmond, und dieser starb vielleicht, ohne das erwünschte Wort gesprochen zu haben.

Da war das erste Wort, das Francis sprach: »Wir müssen selbst nach New-York, wenn wir sicher gehen wollen!« und augenblicklich stimmte ihm Joseph bei, falls der Lord die Reise genehmigen würde. Noch in derselben Stunde ging ein Brief mit der Meldung des Vorgefallenen nach Deutschland ab, und schon zwölf Tage später bestiegen Joseph und Francis den ersten besten Dampfer, der nach New-York schaufelte.

NEUNTES KAPITEL. MRS. JANE BERKLEY UND DER
SCHOTTISCHE BERGTHAU.

So traurig für den vom Unglück heimgesuchten Mr. Rosmond die Veranlassung war, die diese unvorhergesehene weite Reise in's Leben rief, so vielversprechend war die Reise selbst doch für den Erfolg der lange zweifelhaft gebliebenen Unternehmung, und so wurde sie von den Betheiligten mit einem gewissen innern Frohlocken angetreten, daß diesmal ihre Hoffnung nicht wiederum getäuscht werden würde. Die Ueberfahrt nach New-York ging rasch und glücklich von Statten und schon in den ersten Tagen des September betrat Joseph den amerikanischen Boden, wohin einst seinen Fuß zu setzen er in früheren Jahren wohl keine Aussicht gehabt hatte.

Nachdem die Reisenden die Stadt selbst erreicht und einen Gasthof ausgesucht hatten, ließen sie sich ohne Aufenthalt zu dem Kaufmanne führen, der Mrs. Pearson die traurige Nachricht von dem Unglücke ihres Geschäftsreisenden hatte zukommen lassen. Der Mann war bald gefunden und erzählte freudig, daß Mr. Rosmond noch am Leben und sogar Hoffnung vorhanden sei, dasselbe zu erhalten. Sprechen zwar könne er noch nicht, da nicht allein seine beiden Arme, sondern auch sein Kopf arg zugerichtet seien.

Bald darauf führte er die Fremden nach dem Hospitale, worin der Kranke verpflegt ward. Er lag in einem

Zimmer mit mehreren Verwundeten, die in seiner Gesellschaft auf der Eisenbahn gefahren waren, als der Zusammenstoß zweier Züge erfolgte. Der Unglückliche befand sich in einer sehr üblen Lage. Seine beiden Arme waren gebrochen und der Unterkiefer eingedrückt, allein er hatte vollkommen seine Besinnung und sah und hörte Alles, was um ihn her vorging. Joseph eilte sogleich an sein Schmerzenslager und drückte ihm mit mitleidiger Miene sein Bedauern aus, ihn so leiden zu sehen. Der kranke Mann blinzelte mit den Augen, zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe und dankbar für seine Theilnahme sei.

»Strengt es Sie auch nicht zu sehr an, wenn ich weiter mit Ihnen rede?« fragte Joseph darauf.

Der Kranke gab mit den Augen, die er vortrefflich und verständlich für seine aufmerksamen Besucher zu brauchen verstand, einen verneinenden Wink und sah dann den unbekanntem jungen Mann wohlwollend aber neugierig an, als erwarte er etwas sehr Bedeutendes zu hören.

»Ich komme aus Gosport, Ihrer Heimat,« fuhr Joseph fort, »und bringe Ihnen viele herzliche Grüße von Ihrer Schwägerin, Mrs. Pearson, die Ihr Unglück sehr bedauert.«

Der Kranke nickte zustimmend und riß dann die Augen weit auf, um seine Aufmerksamkeit für das Folgende anzudeuten.

»Haben Sie keinen Brief vor einigen Monaten erhalten, der von Joseph Sohn unterzeichnet war und Ihres Freundes William Baxton's, des Haushofmeisters des Lords Shorncliffe, erwähnte?«

Der Alte rollte verwundert die Augen, als wollte er sagen: »Nein, ich habe keinen erhalten.«

»Das thut mir leid. So muß ich Ihnen denn sagen, daß ich von Lord Shorncliffe selbst nach Gosport abgesandt worden bin, um von Ihnen die Erfüllung eines Versprechens zu erlangen, welches Sie Mr. Baxton im vorigen Sommer in Portsmouth gegeben haben – ich glaube, Sie verstehen mich und errathen, um was es sich handelt?«

Der Kranke blickte bejahend.

»Auch erwartete ich Sie seit August vorigen Jahres in Ihrer Heimat, weil es für Lord Shorncliffe von großer Wichtigkeit ist, etwas Bestimmtes über Thomas Morris zu erfahren.«

Der Kranke schloß die Augen, als besänne er sich, aber so eigenthümlich sicher prägte sich seine Miene dabei aus, daß sowohl Joseph wie Francis augenblicklich die Ueberzeugung gewonnen, daß er von Thomas Morris selbst nichts wisse, weshalb ihre so hoch gestiegene Hoffnung plötzlich um ein Bedeutendes herabsank.

»Aber Thomas Morris hatte eine Verwandte, Mr. Rosmond. Das, glaube ich, wissen Sie?« fuhr Joseph fort.

Der Kranke machte die Augen lebhaft auf und zu, als stimme er dieser Meinung bei.

»Haben Sie vielleicht etwas von dieser Frau gehört, da Sie versprochen, sich nach ihr zu erkundigen?«

Das vorige Zeichen wiederholte sich mit derselben Lebhaftigkeit, auch die Muskeln des Mundes bewegten sich sichtbar. Augenscheinlich bemühte er sich mit aller Macht, irgend etwas zu sagen, aber kein Wort konnte vernommen werden.

»Sie wissen vielleicht, wo sie sich aufhält?«

Der Kranke versuchte zu lächeln, was ihm sicher große Schmerzen verursachte, aber doch eine Bestätigung von Joseph's neu auflebender Hoffnung war.

»Er weiß es!« rief er frohlockend Francis zu, der wie ein Spürhund die Mienen und Winke des Verwundeten beobachtete. »Nun sind wir doch nicht vergeblich über das Meer gekommen. Gott sei Dank, daß wir so weit sind.«

Mr. Rosmond behielt den freundlichen und zustimmenden Blick seines Auges bei, auch dann, als er Joseph den Ausspruch gegen den Arzt, der sie begleitete, thun hörte, daß er so lange in der Nähe des Kranken verweilen werde, bis seine Kraft oder wenigstens die Fähigkeit wiederhergefielt wäre, sich der Sprache zu bedienen. So nahmen die Reisenden denn für diesmal Abschied von dem Kranken und begaben sich nach Hause, mit größerer Befriedigung, als sie bisher irgend wo empfunden hatten. Mit einer Geduld, die allein seinem festen Willen gleichkam, einen bestimmten Erfolg in dieser Sache zu erreichen, kehrte Joseph alle Tage in das Hospital zurück und hatte die Genugthuung, wahrzunehmen, daß die Besserung des Kranken merkliche Fortschritte mache. Aber die zerschmetterten Hände zum Schreiben zu bewegen oder

ein Wort zu sprechen vermochte er noch lange nicht, da eine Lähmung der Sprachorgane eingetreten zu sein schien.

Da hätte man denn Joseph und Francis stundenlang am Bette des Kranken sollen sitzen sehen, jede seiner Mienen Zug um Zug beobachtend, ob sich denn nicht endlich irgend ein verständliches Wort in denselben ausdrücken wollte. Aber vergeblich war beinahe vier Wochen lang ihre unermüdliche Ausdauer, während welcher Zeit sie sich bemühten, den Kranken, der sich entsetzlich langweilen mochte, Alles aus seiner Heimat mitzuthemen, was irgend nur ein Interesse für ihn haben konnte.

Mr. Rosmond, der wußte, warum die Fremden so häufig zu ihm kamen und ihn zu erheitern suchten, litt innerlich selbst sehr bei dem Gedanken, daß es ihm unmöglich sei, sich verständlich zu machen, bis er endlich eines Morgens sehr frühzeitig von ihrem Besuche überrascht wurde und von Joseph einen Vorschlag vernahm, der ihren beiderseitigen Wünschen Erfolg zu versprechen schien.

Der kluge Gedanke, der hier zur Ausführung kam, verdankte seine Entstehung dem erfinderischen Francis Poweril, der sich Tag und Nacht abgequält hatte, ein Mittel zu entdecken, des Kranken Wissen auf eine ihrem Zwecke entsprechende Weise auszubeuten. Als es erst gefunden war, wunderte sich Joseph über sich selbst, es nicht früher entdeckt zu haben, allein in solchen Dingen ist der Klügste nicht immer klug genug, das Richtige und Nächste, was oft so einfach und klar erscheint,

nachdem man es erkannt hat, zum augenblicklichen Gebrauche aufzufinden. Auch der Arzt, als er den neuen Weg erfuhr, auf welchem man seines Kranken Geheimniß beikommen konnte, lächelte über seine geringe Umsicht und ging nun, neugierig auf das Experiment, auf der Stelle in Francis' Vorschlag ein.

Dieser hatte sich nämlich in der letzten Nacht, als er endlich, schlaflos sich umherwälzend, sein Mittel gefunden, an den Tisch gesetzt und ein Alphabet, aus großen und kleinen Buchstaben bestehend, auf einzelne Zettel geschrieben. Mit diesem Alphabet trat er am nächsten Morgen bei Joseph ein und erklärte seinen Plan. Joseph erkannte sogleich die Vortrefflichkeit dieser Erfindung und eine halbe Stunde später befand man sich im Hospitale und hatte dem Arzte und dem Kranken dieselbe mitgetheilt.

Sofort ging man an die Ausführung, und in kurzer Zeit hatte man, was man wollte, und Joseph's Reise nach Amerika war nicht umsonst gewesen, wenn er auch nur ein einziges Wort in Erfahrung gebracht hatte.

Francis hielt zuerst den Buchstaben *A* dem Kranken vor und sogleich nickte dieser bejahend.

»Aha!« rief Francis, »das Wort, der Name der Stadt, wo sich die Tante Thomas Morris aufhält, fängt mit dem Buchstaben *A* an.« Darauf hielt er ein *b* hinter das *A*, welches Joseph in der Hand behielt, und auch jetzt nickte der Kranke bejahend.

»Wenn das so fortgeht,« sagte der Arzt lachend, »werden wir bald mit unsrer Untersuchung zu Ende sein. Rasch, Sir, das *c* emporgehalten!«

»Das kann es nicht sein,« bemerkte Joseph. Natürlich war es auch so, denn kein Städtenamen in der Welt fängt, so viel wir wissen, mit den Buchstaben *A b c* an. »Du mußt wieder mit *a* beginnen, Francis,« fuhr er verbessernd fort.

Francis hielt das *a* hinter das *Ab*, aber der Kranke verneinte, eben so das *c* und *d*. Als aber das *e* kam, nickte er freudig. Dann trat eine lange erwartungsvolle Pause ein, denn viele Buchstaben mußten emporgehalten werden, bis der rechte erschien und das war das *r*.

»Aha,« sagte Joseph, »die ersten Sylben lauten *Aber!*«

»Ha! Ha!« rief Francis plötzlich und sah den Kranken mit blitzenden Augen an – »ist es vielleicht Aberdeen, was Sie meinen?«

Der Kranke blinzelte wiederholt und lächelte sogar.

»In Schottland?« fragte Francis weiter.

»In Schottland!« lautete die Antwort des Auges.

»Da haben wir es ja schon!« rief Joseph entzückt aus, »und das stimmt mit allen unseren Erwartungen überein. Also es ist Aberdeen in Schottland, Mr. Rosmond?« – »Ja.« – »Und weiter wissen Sie nichts?« – »Nein!« – »Gar nichts, besinnen Sie sich!« – »Nein, nein, nein!«

»Das ist Alles, was Sie uns über Thomas Morris und seine Verwandte sagen können?«

»Ja, ja, ja!«

»So muß ich Sie leider verlassen, Mr. Rosmond, denn mich ruft meine Pflicht so schnell wie möglich nach Aberdeen. Sie wissen doch bestimmt, daß man Ihnen den Aufenthaltsort der Mrs. Morris zu Aberdeen an der Ostküste Schottland's angegeben hat!«

»Ja, ja, ja!«

»So leben Sie wohl, mein armer Mr. Rosmond. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre vielen Bemühungen und bitte Sie, mir die Quälerei zu verzeihen, die ich Ihnen verursacht habe. Allein es handelte sich um ein wichtiges Geheimniß. Kann ich sonst noch Etwas für Sie thun?« Der Kranke verneinte.

»Soll ich Mrs. Pearson grüßen? Ja? Das will ich gern thun. Soll ich vielleicht Geld mit nach Europa nehmen? Nein? Nun, dann geschehe es, wie Sie wünschen. Sie hoffen auf Ihre baldige Wiederherstellung, und darauf hoffe ich auch. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie!« –

So wenig Joseph von dem Festlande Amerika's auch gesehen, nie hatte er einen Ort rascher und lieber verlassen, als New-York. Ein Dampfer, nach Liverpool bestimmt, lag gerade zur Abfahrt bereit und schon wurde seine Maschine geheizt. Im Fluge wurden ihre Papiere geordnet, ihre Rechnungen bezahlt und in einigen Stunden schon saßen sie in dem Schiffe, das spät Abends an diesem Tage die Rhede von New-York verließ.

Am ersten November warf es im Hafen von Liverpool Anker. Es war keine Zeit zu versäumen, da nur zwei Monate noch vor Joseph lagen, in denen er sein Werk vollbracht haben mußte, wollte er mit eigener Befriedigung

nach Downs-Castle zurückkehren, denn wiederholt hatte ihm der Lord geschrieben, unter allen Umständen zu der angegebenen Zeit bei ihm einzutreffen. So wählten die Reisenden denn den kürzesten Weg über Glasgow und Dundee, um so rasch wie möglich nach Aberdeen zu gelangen, was indessen nicht so eilig ging, als man gehofft hatte, denn der Winter war in den gebirgigen Gegenden Schottland's früh eingetreten, der Schnee lag hoch und die Wege waren, wo keine Eisenbahn das Fortkommen erleichterte, schlecht, also das Reisen mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft. Allein sie hatten endlich erreicht, was sie erreichen wollten, und eines Abends, nachdem sie die letzten Hochmoore, Felsrücken und zugefrorenen Ströme hinter sich gelassen, sahen sie die alte Stadt Aberdeen vor dem Felsenrisse, welches sich weit in die Nordsee hinausstreckt, im Dämmerlichte vor sich liegen. Sobald sie dieselbe erreicht, bezogen sie in der Nähe des Hafens ein Gasthaus, um ungesäumt, wie überall, so auch hier ihre Nachforschungen zu beginnen und Spuren zu verfolgen, die, so schwach und beinahe unkenntlich sie waren, sich doch jetzt in einem bei Weitem beschränkteren Umkreise bewegten, denn je zuvor. Allein auch hier ging ihr Werk nicht so rasch und leicht von Statten, als der Eifer Joseph's sich vorgespiegelt hatte; es verliefen sogar mehrere Tage in ganz fruchtlosen Versuchen, einer Frau habhaft zu werden, die Gott weiß in welchem Winkel der alten Stadt oder ihrer Umgebung

unbekannt und unbeachtet ihre letzten Tage verlebte. Gespart wurde freilich kein Mittel, um sie auszukundschaften. Joseph hatte sich sogleich mit der Ortsobrigkeit in Verbindung gesetzt, auch mehreren im Orte selbst sehr genau bekannten Beamten Aufträge ertheilt und ihnen eine große Summe für ihre Mühe versprochen, wenn sie erfolgreich wäre – aber Niemand wußte von einer Mrs. Morris und in keinem Register der Stadt war ihr Name ausfindig zu machen.

Als Joseph diese Nachrichten allmählig erhielt und ein Bote nach dem andern unverrichteter Sache mit der Meldung zurückkam, es existire keine Person jenes Namens, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, in ganz Aberdeen, gab er seine kurz vorher so frisch belebte Hoffnung fast gänzlich auf. Dennoch beschloß er, so lange in der schottischen Stadt zu bleiben und seine Untersuchungen fortzusetzen, bis der zur Heimkehr bestimmte Termin gekommen wäre. Wenn er dann vor den Lord treten würde, wollte er sagen:

»Mylord, ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, Sie wissen es, denn ich bin sogar über das atlantische Meer gesetzt, ohne in der andren Hemisphäre etwas Anderes als eine einzige Stadt zu sehen, aber entweder bin ich nicht geeignet gewesen zu solchem schwierigen Unternehmen, oder es giebt keine Mrs. Morris, die mich auf die Spur ihres Neffen Thomas Morris hätte führen können.«

Mit diesen Gedanken wollte er sich eines Abends, vom Laufen und Suchen erschöpft, niederlegen, als der Thürklopfer draußen erklang und ihn in der Beschäftigung des Auskleidens inne halten ließ, denn kein Fremder trat in das Gasthaus, von dem Joseph nicht glaubte, es sei einer der ausgefundenen Boten und er komme endlich mit einer glücklicheren Meldung zurück.

Francis, der noch bei seinem Herrn war, sprang an's Fenster und hörte, wie eine Frauenstimme zu dem öffnenden Manne sagte: wenn der fremde Herr, der hier wohne und an diesem Morgen in einem Kaufmannsladen eine Guinee für das Auffinden einer alten Frau versprochen habe, die Absicht hege, sein Versprechen zu halten, so solle er sich morgen früh noch einmal in denselben Laden begeben, vielleicht sei man im Stande, ihm die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Francis, der jede Sylbe verstanden, obgleich die Frau im schärfsten Hochländerdialekt gesprochen, sprang vor Freuden in die Höhe und übersetzte Joseph sogleich, was er eben vernommen.

»Was ist das für ein Laden?« fragte Joseph. »Ist diese Kunde ein Ergebniß Deiner Privatstreifereien, oder bin ich mit diesem Fremden gemeint?«

Bevor wir die Antwort auf diese Frage folgen lassen, scheint es uns nothwendig, noch einen Blick auf Francis Poweril zu werfen und dessen Thun in der schottischen Stadt, die er schon öfter betreten hatte und mit deren Heimlichkeiten er bekannt war, näher zu beleuchten. Joseph hätte in der That kein willigerer und ämsigerer

Theilnehmer seiner Bestrebungen zu Theil werden können. Durch das lange Warten, das vergebliche Bemühen und die verschiedenen beschwerlichen Hin- und Herreisen durch so viele Ortschaften und so weite Strecken, was Alles mit einem kaum nennenswerthen Erfolg gekrönt war, wenn wir die Erkundung des Wortes Aberdeen in New-York abrechnen, war Francis in einen beinahe leidenschaftlichen Zustand der Spannung und Erregung gerathen. Sein heftiges Temperament, nur durch seine bescheidene Unterordnung unter Alles, was an Lord Shorncliffe's Befehle oder Wünsche erinnerte, gebändigt hatte sich nur schwer in den langsamen Gang ihrer bisherigen Bemühungen finden können. Von Monat zu Monat immer dringender in seinen Erwartungen und Forderungen an das Glück oder den Zufall werdend, war er, nachdem er endlich nach Aberdeen gekommen, mit einer beinahe fieberhaften Hast an's Werk gegangen, indem er sich selbst vorredete, hier werde und müsse der Endpunkt ihrer Ermittlungen in irgend einem Winkel zu finden sein. So hatte er denn, durch seine Kenntniß des schottischen Dialekts, die Joseph leider abging, begünstigt, seinem Herrn die Pflicht überlassen, mit den Behörden und anderen amtlichen Personen zu verkehren, er selbst aber hatte sich auf eigene Hand in Bewegung gesetzt und fast jedes Haus besucht, das irgend den Anstrich des Mangels oder der Verkommenheit an sich trug, denn nur in einem solchen konnte er sich Mrs. Morris wohnend denken, – und wo er nur ein altes Weib erblickt oder eine mit Lumpen bedeckte Gestalt aufgejagt, war er mit seinen Fragen

ihr gleichsam über den Hals gerathen, und so, wie ein hitziger Spürhund auf undeutlicher Fährte, unermüdet hinter seinem Ziele hergewesen. Allein auch dieser Eifer, diese Kühnheit, diese sich selbst opfernde Hingebung an das Interesse seines Herrn hatte in den ersten Tagen zu keinem Resultate geführt. Niemand wußte von einer Frau Namens Morris, Niemand konnte ihm die geringste Auskunft geben, wo er eine günstigere Nachricht einziehen könnte.

So war er unter Anderm auch an diesem Morgen in einen armseligen Laden in einer der westlich gelegenen Vorstädte getreten, an dessen Thür er das Aushängeschild einer sich selbst lobpreisenden Hebeamme gelesen; er hatte die aller Welt in Aberdeen bekannte Frau im Laden selbst getroffen, ihr seine Wünsche mitgetheilt und, eingedenk der goldenen Regel, daß für Geld Alles, selbst guter Rath zu haben sei, das Versprechen hinzugefügt, dem Finder der Verlorenen eine Guinee einzuhändigen.

Die Hebeamme, mit einer Spürnase begabt, wie sie nur Frauen ihrer Klasse besitzen, hatte sich den Auftrag überlegt und die Angelegenheit des dringenden jungen Mannes zu ihrer eigenen gemacht. Sie war augenblicklich zu einer zahllosen Menge mit ihr treulich verbundener Gvattern gelaufen, denen sie natürlich nichts von der verheißenen Guinee mitgetheilt, und hatte sie gebeten, in ihrem eigenen Interesse die Augen aufzumachen, wie sie sich ausdrückte. So, von ihren Helfershelfern gut bedient, war ihr am späten Abend hinterbracht worden, daß eine

alte Frau sich in einem Siechenhause befinde, die zwar nicht Morris heiße, aber doch behaupte, eine geborene Morris zu sein, und sie hatte sich eingebildet, daß diese Frau wohl die Gesuchte sein könne, und der Herr, der nach ihr geforscht, habe in seinem Eifer wohl falsch gesprochen, wenn ihm überhaupt die Verhältnisse der Gesuchten so genau bekannt wären.

Wir wollen jedoch hier nicht dem Laufe unsrer Erzählung vorgreifen, sondern zu der Antwort zurückkehren, die Francis Mr. Sohn gab, als dieser sich nach seinen Privatspeculationen erkundigte. Francis erzählte, was er zu erzählen hatte, und so waren denn Beide bald wieder voll Hoffnung, so daß sie kaum den Morgen erwarten konnten, um ihre Nachforschungen mit frischen Kräften fortzusetzen.

Mit dem Frühsten waren sie auf den Beinen und mit klopfenden Herzen liefen sie zum hundertsten Mal über die schöne Brücke, die die Altstadt von der Neustadt trennt, und trafen eben in Old-Aberdeen ein, als der Krämer seinen winzigen Laden öffnete, in dem die Auftragertheilung stattgefunden hatte.

Sehr bald war die wichtige Frau der Stadt herbeigeschafft, und nun erfuhren beide Männer, was sie ausgekundschaftet hatte. Beide sahen ziemlich verwundert auf, denn dieser Namensunterschied schien mit ihren Erwartungen nicht recht zu stimmen, obgleich sie allerdings nicht sicher wußten, ob die Tante Thomas Morris die Frau seines Vaterbruders war, also Morris hieß,

oder ob sie eine geborene Morris sei und einen Mann anderen Namens geheirathet hatte. Die Guinee schwebte also noch in der Luft, oder vielmehr lag sie noch unangerührt in der Tasche des Auftraggebers, das merkte die schlaue wissenschaftliche Dame sehr wohl. Sie erbot sich daher, die Herren nach dem Siechenhause zu führen, um ruhig den Erfolg ihrer Bemühungen abzuwarten. »Wenn Sie uns zu der rechten Frau führen, die wir suchen,« sagte Joseph, um den Eifer der Dame zu spornen, was drum noch nöthig war, »so sollen Sie zwei Guineen statt einer haben.«

»Was sagt der Herr?« fragte die Schottin, die nie mit anderen Leuten als ächten vollblütigen Landeskindern zu thun gehabt hatte, den zustimmend nickenden Francis.

Dieser verdollmetschte seines Herrn Ausspruch, und augenblicklich trat die Wirkung davon ein. Die Frau der Wissenschaft trabte wie auf einem ihrer Berufswege begriffen davon und kaum vermochten die um so viel jüngeren Männer mit ihr gleichen Schritt zu halten.

Man war vor dem abgelegenen Siechenhaus angekommen, einem alten vergrauten Gebäude, dem man schon von Außen ansah, daß nur Elend und Kummer in seinem Innern wohnen könne. Die Frau wies die Herren zu der Wohnung des Aufsichtsbeamten und versprach, im Vertrauen auf das noble Aussehn der Fremden, in ihrem Laden ruhig den Ausgang des Unternehmens, das heißt hoffentlich die zwei Guineen, abwarten zu wollen.

Vor Aufregung zitternd traten Joseph und Francis bei dem Vorsteher der Anstalt, einem gutmüthigen und zuvorkommenden Manne, ein und brachten ihr Anliegen vor. Das Hauptkrankenbuch wurde aufgeschlagen und – richtig! eine Mrs. Jane Berkley, geborene Morris, stand darin verzeichnet. Aus den weiteren mündlichen Mittheilungen des Beamten ergab sich ferner, daß die erwähnte Kranke seit Jahren im Hause wohne, früher in der Stadt in besseren Verhältnissen gelebt habe und durch die Trunksucht ihres Mannes in's Elend gerathen sei, sich aber leider selbst dem Trunke ergeben habe, weshalb sie auch, fügte er hinzu, sich in einem beständigen Delirium befinde, zu dem endlich die Wassersucht getreten sei, ohne noch bis jetzt ihrem Leben ein Ende gemacht zu haben.

Joseph athmete aus tiefer Brust auf, als er diese Nachrichten empfing, und Francis schmunzelte wie ein Glücksritter, dem ein kühner Wurf wunderbar gelungen war. Beide erhielten die Erlaubniß, mit der Person, von der sie Auskunft begehrt, nach Herzenslust zu verkehren, was ihnen jedoch, wie der Beamte sagte, eben nicht sehr leicht werden würde. Darauf führte er sie eine Treppe hoch vor die braune und mit Eisen beschlagene Thür eines Kämmerchens und sagte kalt, Mrs. Jane Berkley, geb. Morris, befinde sich innerhalb der vier Wände dieses Gemaches.

Mit klopfenden Herzen traten Joseph und Francis in dasselbe ein und hatten sogleich ein Bild des Jammers

und Elends vor sich, wie man es nur in ähnlichen Häusern zu sehen bekommt. Ein kleines einfenstriges Stübchen, das die Aussicht auf einen eng umzäunten Hof bot, beherbergte zwei Bettstellen, einen hölzernen Tisch, zwei Stühle und einen niedrigen Schrank. Das war die ganze Ausstattung der jetzigen Heimat der Mrs. Jane Berkley, geb. Morris. Auf dem einen Stuhle in der Nähe des Fensters saß strickend ein altes Weib, das in jeder Falte ihres verschrumpften Gesichts die vollblütige Schottin verrieth. Ihre vorstehenden Backenknochen, ihr massives Kinn die stark gebogene kräftige Nase, das rothe Haar, dem das Alter seinen Glanz und seine Fülle noch nicht zu rauben im Stande gewesen war, so wie zwei Reihen Zähne, die Holz zu beißen vermochten, zeigten hinlänglich, welcher Abkunft die Gefährtin der Mrs. Berkley war. Aber in ihrem rothschwarzen Auge, das wie eine Kohle unter den buschigen Brauen glühte, und um den fleischigen Mund sprach sich ein so sichtbares Wohlwollen und eine so behäbige Gutmüthigkeit aus, daß Joseph und Francis auf den ersten Blick erfreut waren, da sie anfangs glaubten, diese in einem blauen Tuchkleide mit gestreifter Schürze fleißig strickende Frau sei Mrs. Berkley selber.

Allein sie hatten sich getäuscht. Die zuletzt genannte Person lag im Bette, denn sie konnte nicht mehr gehen, und brachte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Eintretenden hervor. Mrs. Jane Berkley hatte ein abschreckendes und nicht allein von ihrer Krankheit sehr entstelltes, sondern auch von ihrem bösen Charakter und

ihren ungezügelter Leidenschaft scharf gezeichnetes Gesicht. Nur dieses und ein paar wassersüchtig geschwollene Hände, die auf dem Bette ausgestreckt lagen, waren sichtbar, alles Uebrige war von der wollenen Decke verhüllt, die über ihrem Lager ausgebreitet lag. Auch das Gesicht war verschollen, die Nase sehr breit gezogen und die Augen mit rothen Lidern umgeben, denen jede Zierde jenes sammtenen Haarwuchses fehlte, der eine so große Schönheit des weiblichen Geschlechts ist. Die schlaffen, gedunsenen Wangen, die schwammige Auflockerung der Haut um ihren zahnlosen Mund verriethen nur zu deutlich, daß ihr Elend durch den übermäßigen Genuß spirituöser Getränke herbeigeführt sei.

Als die beiden Herren eingetreten waren, erhob sich die strickende Frau von ihrem Stuhle und empfing sie mit einem artigen Knix.

»Seid Ihr Mrs. Jane Berkley?« fragte sie der zuerst eintretende Joseph.

»Nein, Sir, die da ist es.«

Joseph trat an das Bett der Kranken und Francis stellte sich neben ihm auf, glühend vor Eifer, endlich den gefundenen Fuchs in der Schlinge festzuhalten. Aber der Anblick, der ihnen hier zu Theil wurde, kühlte diesen Eifer um ein Bedeutendes ab, und Joseph's Miene nahm unwillkürlich den Ausdruck der Theilnahme an.

»Ihr also seid Mrs. Jane Berkley?« fragte er mit seiner sanften Stimme. »O, es thut mir leid, Euch so leiden zu sehen.«

Die Alte rollte ihr rothes Auge hastig auf den Sprecher und ein höhnischer Spott zog dabei die Falten ihres zahnlosen Mundes zusammen. »Was wollt Ihr von mir, wer seid Ihr, daß Ihr mich in meinen Morgenbetrachtungen stört?« fragte sie mit einer Stimme, die so herzlos, kalt und schneidend klang, daß dem weichen Joseph die Haut schauderte.

»Mein Name ist Joseph Sohn, arme Frau, und ich komme, Euch zu besuchen und wo möglich in irgend Etwas Euer Leiden zu lindern.«

Der Blick der Alten wurde drohender, ihre Linke ballte sich zusammen, und indem sie sie zornig gegen den Sprecher erhob, kreischte sie wild: »Scheert Euch zum Teufel! Ihr seid ein Engländer und alle Engländer sind Schufte!«

»Warum denn das, gute Frau?«

»Nennt mich nicht gute Frau mit Eurer Lammsstimme, der ihr doch den Wolf im Herzen tragt, wie alle Männer. Die Engländer sind Hunde, sage ich, denn sie haben das Geld und die Macht und doch lassen sie mich arme Kreatur hier in meinem Elende verschmachten. Schickt mir einen ehrlichen Schotten, wenn Ihr mit mir sprechen wollt, sonst scheert Euch zum Teufel.«

Joseph blickte Francis fragend an und dieser gab ihm einen Wink, sich passiv zu verhalten und ihm Gelegenheit zu geben, seine schottische Ehrlichkeit an den Tag zu bringen.

»Mutter Jane,« sagte der schlaue Bursche mit treuherziger Miene, »ich selbst bin ein Schotte – ist Euch meine Sprache lieber als die dieses Herrn?«

Die Alte warf einen weniger grollenden Blick auf ihn und grinste in ihrer abschreckenden Weise. »Ja, Ihr seid ein Schotte, Ihr sprecht wenigstens so – was wollt Ihr von mir?«

Francis nahm bei diesen Worten ganz unbekümmert um seinen Herrn den leeren Stuhl, rückte ihn an das Bett und setzte sich darauf. »Mutter Jane,« fing er in vertraulichem Tone an, »sagt mir einmal recht aufrichtig – habt Ihr lange nichts von Eurem Neffen gehört?«

Wie eine gereizte Schlange fuhr die Alte plötzlich in die Höhe, richtete ihren dämonischen Blick auf den Sprecher und schnarrte fast unverständlich vor Heftigkeit: »Von meinem Neffen? Wen meint Ihr?«

»Ich meine Mr. Thomas Morris!« sagte Francis sehr langsam und deutlich.

»Thomas Morris? Ha! Den meint Ihr wirklich? Woher wißt Ihr, daß er mein Neffe ist? Ihn soll auch der Teufel holen, er ist auch ein Engländer, noch dazu von der schlechtesten Sorte und einer von Denen, die mir kein Geld geben, obgleich er es mit tausend Eiden gelobt hat.«

Joseph fühlte bei diesen Worten sein Herz sich heben. Er hatte gefunden, was er so lange suchte. Die Schlaue Francis Poweril's hatte mit einem Schlage die Wahrheit aufgedeckt. Er trat noch dichter zu seinem Gefährten heran und lauschte so scharf auf die Fortsetzung des Gesprächs, daß die nebenbei sitzende Schottin sehr wohl merken konnte, wie wichtig es für ihn sei.

Francis aber beherrschte sich vollkommen, nahm eine so treuherzige Miene wie möglich an und rüstete, sich

im Sturmschritt weiter vorzugehen. »Ja,« sagte er, »Thomas Morris hat Euch zwar Geld versprochen, ich weiß es wohl, aber er ist nicht im Stande gewesen, Euch in der letzten Zeit welches zu schicken.«

»Ha! Bringt Ihr mir was von ihm? Dann nur heraus damit und nicht lange gezögert. Ich brauche es. Aber wie – er hätte kein Geld gehabt? Das ist eine Lüge von Euch, eine niederträchtige Lüge, denn warum wäre er nach dem Goldlande gefahren, wenn er nicht welches zu finden gewiß gewesen wäre?«

»Er hoffte allerdings Gold zu finden, allein seine Hoffnungen sind getäuscht worden, wie die vieler Menschen. Ihr werdet das selbst am besten wissen.«

»Ja wohl weiß ich das, ohne Euch, und Ihr braucht mich nicht noch an mein Elend zu erinnern. Nur kurz heraus – gebt das Geld und sagt, was Ihr sonst von mir wollt.«

»Ich werde erst sagen, was ich will, und wenn Ihr mir dann befriedigend geantwortet habt, dann will ich Euch Geld geben, aber eher keinen Augenblick.«

»Ah!« schrie das elende Weib heftig und ballte beide Fäuste. »Ihr habt Euch verrathen. Jane Berkley stammt aus der Familie der Morris, und die ist schlau. Ihr kommt nicht von Thomas, Ihr kommt nicht von ihm und wollt bloß etwas über ihn wissen.«

»Ja wohl, Jane, darin habt Ihr Recht, das will ich, und Ihr werdet mir sagen, was ich wissen will.«

»So? Glaubt's, wenn Ihr's habt, eher aber nicht.«

»Sagt mal, Jane,« sagte ruhig und überlegend der schlaue Francis, indem er das Geld in seiner Tasche klimpern ließ, »erinnert Ihr Euch wohl eines Jugendfreundes Eures Neffen, der Emery Glandon hieß?«

»Was, von dem Aale wollt Ihr mir sprechen? Schämt Euch, Mann, schämt Euch – gebt mir Geld und trollt Euch, das ist Alles, was ich Euch rathen kann.«

»Dieser Aal ist aber ein sehr reicher Mann geworden – das wißt Ihr doch?«

»Ja freilich weiß ich es und eben darum haßte ihn Thomas und ich auch, wie seine ganze Sippschaft, und ich wünsche ihm alles Gute, was ich selbst erlebt habe, ha-ha!«

»Ach, was hilft dem Lord Shorncliffe jetzt sein ganzer Reichthum, er ist doch ein geknickter Mann!«

»Ha, ist er das, ist er das? Das ist recht, das freut mich, das hat er um mich verdient.«

»Was hat er Euch denn gethan?«

»Gethan? Nichts hat er mir gethan und darum eben hasse ich ihn. Er ist so reich, so ungeheuer reich und könnte mich längst aus meinem Elende gezogen haben.«

»Aber mein Gott, er weiß ja gar nichts von Euch – wie kann er denn wissen, daß Ihr im Elend seid? Ihr hättet Euch an ihn wenden sollen, dann hätte er Euch gewiß redlich unterstützt.«

»Du Narr Du! Also Du belügst mich auch noch? Denkst Du, ich durchschaue nicht Deine Absicht? Der Lord hat Dich selbst geschickt, Du dummer Tölpel, um mir etwas abzuwacken, was ich weiß, und außer mir nur noch

Einer, und da Ihr diesen Einen nicht finden könnt, so kommt Ihr zu mir. Aber Ihr irrt Euch, Ihr irrt Euch. Er ist schweigsam und ich bin schweigsam, und der reiche Engländer soll trotz seines Reichthums von der armen Schottin Nichts erfahren, selbst wenn ich ihm das Leben damit retten könnte.«

»Ihr irrt Euch selber. Der reiche Lord, der ein sehr guter Mann ist, hat erfahren, daß Ihr und Thomas Morris in's Elend gekommen, und da ihm Thomas Morris durch seine Jugenderinnerungen theuer ist, so will er Euch, dessen Verwandte, wenigstens unterstützen und darum schickt er mich.«

Die Alte sah den schlaunen Unterhändler durchbohrend an, der sich bemühte, so ehrlich wie möglich auszusehen. Allein jene war eine bessere Menschenkennerin, als Francis ein Schauspieler, und so hatte sie sehr bald die Finte durchschaut.

»Ihr lügt,« rief sie, »hol' Euch der Teufel, Ihr lügt! Und wenn Ihr noch länger so fort redet, speie ich Euch in's Gesicht. – Aber was wollt Ihr von mir wissen, macht es kurz, und was wollt Ihr geben für Das, was Ihr wissen möchtet, das ist die Hauptsache.«

»Ich will gar nichts wissen von Euch,« sagte Francis entschieden, da er sah, daß er Terrain verloren und keinen Vortheil gewonnen hatte, und erhob sich von seinem Stuhle.

»So will ich Euch sagen, was Ihr wissen wollt – haha! Ihr wollt wissen, wo des Lords Kind geblieben ist und wie

es kam, daß er seine Buhle nicht wiederfand, he? Hab ich Recht?«

»Durchaus nicht. Seine Tochter ist längst gefunden und in seiner Hand, und was seine Geliebte betrifft, so betrauert er die längst als eine Todte, denn sie ist gestorben.«

Die Alte jauchzte laut auf vor Vergnügen und wälzte sich dabei von einer Seite zur andern. »Hahaha!« rief sie, »das ist zum Todtlachen! Seine Tochter ist gefunden! Haha! Seine Tochter ist gefunden! O, wie Ihr Euch entpuppt habt, Schafskopf Ihr!«

Francis schaute die Alte verduzt an, er ward nicht recht klug aus ihr. Er gab Joseph einen Wink und wandte sich vom Bette ab, um zu gehen, denn bei der heutigen Laune des verstockten Weibes, sah er, würde er keinen Erfolg erzielen, und bereits tagte in seinem Kopfe eine neue Idee, diesen Erfolg auf leichtere Weise zu erreichen.

Er ergriff also seinen Hut, und da er dabei scharf Mrs. Berkley anschaute, bemerkte er nicht, daß die alte Schottin hinter ihm leise aus der Thür schlüpfte.

»Adieu, Mutter Jane,« sagte Francis. »Ich gehe. Ihr seid schuld daran, daß ich scheide, ohne Euch geholfen zu haben. Ein andermal mehr!«

»Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, Sir, durchaus nicht, Ihr gebet mir doch nichts und ich – ich sage Euch nichts, Ihr gehört zu dem Lordsgesinde und das hasse ich wie den Tod.«

Francis trat mit erhitztem Kopfe auf den Corridor hinaus. In nicht minderer Aufregung befand sich Joseph.

»Warum hast Du ihr nicht Geld geboten oder gleich gegeben?« fragte Letzterer, »sie war auf dem besten Wege.«

»Ja, um die Unwahrheit zu sagen und uns in die Irre zu führen. Oho, ich habe sie durchschaut, sie ist eine alte Füchsin, Sir, wir haben es mit einer Morris zu thun. Nein, ich weiß ein besseres Mittel und brach so früh auf, weil ich mich ärgerte, nicht vorher daran gedacht zu haben, und weil ich im Aerger kaum einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Ha – da kommt die Schottin – die will was von uns.«

Die Stubengenossin der Berkley näherte sich mit lächelnder Miene den beiden Männern, als sie eben in Begriff waren, die Treppe hinabzusteigen. »Sir,« sagte sie zu Francis, »Sie thun mir leid, daß Sie viele Worte an den bösen Drachen verschwenden. Was wollen Sie von ihr? Vielleicht kann ich helfen, denn ich weiß ein Weniges von ihrer Geschichte.«

Francis war es bei diesen Worten zu Muthe, als ob ihm ein Stern vom Himmel fiel und sein ganzes Leben erhellte. »Mutter,« sagte er freudig, »Ihr seid eine gute Frau, ich sehe es, – wir aber haben einen sehr guten Zweck vor uns. Wir wollen zunächst wissen, wo Thomas Morris, ihr Neffe, sich aufhielt, und dann, wo dieser Mann die Tochter des genannten Lords gelassen hat.«

»Das Letzte weiß sie gewiß selber nicht, sonst hätte sie mir es längst erzählt, denn es gewährt ihr Vergnügen, ihrem Hasse gegen die Familie des Lords durch Erzählen Luft zu machen. Auch von ihrem Neffen hat sie bis vor Kurzem nichts gewußt, als daß er arm und in Australien

war. Vor wenigen Wochen aber hat sie einen Brief von ihm erhalten –«

»Woher, woher?«

»Aus Portsmouth, glaube ich, wo er gelandet ist.«

»Diesen Brief müssen wir haben – unter jeder Bedingung. Wo versteckt sie ihn?«

»Jetzt hat sie ihn noch im Bette und keiner Seele vertraut sie ihn an.«

»So werde ich ihn ihr mit Gewalt nehmen,« betheuerte Francis. »Ich komme heute Nachmittag wieder und dann wollen wir zu dem Werke schreiten. Aber ich danke Euch und hier – nehmt, was ich an Geld bei mir trage.« Dabei holte er eine Hand voll Silbergeld aus der Tasche und drückte es in die geöffneten Hände der Alten. Auch Joseph griff nach seiner Briefftasche, aber Francis gab ihm einen Wink, daß seine Gabe für jetzt hinreichend sei.

Bald darauf befanden sie sich auf der Straße und suchten eine nahe gelegene Restauration auf, um darin ihr Frühstück einzunehmen und sich des Erfolges zu erfreuen, den sie bis jetzt errungen hatten.



Nachmittags um vier Uhr, als es schon ziemlich dunkel war, trat Francis allein, nachdem er der Hebeamme zwei Guineen eingehändigt, bei einem Liqueurhändler in der Nähe des Siechenhauses ein und kaufte zwei Flaschen des feinsten Whisky's, den die Hochländer ›Bergthau‹ nennen und als solchen außerordentlich lieben. Er

ließ die Flaschen mit sehr großen und schönen Etiketten versehen, steckte sie in die Taschen seines Ueberrocks und trat ohne Weiteres im Siechenhause ein, wo er sich rasch in die Stube der beiden alten Weiber begab, ohne seine Ankunft im Geringsten anzumelden.

Er fand in dem schon tief beschatteten Zimmer nur die Kranke im Bett vor, ihre Gefährtin war kurz zuvor hinausgegangen, um Beider Portion Thee und die Lampe zu holen, was um diese Zeit den Bewohnern des Siechenhauses verabreicht wurde. Mrs. Berkley, die ihr Gesicht der Wand zugekehrt hatte, glaubte, es sei die Frau, welche hereingekommen, und behielt ihre Lage bei; erst als ihr Francis einen guten Abend bot, wandte sie sich herum, da sie den Sprechenden an der Stimme erkannte hatte.

»Was,« rief sie grollend, »seid Ihr schon wieder da? Könnt Ihr einem armen Weibe, wie ich es bin, keine Stunde Ruhe gönnen? Ich dachte, Ihr wäret längst wo der Pfeffer wächst, denn ich mag Euch so wenig wie den andren Grünschnabel leiden, der ein verwettert ächt englisches Gesicht hat.«

»Da irrt Ihr Euch doch, Mutter Jane,« fing Francis mit seinen glattesten Schmeicheltönen an. »Der Herr, der mich heute früh begleitete, ist eben so wenig ein Schotte, wie er ein Engländer ist.«

»Na, was zum Teufel ist er denn?«

»Ereifert Euch nicht gleich, Mutter Jane, er ist ein Deutscher und damit wollen wir von ihm abrechnen.

Aber es hat mir heute Mittag, nachdem ich Euch verlassen, leid gethan, daß Ihr Euch geärgert habt, und deshalb komme ich schon wieder, um Euch einen kleinen Labetrunk zu bringen, damit wir in Güte von einander scheiden, denn morgen früh kehren wir Beide nach London zurück.«

»Das ist mir ganz über die Maaßen gleichgültig. – Aber was meintet Ihr mit dem Labetrunk, wie?«

In diesem Augenblicke trat die Schottin mit Licht und Thee herein, und als sie den jungen Mann bemerkte, setzte sie ihre Last rasch auf den Tisch und warf ihm einen Blick zu, den Francis mit Freuden erfaßte, denn er verstand sogleich, daß er ihn ermuthigen sollte, auf dem einmal betretenen Pfade dreist fortzuschreiten.

»Habt Ihr kein Glas, Mutter?« fragte Francis, sich rings im Zimmer umblickend.

»Hier, Sir; aber es ist nur für Wasser bestimmt und also etwas groß.«

»Gießt es immerhin voll,« schrie die Berkley mit lechzenden Lippen, »es ist für meine Constitution gerade groß genug, wenn die Tropfen darin gut gebrannt sind.«

»Seht einmal her,« sagte Francis schelmisch und zeigte ihr die beiden Flaschen mit den glänzenden Etiketten – »ächter Hochländer-Bergthau – nun, was meint Ihr jetzt?«

»Ah, den habe ich lange nicht gekostet. Aber so beeilt Euch doch, wenn Ihr mich nicht verdursten lassen wollt.«

Francis setzte die eine Flasche auf den Tisch, zog einen sorglich bereit gehaltenen Korkzieher hervor und entfernte den Pfropfen mit einem so knallenden Geräusche, daß Mutter Jane entzückt in die Höhe fuhr. Als er darauf das Glas bis an den Rand voll geschenkt, reichte er es dem gierigen Weibe hin, die schon lange ihren linken Arm danach ausgestreckt hatte. Als sie es endlich erfaßt, trank sie zu Francis Erstaunen das ganze Glas auf einen Zug leer, sah ihn dann schmunzelnd und nachkostend an und sagte: »Ha, das stärkt, das giebt einer blassen Seele, wie die meine ist, Muth. Noch ein solches Glas und dann wollen wir uns ein wenig zanken.«

»Eins sollt Ihr noch haben, aber dann ist es genug. Der Rest bleibt bis morgen – da hebt Ihr's.«

Auch dieses Glas trank die Alte auf einen Zug leer, so daß Francis nicht umhin konnte, die feuerfeste Kehle der alten Megäre zu bewundern. Diese, nachdem sie einen leichten Husten ausgestoßen und die Augen vor Wollust auf und zu gekniffen hatte, wandte sich endlich zu ihm und sagte: »Nun ist es Zeit, Sir, ich bin bei Laune; was wollt Ihr von mir wissen?«

»Was soll ich viele Umstände machen,« sagte Francis auf einen nochmaligen ermuthigenden Wink der alten Schottin, indem er sich auf den Stuhl vor dem Bette niederließ, »Ihr wißt ja, was ich will. Sagt mir, wo Thomas Morris die Tochter Emery Glandon's gelassen hat und dann erhaltet Ihr Euren Lohn. – Habt Ihr verstanden?«

»Oho, ich verstehe schon, meine Ohren sind besser im Stande als meine Beine. Aber nein, das sage ich Euch

nicht, und wenn ich wüßte, Ihr schnittet mir für mein Schweigen die Gurgel ab, oder, was mir noch lieber wäre, ersüftet mich in Whisky, denn das, Sir, das weiß ich selber nicht.«

»Ah so! Dann freilich könnt Ihr mir nichts darüber sagen. Aber wo Thomas Morris selbst sich aufhält, das wißt Ihr doch?«

»Hoho! Ja, das könnte ich Euch sagen, wenn ich wollte, aber ich will eben nicht.«

»So gehe ich aus der Stelle und Ihr empfangt Nichts von mir, selbst die Flaschen nehme ich wieder mit fort.« Dabei stand er auf und that, als wollte er sich entfernen. Hinter ihm her aber erhob sich die rechte Hand der Kranken, die der Bergthau geschmeidig gemacht hatte, aus dem Bett, und es zeigte sich ein zerknitterter und beschmutzter Brief darin.

»Sie hat den Brief in der rechten Hand!« flüsterte die Schottin dem jungen Manne zu. »Gießt ihr noch ein Glas ein und nehmt ihr dabei den Brief fort.«

Francis drehte sich langsam um und näherte sich wieder dem Bette, mit seinen Falkenaugen beide Hände der Kranken musternd. Diese aber hielt ihr Auge allein auf die Flasche gerichtet und grinste dabei vor leidenschaftlicher Erwartung. »Ich dachte,« sagte sie, »Ihr wolltet mir noch ein Glas Whisky holen?«

»Das will ich – und hier halte ich es schon – seht!« Indem er sich dabei wieder dem Bette näherte, hatte er Mühe, seine Aufregung zu bewältigen, die sich schon in

seiner Stimme verrieth, denn er er spähte allein den passenden Augenblick, der Alten den Brief zu entreißen, den er bereits in's Auge gefaßt hatte. »Wo ist Euer Neffe, Mutter Jane?« fragte er mit starkem Nachdruck.

»Pah! Thomas Morris ist ein Duckmäuser geworden, wie er früher ein Schelm war – ich habe nicht mehr *so viel* Achtung vor ihm, zumal er mich hungern und dursten läßt. Aber ach, er ist ein Bettler geworden, wie ich eine Bettlerin bin, und das gewährt mir noch einigen Trost. Nein, nein, er kann und wird mir keinen Deut mehr geben, ich weiß es gewiß. – Alles das zusammengerechnet könnte ich Euch wohl sagen, wo er sich aufhält, aber eben – ich will nicht. Denn wenn Ihr ihn zum Plaudern brächtet, wie Ihr mich dazu zwingen wollt, so wäre er am Ende dumm und feig genug, zu erzählen, was nur er und ich und sonst Niemand auf der Welt weiß, denn alle Mitwisser – die Reichen wie die Armen, die Großen wie die Kleinen – schlafen lange, lange schon und – ewig. Haha!«

»Er wird nicht viel zu erzählen haben, was wir nicht schon lange wüßten –«

»So? Und warum sucht Ihr ihn denn? Ha, Dummkopf Ihr! Denkt Ihr, ich kenne Euch nicht? O, mich betrügt man nicht – aber still, Mann, gebt mir das Glas!«

»Noch nicht! Sagt mir, wo Thomas ist und ich gebe Euch Geld, um zwanzig Flaschen Whisky zu kaufen – eine ganze Hand voll Guineen.«

»Prahler Ihr! Ihr habt ja selbst nicht so viel, und wenn Ihr es hättet, Ihr gäbet es nicht – o, ich kenne die Welt, ha!«

»Gut, wenn Ihr es nicht bald sagt, bekommt Ihr keinen Schilling.«

»Ich will auch keinen von Euch Lordsgesindel. Glaubt Ihr mich trotzig behandeln zu können? Noch einmal, gebt mir das Glas und dann trollt Euch.«

Francis hielt den Augenblick für günstig. Er näherte sich langsam noch mehr dem Bette, hielt aber das Glas mit der linken Hand weit davon ab und das Auge funkelnd auf das zerknitterte Papier gerichtet, das jetzt ziemlich unbeachtet und lose in der rechten Hand der Kranken ruhte, während ihre linke sich immer begehrllicher nach dem vollen Glase ausstreckte. Da, indem ihre rothen Augen gierig auf demselben hafteten und Francis es sich der Hand der Alten nähern ließ, packte er schnell wie der Blitz das Papier und im Augenblick darauf hatte er es in der Hand und trat mit ihm von der Kranken hinweg, die das halb verschüttete Glas glücklich erfaßt hatte, nun aber ein ungeheures Zetergeschrei ausstieß.

»Still!« rief Francis, sich jetzt kühn in seiner ganzen Länge aufrichtend, »still, Weib, Ihr habt Euer Spiel verloren. Der Brief ist mein und – da, da habt Ihr ein paar Guineen dafür.«

Die Alte, rasch das starke Gebräu in ihre Kehle gießend, warf das leere Glas nach dem Manne, der sie betrogen, traf ihn aber nicht, und im Nu machte sie sich über das Geld her, das ihr in's Bette geworfen war, damit ihr ja keins der blanken Goldstücke entschlüpfe.

Francis, den ruhigen Augenblick benutzend, trat an das Licht, entfaltete das halb zerrissene Blatt und las nur folgende wenige Zeilen:

»Tante Jane! Ich bin von Australien zurückgekehrt. Auch da hat mich das Unglück so hartnäckig verfolgt, daß ich endlich meines elenden Lebens überdrüssig bin. Ich fühle mich krank, sehr krank, und in diesem Gefühle empfinde ich bittere Reue über mein verfehltes Leben. Geld kann ich Dir nicht mehr schicken, ich habe selbst keins. Das ist der letzte Brief, den Du von mir empfängst, und wahrscheinlich auch der letzte, den ich selbst schreiben werde, denn meine zitternde Hand wird nicht lange mehr die Feder führen können. Lebe für diese Welt wohl und finde Dich mit Gott ab, wie auch ich es zu thun gedenke. Portsmouth den 20. October 1851.

Thomas Morris.«

Francis lächelte triumphirend, als er diesen Brief hastig zu Ende gelesen – endlich wußte er, was er wissen wollte. Thomas Morris war also in Portsmouth und ein reuiger Sünder. Frohlockend trat er an das Bett der Kranken, die ihn keines Blicks würdigte, sondern nur mit dem Gelde liebäugelte, das sie aus einer Hand in die andere zählte und dabei erklingen ließ. »Darf ich diesen Brief behalten?« fragte er die grimmig blickende Alte.

»Geht an den Galgen, Ihr seid es werth! Auch Ihr seid ein schuftiger Engländer, der nur eine schottisches Zunge, aber kein schottisches Herz hat.«

»Darf ich den Brief behalten, Mutter Jane?«

»Zum Teufel, ja! Was soll ich mit dem Wisch? Ich weiß ihn schon auswendig und Ihr wißt ja doch den Hasen zu finden, nachdem Ihr sein klägliches Gewinsel gelesen.«

»So gehe es Euch wohl!« – Und der Schottin einen Wink gebend, trat er in den Corridor hinaus, wohin ihm die Alte sogleich folgte.

»Hört, Frau,« sagte er, »ich danke Euch für Euern Wink, er hat Früchte getragen. Diese Börse hier schickt Euch mein Herr dafür und nun lebt wohl.«

»Danke, Sir, tausendmal, danke!«

Francis hörte kaum das ihm noch zehnmal nachgerufene Danksagungswort, denn er sprang mit einer Hast die Treppe hinunter, daß die alten Stufen hinter ihm krachten, und nicht eher hielt er in seinem Laufe an, als bis er bei seinem Herrn im Zimmer stand, das Erlebte erzählte und als sichtbare Trophäe seines Triumphes den eroberten Brief vor ihm entfaltete.

ZEHNTES KAPITEL. EIN BESUCH ZU RECHTER ZEIT.

»Portsmouth!« rief Joseph Sohn in einem wahren Freudensturme aus, »also endlich hätten wir ihn, diesen Thomas Morris, und nicht mehr als verbrecherischen, kühnen, unternehmenden Gegner, sondern als reuigen, darniederliegenden Sünder! Unter diesen Umständen wird er uns leichter Rede stehen, als dieses verhärtete Weib, das sich in Whisky ersäuft wünscht, da sie doch einsieht, nicht ewig leben zu können – o welche Niedrigkeit, welche Gemeinheit!«

»Wenn Thomas Morris als Mann ist, was diese seine Tante Jane Berkley als Weib war, werden Sie einen harten Stand haben, Sir.«

»O, Thomas Morris war ein gebildeter Mann, Francis, und solche Leute können wohl elend, aber nie so gemein werden, wies jenes schreckliche Weib. Es ist mir lieb, daß ich sie nicht noch einmal zu sehen brauchte, denn sie hat mir ein Grauen eingeflößt, wie niemals ein menschliches Wesen. – Aber wie kommen wir am schnellsten nach Portsmouth?«

»Die Reise zu Wasser ist angenehmer,« bemerkte Francis, der lieber zu Schiffe war als in einem stoßenden Postwagen, »es ist nur die Frage, ob wir sobald ein Schiff finden, das nach dem Süden abgeht.«

»So beeile Dich und lauf nach dem Hafen. Ich werde unterdeß einen Brief nach Hause schreiben und das heutige Ereigniß berichten.«

»Erregen Sie aber noch keine zu große Hoffnung; wir haben den Mann noch nicht, den wir suchen.«

»Das versteht sich von selber, trotzdem ich ihn zu finden hoffe.«

Francis, von seinem letzten Erfolge ermuthigt und zu neuem Eifer angestachelt, machte sich sogleich auf den Weg, und nach zwei Stunden kam er wieder, um die frohe Nachricht zu überbringen, daß der Inverneß, ein kleines, aber gut segelndes Barkschiff, morgen früh nach der Themse abgehen werde, und daß es Raum genug für sie habe, weshalb er ohne Zögern zwei Plätze gemiethet.

Noch einmal betrachteten sie mit Ruhe am Nachmittag desselben Tages die altehrwürdige Stadt Aberdeen und rüsteten sich dann zur Abreise, die sie auch unter glücklichen Umständen, das heißt bei ziemlich ruhiger See und günstigem Winde am Morgen des zweiten Dezembers antraten. Allein sehr bald begann ein starker Nordost zu blasen und der Inverneß sah sich genöthigt, weit von der Küste abzuhalten, um nicht an die felsigen Klippen seines Vaterlandes geworfen zu werden; außerdem stellte sich ein undurchdringlicher Nebel ein, wie er England um diese Zeit so oft besucht, und erst am sechsten Dezember gelang es den eilfertigen Reisenden, London zu erreichen und von da ohne Aufenthalt auf der Eisenbahn nach Portsmouth weiter zu gehen. So sahen sie endlich wieder die High-Street vor sich und stiegen in ihrem alten Gasthofs, der London-Tavern daselbst ab, worauf sie sich sogleich nach Gosport begaben, um Mrs. Pearson in Betreff Mr. Rosmond's zu beruhigen und ihre Rückkehr anzuzeigen. Von diesem Augenblicke an begann nun eine wahre Treibjagd nach Thomas Morris. Zuerst wurde jedes Schiffsbüreau besucht, um zu erfahren, ob etwa ein Schiff um den 20. October herum von Australien eingelaufen sei und ob man nicht wisse, welche Passagiere sich auf demselben befunden hätten. Allerdings war am October ein Packetboot angekommen, unter den Namen der Passagiere aber befand sich der des Thomas Morris nicht. Alle diese und verschiedene andere Nachfragen nahmen

einen ganzen Tag in Anspruch und man hatte Nichts erreicht. Ein eben so geringes Resultat fanden ihre Nachforschungen bei den Behörden des Hafens und der Stadt, kein Mensch kannte Thomas Morris, kein Mensch wollte je von ihm gehört haben. So vergingen abermals einige Tage. Francis Poweril nahm endlich zu dem Mittel seine Zuflucht, das ihm in Aberdeen so überaus geglückt war, er beauftragte allerlei Personen von einem gewissen Stande mit dem Aufspüren des Gesuchten, aber hier in Portsmouth schlug dies Mittel nicht an, es brachte nichts zu seiner Kenntniß, was nur die geringste Spur von Thomas Morris aufgedeckt hätte.

So vergingen acht, ja vierzehn Tage und Joseph Sohn konnte es sich endlich nicht verhehlen, daß er sich in einer höchst peinlichen Lage befand. Von seinem Beschützer, dem er in der letzten Zeit Hoffnung gemacht, sein Ziel zu dem festgesetzten Termine zu erreichen, war er angewiesen, unter allen Umständen zur Weihnachtszeit in Downs-Castle einzutreffen, und er hatte das wirklich beabsichtigt, falls ihm der Aufenthaltsort Thomas Morris verborgen blieb. Nun sollte dieser aber in Portsmouth sein und Joseph befand sich mit ihm an einem Orte, durfte also um so mehr die Hoffnung hegen, den Mann, den er anderthalb Jahre vergeblich gesucht, endlich aufzufinden. Wenn er dagegen jetzt Portsmouth verließ, um vielleicht später wieder dahin zurückzukehren, war dann noch eine eben so günstige Aussicht vorhanden, Thomas Morris zu finden? Konnte er nicht, zumal er sich selbst

für sehr krank ausgegeben, sterben? Oder, falls seine Gesundheit sich wieder herstellte, war mit Gewißheit anzunehmen, daß er in Portsmouth bleiben würde? Nein. In den Stadtkrankenhäusern zu Portsmouth und Gosport hatte man nachgefragt, aber auch da war kein Kranker unter dem bewußten Namen zu ermitteln gewesen. Er mußte also in einem Privathause ein Unterkommen gefunden haben, und ihn da Haus bei Haus zu suchen, so viel man auch schon in manchen Stadtvierteln nachgefragt, war ein schwieriges und langweiliges Unternehmen, das nicht einmal einen gewissen Erfolg versprach.

Diesen unangenehmen Resultaten gegenüber, die ihn die Reise nach der Heimat von Tage zu Tage weiter hinaussetzen und nicht einmal zu dem Entschlusse kommen ließen, an den Lord von Neuem zu schreiben, da dieser ja seinen Wunsch wiederholt und bestimmt genug ausgesprochen hatte, quälte Joseph Sohn ein unbeschreibliches Verlangen, nicht von der Stelle zu weichen, bis er seine Aufgabe vollendet hätte, und wenn er einer unbestimmten inneren Stimme folgen wollte, die ihm bei Tage und bei Nacht zuzurufen schien: »Thomas Morris ist in Portsmouth und Du mußt bleiben, wenn Du ihn überhaupt jemals sprechen und befragen willst,« so konnte er nicht von diesem Orte fort. So faßte er denn endlich den Entschluß, dem Wunsche des Lords zuwider zu handeln und zu bleiben, in der festen Voraussicht, Jener würde denselben billigen, sobald er erführe, warum Joseph selbst die Freude des Wiedersehens seiner Lieben in den

Weihnachtstagen aufgegeben hätte. Und um nun ganz sicher zu gehen und den Lord nicht vergebens auf eine bestimmte Nachricht warten zu lassen, kam er mit Francis überein, daß dieser allein den Weg nach Hause antreten sollte, wenn bis zum 23. Dezember Abends der so eifrig Gesuchte noch nicht ermittelt wäre.

Schon in den letzten Tagen vor dem festgesetzten Termine ward Joseph von einer fieberhaften Unruhe umhergetrieben. Niemals in seinem Leben hatte er sich in einer Lage befunden, die derjenigen ähnlich sah, in der er sich jetzt befand. Es war ihm ganz eigenthümlich zu Muth und er konnte sich selbst davon keine Rechenschaft ablegen. Es gährte und kochte in ihm ein unbestimmter Drang nach Erfüllung seines Strebens und er konnte kein Auge schließen, denn immer, wenn der Schlaf sich näherte, schwebte ihm wie eine dunkle Vision vor, was er erwartete und was immer doch nicht eintraf. Einmal, als er von langem vergeblichen Suchen in unzähligen Straßen und Häusern zurückgekehrt war, schlief er in der Abenddämmerung auf seinem Zimmer vor Ermüdung ein, aber da träumte er sogleich, Thomas Morris stehe mit bleichem Gesichte vor ihm im Nebel, der draußen auf den Straßen wirbelte, und rufe mit schwacher ersterbender Stimme: »Schnell, schnell, Joseph Sohn, oder es ist zu spät!«

Erschrocken fuhr er aus dem Schlafe empor und blickte um sich, aber Niemand war da, der ihn hätte rufen können, selbst Francis, unermüdlich auf seinen Wanderungen begriffen, war abwesend.

»Das ist sonderbar,« sagte er zu sich selbst, »aber es bestärkt mich in meinem Entschlusse, hier zu bleiben, und ich gehe nicht fort, bis ich ihn habe, den ich schon im Bilde vor mir gesehen. Von morgen an werde ich ruhiger werden, morgen ist der 23. Dezember und Francis reist nach Hause ab, er hat schon sein Bündel geschnürt.«



Der 23. Dezember war angebrochen. Es war ein heiterer Tag, wie man ihn lange nicht am britischen Canale erlebt hatte. Die milde Luft war so erquickend und angenehm, daß Tausende von Menschen auf den Straßen dem Meere zuströmten, um mit dem Genuß der frischen Luft auch den des Schauspiels zu verbinden, ein großes Königliches Schiff vom Stapel laufen zu sehen, was am Mittag dieses Tages geschehn sollte. Als Francis kurz vor dieser Zeit in Reisekleidern bei Joseph eintrat, gewahrte dieser in dem bleichen Gesichte und der angespannten Miene des guten Burschen die getäuschte Erwartung, mit der er sich auf seine Reise zu begeben genöthigt war.

»Ich soll also fort,« sagte er. »Gut, ich gehorche, aber ungerne. Denn ich weiß es bestimmt, kaum bin ich an Bord, so kommt der Mensch, den wir so lange vergeblich gesucht haben, Ihnen in's Garn gelaufen.«

»Dann beeile Dich, daß Du fortkommst, um so eher werde ich glücklich sein.«

»Ja, ja, Sir, ich glaub' es und ich bräuchte doch so gern eine gute Botschaft heim. Aber ich habe noch bis fünf Uhr

Nachmittags Zeit, um Sechs geht erst der Dampfer nach der Weser ab. Wollen wir nicht auch dem Schauspiel beiwohnen, dem alle Welt zuströmt, und den ersten Sprung ansehen, den die neue Fregatte in's Wasser macht?«

»Ja, ich bin's zufrieden. So komm denn.«

Beide begaben sich in das dichte Straßengewühl und hatten sich bald in dem Getümmel verloren, welches bei dergleichen Anlässen stets in der Nähe des Hafens herrscht. Die Sonne strahlte hell und beinahe so warm wie bei uns im Mai, der Himmel selbst schien sich über die Freude der Menschen mitzufreuen.

Unachtsam auf Alles, was um ihn her vorging und nur mit seinem brütenden Innern beschäftigt, verfolgte Joseph seinen Weg. Er wünschte jetzt ordentlich, Francis sei erst abgereist, um dann dem vorausgesagten Ziele näher zu kommen, ohne doch den Weg zu errathen, auf welchem dies geschehen solle. Francis dagegen war niemals aufmerksamer gewesen, als an diesem Morgen, denn es war seine Gewohnheit geworden, die Nase in der Luft zu tragen, um überall das Wildpret zu wittern, das er ohne Unterlaß verfolgte. So bemerkte er denn auch heute sehr bald, daß zwei Männer ihnen eine Weile schon auf dem Fuße nachgeschlichen waren und sich wiederholt bemühten, ihre Gesichtszüge von allen Seiten in Augenschein zu nehmen. Beide Männer waren jung und gentlemanmäßig gekleidet, obwohl man ihnen ansah, daß sie keinem besonders vornehmen Stande angehörten.

Man hatte sich dem Hafen genähert. Da auf dem allgemeinen Zuschauerraume ein großes Gedränge herrschte,

in das sich zu mischen nicht rathsam war, so wollten sich Joseph und Francis eben in ein Haus begeben, um einen Platz an irgend einem Fenster zu miethen, als die beiden jungen Männer ihnen in den Weg traten und höflich die Hüte zogen.

»Um Vergebung, Sir,« sagte der Größere zu Joseph, »wohnten Sie nicht im vorigen Jahre in London-Tavern in der High-Street?«

»Ja,« entgegnete der Angeredete, »da wohnte ich in der That vor längerer Zeit und wohne ich auch jetzt wieder.«

»Nun ja,« fuhr Jener fort, »ich sagte es ja gleich, denn ich habe Sie schon in der Stadt wiedererkannt. Sie kennen mich wahrscheinlich nicht, obwohl ich Sie damals bediente – ich war Kellner daselbst, was ich seit einem Monate nicht mehr bin.«

»So, und warum erneuern Sie unsre Bekanntschaft?«

»Ja, das ist ein närrisch Ding. Vor etwa sechs Wochen fand sich ein Mann in der London-Tavern ein und fragte nach Ihnen. Das Comptoir der Hafen-Zeitung hatte ihn gesendet. Er beanspruchte fünfzig Pfund Sterling Belohnung, wenn er Ihnen Auskunft über eine Person gäbe, die Sie suchte,«

»Was?« riefen Joseph und Francis in einem Athem. »Die fünfzig Pfund sind schon lange gezahlt,« fuhr Joseph allein fort, »aber sie wurden für eine Nachricht gegeben, die uns gar Nichts genützt hat.«

»So. Der Mann aber, den wir meinen, sagte, er wisse eine bestimmte Auskunft über die verlangte Person zu

geben und er hoffe, Sie würden dafür, wenn Ihnen noch daran gelegen, die fünfzig Pfund an ihn selbst zahlen, obgleich er vermuthete, daß er etwas zu spät käme, da ihm Ihre Einsendung in die Zeitung erst zu Gesicht gekommen sei, nachdem sie längst verjährt schien.«

Joseph erbleichte vor innerer Aufregung, Francis aber stieß einen Freudenschrei aus. »Kennen Sie den Mann, der die Belohnung in Anspruch nahm?« fragte er.

»O ja, es war ein Krankenwärter vom Seehospital –«

»Vom Seehospital!« Joseph und Francis sahen sich verblüfft an. An das Seehospital hatten sie nicht im Entferntesten gedacht, da ja Thomas Morris ihres Wissens kein Seemann war und nur ein solcher in jenem aufgenommen wurde.

»Können Sie uns zu ihm führen?« fragte Joseph mit entschiedener Hoffnung, jetzt endlich Licht zu erhalten.

»O ja, aber wir möchten das Schauspiel hier nicht verlieren. Sie brauchen nur selber nach dem Hospital zu gehen und nach Mr. Tiburton zu fragen; so hieß der Mann, der Sie suchte.«

»Tiburton! Tiburton!« riefen Joseph und Francis wohl hundertmal, als sie im Sturmschritte nach dem Seehospital liefen, das sie nach kurzer Zeit erreichten.

Der Krankenwärter Tiburton war bald aufgefunden und höchlichst erstaunt, seinen Gang nach der London-Tavern so unverhofft belohnt zu sehen. Denn daß *sein* Thomas Morris, wie er sich ausdrückte, der einzig richtige sei, davon war er fest überzeugt, obgleich derselbe, gegen die Annahme der beiden Fremden, ein Seemann,

wenigstens als ein zur Seemannschaft gehöriges Individuum im Hospital aufgenommen war.

»Wenn sich dies so verhält, mein lieber Mann,« sagte Joseph freudig, »und *Ihr* Morris *unser* Morris ist, so sollen Ihnen die fünfzig Pfund gehören, obwohl wir sie schon vor vierzehn Monaten aussetzten und auch für eine Nachricht gezahlt haben, die uns keinen Vortheil gebracht hat. Jetzt aber führen Sie uns zu dem Dirigenten der Anstalt, damit wir Erlaubniß erhalten, dem Kranken einen Besuch abzustatten.«

Diese Erlaubniß ward sehr gern ertheilt, nur bemerkte der Arzt, daß, da Mr. Morris sterbenskrank sei, der Besuch *eines* Fremden wohl genügen könne, um ihn nicht noch mehr aufzuregen.

»Woran leidet er denn?«

»Ach, es ist die Krankheit, die so oft auf ein vergeudetes Leben und Kummer und Elend folgt, das sich gern daran knüpft – eine allgemeine Abzehrung, die aus dem Mangel an Lebenskraft entspringt. Außerdem aber scheint mir auch sein Gemüth nicht in Ordnung zu sein, denn ich habe nie einen Menschen so viele Seufzer ausstoßen hören, wie diesen.«

»Wenn es Der ist, den ich suche, Sir, so wird er allerdings Viel zu bereuen haben. So werde ich also allein gehen, Francis, aber erwarte mich hier oder in dem Weinhaus da drüben.«

Francis entfernte sich langsam und mit einem Gesichte, dem man anmerkte, daß er gern ein Augenzeuge des

Auftritts gewesen wäre, der aller Vermuthung nach sich jetzt entwickeln würde.

Joseph folgte dem voranschreitenden Arzte in ein höheres Stockwerk, durchschritt einen langen, sehr reinlich gehaltenen Corridor und trat in ein Zimmer, in welchem vier Betten mit Vorhängen standen, von denen drei unbesetzt waren. In dem vierten aber, zunächst dem einen Fenster, sollte der Mann liegen, der als Thomas Morris in das Krankenregister eingetragen war.

»Ich lasse Sie jetzt bei dem Kranken allein, Sir,« flüsterte der Arzt, »aber halten Sie sich nicht zu lange auf, er ist sehr schwach, das werden Sie selbst bald gewahren. Guten Morgen.«

Die Thür schloß sich hinter dem abgehenden Arzte. Joseph, dem ein unwillkürlicher Schauer durch den Körper lief, starrte noch immer das Bett an, in welchem er einen Mann schwer athmen und laut seufzen hörte, dessen Anblick ihm noch der halbzugezogene Vorhang verbarg.

Endlich hatte er sich gesammelt, und nun dem Bette näher tretend, zog er den Vorhang mit der Linken zurück. Da wurde ihm ein seltsamer Anblick zu Theil. Ein abgezehrter Mann, dem das früher dunkle, jetzt aber stark ergraute Haar wüst um Stirn und Schläfe hing, lag in dem Bette und wälzte sich unruhig hin und her. Sein Gesicht zeigte eine aschfarbige Bleiche, die Augen lagen in tiefen Höhlen und die Nase trat ungewöhnlich spitz zwischen den eingefallenen Wangen hervor. Das Einzige, was die Krankheit, die Sorge, die Reue und alle Leidenschaften und Schmerzen, die so lange an ihm genagt, in leidlicher

oder wenigstens scheinbarer Gesundheit übrig gelassen hatten, war ein kräftiges Gebiß von auffallender Weiße, und ein Auge, das auf den ersten Blick einen gebildeten Mann verrieth, der bessere Tage gesehen hatte, als ihm jetzt zu Theil wurden. Im Ganzen war kein besonderer Ausdruck auf dem Gesicht wahrzunehmen, als der, den das Elend in so vielerlei Gestalt und die Abzehrung in der Regel hervorbringt, wenn geistige Selbstqual, mit Reue und Hoffnungslosigkeit gepaart, damit verbunden ist, nur lag in dem braunen Auge ein eigenthümlicher Glanz, der schon aus einer andren Welt entlehnt und vorzeitig in dieses gebrechliche Wesen eingezogen zu sein schien.

»Guten Morgen, Mr. Thomas Morris,« sagte Joseph Sohn und beugte sich etwas zu dem Kranken nieder. Dieser aber, sobald er die unbekannte Stimme gehört und den fremden Mann erblickt hatte, stieß einen Schrei aus, den ihm weniger die Verwunderung und Ueberraschung, als der Schreck auspreßte, da ihn die jugendliche Erscheinung seines unerwarteten Besuchs wie ein Schlag von unsichtbarer Hand überfiel. Die Augen starr auf den Fremden gerichtet, als sehe er ein drohendes Gespenst vor sich, die knöchernen Hände abwehrend gegen ihn emporstreckend, als fürchte er sich vor ihm, und dann mit beiden Händen nach der Stirn fahrend, um die vor die Augen gefallenen Haare bei Seite zu streichen, das waren die ersten Bewegungen, die Joseph Sohn's Anblick bei dem Kranken hervorrief. Aber jener laute unartikulierte Schrei, den er ausgestoßen, war die einzige Antwort,

die er zunächst dem ihn Begrüßenden zu Theil werden ließ, seine ganze Kraft schien er für den Blick zu gebrauchen, mit dem er immer starrer, wie in Stein verwandelt, den jungen schönen Mann mehr durchbohrte als betrachtete.

»Guten Morgen, Mr. Thomas Morris!« wiederholte Joseph seinen Gruß.

»Ha!« rief der Angeredete mit convulsivisch hin und her fahrenden Händen – »wer sind Sie, was wollen Sie?«

»Das werden Sie sogleich hören. Mein Name ist Joseph Sohn und ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht *der* Thomas Morris sind, der –«

»Ja, ich bin's, den Sie meinen – Ihnen gegenüber kann ich kein Anderer sein – wie war Ihr Name? Lassen Sie mich ihn noch einmal hören.«

»Joseph Sohn!«

»Ha! Ja!« – Und der Kranke schüttelte sich wie vor innerem Grauen und bedeckte sich die Augen eine Weile mit der Hand. »Ja, ja, jetzt weiß ich's. – Wer sendet Sie zu mir?« fragte er nach ziemlich langer Pause.

»Lord Shorncliffe, ehemals Emery Glandon, wenn Sie sich dessen erinnern und der sind, den ich suche.«

»Ja, ich bin's – Gott sei Dank! Er hat meine Gebete erhört – in welchem Verhältnisse stehen Sie zu ihm?«

»Er ist mein Freund, mein Gönner, mein Beschützer.«

»Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?«

»Durch einen seltsamen Zufall. Ich war Hauslehrer auf einem Gute, in dessen Nähe er sich ein Haus erbaut hat, und so lernte ich ihn kennen.«

»Wer bewohnt das Gut, in dessen Nähe er sich angebaut?«

»Ein Baron von Haldrungen, der Henriette von Bergen geheirathet hat!« sagte Joseph bedeutungsvoll.

»Gerechter Gott! Ja, ja, ich sehe, ich fühle es! Es giebt eine Vergeltung auf Erden schon, wie es einen innern und äußern Zusammenhang zwischen den Geschicken der Menschen giebt, wenn sie auch Tausende von Meilen von einander getrennt wohnen. Ha! Ja, Sir, ich bin der Thomas Morris, den Sie suchen, aber – Sie müssen sich beeilen, Sie haben einen Mann vor sich, der schon mit einem Fuße im Grabe steht und mit allen seinen Gedanken im Himmel ist – nur Sie führen mich wieder auf diese Erde zurück, wofür ich Ihnen vielleicht dankbar sein sollte, wenn mir diese Tugend eigen wäre. Also schnell, was wollen Sie von mir?«

»Ich will Aufklärung über Alles, was früher zwischen dem Lord und Ihnen vorgefallen ist, als er noch Emery Glandon war.«

»Ja, ja, sie soll Ihnen werden, ich sehne mich schon lange danach, mein Herz auszuschütten und Sie – Sie sind der rechte Mann dazu.«

»Warum gerade ich?«

»Weil – weil Sie von dem Lord geschickt sind, o – o, er konnte keinen Besseren schicken. Aber was wollen Sie noch von mir wissen?«

»Wo möglich möchte ich erfahren, wo Sie sein Kind, seine kleine Tochter gelassen haben, die er noch nicht gefunden hat?«

Dem Kranken brach ein kalter Angstschweiß aus; er starrte den ruhig Redenden an, als ob er ihn prüfen wolle, ob er die Wahrheit spreche.

»Sprechen Sie wahr?« fragte er stammelnd, indem ihm schon die Thränen über die hageren Wangen liefen, was ihm eine Erleichterung verschaffte, die er seit Jahren nicht empfunden und doch so sehnlichst herbeigewünscht hatte.

»Ich habe nie die Unwahrheit gesagt, Thomas Morris, am wenigsten aber würde ich mich Ihnen gegenüber dazu verstehen.«

»Gut, gut – ich verdiene den Spott, wenn Sie ihn gegen mich anwenden.«

»Ich spotte nicht, so reden Sie denn.«

»Ja, ja, aber heute nicht – ich kann nicht, ich kann nicht.«

»Warum nicht? Sie sagen ja selbst, Sie hätten Eile –«

»Die habe ich auch; aber eben so gewiß fühle ich auch, daß ich nicht eher sterben werde, als bis – bis dieser Stein von meinem Herzen gewälzt ist. Nur heute – jetzt – kann ich nicht.«

»Warum nicht, frage ich noch einmal.«

»Weil es mir an Kraft gebricht, ich muß mich erst sammeln, Sie haben mich erschreckt – ganz fürchterlich erschreckt – denn Sie von allen Menschen, die auf Gottes weiter Erde leben, hätte ich am wenigsten an meinem Sterbebette zu finden erwartet.«

»Kennen Sie mich denn?« fragte Joseph mit unverhohlenem Erstaunen.

»Nein, nein, ich kenne Sie nicht – aber Sie, Sie – o verlassen Sie mich, ich habe etwas sehr Wichtiges zu thun, bis Sie mich wiedersehn –«

»Ich sollte meinen, es gäbe nichts Wichtigeres, als meine Fragen zu beantworten.«

»Das ist wichtig, ja, ja – aber es giebt noch etwas Wichtigeres, was ich zuvor thun muß, durchaus –«

»Was ist das?«

»Ich muß zwei Briefe schreiben – schnell – sogleich – ehe es zu spät ist. Verlassen Sie mich!«

»Wenn diese Briefe so wichtig sind, wie Sie sagen, so will ich Sie verlassen – aber wann soll ich wiederkommen?«

»Morgen, morgen früh um acht Uhr.«

Joseph warf einen prüfenden Blick auf den unendlich schwachen und hinfälligen Kranken, als wollte er sich selbst die Frage vorlegen: »wird das nicht zu spät sein?«

»Ha!« rief der Kranke, der mit dem Seherblick eines Sterbenden diesen Blick verstanden hatte – »Sie fürchten, ich sterbe bis morgen! Aber nein, nein, nein, ich sterbe *nicht*, ich *kann* nicht sterben, bis ich Ihnen Alles, Alles gesagt habe, was dieses morsche Herz erdrückt, zerquetscht. Diese Gnade wird mir Gott, der mir Alles versagt hat, was Andre besitzen, nicht verweigern.«

»So gehe ich – bis morgen früh acht Uhr also?«

Der Kranke nickte und riß schon an dem Glockenzuge, der über seinem Bette hing. Joseph entfernte sich zögernd, wiederholt einen Blick auf den Kranken werfend,

als könne er sich nicht entschließen, ihn aus den Augen zu lassen.

Als er auf dem Corridor anlangte, fand er den Krankenwärter Tiburton schon seiner wartend. Er lächelte. »Habe ich Recht gehabt, Sir?« fragte er.

»Ja, Sie hatten Recht, es ist *mein* Thomas Morris, wie er der Ihrige ist, und hier sind die fünfzig Pfund. Aber noch Eins. Ich fürchte, der Mann lebt nicht lange mehr und doch hat er mir noch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen. Heute aber will und kann er nicht, er müsse zuerst schreiben, sagt er. Ich gehe also, doch ich bitte Sie, mir augenblicklich Meldung zu machen, wenn es mit ihm schlechter gehen sollte. Ich wohne in London-Tavern.«

»High-Street – o, ich finde Sie jetzt schon.«

»So gehen Sie zu Ihrem Kranken, er wird Papier und Tinte haben wollen.«

»Gehen Sie getrost, Sir, ich lasse mir Ihre Sache angelegen sein, und ich danke Ihnen für diese Note.«

Mit diesen Worten trat er in das Zimmer und Joseph stieg mit klopfendem Herzen, mit fliegendem Athem und hochgerötheten Wangen langsam die Treppe hinab, in seinem Geiste Alles bedenkend, was er gesehn und gehört hatte, und doch nicht befriedigt, denn er hatte noch nichts erfahren, was zu erfahren er gekommen war, und war außer Stande, sich die seltsamen Ausbrüche des Schreckens und Staunens des unglückseligen Mannes zu erklären.

Der ungeduldige Francis hatte sich noch nicht entschließen können, das Hospital zu verlassen; er ging im

blitzenden Sonnenschein vor der Thür desselben auf und ab und erwartete seinen Herrn, der schneller, als er gedacht, seinen Krankenbesuch beendet hatte. In fünf Minuten wußte er Alles, was Joseph selbst wußte, Aber wunderbar, dieser, der früher so gesprächig gewesen, war plötzlich sehr schweigsam geworden.

»Haben Sie Hoffnung, Alles zu erfahren?« fragte der treue Diener.

»Ja, ich habe sie, wenn Gott ihm das Leben bis morgen läßt.«

»Das wollen wir hoffen. Einstweilen schreibt er zwei wichtige Briefe, sagen Sie, und das ist schon ein großer Gewinn.«

»So ist es. Jetzt aber laß uns nach Hause gehen, ich bin erschöpft. Wovon, weiß ich eigentlich nicht.«

»Sie haben seit langer Zeit sehr wenig geschlafen und nichts Ordentliches genossen.«

»Wahr, wahr – ich habe Appetit! Vorwärts denn!«

»Aber wie denn, soll ich noch reisen?«

»Nein, das wird nicht nöthig sein, morgen höre ich Alles und dann reisen wir zusammen.«

Das eben Berichtete fiel, wie schon gesagt, am 23. Dezember gegen Mittag vor. Am 24. Morgens Punkt acht Uhr stellte sich Joseph Sohn wieder im Hospitale ein, um die versprochenen Mittheilungen Thomas Morris' entgegenzunehmen, wenn er nicht, wie er jeden Augenblick

befürchtet hatte, unterdeß gestorben wäre. Obgleich das nun nicht geschehn war, so sollte der ungeduldig harrende Joseph doch so bald noch nicht zum Ziele gelangen, und der frohlockende Francis hatte noch einmal Alles zur Abreise vergeblich vorbereitet. Denn als Joseph in das Krankenzimmer trat, fand er den Arzt darin vor, der den Puls seines Patienten in der Hand hielt und bedächtig auf seinen Athem zu lauschen schien.

Der Arzt winkte dem Eintretenden zu, vorsichtig sich zu nähern, und als er Joseph über die geschlossenen Augen des todtenbleichen Morris erschrecken sah, trat er mit ihm an das andere Fenster und flüsterte ihm zu, daß der Kranke in Folge seiner gestrigen Anstrengung in einen Zustand bedeutender Erschöpfung verfallen sei, die Nacht phantasirt und fast nur den Namen Emery Glandon gerufen habe, nach dem er sich sehr zu sehnen scheine.

»Das betrifft eben unsre Unterhaltung,« erwiderte Joseph, »und er sagte mir gestern, er könne nicht eher sterben, als bis er sein Gewissen durch ein vollständiges Bekenntniß erleichtert habe. Und das sollte eben jetzt geschehn, so war es verabredet.«

»Dann bedaure ich Sie; in seinem jetzigen Zustande wird er nicht reden können und wir wollen wünschen, daß der Schlaf, der ihn erst seit einer Stunde umfängt, ein stärkender und wo möglich recht lange dauernder sei.«

»Wenn es nur nicht der Todesschlaf ist!«

»Das befürchte ich nicht; sein Athem und sein Puls ist noch zu regelmäßig und nichts als seine Schwäche läßt seine Auflösung voraussehn. Doch noch nicht so rasch. Die beiden Briefe scheinen ihn am meisten angestrengt zu haben.«

»Er hat sie also doch geschrieben.«

»Ja, und eigenhändig gesiegelt und dann in seine Briefftasche geschlossen, die er im Bette verborgen hat.«

»Sie erlauben mir vielleicht, mich hier im Zimmer so lange aufzuhalten, bis der Schlaf zu Ende ist?«

»Sehr gern, aber Sie werden sich langweilen.«

»Durchaus nicht; die Sache, die mich beschäftigt, birgt weit mehr Aufregung als Langeweile in sich.«

»So will ich Sie verlassen und wünsche Ihnen den besten Erfolg.«

Der Arzt ging und ließ den Besuch bei dem Kranken allein. Joseph setzte sich vor dem Bette nieder und betrachtete mit großem Interesse und wehmüthigen Empfindungen das bleiche, verfallene Gesicht, die eingesunkenen Augen und die vorzeitig ergrauten Haare des Schlafenden, die wirr und wüst über seine Wangen herniederfielen.

»Welche Gedanken,« sagte er sich, »mögen sich in diesen armen gebrechlichen Leib einschließen, wieviel Kummer so lange Jahre sein matt pochendes Herz überfluthet haben! O Ihr thörichten Menschen, warum laßt Ihr Euch von Euren dämonischen Leidenschaften, Euren Gelüsten und Begierden so tief in die Netze der Sünde verstricken, die Ihr doch, wenn Ihr Eure Gaben gebrauchtet, wie sie in

Euch liegen, zu den Edelsten und Größten zählen könntet! Emery Glandon – schau her – hier liegt Dein Spielgefährte, der Vertraute Deiner Seele; dem von einer und derselben Lippe Worte der Weisheit und Regeln der Klugheit gepredigt wurden, und doch – wie verschieden hat sich Euer Schicksal gestaltet!«

In solchen und ähnlichen Betrachtungen verfloß dem einsamen Wächter eine lange Zeit, ohne daß er es merkte. Nur von Stunde zu Stunde unterbrach ein vorsichtig schreitender Wärter die Stille und erkundigte sich nach seinem Kranken. Dieser schlief immer noch und fester denn je.

Mittags kam auch der Arzt wieder und wunderte sich, Joseph Sohn noch auf seinem Posten zu finden, der unermüdlich seine Pflicht erfüllte. Er brachte die Nachricht, daß Francis Poweril draußen sei und sich nach seinem Herrn erkundige. Joseph begab sich zu ihm hinaus und benachrichtigte ihn von dem Zustande des Kranken. Joseph sah bleich und abgespannt aus, was kein Wunder war, da er schon seit mehreren Nächten nicht geschlafen hatte. Francis holte ihm etwas kalte Küche und eine Flasche Wein, von dem er später von Zeit zu Zeit ein Glas genoß.

Der Arzt war mit dem Schläfe Thomas Morris' sehr zufrieden, sprach die Hoffnung aus, er werde sich, wenn er erwache, sehr gestärkt fühlen, und Joseph könne auf Erfüllung seiner Wünsche rechnen. –

Der Mittag neigte sich zum Nachmittag; früh brach bei dem neblig gewordenen Wetter die Dämmerung ein, und

der Kranke schlief immer noch und Joseph setzte unermüdet sein Wacht fort.

Um sieben Uhr – der Krankenwärter hatte schon eine hell brennende Lampe in das Zimmer gebracht – fand sich Francis wieder ein und wurde gleich darauf mit demselben Bescheide wie am Morgen entlassen; Joseph hatte den Entschluß ausgesprochen, nicht von dem Bette zu weichen, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Und dieser Entschluß war gut, so schwer seine Ausführung auch dem seiner Pflicht treu ergebenen jungen Manne wurde.

Um neun Uhr war seine Müdigkeit so groß geworden, daß er auf seinem Stuhle vor dem Bette einschlief und sogar den Arzt nicht hörte, der um zehn Uhr noch einmal nach seinem Kranken sah und verwundert den Kopf schüttelte, als er die hartnäckige Ausdauer und die unermüdliche Geduld des jungen Deutschen gewahrte, der nicht wußte, daß sein treuer Diener in der Stube des Wärters Tiburton eben so wachsam und geduldig saß und auf das Erwachen und die Mittheilung des Kranken wartete, wie er selber.

Joseph schlief ziemlich fest, aber dennoch träumte er. Aber es war nichts Bestimmtes, was seiner Seele vorschwebte, wenigstens konnte er sich später desselben nicht mehr erinnern. Plötzlich aber war es ihm, als ob eine Stimme laut zu ihm sagte: »Joseph; wache auf, die Stunde der Entscheidung ist gekommen!«

Joseph schlug sogleich die Augen auf, blickte empor und sah die überirdisch glänzenden Augen des Kranken,

der ebenfalls, aber schon vor einer Weile erwacht war, mit einem Ausdruck des Mitleids und der Wehmuth auf sich gerichtet, den er sich erst in späterer Zeit, als er schon wieder in der Heimat war, entziffern konnte.

»**Ah,« sagte der Kranke, »es ist gut, daß Sie erwachen. Ich wartete schon darauf und doch wollte ich Sie nicht stören, Sie schliefen so süß. Auch ich habe lange geschlafen und fühle mich wunderbar gekräftigt. Ist es schon acht Uhr?«

Joseph sah nach der Uhr und sagte: »Wir sind sechszehn Stunden weiter vorgerückt, als Sie glauben, denn es ist Mitternacht und Sie haben seit heute Morgen ununterbrochen geschlafen.«

»Mitternacht? Ist's möglich! Aber das ist gut, dann bleiben wir ungestört und ich kann Ihnen sagen, was ich zu sagen habe, denn jetzt fühle ich, daß ich ein Sterbender bin und daß dies das letzte Gespräch ist, welches ich in meinem Leben führen werde. Wohlan denn, öffnen Sie Ihre Ohren und hören Sie mich aufmerksam an, denn ich will mir mit meiner Erzählung den Eingang in den Himmel erkaufen, den ich sonst sicher nicht gefunden hätte. – Doch zuerst nehmen Sie diese beiden Briefe hin« – und er holte sie aus seiner Briefftasche hervor, die er unter seiner Decke bisher in den Händen gehalten hatte. »Diesen Brief hier geben Sie dem Lord Emery Shorncliffe, ohne ihn vorher zu erbrechen, und diesen hier liefern Sie persönlich, bevor Sie nach Hause gehen, bei dem Großhause Soest und Comp. in Bremen ab.«

»In Bremen?« fragte Joseph erstaunt.

»Ja, Sie werden nachher hören, warum – doch nun muß ich beginnen; meine Uhr ist abgelaufen und der Pendel fängt schon an, sich langsamer zu bewegen.«

»Es war in meinem zwölften Lebensjahr, als ich Emery Glandon im Hause meines Erziehers unweit Tower-Hall bei Dover kennen lernte. Er war ein schöner, ein vielversprechender und auch ein guter Knabe, den mir das Schicksal in den Weg geworfen, um mich zu prüfen, ob ich seiner werth wäre. Leider war ich seiner unwerth, wie Sie vielleicht schon wissen oder ahnen, es aber jetzt genau von mir erfahren werden, denn ich schwöre es Ihnen zu, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, damit Gott und Emery selber mir vergeben mögen. Unsre Freundschaft wurde bald eine innige, wenigstens von Seiten Emery's, denn ich – ja, so ist es – ich liebte ihn nur, um mich selbst an den äußeren Vortheilen, die das Geschick auf seine Seite geworfen, zu erheben und mich, seiner Hülfe in allen Nöthen erfreuend, selber auf einen Punkt zu stellen, der mir durch die beschränkten Verhältnisse meiner Familie versagt war. Nie hat es einen edleren, vertrauensvolleren, großmüthigern und wohlwollenderen Menschen als diesen Emery Glandon gegeben. Durch ihn erhielt ich Alles, was ich nicht besaß, nicht besitzen konnte, denn ich war viel ärmer als er. Aber er ahnte nicht meine Habsucht, die als ein Erbtheil meiner Familie, schon im Kindesalters eingepflanzt war. So bereicherte ich mich denn durch die Brosamen, die Emery mir reichlich und in allerlei Gestalt zuwarf, um schon in früher Jugend einer Spielwuth zum Opfer zu fallen,

die mich später verdorben und zum Untergange geführt hat. Als wir in Jahren vorrückten und unser Charakter sich deutlicher ausprägte, nahm auch meine Hab- und Gewinnsucht zu, und stets war es Emery, der mich aus meinen Verlegenheiten riß. Ich lohnte ihm schrecklich dafür. Denn je großmüthiger er sich bewies, um so heftiger fing ich an, ihn im Geheimen zu hassen, weil ich ihn beneidete, daß er mehr Mittel besaß und die Kunst verstand, weniger zu gebrauchen und doch dafür mehr zu genießen als ich. Sein Genuß war ein ruhiges Empfinden und Behagen an Allem, was die Erde Schönes und Gutes hervorbrachte, mein Genuß dagegen war ein sinnliches Ueberstürzen, ein gedankenloses Verschlingen alles Gebotenen; ich lebte, um meine Sinne zu kitzeln und meinen Leidenschaften zu fröhnen, die in mir auswuchsen mit einer Schnelligkeit und zu einer Größe, daß ich oft selber darüber erstaunt war, wenn ich mich mit dem stillen, ernsten, thatkräftigen Emery verglich, denn, damals dachte ich noch über mich nach, was mir später nicht mehr gelang, weil die Menge meiner Vergehen mich vor mir selbst erröthen machte. Emery merkte von allen diesen still in mir sich entwickelnden Vorgängen nichts, und unglücklicher Weise beutete ich eine charakteristische Seite seines Wesens nach allen Richtungen und in vollstem Maaße aus. Ich wußte, daß Emery's Neigung, wenn sie einmal für ein Ding auf der Welt, für ein Thier, für einen Menschen erwacht war, unauslöschlich in sein Inneres gegraben blieb, denn er hielt Alles, was er einmal in sich aufgenommen, mit einer unglaublichen edlen

Hartnäckigkeit fest. So war seine Neigung, seine Liebe zu mir selbst unverwüstlich, sein Vertrauen gränzenlos, und gerade darauf baute ich, und ein Laster, auf eine Tugend gegründet, wird furchtbar, wenn es ohne Rücksicht ausgebildet, ohne Maaß gestaltet, ohne Furcht vergrößert wird. Ach schon damals, als wir noch in seinem mütterlichen Hause lebten und keine Ahnung von der Gestaltung unsers künftigen Geschickes hatten, verrieth und betrog ich ihn. Emery Glandon stammte mütterlicherseits aus einer stolzen und hochmüthigen Familie ab – kennen Sie vielleicht die Geschichte derselben?«

»Ja, ich kenne sie ziemlich genau.«

»Gut, so kann ich um so kürzer sein – mein Athem nimmt ab.«

Joseph beugte sich immer aufmerksamer vor, als wollte er jeden Athemzug des Erzählenden aufsaugen, denn er hatte schon lange die Anstrengung bemerkt, mit welcher der Leidende sprach, und als fürchte er, der Faden seiner Erzählung könne abreißen, ehe er sich bis zum Ende abgewickelt hätte.

»Emery, sage ich, hatte eine übermäßig stolze Mutter. Diese, aus dem hochmüthigen Stamme der Shorncliffes entsprossen, hatte nur Eine Hoffnung, die: ihren Emery einst als den Erben ihres Vaters, und Eine Furcht: Emery selbst in Verbindungen gerathen zu sehn, die die Erfüllung jener Hoffnung unmöglich machten, denn Emery sollte sich niemals gegen ihren Willen vermählen, um keine Verbindung zu schließen, die, ihrer Meinung nach, die erhabene Lordsfamilie über ein Mitglied derselben

erröthen ließ. Die eigenen Erfahrungen, die sie in diesem Punkte gesammelt, und die Zurücksetzungen und Demüthigungen, die sie dadurch erlitten, mochten viel dazu beigetragen haben, sie darin noch starrer und hartnäckiger zu machen, als sie von Natur schon war.

In dieser Ansicht unterstützte sie ihr Bruder, das damalige Haupt der Familie, Lord Shorncliffe, mit dem sie sich insgeheim wieder versöhnt hatte, ohne die Familie desselben, die ihr abgeneigt war, davon etwas ahnen zu lassen. Mir selbst war Mrs. Glandon sehr zugethan, und später hat sie mir leider sehr viele Beweise dieser Neigung zufließen lassen, die alle stets die Folgen eines an meinem Freunde, dem ich hätte dankbar sein sollen, begangenen Verrathes waren. Je älter wir aber wurden, um so mehr wuchs der still in mir gährende Haß gegen ihn, denn alle Tage sah ich mehr und mehr ein, daß er mir überlegen war in Allem, und namentlich im Guten, und das verzeiht ein böses Gemüth seinem Nebenbuhler am allerwenigsten.

Zwei Tage vor unserer Abreise nach Göttingen hatte ich eine geheime Unterredung mit Emery's Mutter. Sie warb mich förmlich zum Spion gegen ihren einzigen Sohn, das Kind ihrer ersten und glühendsten Jugendliebe. Thomas, sagte sie zu mir, wache über Emery und dulde nie, daß er Etwas thut, was gegen den Willen und die Ehre meiner Familie ist. Vor allen Dingen gieb nie zu, daß er mit irgend einem Mädchen eine Verbindung schließt, denn Du kennst ihn genügend, um zu wissen, daß seine erste Leidenschaft auch seine letzte sein wird, und

daß wir Alle zusammen nicht im Stande sein würden, ihn von seinen einmal gefaßten Vorsätzen abzubringen. Solltest Du aber nicht mehr allein im Stande sein, Emerrys Neigung zu lenken, falls er im Stillen eine solche Verbindung schliesse, so schreibe an mich oder meinen Bruder, Lord Shorncliffe, und Du wirst Anweisung von uns erhalten, unserm Wunsche gemäß zu handeln. Für diese Deine Freundschaft und Deinen Bund mit mir gebe ich Dir jährlich hundert Pfund, eine große Summe für einen deutschen Studenten, die wir sogar jährlich noch erhöhen werden, wenn wir Dich als treu und wachsam erkennen.

Ach!« unterbrach sich der Erzähler, nach seiner schweratmenden Brust greifend – »diese Geschichte dehnt sich länger aus, als ich dachte, ich muß sie so viel wie möglich abkürzen, wenn ich – zu Ende kommen will.

Einige Jahre vergingen in Göttingen sehr ruhig und ich fand Nichts, was ich der Mutter meines Freundes hätte mittheilen können, was ich damals natürlich sehr bedauerte. So wachsam ich aber auch auf jeden Schritt Emery's war, so entging mir doch die Hauptsache, und als ich erst seine Bekanntschaft mit Henriette von Bergen erfuhr, war meine Einwirkung auf ihn kein mögliches Ding mehr. Ich wüthete gegen mich selber, über meine Blindheit, diese glühende Leidenschaft in meinem Freunde nicht eher entdeckt zu haben, denn wie sollte ich mich jetzt seinen Verwandten gegenüber benehmen? Leider fand ich auch hier einen Ausweg; ich beschuldigte Emery des Mangels an Vertrauen gegen mich, was gewiß nicht wahr war, und

theilte seiner Mutter mit, daß er hinter meinem Rücken diese Bekanntschaft begonnen und zur Entwicklung gebracht habe.

Sehr bald erhielt ich meine Instruktionen, die sich zu meiner Beruhigung viel mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart bezogen, da Emery's Mutter mit einer nur einem Weibe gegebenen Schlaueit Alles voraussah, was sich wirklich ereignen sollte. Emery ward wiederholt nach England gerufen, ich selbst trieb ihn dazu, aber Henriette hielt ihn fest, und die Briefe seiner Mutter sowohl wie meine Ermahnungen blieben von ihm unbeachtet. Da half der grausamen Mutter die Vorsehung, indem sie sie erkranken ließ, jedoch erst zu einer Zeit, wo Emery schon durch unauflösliche Bande mit Henrietten für ewig vereinigt war. Er ging nach Tower-Hall und hinterließ mir die Sorge für seine Geliebte und das von derselben erwartete Kind. Und von jetzt an begann mein scheußlicher Verrath von Worten zu Handlungen überzugehen, die ich nur kurz andeuten will, da sie sich aus dem vorher Gesagten von selbst erklären, die mir aber damals zu einer goldenen Quelle wurden, wodurch ich in den Stand gesetzt ward, mich dem verschwenderischen Leben hinzugeben, wozu ich in jenen Jahren den thörichten Hang besaß. Jeder meiner Schritte, den ich in Bezug auf Henrietten und ihr Kind unternahm, war schlaue berechnet und ward in Uebereinstimmung oder in Folge eines Befehls von Lord Shorncliffe, der seit der Erkrankung seiner Schwester die

Leitung diesen Angelegenheit übernommen hatte, ausgeführt. Das geborene Kind brachte ich zuerst, um die junge Mutter zu beruhigen, in ein nahegelegenes Pfarrhaus, dann aber, nachdem ich Henriette vorgeschwindelt, Emery wünsche ihren Umzug nach Hannover, und sie dahin in aller Stille abgegangen war, brachte ich es an verschiedenen Orten unter, um jede Spur von ihm zu verwischen, bis ich endlich ein Unterkommen dafür fand, das mir für alle Zukunft genehm war.«

»Und wo war das?« fragte Joseph, mit fast athemloser Spannung der Fortsetzung der Erzählung lauschend.

»Warten Sie, so weit sind wir noch nicht – ich habe noch Athem genug dazu. – Der unglücklichen jungen Mutter aber log ich vor, das Kind sei an der Ruhr gestorben, und für diese Lüge ward mir eine große Belohnung von den Shorncliffes zu Theil, die außerdem eine andere bedeutende Summe zahlten, um davon das abseits gebrachte Kind erziehen zu müssen und späterhin damit zu beschenken, um es nicht von allen Mitteln entblößt in die Welt zu stoßen. Eben so log ich Fräulein von Bergen später den Tod Emery Glandon's vor, während ich ihm selbst mittheilte, Henriette sei von einer ihrer Verwandten heimlich bei Seite gebracht, aber um fernere Unterstützung bat, sein Kind erziehen zu lassen. Auch er sendete mir fortwährend ziemlich große Summen, und ich zog also einen doppelten Vortheil aus meiner Betrügerei.

Von dieser traurigen Zeit an aber schlug mich das böse Gewissen und ich begann, mich vor Emery und seiner Wiederkehr zu fürchten, was ich auch seinem

Oheim eröffnete, der sich damals bemühte, den Neffen für das heimlich an ihm begangene Unrecht durch allerlei Freundlichkeiten und Zuvorkommenheiten zu entschädigen. Auch fand der reiche Lord eine günstige Gelegenheit, Emery aus meinem Gesichtskreise zu schaffen, indem er ihn zwang, nach Indien zu gehen, und das war ungefähr die Zeit, wo ich Emery's Tod erfand, um ihn dadurch seiner Geliebten auf ewig zu entfremden. So lange nun Emery in Indien blieb, und ich erhielt oft Nachricht aus London, daß er auf Jahre daselbst gefesselt wäre, fühlte ich mich wieder ruhiger und von meiner Angst befreit, dennoch hatte ich keine Rast an irgend einem Orte und ich reiste bald hierhin, bald dorthin, um meinem Vergnügen, dem Spiel und der Sucht nach Veränderung zu leben, eine Leidenschaft, die mich von Jugend an verfolgt hatte. So kam ich auch nach Danzig, wo ich einen Freund besaß, den ich in Göttingen kennen gelernt hatte und mit dem ich seit jener Zeit in ununterbrochener Verbindung stand, weil er es war, der meine Angelegenheiten mit einem Großhause vermittelte, dessen Hülfe ich wegen des heimlich untergebrachten Kindes in Anspruch zu nehmen gezwungen war und welches in der Stadt, wo dieses Kind lebte, ein großes Ansehen genoß. Von Danzig aus schrieb ich oder ließ durch meinen Freund meine Briefe an Emery abgehen, in denen ich ihm Dinge vorlog, wie ich sie gerade für ersprießlich hielt, um meinen Betrug gegen ihn als das gewissenhafteste Freundschaftswerk erscheinen zu lassen.

So verstrichen Jahre, bis ich die Kunde erhielt, Emery kehre nach Europa zurück, und nun mußte ich auf Mittel sinnen, ihm auszuweichen. Schnell legte ich bei jenem Großhause durch meinen Freund eine Geldsumme nieder, die ich von derjenigen nahm, die mir Lord Shorncliffe für das Kind geben, mit der Bestimmung, die Zinsen des Capitals für seine Bemühung zu behalten, das Capital selbst aber in jährlichen Raten den Erziehern des Kindes zukommen zu lassen. Da ich hiernach einsah, daß das Geld nur bis zu einer gewissen Zeit reichen würde – warum sehen Sie mich so verwundert an?«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort – beinahe errathe ich, was Sie thaten.«

– »So schrieb ich einen Brief, mit dem Befehle, denselben an die Erzieher des Kindes zu senden, wenn die für dasselbe ausgesetzte Summe verausgabt wäre. Als ich dies veranstaltet, hielt ich mich selbst nicht mehr in Europa vor dem, seine Sache gewiß mit Eifer verfolgenden, Emery sicher. Ich verschwendete in Paris und Rom in wenigen Monaten eine ungeheure, mir von beiden Seiten für meine Verbrechen und zur Erziehung des Kindes zugegangene Summe, und als ich, elend schon durch mein schlagendes Gewissen, noch elender durch Geldnoth wurde, ging ich nach Australien, in der Hoffnung, dort im Fluge ein Crösus zu werden. Ach, ich täuschte mich gewaltig. Von nun an führte mein Lebenspfad schnell abwärts. Ich verarmte gänzlich, ward siech und krank, und erst in der Krankheit, die mein Ende herbeiführen wird, erfaßte mich die Reue und zugleich die

Sehnsucht nach meiner Heimat, so wie der Wunsch, Emery Glandon ein Bekenntniß meiner Sünden abzulegen. Da ich keine Mittel mehr besaß, um nach England zurückzukehren, wo ich Emery aufsuchen und ihm beichten wollte, was mir nur vor Ihnen gelungen ist, so bewarb ich mich um eine Schreiberstelle auf einem Schiffe, das nach Europa ging, und so kam ich hier an und ward, da ich unterwegs gefährlich erkrankte, im hiesigen Hospitale aufgenommen, wo Sie mich durch Gottes wunderbare Fügung – ah! – gefunden haben.«

»Was ist Ihnen? Sie athmen ja so tief auf?«

»Ja, ja – ich athme tief – o das habe ich nicht gedacht – mir schwindelt es – vor den Augen –«

»O mein Gott, Sie wollten mir noch sagen, wo das Kind, die Tochter Emery's erzogen ward.«

»Ja, die Tochter – die Tochter – ha! Der Brief, den Sie haben – zeigt Ihnen den Weg – bei Soest und Comp. in – Bremen – werden Sie es erfahren – ich bin – ich bin zu Ende – ach! Gott sei – Dank!«

Das war das letzte Wort Thomas Morris', der durch einen reuigen Tod die schweren Verbrechen sühnte, die er im Leben so vielfach begangen hatte, und Joseph Sohn war der einzige Mensch, der seinen letzten Seufzer ausstoßen hörte, in der tiefen Stunde der Nacht, in dem großen Krankenhause, von keinem Freundesauge angeblickt, von keiner Freundeshand gepflegt, die er, im blinden Verkennen seiner glücklichen Begabung, in jugendlichem Uebermuthe und leidenschaftlicher Raserei von sich gestoßen hatte.

Joseph stand tief erschüttert an dem Sterbelager des Mannes, der seinen Beschützer und Freund so elend gemacht, dem er das ganze Leben verkümmert hatte, indem er ihm die Liebe seiner Jugend raubte und das Kind dieser Liebe vorenthielt. Und dennoch, dies Alles im fluthenden Herzen bedenkend, sagte sich Joseph, daß Lord Shorncliffe, wenn er an seiner Stelle vor diesem Sterbelager stände, in der Fülle seiner reinen Menschenliebe dem Verstorbenen vergeben würde, und so vergab er ihm selbst an seines Beschützers Statt und drückte mit leisem Gebete für die Wohlfahrt seiner Seele ihm die gebrochenen Augen zu.

Dann aber rasch den Glockenzug des Kranken ergreifend, zog er so heftig daran, daß fast augenblicklich der wachthabende Wärter und an seiner Seite Francis Poweril hereinstürzte.

»Thomas Morris ist so eben gestorben,« sagte Joseph Sohn zu den Eintretenden, »und Du, Francis, sieh Dir diesen Todten an – der ist es, den wir so lange suchten und dessen Wiederfinden Lord Shorncliffe so viele Mühe und Sorge verursacht hat.«

Francis betrachtete den Todten mit feierlicher Ruhe, dann aber seinen Herrn anblickend, fragte er rasch: »Er ist Ihnen doch nicht zu früh gestorben, Sir, er hat Ihnen doch gebeichtet?«

»Ja, Alles, Francis, und es ist sonderbar und bedeutungsvoll, was ich gehört habe. Meine Vermuthungen, denen auch William Baxton beistimmte, haben sich sämtlich bestätigt. Der, der hier liegt, ist insgeheim mit

der Familie des Lords gegen diesen selbst verbündet gewesen; er war ein Opfer seiner Habsucht und sie hat ihm nichts als einen frühen Tod und ein verödetes Gewissen eingebracht. So sind alle Hoffnungen des Menschen auf Sand gebaut und so betrügen ihn alle seine Berechnungen, wenn sie nicht mit dem Willen Gottes, der jedes Vogels Flug lenkt und jedes Menschen Schritt bewahrt, in Einklang stehen. Allein, Francis, Thomas Morris ist todt, und uns steht es nicht zu, seine Richter zu sein, ein anderer, höherer Richter wird über ihn entscheiden – er vergebe ihm seine Sünden, wie wir sie ihm vergeben. Amen!«

Nach diesen mit tiefer Empfindung gesprochenen Worten entfernten sich beide Männer aus dem Sterbezimmer und, nachdem sie das Hospital verlassen hatten, schlugen sie rasch den Weg nach ihrem Gasthofe ein.

Francis hatte geglaubt, sein Herr werde auf diesem Wege nur von Thomas Morris' Eröffnungen reden, aber das war nicht der Fall. Der neugierige Diener, nachdem er vergeblich einige Fragen an den schweigsamen Herrn gerichtet, beschloß endlich, sich in Geduld zu fassen und wagte nur noch eine Frage, die, was nun zunächst zu thun sei?

»Ich habe zwei Briefe von dem Verstorbenen empfangen,« erwiderte Joseph, »die ich beide selbst besorgen muß. Der eine ist an den Lord, der andere an einen Kaufmann in Bremen gerichtet.«

»In Bremen?« fragte auch Francis, aber aus einem anderen Grunde als eine Stunde früher sein Herr.

»Ja, in Bremen, und wir wollen sogleich nach London abgehn, um morgen Mittag den Weser-Dampfer benutzen zu können. Ich will nur erst rasch ein paar Zeilen an Mylord schreiben, die Du ihm von Bremen aus so rasch wie möglich selbst zutragen wirst.«

»Sie wollen also noch allein in Bremen bleiben?«

»Ich muß, und da ich nicht weiß, wie viel Zeit meine letzten Nachforschungen wegnehmen, so ist es besser, ich benachrichtige den Lord durch Dich, damit er nicht noch länger über uns in Unruhe bleibt.«

»Das ist wahr. Wollen Sie schon heute früh mit dem ersten Zuge nach London?«

»Ja, die Nacht ist doch verloren und so wollen wir den Schlaf auf dem Schiffe nachholen.« –

Als Joseph Sohn sein Zimmer in London-Tavern erreicht hatte, fand er von dem umsichtigen Francis schon seinen Koffer gepackt und nahm die Schlüssel dazu in Empfang. Joseph setzte sich nieder und schrieb rasch an Lord Shorncliffe, daß er so glücklich gewesen, Thomas Morris selbst zu finden, daß er alle möglichen Aufschlüsse erhalten habe und daß er jetzt nach Bremen gehe, um noch zuletzt die Tochter aufzusuchen, deren Spur ihm nicht mehr entgehen könne, daß er aber alles Uebrige mündlich berichten würde, sobald sein Geschäft in Bremen beendet wäre.

Als Joseph diesen Brief siegeln wollte, fand es sich, daß in dem Schreibtische des Gasthofs wohl Siegellack, aber kein Petschaft vorhanden war, und da das, dessen er sich gewöhnlich bediente, schon eingepackt war und

er sich nicht aufhalten wollte, es hervorzusuchen, so bediente er sich zum ersten Mal des kleinen goldenen Petschafts mit dem Doggenkopf, welches er nach dem Tode seines Pflegevaters des Professor Sohn, in dessen Nachlasse als ihm selbst gehörig vorgefunden hatte. Lange Zeit hatte er dasselbe mit seinen übrigen Jugenderinnerungen in einem kleinen Kästchen mit sich herumgetragen, ohne daran zu denken. Erst in London war er darauf aufmerksam geworden, als er viele Leute ein ähnliches an ihrer Uhrkette tragen sah. Er hatte es daher hervorgeholt, es mit einem Ringe versehen lassen und ebenfalls an seiner Uhr befestigt. So kam es ihm jetzt zum ersten Male zu Statten, da es ihm für gewöhnliche Fälle zu klein erschienen war. Den Brief aber, nachdem er ihn damit geschlossen, übergab er Francis, und nun erst stieg er in das Gastzimmer hinab, ließ sich einen starken Kaffee bereiten und aß und trank mit Francis, um sich zu seiner neuen Reise zu stärken. –

Francis fand, als er eine Stunde darauf mit seinem Herrn nach London fuhr und auch während der Ueberfahrt nach der Weser, Letzteren außerordentlich schweigsam, in sich versunken und auf Nichts achtend, was ihnen begegnete oder was in seiner Nähe gesprochen wurde. Natürlich schob der treue Diener dies veränderte Wesen des früher so mittheilsamen und heiteren Mannes auf die Enthüllungen, die er von Thomas Morris empfangen, und so mochte es auch wohl sein. Allein er hatte sich gedacht, Joseph Sohn müsse sich erst recht heiter und glücklich

zeigen, nachdem ihm seine Sendung so vollständig gelungen, und er sagte ihm das auch während der Fahrt, die sie Mittags den 25. Dezember angetreten hatten.

»Bin ich denn nicht heiter und glücklich?« fragte Joseph zerstreut. »Ich denke doch.«

»Nein, Sie sind es durchaus nicht, Sir, im Gegentheil, Sie sehen eher aus, als ob Sie eine traurige, denn eine freudige Nachricht mit sich heimtrügen.«

»So! Nun dann weiß ich nicht, woher das kommt, wenn es nicht noch der nachhaltige Eindruck von der erlebten Sterbestunde ist, Sonst bringe ich nur Gutes nach Hause – freilich, ein Schatten von Besorgniß schwebt mir allerdings noch vor, die: ich möchte die Tochter des Lords so leicht nicht in Bremen oder gar in einer Lage finden, die Sr. Herrlichkeit Erwartungen wenig entspräche. Doch, wir werden es ja bald erfahren und wollen uns vorläufig keine Sorge darüber machen. – Mir dünkt aber, das Schiff geht sehr langsam vorwärts?«

»Wir haben durchaus contrairen Wind und werden drei Tage zur Ueberfahrt gebrauchen.«

»Wann triffst Du dann wohl in Downs-Castle ein?«

»Vor dem ersten Januar gewiß nicht, wenn Alles glücklich von Statten geht.«

»Das ist spät. Man wird in großer Unruhe um uns sein – ich hätte doch früher schreiben sollen. Doch jetzt ist es zu spät, daran zu denken, die rastlose Nachforschung nach Thomas Morris hatte mir alle Besinnung und Ruhe geraubt.«

»Und die Auffindung desselben,« dachte Francis, als er das bleiche Gesicht des so edlen jungen Mannes betrachtete dessen Unruhe, Sorge und Aufregung er sich nicht erklären konnte, »hat sie ihm auch nicht ganz wiedergegeben.« –

Francis hatte richtig vermuthet. Ihre Ueberfahrt nahm beinahe zweiundsiebzig Stunden hinweg. Erst am 28. Dezember Mittags liefen sie in Bremerhafen ein, und hier trennten sie sich; denn während Francis ungesäumt den Weg nach Berlin einschlug, fuhr Josseph in die Stadt Bremen, stieg in dem ersten besten Gasthof ab, und nachdem er sich angekleidet und etwas genossen hatte, begab er sich voll träumerischer Gedanken, auf so unvermuthete Weise seine alte Heimat wieder zu betreten, nach dem Handelshause Soest und Comp., dessen er sich, was den Namen anbetraf, aus früherer Zeit sehr wohl erinnerte, dessen Chef er aber niemals von Angesicht gesehen hatte. Es traf sich so günstig, daß derselbe zu Hause war, als sich Joseph bei ihm melden ließ. Ein bejahrter Mann, mit etwas erwartungsvollen Mienen, trat ihm hastig entgegen und fragte, was er von ihm wünsche.

Joseph nahm schweigend den Brief von Thomas Morris hervor und händigte ihm denselben mit der Bitte ein, ihn sogleich zu lesen.

Herr Soest, immer erstaunter blickend, betrachtete lange die Aufschrift des Briefes, dann entfaltete er und las ihn, der nur wenige Zeilen enthielt, die offenbar eine sehr zitternde und hastige, aber dennoch erkennbare Hand geschrieben hatte.

»Hm!« sagte er, als er damit fertig war, »kommen Sie direct aus Portsmouth? Denn ich sehe, der Brief ist erst vor wenigen Tagen geschrieben.«

»Ja, mein Herr, ich komme so eben daher,« antwortete Joseph und hielt sein Auge mit einer Spannung auf den Mann gerichtet, wie sie bei ihm ganz ungewöhnlich war.

»In diesem Briefe beauftragt man mich,« fuhr der Kaufmann erregt fort, »den Schleier von einem Geheimnisse zu lüften, das mir bisher selbst nicht bekannt war, das ich aber jetzt beinahe errathe. Sie sind doch der Herr Joseph Sohn, dem ich dasselbe mittheilen soll, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, der bin ich.«

»Wohlan denn, ich soll Ihnen eröffnen, an Wen ich Jahrelang freilich nicht direct, sondern durch Vermittelung eines Braunschweiger Hauses, eine Summe Geldes ausgezahlt habe oder habe auszahlen lassen, und daraus würden Sie erfahren, wer das Kind sei, dem dasselbe zugeflossen ist, zugleich aber auch, daß dieses Kind dasjenige sei, welches Sie selbst suchten. Das ist merkwürdig, sehr merkwürdig mein Herr, in Anbetracht – ha! da fällt mir ein, Sie führen einen Namen, der hier in Bremen vor Jahren bekannt war, sind Sie vielleicht mit dem verstorbenen Professor Sohn verwandt?«

»Ich bin sein Pflegesohn gewesen,« erwiderte Joseph mit einer Stimme, die vor unbestimmter Aufregung ganz heiser klang.

»So! Das ist noch merkwürdiger – hm!«

»Warum das?«

»Weil man gerade Sie zu mir schickt, um Ihnen die erwähnte Aufklärung zu geben.«

»Haben Sie irgend einen Grund, mir dieselbe vorzuenthalten?«

»Durchaus nicht, durchaus nicht! Denn der Herr, der diesen Brief geschrieben und unterzeichnet, und der, wie er sagt, Ihnen denselben selbst eingehändigt hat, um ihn mir zu überreichen, ist derselbe, der mir durch einen uns Beiden bekannten Unterhändler vor vielen Jahren eine Summe Geldes behufs der Erziehung eines gewissen Kindes auszahlen ließ; er wäre also vor Allen selbst im Standes gewesen, Ihnen die gewünschte Aufklärung zu geben, ohne Sie zu mir nach Bremen zu bemühen.«

»Das ist möglich, aber nach den Gründen seines Schweigens gegen mich forsche ich nicht; die einzige Frage, auf deren Beantwortung ich jetzt gespannt bin, ist die: an Wen haben Sie jene Gelder jährlich gezahlt oder durch das Haus in Braunschweig zahlen lassen?«

Der Kaufmann lächelte. »An – – –!« sagte er langsam und den jungen Mann mit einem durchbohrenden Blick betrachtend.

Joseph taumelte rückwärts, seine Sinne, die schon seit langer Zeit in großer Aufregung gewesen und die er nur mit aller Mühe zusammengehalten, verwirrten sich völlig, seine Glieder befiel ein Zittern und er sank beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl, der hinter ihm stand. Der Kaufmann sprang auf ihn zu, wie um ihn zu unterstützen. Joseph aber, schnell wieder zu sich kommend, wehrte ihn

leise und dankbar ab, brach aber dabei in einen krampfhaften Thränenstrom aus.

»Mein Gott,« rief Herr Soest, »Sie sind doch nicht krank?«

»Nein, mein Herr, nein, nein! Aber verzeihen Sie mir. Die Nachricht, die Sie mir gegeben, trifft mich so unerwartet, so ganz unvorbereitet, daß ich – daß ich –« und er fing von Neuem an zu schluchzen.

»Ist es wahr,« fragte er nach einer Weile, als er sich so weit gefaßt, um wieder sprechen zu können, »ist es wahr, was Sie mir anvertraut haben?«

»Auf mein Ehrenwort, Herr Sohn, es ist wahr.«

»Wollen Sie mir dies Wort schriftlich geben, damit es auch Andere außer mir glauben können?«

»Ganz gewiß, und es auch mit Beweisen belegen, zu denen die Handschrift dieses Briefes gehört.«

»So thun Sie es sogleich und lassen Sie mich so lange hier allein, ich werde die Zeit benutzen, um meine Fassung vollkommen wieder zu gewinnen.«

Der Kaufmann verließ das Zimmer. Kaum war er hinaus, so brachte ein Diener Erfrischungen und Wein, von denen jedoch Joseph Sohn keinen Bissen und keinen Tropfen anrührte. Ach, wo waren seine Gedanken, seine Wünsche? In welchem Chaos von Wahrheit und Trug, Glück und Unglück, Freude und Schmerz trieben sich seine Empfindungen um? Schon lange war er damit nicht in

Bremen mehr, schon weit davon flatterten sie und drehten sich vor seinen Augen, in seiner Seele in einem Kreise, der sein Gehirn schwindeln, sein Herz klopfen und alle seine Glieder vor Erwartung und Bangen zittern machte. Eine halbe Stunde darauf trat der Kaufherr wieder in's Zimmer, ein Packet Briefe in der Hand haltend, von denen er mehrere Joseph zu lesen gab.

»Sind Sie hiermit zufrieden?«

»Vollkommen. Darf ich diese alle mit mir nehmen?«

»Alle. Kann ich vielleicht noch Etwas für Sie thun?«

»Ja. Ich habe nur englisches Geld – wechseln Sie mir es in preußisches um.«

»Wieviel wollen oder bedürfen Sie?«

Joseph nahm eine Hundertpfundnote heraus, die er in London auf einen Creditbrief des Lords erhalten hatte, und in zehn Minuten hielt er preußische Scheine dafür in der Hand. Noch eine Viertelstunde später aber befand er sich schon auf der Eisenbahn, um so rasch wie möglich Francis Poweril nachzueilen, der nur wenige Stunden vor ihm voraus hatte und kaum früher als er selber in Downs-Castle anlangen konnte.

ELFTES KAPITEL. DER SYLVESTERABEND.

Auf Downs-Castle waren unterdessen die Tage des schönen Festes nicht so angenehm und genußreich verstrichen, wie der Lord es von der heiteren Laune einer zahlreicheren Gesellschaft daselbst sich versprochen, und daran war ganz allein der Umstand schuld, daß man zu fest auf Joseph's Rückkehr gerechnet hatte, die, wie wir

aus dem vorigen Kapitel wissen, aus triftigen Gründen nicht hatte erfolgen können. Ja, nicht einmal ein Brief von ihm war gekommen, und gerade das war die Ursache, daß Lord Shorncliffe ernst und nachdenklich gestimmt war und sogar im Stillen gewisse Besorgnisse hegte, die er nur dem treuen William Baxton in vertraulicher Unterredung eröffnete.

»Wenn ihm nur nichts Unglückliches begegnet ist,« wiederholte der Lord fast täglich bei der abendlichen Berathung mit dem alten Diener, »denn es ist mir unbegreiflich, warum er ausbleibt, da ich ihm nicht allein unser Aller Wunsch umständlich und rechtzeitig mitgetheilt habe, sondern er mir auch geantwortet hat, er werde bestimmt und wahrscheinlich mit günstigen Nachrichten am 24. bei uns eintreffen. Was meinst Du, William?«

»Ich meine, was ich gestern und alle Tage meinte, so lange wir ihn schon erwarteten: irgend ein wichtiger Umstand, den er eben so wenig voraussehn konnte wie wir, hält ihn allein ab, sein Versprechen zu erfüllen. Etwas Anderes kann es nicht sein, denn dieser junge Mann ist die Pünktlichkeit und Umsicht selber, wie aus allen seinen Briefen hervorleuchtet.«

»Wenn ihn nur kein Unfall betroffen hat!«

»Das muß man Gott überlassen, Mylord, doch das glaube nicht, sonst hätte Francis Etwas von sich hören lassen.«

»Es wird ihm doch nicht an Geld fehlen?«

»Bewahre, Mylord, ich habe ihm ja erst neulich – eine Anweisung von fünfhundert Pfund auf Curtis in London geschickt, und außerdem hatte er noch Vorrath, wie er aus Aberdeen schrieb. Auch ist er kein Verschwender, dieser junge Herr, und versteht sich einzurichten.«

»Vielleicht aber hat er gewisse Nachrichten mit großen Summen erkaufen müssen, wer weiß das! Wenn ich es mir jetzt überlege, so haben wir ihm viel zu wenig gesendet; England ist theuer, William!«

»Ja, ja, Mylord, sehr theuer, aber Sie selbst hätten in der Zeit nicht mehr gebraucht, als er empfangen hat, seitdem er dies Haus verlassen. Darüber können Sie sich also beruhigen.«

Trotz des Haushofmeisters wohlgemeintem und verständigem Troste beruhigte sich aber Lord Shorncliffe doch nicht ganz, und so war ihm das Fest bis zu dem Tage, an welchem wir wieder den Faden unsrer Erzählung an der Ostsee aufnehmen, ziemlich trübe verflossen. Des Morgens bis um zehn Uhr pflegte er in seinem Bibliothekzimmer allein zu bleiben und zu schreiben oder zu lesen, je nachdem die Nothwendigkeit oder seine Laune ihn das Eine oder Andere wählen ließ; nach zehn Uhr traf er mit Rachel allein oder mit ihr und Werner zusammen, wenn dieser so früh von Brenkowitz herübergekommen war, was oft geschah, denn Wernern trieb eine brennende Sehnsucht zu Rachel, wenn er sie wenige Stunden nicht gesehen, und so war er in beständigem Wechsel des Aufenthalts begriffen. Bald zogen ihn die Seinigen, bald Rachel an, und nur dann war er vollkommen beruhigt,

wenn Letztere ihn nach Brenkowitz begleitete, um einige Stunden mit ihm bei der Baronin und Sophien zu verweilen, die ohne diesen Besuch ganz verlassen gewesen wären. Von zehn Uhr an sah der Lord es gern, wenn Rachel musicirte, entweder allein oder mit Werner in Gemeinschaft. Er selbst fühlte in diesen Tagen keine Neigung, Musik zu treiben, dazu war er zu aufgereggt, zu erwartungsvoll in Bezug auf die Dinge, die kommen sollten. So ruhte das Cello, und selbst während die beiden jungen Leute ihre schönen Melodien erklingen ließen, ging er mit auf dem Rücken gekreuzten Händen und gesenktem Kopfe auf und nieder, hörte nur halb zu und überließ sich seinen Träumereien, die namentlich gegen das Ende des Jahres hin von Tage zu Tage zunahmen und seine Miene immer ängstlicher, besorgter erscheinen ließen.

Um zwei Uhr Mittags speiste der Lord – in der Regel mit Rachel allein, denn Werner war um diese Zeit schon wieder nach Brenkowitz geeilt, und nach Tische spielte er, um sich zu zerstreuen, mit Mr. Baxton eine Parthie Billard, wobei natürlich das täglich sich wiederholende Gespräch über Joseph Sohn fortgesetzt wurde. Hatte er dies Spiel beendet, so ließ er sich ein Pferd satteln und jagte eine Stunde in der Umgegend herum, in der Regel den Weg nach Neustadt wählend, weil er von dorthier den rückkehrenden Joseph erwartete. Allein ihm war es nicht beschieden, was er so sehr wünschte; nämlich der Erste zu sein, der Diesem begegnete, vielmehr sollte er auf ganz andere Weise von seiner Rückkehr unterrichtet werden.

War die Dämmerung eingebrochen, so kehrte der Lord nach dem Schlosse zurück, um die traurigste Stunde des ganzen Tages zu verleben, denn um diese Zeit pflegte der Baron einzutreffen, um seiner Leidenschaft, dem Spiele zu huldigen, ohne das er nun einmal zu seinem Unglücke nicht mehr leben konnte. Von dieser einen Stunde werden wir noch nachher zu sprechen haben, wenn wir einer solchen beiwohnen; daher können wir sie jetzt übergehen und wenden uns lieber den Abenden und den still für sich Lebenden in Brenkowitz zu.

Abends, nachdem der Baron den Lord verlassen, sah man diesen in tiefem Nachdenken allein auf seinem Zimmer sitzen, und wir können annehmen, daß dieses Nachdenken das eben vollendete Spiel zum Gegenstande hatte, ein Spiel, das mit jedem Tage ernster, verhängnißvoller wurde und für die nachfolgenden Ereignisse in Betreff beider Personen von der größten Bedeutung war. Doch davon nachher.

In den späteren Abendstunden endlich gesellte sich Rachel, bisweilen auch Werner zu ihm, und ihrer besänftigenden Anwesenheit war es zu danken, wenn die Falten auf der Stirn des Engländer sich glätteten, seine besorgte und aufgeregte Miene verschwand und er sich in süßeren Erwartungen einer angenehmen Zukunft erging.

Die zwei Stunden, die der Baron auf dem Hin- und Herwege nach und von Downs-Castle und in dem Schlosse selbst zubrachte, pflegten Rachel und Werner in Brenkowitz zu verleben, wo sie stets mit offenen Armen empfangen und so lange wie möglich festgehalten wurden.

Ach, es gewährte dann ein rührendes Schauspiel, die schöne stille Baronin, die nichts von Allem ahnte, was um sie her vorging und so plötzlich wie ein Erdbeben über ihr Haupt hereinstürzen sollte, in der Mitte der drei lebenswürdigen jungen Leute sitzen und aus ihren Unterhaltungen, die meist nur ernste Gegenstände, den abwesenden Joseph und mit seiner Abwesenheit zusammenhängende Dinge betrafen, Trost und Erholung für die vielen einsamen Stunden saugen zu sehen, die sie in ihrer beklagenswerthen Gegenwart genug für sich übrig hatte.

Wenn sie dann mit stillem Entzücken auf das liebende Paar schaute, das in der Erwartung seiner goldenen Zukunft schwelgte, ohne jedoch ein einziges Wort darüber vernehmen zu lassen, dann lebte auch wohl einmal eine alte Erinnerung in ihr auf, und ihr Busen hob sich in stillen Seufzern, die nach ihrer Meinung in diesem Leben keine Erhörung zu erwarten hatten.

In solchen Momenten geschah es wohl, daß der durch die Zeit sanft und still gewordene Schmerz in ihrer Brust noch einmal stürmisch aus seinen Ufern brechen wollte; um ihn aber in seine Schranken zurückzuweisen und für das eigene Leid aus dem Leide Anderer Trost zu schöpfen, brauchte sie nur auf die holde Erscheinung Sophiens hinzublicken, deren Schönheit und Jungfräulichkeit jetzt in voller Blüthe stand, und die doch so trostlos und gleichsam um Hülfe flehend der Mutter Auge suchte, sobald die Rede auf die täglich, ja stündlich erwartete Ankunft Joseph's kam. Wenn sie dann Beide in ihrer Rathlosigkeit vor sich niederschauten, dann kamen schnell Rachel

und Werner zu ihrem Beistande herbei, indem sie wenigstens Sophien einen Trost zusprachen, wie noch nie ein Mensch zuvor, denn sie versicherten der trauernden Liebenden, daß sie das Beste hoffen könne, da Lord Shorncliffe sich gelobt habe, den Vater zur Erfüllung ihrer Wünsche zu bewegen, und was sich der Lord vomehme, das führe er aus, dafür gebe es keine Schwierigkeit, keine Unmöglichkeit, und so werde er auch Mittel und Wege finden, den hartnäckigen Sinn des Barons, der ja so schon Sorge genug um das Seinige habe, zu beugen und vollständig zu Joseph's Gunsten zu stimmen.

So waren auch ihnen die Tage des Weihnachtsfestes allmählig verflossen, und der letzte Tag des Jahres war gekommen, ohne eine Nachricht von Joseph zu bringen, welche die wieder stärker hervortretende allgemeine Unruhe und Besorgniß verscheucht hätte.

Der Lord befand sich am Morgen dieses Tages in einer seltsamen Unruhe, und Niemand, selbst William Baxton nicht, wußte, was in ihm vorging; er sprach mit Niemandem, ging gedankenvoll und brütend im Bibliothekszimmer auf und ab und rührte kaum eine Speise, nicht einmal ein Glas Wein an. Nach Tische waren Rachel und Werner nach Brenkowitz gefahren, um der Baronin und Sophien einen längeren Besuch abzustatten, denn Mylord hatte ihnen gesagt, sie könnten den Abend über auf dem Gute bleiben, er wünsche denselben in ungestörter Einsamkeit zu verleben und überdieß hätte er mit dem

Baron eine ernste Verhandlung vor, da das Jahr nicht beschlossen werden könne und dürfe ohne zu irgend einem Resultate geführt zu haben. Was das für ein Resultat sei, ahnte Keines von ihnen; auch William Baxton wußte nichts davon, denn der Lord faßte und verarbeitete seine geheimsten Pläne ganz allein und ließ Niemanden in's sein Inneres blicken, bis er seine wohlerwogenen Entschlüsse zur That in's Leben rief.

Der Sylvestertag hatte sich als ein ächter Wintersmann angekündigt. Am Morgen schien die Sonne in ihrem vollen Glanze, aber es war dabei bitter kalt. Gegen Mittag hatte sich der Himmel bewölkt, ein schneidender Nordost tobte über das aufgeregte Meer und schüttelte die alten Bäume in der Umgebung des Schlosses bis in ihre Grundwurzeln hinein. Nach Tische beruhigte sich der Wind etwas, jedoch wehte es noch immer stark aus Osten, und die grauen Wogen, die Eisschollen vor den Dünen mit Macht zertrümmernd, brausten über dieselben hin, daß die dumpf rollende Brandung bis in die Zimmer des Schlosses hinauf dröhnte. Gegen Abend wurde die Temperatur etwas milder und ein starkes Schneegestöber stellte sich ein, was mit Einbruch der Dämmerung so heftig wurde, daß man von Himmel, See und Wald nichts mehr erkennen konnte und die ganze das Schloß umgebende Atmosphäre in einen dichten eisigen Schneemantel gehüllt erschien.

Im Schlosse selbst herrschte eine dumpfe, unbehagliche Stille. Kein Mensch regte sich oder ließ einen hörbaren Tritt vernehmen. Rachel und Werner waren frühzeitig

nach Brenkowitz gefahren, William Baxton saß träumerisch, erwartungsvoll, nicht ohne Besorgniß des zunächst Kommenden auf seinem Zimmer, und, Harry, des Winkes seines Herrn jeden Augenblick gewärtig, hielt sich im Vorzimmer des Lords auf, die Lampen und Kerzen und was sonst etwa verlangt werden könnte, bereit haltend, um es zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu tragen.

Nur der Pudel Joseph's, heute wie immer seinen Herrn erwartend und sich weder um Wind noch Schneetreiben kümmernd, saß, nach allen Seiten blickend; vor dem Gatterthore und nur, wenn ihn gar zu arg zu frieren anfang oder der Schnee ihm die Augen verdunkelte, raffte er sich auf, stieß ein dumpfes Knurren aus und scharrte unwillig in den Schneehaufen, die der Wind zwischen den Gebüschsen zusammengetragen, die rings um den Park angepflanzt waren.

Betreten wir jetzt Lord Shorncliffe's Zimmer. Wir wissen, es lag nach der See hinaus und gewährte in ruhigen und sonnigen Tagen einen schönen Blick auf ihre blaue Fläche. Heute, jetzt sah es trübe und wild genug davor aus. Der Wind heulte über die See und jagte die Flocken wild wirbelnd durch einander. Vom Wasser war eben so wenig zu sehen wie vom Himmel, eine düstere; nebelgraue Hülle verband sie beide zu einem undurchdringlichen Ganzen, und nur zuweilen drang der brausende Wellenschlag hinauf zu dem Einsamen, der, auf nichts Aeüßerliches achtend, seine innersten Gedanken in diesem Augenblicke auf sich selbst gerichtet hatte und ab und zu in die Gluth starrte, die im Kamine brannte und

das Zimmer ziemlich hell erleuchtete, auf welchem schon die Schatten der Dämmerung lagen.

An Was an Wen dachte der Lord wohl jetzt, als er mit verschränkten Armen langsam, aber energisch und fest auf und nieder schritt und mit gesenktem Kopfe und in sich selbst hineinblickendem Seelenauge mit sich und seinem Gott zu Rathe ging? O, er dachte in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht allein an Joseph und Rachel, an Werner und Sophie, die ihm alle Vier innig an's Herz gewachsen waren – nein! er dachte auch an sich, an sein vergangenes Leben und Das, was dieses Leben einst so herrlich und wonnevoll, und dann, durch die für ihn noch unaufgeklärte verrätherische Handlung eines Bösewichts, so öde und traurig gemacht hatte.

Endlich löste sich sein stilles Nachdenken in ein halblautes Selbstgespräch auf, wie es bei Menschen so oft gefunden wird, die, von ihren quälenden oder beglückenden Gedanken beherrscht, ohne es zu wissen, Unterthanen dieses Gedankens sind.

»Der Tag ist gekommen,« sagte er zu sich, »wo ich einen Wechsel des Schicksals fast aller meiner Lieben erleben werde, es kann nicht anders, es muß so sein, ich habe lange genug gewartet und geduldet und das Maaß meiner Geduld und Ausdauer ist übervoll. Heute oder nie werde ich das Werk vollbringen, was mir so schwer auf der Seele liegt, und das Verhängniß selbst, oder vielleicht auch Gott, der sich oft in das Gewand des Verhängnisses kleidet, wenn er es nicht selbst ist, hat mir die Stunde dazu bezeichnet, indem er mir diesen unseligen Mann in die

Hände geliefert hat. Ja, er wird kommen, hoffnungsvoll wie immer, und er wird wieder verlieren wie immer, mir sagt es die Stimme meines Innern, die mich diesem Menschen gegenüber niemals betrogen hat. Ich werde dabei heut Viel auf das Spiel setzen, große Summen – allein was thut das? Es gilt auch ein großes Spiel, des Lebens Glück oder Unglück, Heil oder Unheil, Segen oder Verderben von vielen Menschen. Es ist das letzte Spiel, das ich unternehme, und nie wieder wird meine Hand eine Karte berühren, die ich nur ergriffen habe, um die Hand des Verhängnisses zu führen, die sich schon nach ihrer Beute ausgestreckt hat. Ha, er komme! Ich bin bereit, ihn zu empfangen!«

Er horchte – aber Nichts vernahm er, als das Brausen der See und das Geheul des wieder stärker losbrechenden Windes.

Endlich setzte er sich auf einen Sessel am Feuer nieder, schaute eine Weile in die prasselnden Flammen und senkte dann seinen Kopf in beide Hände, noch einmal seinen Entschluß bedenkend, nach allen Seiten überlegend und dann schließlich ihn mit seiner eisernen Seele umklammernd, um ihn ohne Bedenken zur That werden zu lassen.

Lassen wir ihn so den Mann erwarten, der wider Wissen eine so große Kluft zwischen ihm und seinem Glücke gerissen hatte, und wenden wir uns zu diesem Manne

selbst, der, ohne es zu ahnen, heute seinem unentrinnbaren Schicksal entgegen ging.

Wir haben uns mit dem Baron und seinem Treiben bisher sehr wenig beschäftigt, allein sein Charakter ist leicht zu durchschauen und das Wesentlichste haben wir wenigstens angedeutet.

Dem Hange zum Vergnügen, zur Abwechselung und zu leiblichen Genüssen hatte er schon in seinen Jugendjahren in übertriebenem Maaße freien Spielraum gelassen, dem hohen Spiele war er ebenfalls schon früher ergeben, aber die bedeutenden Verluste, die er ertragen müssen, hatten ihn eine Zeit lang davon abgeschreckt. In späteren Jahren jedoch, als er, den ruhigen Segen eines glücklichen Hausstandes verkennend, Niemanden liebend und deshalb von Niemandem wieder geliebt, sich im Hause langweilte, erwachte mit einem Male wieder die unglückliche Idee in ihm, die ehemaligen Verluste durch jetzigen Gewinn zu ersetzen, in der Hoffnung, das launenhafte Glück werde ihm im reiferen Alter gewogener sein als in der Jugend. So begann denn seine alte Leidenschaft mit frischer und stärkerer Gewalt denn je hervorzubrechen, und da ihm das Glück seine holde Gegenwart nicht schenkte, sank er von Stufe zu Stufe wie alle Diejenigen hinab, die mit der Liebe zum hohen Spiele auch die Neigung zu berausenden Getränken verbinden.

Sehr bald war sein maaßloser Hang in der ganzen Nachbarschaft bekannt geworden, und es gab Leute genug, die sich kein Gewissen daraus machten, den für so reich gehaltenen Mann gründlich auszubeuteln. Aber nur

so lange setzte man den Umgang mit ihm fort, als man die Ueberzeugung hegte, er besitze noch Etwas, was die Mühe lohne, mit einem Menschen eine gesellige Verbindung zu unterhalten, der sich in allem Uebrigen ebenso ungezügelt wie unliebenswürdig bewies. Als aber Diesem und Jenem erst die Augen aufzugehen anfangen, daß das Vermögen des viel zu reich angeschlagenen Barons in täglich abnehmender Ebbe sei, ja, als er Diesem und Jenem sogar die Spielschulden nicht mehr zu bezahlen im Stande war, da fand sich Niemand mehr, der seine Nähe suchte oder seine Bekanntschaft mit ihm fortzusetzen die geringste Neigung zeigte.

So kam dem thörichten und unglücklichen Manne denn der Engländer sehr gelegen, dessen Reichthum offenbar die Mittel aller seiner früheren Bekannten bei Weitem überstieg, und er suchte lange genug den Umgang desselben nach, bis der Lord auf seine Neigungen einging, weil er einsah, daß er der Familie des Barons dadurch vielleicht noch von Nutzen sein könne. Eigensüchtige Absichten hegte der Lord dabei nicht, dazu war er zu edel, zu gewissenhaft, zu religiös, nur das Studium eines so pflichtvergessenen, immer tiefer in den Abgrund des Lasters sinkenden Mannes hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, und so weit entfernt er davon war, an irgend einem Spiele um Geld und Geldes Werth Gefallen zu finden, beobachtete er mit steigender Verwunderung den Verfall eines Menschen, den die Vorsehung mit äußeren Mitteln so reichlich gesegnet hatte. Anfangs hatte

der Lord freilich versucht, dem elenden Manne mit seinem Rathe unter die Arme zu greifen, ihn von dem Abgrunde zurückzuziehen, an dessen Rande er wandelte, allein nur zu bald hatte er erkannt, daß er einen unverbesserlichen Sünder vor sich habe, und so hatte er sich, das Schicksal des Unterliegenden fast ganz außer Acht lassend, nur dem Wohle der Familie desselben geweiht, wie wir es schon aus seinem Gespräche mit dem Sohne des Spielers erfahren haben,

Der Baron dagegen, sich wie jeder im Schlamme des Lebens Untersinkende noch an einem Strohhalm zu halten versuchend, sah in dem reichen Engländer immer fort und fort noch die einzige Quelle seiner möglichen Rettung, immer wieder hoffte er auf einen endlichen Umschwung des Glücksrades, und so rannte er immer tiefer und tiefer in sein Verderben.

Es war ihm das Spiel zur Gewohnheit, zur Regel, zur zweiten Natur geworden, er konnte nicht anders, er mußte spielen, und so war Alles, was ihm das Leben sonst bot, für ihn nicht mehr da. Die Stunde, die er diesem Spiele weihte, war seine einzige Lebensstunde, die übrige Zeit hindurch war er todt, matt, unzugänglich, wo möglich suchte er die lange Zwischenzeit durch den Schlaf zu tödten, und das gelang ihm, wie wir schon angedeutet haben, meisterhaft.

Um seine kostbare Zeit aber nicht ganz zu vergeuden und für seine eigenen Bestrebungen und Neigungen Muße zu behalten, hatte der Lord dem unsinnigen

Spieler nur jeden Tag eine Stunde eingeräumt, und diese hielt derselbe wie der gewissenhafteste Arbeiter seine Pflichterfüllung ein. Er konnte den ganzen Tag, wenn er nicht schlief oder trank, so lange er zu Hause noch Etwas zu trinken hatte, diese Stunde kaum erwarten; unruhig wandte er sich hin und her, bis endlich die vierte Stunde des Nachmittags schlug, und dann war er immer noch vor der Zeit zu seinem Ritte fertig. In vollem Jagen erstrebte er stets den glänzenden Landsitz des reichen Nachbars, um anderthalb Stunden später, in der Regel trunken von dem feurigen Weine, der ihm nicht vorgesetzt wurde, den er je doch zu fordern die Dreistigkeit besaß, und kaum auf dem Rücken des Pferdes sich zu halten im Stande, zurückzukehren. Dabei war ihm kein Wetter schlecht genug; im Regen und Sturme flog er über die morastigen Felder, und nicht eher beruhigte sich seine dämonische Leidenschaft, als bis ihn die Pforten des englischen Schlosses aufgenommen hatten.

Der Lord sah ruhig, beinahe kalt diesen sichtbar zunehmenden Eifer an, nur bei ganz schlechtem Wetter, wenn der Baron tiefend oder halb erstarrt in Downscastle ankam, nahm seine Miene einen mitleidigen Ausdruck an. »Wie,« hatte er eines Tages den durch und durch nassen Baron gefragt, »Sie kommen sogar bei diesem Wetter und zu Pferde?«

»Muß ich denn nicht?« hatte der Arme geantwortet, »Sie kommen nicht zu mir und so muß ich ja wohl zu Ihnen kommen.«

»Aber der Regen, der Wind – bedenken Sie Ihr Alter –«

»Ach, was! Ich fühle weder Regen noch Wind.«

»Aber so fahren Sie doch lieber.«

»Fahren? Sie wissen ja, Mylord, wo meine Wagen geblieben sind; mein Pferd ist das Einzige, was mir das Unglück gelassen hat.«

»So will ich Ihnen denn, wenn es für Sie eine Nothwendigkeit ist, zu mir zu kommen, einen Wagen schicken.«

Dies hochherzige Anerbieten hatte der Baron sehr angenehm gefunden und es dankbar angenommen, und so fuhr er denn täglich in einem schönen Wagen des Lords, der in der Regel Rachel und Werner nach Brenkowitz brachte, und wenn er den Baron zurückgefahren, die Ersteren wieder mit heim nahm, seinem Verderben entgegen.

So waren auch dem Baron die Feiertage verstrichen und jeden Tag um dieselbe Zeit langte er in Downs-Castle an, jeden Tag noch irgend eine Ruine seines ehemaligen Wohlstandes mit sich tragend, in der Hoffnung, damit noch einmal die Glücksgöttin zu ködern, was merkwürdiger Weise höchst selten der Fall war, denn wie der Lord mit ruhigem Bedacht, fast gleichgültig spielte, so riß den Baron eine fieberhafte Leidenschaft fort, und Zahlen und Summen, mochten sie so groß sein, wie sie wollten, hatten keine Bedeutung mehr für ihn, weshalb er alles ihm Uebriggebliebene mit jenem stieren Gleichmuth verschwinden sah, der dem Spieler von Profession zuletzt den finsternen Stempel eines unentrinnbaren Verhängnisses aufdrückt. –

Der Sylvestertag war gekommen. Auch heute vergingen dem verblendeten Manne die Stunden des Tages zu langsam, auch heute sehnte er sich fort aus seinem Hause, um das Jahr so würdig zu beschließen, wie er es begonnen hatte. Um drei Uhr schon, obwohl es noch viel zu früh war, kannte seine Ungeduld keine Grenzen mehr, und so ließ er sein Pferd satteln, aus Besorgniß, der Wagen des Lords könne zu lange oder am Ende ganz ausbleiben, da Letzterer diesen Tag, wie er wußte, als halben Feiertag betrachtete und dabei seiner vielleicht vergessen hätte. Das aber wäre für ihn, der nur noch Weniges besaß, ein Unglück gewesen, da er dieses Wenige heute auf den letzten Wurf zu setzen beschlossen hatte, in der eiteln Erwartung, dieser letzte Wurf werde, eben weil er der letzte sei, noch einmal zu seinen Gunsten fallen. –

Kehren wir nun zum Lord zurück, den wir einsam und in tiefem Nachdenken am behaglichen Feuer seines Kamins sitzend verlassen hatten. Der Befehl war auch heute gegeben, den Wagen zur rechten Zeit nach Brenkowitz zu senden, da derselbe, ohne den Baron mitzubringen, eine Stunde früher von dorthier zurück gekehrt war, nachdem er Rachel zu ihren Freundinnen gebracht hatte. Allein schon während dieser Wagen auf dem gewöhnlichen Fahrwege nach dem Gute des Barons unterwegs war, kam dieser selbst trotz Schnee und Wind auf einem näheren Feldwege dahergesprengt. Joseph's Pudel war in diesem Augenblick nicht wie gewöhnlich vor dem Thore, weil er dem abfahrenden Wagen eine Strecke gefolgt war, und so zog der Baron ungehindert und unangemeldet in den

Hof des Briten ein, wo ihm ein Diener das triefende Pferd abnahm, um es in den Stall zu führen.

Lord Shorncliffe saß noch immer unbeweglich auf seinem Stuhle vor dem Feuer, den Baron noch nicht erwartend, da der Wagen mit ihm noch nicht zurück sein konnte, als er plötzlich seine rauhe und laute Stimme auf dem Corridor vor seiner Bibliothek vernahm. Sogleich erhob er sich mit jener ruhigen und gesammelten Miene, die er stets zur Schau trug, wenn er einem bedeutungsvollen Unternehmen entgegenging.

Harry öffnete dem Baron die Thür und dieser, nachdem er seinen Mantel abgelegt, trat in die Bibliothek ein. Als wir ihn zum letzten Male bei Werner's Rückkehr nach Brenkowitz sahen, fanden wir ihn trunken, taumelnd, aufgereggt und erhitzt. Heute war er noch nüchtern, und so sehen wir ihn denn in seinem gewöhnlichen und mehr natürlichen Wesen. Das so vielfältig erlebte Mißgeschick hatte ihn frühzeitig gealtert und tief gebeugt, seine frühere stolze Haltung hatte er mit dem Bewußtsein seiner Macht und seines Reichthums zugleich eingebüßt. Sein ergrautes Haar hing ungeordnet um seine Schläfe, seine Augen blickten matt aus ihren Höhlen, und seine Wangen waren gefurcht und bleich von dem Taumel der Leidenschaften, die seinen Lebenskeim vor der Zeit unterwühlt hatten.

»Ah!« sagte der Lord, »Sie sind schon da? Haben Sie meinen Wagen nicht abgewartet?«

»Er blieb mir zu lange, Mylord, und ich wollte die Zeit nicht verstreichen lassen, die Sie mir so gütig heute ausgesetzt. – Harry!«

Harry, der dem Baron auf dem Fuße in's Zimmer gefolgt war und vier brennende Kerzen auf einen viereckigen Tisch stellte, den er rasch drei Schritte entfernt vom Kamin mitten in's Zimmer rollte, war eben damit beschäftigt, zwei Stühle an den entgegengesetzten Seiten dieses Tisches aufzustellen, als der Ruf des Barons sein Ohr erreichte.

»Was befehlen Ew. Gnaden?« fragte der gewandte Diener, der schon wußte, was der Gast seines Herrn verlangen würde.

»Bringen Sie Wein, rasch, Sie vergessen es sonst wie gewöhnlich. – Sie erlauben doch, Mylord?«

Der Lord nickte mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sprechen, und beobachtete bloß mit gespannter Aufmerksamkeit das Aussehen und die Miene seines Gastes, der auch heute jene zitternde Hast zeigte, die er stets an den Trag legte, wenn er in Begriff war, sich zum Spiele niederzulassen, dessen Beginn er vor innerer Ungeduld kaum erwarten konnte.

»Aber, Harry fuhr der Baron gegen diesen gewendet fort, »warten Sie einen Augenblick. Mich durstet sehr und es ist eisige Lust draußen. Bringen Sie keinen kalten Bordeaux heute, sondern Portwein oder Madeira, verstehen Sie?« Harry verbeugte sich und verschwand, kam aber bald darauf wieder herein, eine silberne Platte mit zwei Flaschen des edelsten Portweins und nur einem großen

Kelchglas tragend, da er wußte, daß sein enthaltsamer Herr sich an diesem Genusse des Barons nicht beteiligte.

»Ha! Sie bringen wieder nur ein Glas, Harry – trinken Sie auch heute am Sylvesterabend nicht mit mir ein Glas, Mylord?«

»Nein,« sagte dieser kurz und innerlich schauernd, da er die wachsende Begehrlichkeit nach seinem Getränk in den Augen des Barons blitzen sah. »Sie wissen, ich trinke nur Mittags Wein mit etwas Wasser und Abends nach Tische, das ist so meine althergebrachte Gewohnheit.«

»Eine schlechte Gewohnheit, Mylord, bei Gott! Ihr englischen Herren, die Ihr so Vieles habt und thut, was gut und angenehm ist, seid in Bezug auf den Weingenuß wahre Weiber –«

»Nun, wenn wir dann nur in allein Uebrigen Männer sind, so dürfen wir uns über diese Schwachheit schon trösten.«

»Haha! Auf Ihr Wohl – das Getränk ist gut. Sie sind doch ein glücklicher Mensch!«

»Warum das, wie so?« fragte das auf den eifrig Trinkenden gerichtete glänzende Auge des Engländers, über dessen Lippe kein hörbarer Laut drang.

»Sie sehen mich so fragend an – ist es denn nicht wahr? Sie besitzen Alles, was ein menschliches Herz befriedigen kann –«

»Herr!« wollte der Lord aufbrausen, aber er bezwang sich. »Herr Baron,« sagte er mit gesenktem Kopfe, überschätzen Sie mich nicht, Sie sind in mancher Beziehung noch reicher als ich.«

»Sie belieben zu scherzen. Vielleicht wollten Sie sagen, ich *war* einst reicher, als *Sie* einst waren – aber ach! Das ist lange her und jetzt bin ich – doch was vergeuden wir die Zeit mit solchen Träumereien – sie ist kostbar und wir verstehen uns doch nicht – also ein Spielchen, wie?«

»Sie haben Recht,« erwiderte der Engländer trübe, »wir verstehen uns nicht. Wollen Sie wirklich auch heute spielen?«

»Warum nicht?« sagte der Baron eifrig und trank schon das dritte Glas des feurigen Weines leer, was beinahe eine ganze Flasche ausmachte, da das Glas sehr groß war. Und schon hatte er seinen gewöhnlichen Platz am Spieltische eingenommen.

Der Engländer aber stand immer noch vor dem Kamin, unbeweglich und kalt wie der Marmor desselben, die Arme vor der Brust gekreuzt und die Augen fest auf ihn gerichtet, als durchforsche er mit seiner ganzen Sehkraft den elenden Mann, der eine vollkommene Beute der traurigsten Leidenschaften seines Geschlechts war.

»Ah, wo sind die Karten? Hat er sie wieder hierherzulegen vergessen – doch halt, es ist gut. Lassen wir die Karten, Mylord, es fällt mir zur rechten Zeit etwas Besseres ein. Ich hasse die Karten.«

»O, hättest Du sie früher gehaßt!« dachte der Lord.

»Ja, ich hasse sie, denn sie bringen mir viel zu viel Unglück – ha! der Wein ist vortrefflich – ist die zweite Flasche entkorkt? Ja, das ist gut – so! Das Piket besonders ist ein Spiel, worin ich stets Unglück gehabt.«

»Wir brauchen ja gar nicht zu spielen, Herr Baron!«

»Ei, warum nicht gar – was denken Sie! Aber wir wollen ein anderes Spiel wählen – wir wollen würfeln.«

»Gut, dann muß ich aber erst Harry fragen, ob er Würfel hat –«

»Das ist nicht nöthig, ich bin selbst damit versehn.« Und er griff in eine seiner Taschen und holte einen Würfelbecher und drei große elfenbeinerne Wütfel von sehr schöner Arbeit hervor.

Der Lord, sich dem Tische nähernd, warf einen seltsamen Blick, der etwas Brennendes an sich hatte, auf den Spieler, dann, als er auf dessen Gesichte nur die heiße Gier nach der Aufregung des Spiels erkannt, griff er nach den Würfeln und ließ sie, einen nach dem andern, auf den Tisch zurück fallen, wobei zufällig die drei Sechsen oben zu liegen kamen.

»Da sehen Sie, ich verstehe das Spiel auch – aber erschrecken Sie nicht, dieser Wurf war nur zur Probe. Ich will gern Ihre Waffen zu diesem Zweikampf wählen – aber Ihnen bleibt die Wahl – vielleicht ist Ihnen noch ein drittes Spiel lieber?«

»Nein, nein, ich bleibe bei den Würfeln!« rief der Baron, sie mit der Linken heftig in dem ledernen Becher schüttelnd und mit der zitternden Rechten nach dem Glase greifend, das er abermals auf einen Zug leerte. »Aber

um was – um was, Mylord, wollen wir heute spielen, denn wir können es doch nicht zum bloßen Zeitvertreib thun?«

»Freilich!« sagte der Lord, indem er erröthete, denn er sah ein, daß jetzt ein ernsthafter Kampf beginnen werde, um dessen Ausfall er nicht für sich, sondern einzig und allein für seinen Gegner besorgt war. »Aber gut – halten Sie noch ein, Herr Baron, und hören Sie mich erst an.«

Bei diesen Worten griff er in seine Brusttasche und holte eine Briefftafel hervor, die er auf den Tisch vor sich niederlegte und dann aufschlug. »Sehen Sie hier,« sagte er mit ruhiger Stimme, in der eine Warnung durchschimmerte, die aber der gierige Baron nicht beachtete. »Sehen Sie hier, Herr Baron, das sind alle Verluste, die Sie gegen mich erlitten, und die Gewinne, die ich von Ihnen habe. Es ist etwas Viel. Da sind Ihre letzten Hypotheken – da Ihre Wechsel – da Ihre Verschreibungen auf das Vermögen Ihrer Kinder – sehen Sie sie?«

»Ja, ja, ich sehe sie. Und weiß es,« sagte wie vor innerer Kälte schauernd der Baron.

»Sie sind alle mein, nicht wahr? Nun wohl! Sie sind arm durch mich geworden – zum Theil wenigstens durch mich – und das thut mir leid. Ich möchte Sie wieder reich – reicher vielleicht als vorher sehen.«

Die Augen des Spielers rollten vor Entzücken, als er diese Worte hörte, und er goß sich ein neues Glas voll.

»Darum will ich Ihnen denn die Gelegenheit heute dazu bieten – halten Sie sie fest – verstehen Sie?«

»Ja, ja, weiter, weiter im Text.«

»Was haben Sie noch in Ihrem Besitz?«

Der Baron zuckte zusammen, denn ihm fiel ein, daß er in der That nur noch sehr wenig besaß. Aber ein Spieler ist nie verlegen, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, um den er spielen will; er würde sich sogar den Rock ausgezogen haben, um ihn auf den Tisch zu legen, wenn es verlangt worden wäre. »Nun,« sagte er plötzlich, ganz gegen die Erwartung des Lords, der geglaubt hatte, er werde sich jetzt schon für bankerott erklären, »ich bin zu Pferde hierher gekommen, das gehört noch zu meinem Besitz, und es ist ein gutes, schnellfüßiges Thier – ein Mecklenburger.«

»Gut, Herr Baron, ich nehme es an. Wie hoch schätzen Sie es? Ich überlasse Ihnen die Werthbestimmung und setze mein blankes Gold dagegen.«

»Mit Sattel und Zaum?«

»Mit Sattel und Zaum.«

Der Baron überlegte. »Nun, hundert Louisdor werden Ihnen nicht zu viel sein für das gute Thier?« sagte er dann, schwer aufathmend, da er wohl wußte, daß es kaum die Hälfte werth war.

»Nein, es ist mir nicht zu viel. Wie viele Würfe wollen wir thun?«

»O, einer genügt, drei dauern zu lange.«

»Nein, wir haben heute Zeit,« sagte der Lord mit immer kälter werdender Stimme und trotziger blickendem Gesicht, da er sah, wie der Mann vor ihm blitzschnell in das Verderben springen wollte. »Drei Würfe muß ein Jeder von uns thun.«

»Hinter einander?«

»Ja, hinter einander. Fangen Sie an.«

Der Baron schüttelte heftig den Becher und warf die Knochen auf den Tisch. Es fielen zwölf, dann zehn und zuletzt sechzehn Augen.

»Sie haben achtunddreißig Augen geworfen, Baron; das ist viel. Aber ich will versuchen, es Ihnen gleich zu thun. Da haben Sie zwölf, da – noch einmal zwölf – aber da, da haben Sie volle achtzehn. Das macht zweiundvierzig Augen. Nun, das Pferd ist mein und es steht schon in meinem Stall. Sehen Sie, wie rasch das geht? Was haben Sie nun noch in Ihrem Besitz, um das Sie würfeln möchten?«

Der Baron, schon halb trunken, aber um so gieriger, verblendeter, kühner, griff sich in seine grauen Haare. Er besann sich, mit seinen nach Innen gewandten Augen in allen Winkeln seiner Erinnerung umherspähend, was er etwa noch hervorsuchen könnte – aber er fand nichts. Der Engländer hielt unterdeß sein Auge fest auf den Unglücklichen gespannt, ohne sich zu regen, nur sein Herz schlug lauter und lauter gegen seine Brustwandung an.

Es herrschte eine Todtenstille um die beiden Spieler her, die nur das Knistern der Flammen im Kamin und bisweilen ein Windstoß oder das Rauschen der Wogen unterbrach, die unter dem Fenster an den Dünen brandeten. Endlich nahm der Engländer, da er sah, daß sein Gegner keinen Gegenstand finden konnte, das Gespräch wieder auf.

»Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, um was wir spielen wollen,« sagte er langsam und jede Miene des Gegenübersitzenden durchspähend. »Sie besitzen noch Viel, was ich haben möchte.«

»Wie? Was sagen Sie – ich weiß von nichts mehr, denn ich sitze auf dem Trockenen – vollständig. Haben Sie keinen Wein mehr?«

»Wollen Sie noch trinken?«

»Ich bitte darum.«

Der Lord ging nach dem Glockenzug und zog daran. Sogleich erschien Harry und sah seinen Herrn ehrerbietig an, ohne eine Miene zu verziehen.

»Der Herr Baron hat einen Wunsch, Harry!« Harry's Augen wandten sich von seinem Herrn auf dessen Gast und er verbeugte sich schweigend gegen diesen.

»Bringen Sie Wein, ich bitte darum.«

Harry ergriff die beiden leeren Flaschen und brachte dafür zwei neue volle herein, die er auf den kleinen Tisch stellte, der dem Baron zu Händen stand. Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, bediente der Baron sich selber und seufzte dabei laut – »Sie wollten mir einen Vorschlag machen,« sagte er dann.

»Ja, das wollte ich. Kurz und gut – Sie haben einen Sohn, der mir außerordentlich gefällt.«

»Ha! Meinen Sie den Geiger?«

»Den meine ich.«

»Nun, der gefällt mir sehr wenig.«

»Eben darum und das ist gut – der Geschmack ist verschieden. So spielen wir also um ihn. Wenn ich ihn gewinne, so ist er mein.«

»Das ist ein seltsames Spiel, Mylord, und nur ein Engländer kann einen solchen Vorschlag machen. Aber er gefällt mir, topp! obgleich ich noch nie solch ein Spiel gespielt.«

»So spielen Sie es jetzt zum ersten Mal; ich bin bis jetzt Ihrer Neigung gefolgt und habe meiner Neigung zuwider nur um todes Metall gespielt, jetzt aber habe ich die Laune, um einen lebendigen Menschen zu spielen. Sind Sie einverstanden?«

»Ja – vorwärts!«

»Halt! Erst müssen wir den Preis bestimmen, denn Sie könnten ja gewinnen und ich möchte Ihnen in diesem Fall einen Gewinnst bieten, der, natürlich nicht ganz, aber doch einigermaßen dem Werth des jungen Menschen entspricht. Wie hoch schlagen Sie Ihren Sohn an? Aber nehmen Sie eine tüchtige Summe, die alle Ihre früheren Verluste deckt.«

Des Barons Gesicht überlief ein Glanz des Frohlockens. Er hatte begriffen, um was es sich handelte. Er konnte gewinnen – mit einem Schlage sein ganzes verlorenes Vermögen vielleicht wieder gewinnen, aber dennoch wußte er nicht, wie hoch er seinen Sohn taxiren sollte.

»Nun,« sagte der Lord, »Sie können es nicht, ich sehe es Ihnen an. So will *ich* denn die Summe bestimmen, die ich gegen Ihren Sohn setzen will, vielleicht ist sie Ihnen hoch genug. Nehmen wir zehntausend Pfund.«

»Was? Zehntausend englische Pfund?« schrie der Baron.

»Zehntausend englische Pfund Sterling!« sagte der Lord eiskalt. »So viel ist mir der Gegenstand unsrer Betrachtung wenigstens werth.«

»Ich nehme es an, ich nehme es an!« rief der Baron und seine zitternden Finger faßten krampfhaft den Becher. Wieder herrschte eine Todtenstille im weiten Gemach. Da fielen die Würfel, die der Baron mit Bedacht warf, und er that drei glückliche Würfe, denn er warf vierzehn, fünfzehn und achtzehn Augen.

»Das macht siebenundvierzig Augen!« sagte ruhig der Lord. »Ein hoher Wurf! Sie werden zehntausend Pfund gewonnen haben – das wäre mir *Ihretwegen* lieb.«

Der Baron lehnte sich halb über den Tisch, um besser sehen zu können. Seine Augen funkelten auf die Würfel hin und er hatte sogar den Labetrunk vergessen. Der Lord schüttelte den Becher und warf – erst sechszehn, dann fünfzehn, dann achtzehn Augen.«

»Zwei mehr als Sie!« sagte er still, ohne eine Miene zu verziehen. »Ihr Sohn gehört mir, ich kann mit ihm machen, was ich will.«

Der Baron sank in seinen Stuhl zurück und bedeckte sich die Augen mit der Hand, nicht aus Schmerz, seinen Sohn verloren, sondern aus Verzweiflung, zehntausend englische Pfund nicht gewonnen zu haben. Das Glück ist auch hier gegen Sie,« fuhr der Lord fort. »Wollen Sie ein andres Spiel?«

»Nein, nein,« kreischte der unglückliche Spieler – »das Glück kann mir nicht ewig den Rücken kehren. Ha! wollen Sie vielleicht auch um meine Tochter spielen?«

Der Lord schüttelte sich vor Grauen, aber er zwang mit aller Kraftanstrengung seine wogenden Empfindungen nieder. »Sie kommen meinem Wunsche zuvor, ja, spielen wir um Ihre Tochter.«

»Wie hoch taxieren Sie die?« brüllte beinahe der immer gieriger werdende Baron.

»Nun, nicht etwa, weil ich sie höher schütze, als Ihren Sohn, aber um Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihren Verlust wieder einzubringen – will ich das Doppelte auf sie setzen.«

»Was? Zwanzigtausend Pfund Sterling?«

»Zwanzigtausend Pfund, so meine ich.«

Mit fieberhafter Anstrengung schon, denn bereits fing seine Sinne an zu schwindeln, ergriff der Baron den Becher. Er warf rasch dreimal hinter einander und zwar diesmal nur vier, sieben und neun Augen.

»Das macht zwanzig Augen,« sagte leise, wie zu sich selbst, der Lord, und wagte kaum den athemlosen Vater anzublicken, der im Begriff stand, auch sein zweites Kind, die schöne Sophie zu verlieren. Auch erfolgte der Verlust sogleich, denn der Lord warf ein Auge mehr.

»Auch Ihre Tochter ist mein, Baron? Nun – Sie schweigen? Stimmen Sie zu?«

Der Baron nickte, er hatte die Sprache verloren. Er war heute im ungeheuersten Verlust. Dreißigtausend Pfund

Sterling und noch ein Pferd waren ihm aus den Fingern geschlüpft.

»Um was spielen wir jetzt?« fragte der Lord weiter, aber mit bebender Lippe, denn er war fast nicht mehr im Stande, seine Aufregung zu bewältigen.

»Ich habe nichts mehr, ich bin ein Bettler!« lallte der Baron, »Sie müßten denn um meine Schwester würfeln wollen?«

»Für die danke ich, die hat für mich keinen Werth – nicht den geringsten, und ich wüßte sie für nichts zu verwenden.«

»Ha!« schrie da der Baron auf und sprang empor. »Haben Sie mir Haus und Hof und meine Kinder abgewonnen, so können Sie auch mein Letztes gewinnen – ich habe noch eine Frau.«

Jetzt sprang auch der Lord auf, er mußte sich die Hand auf's Herz drücken, so gewaltig klopfte es.

»Wollen Sie auch Ihre Frau auf's Spiel setzen?« fragte er langsam und bedächtig, wie mit Falkenaugen den Entschluß des Barons von seinen bebenden Lippen haschend.

»Ja, das will ich, bei Gott! Was ist sie mir werth? Nichts, nichts! O, sie war einst ein schönes Weib – aber für mich nicht, denn geliebt hat sie mich nie und ich sie auch nicht, ich habe im Leben keinen Kuß von ihr verlangt und erhalten –«

»Warum haben Sie sie denn geheirathet?«

»Weil ich ein Narr war, ein ungeheurer, bodenloser Narr –«

»Vorwärts denn!« rief der Lord mit mächtiger Stimme und jetzt wie ein Löwe aus seinen lange genug eingehaltenen Schranken brechend – »ich nehme auch Ihre Frau an, wenn Sie sie verlieren – aber ich würfle nur einmal um sie.«

»Angenommen! »Wie hoch wie hoch taxieren Sie sie? Sie ist Zweiundvierzig alt, aber sie sieht um zehn Jahre jünger aus.«

»Wieviel wollen Sie – bestimmen Sie selbst den Preis!« rief der Engländer mit stolzem Entzücken.

»Nein, das kann ich nicht, ich habe den Maaßstab verloren – mir wirbelt es im Kopfe bei Ihren Summen.«

»So sagen wir denn hunderttausend Pfund,« sagte der Lord mit Ergebung.

»*Hunderttausend* Pfund?« Und der Baron wurde mit einem Male nüchtern, nüchtern vor dem wollüstigen Gedanken, hunderttausend Pfund gewinnen zu können, was mehr war – viel mehr, als er je im Leben besessen hatte.

»So ist es – nehmen Sie an?«

»Ja, ja, tausendmal ja! Ich wäre ein größerer Narr, wenn ich es nicht thäte, als ich damals war, da ich ihr meinen Namen gab.«

Und rasch faßte er den Becher, rasch warf er, aber er that einen seltenen Wurf, denn die Würfel zeigten nur drei Augen.

»Sie ist schon die Ihre!« kreischte der Baron, »und hunderttausend Pfund sind mir abermals verloren!«

»Noch nicht – ich kann denselben Wurf thun.« Der Baron riß wieder die Augen auf und starrte auf die Würfel hin, die gleich darauf dreimal sechs Augen zeigten.

Beide Spieler hatten sich wieder von ihren Plätzen erhoben und blickten sich wie ein paar Gespenster mit offenen stieren Augen und unbeweglichen Mienen an; während aber der Baron ein Bild des Jammers, der Verzweiflung war, zeigte der Lord den Triumph einer ruhigen felsenfesten Ergebung auf seiner vor Erregung bleichen Stirn.

»Ihre Frau ist mein,« sagte er dann leise aber fest.

»Ja, sie ist die Ihre – und das ist mein geringster Verlust und Kummer,« entgegnete der auf seinen Füßen schwankende Elende.

Der Engländer betrachtete ihn eine Weile mit grenzenlosem Erstaunen, bedenkend, wie es möglich wäre, daß zwei Menschen über eine und dieselbe Person und Sache so verschiedene Empfindungen hegten; nie war ihm, wie in diesem Augenblick, die Verschiedenheit menschlichen Willens, Begehrens und Handelns greller vor Augen getreten.

»So wäre denn also unser Spiel für heute beendet,« sagte er beinahe traurig – würden Sie aber noch morgen wissen, was Sie heute gethan haben?«

»Warum nicht? Dergleichen vergißt man nicht, oder sollten Sie etwa glauben –?«

»Sprechen Sie nicht von glauben – ich beurtheile Sie nur nach dem, was ich sehe.«

»Was sehen Sie denn?« fragte der Baron mit seiner alten kecken Dreistigkeit.

»Ich sehe, daß Sie heute nicht nüchtern sind, denn Sie haben drei Flaschen schweren Weines getrunken. Die Hälfte davon, wenn ich so thöricht wäre, sie zu trinken, würde mich auf den Boden strecken. Wenn Sie morgen mit nüchternem Kopfe aufwachen, haben Sie vielleicht vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist.«

»O nein, das ist mir noch niemals begegnet – auf Ehre, My – Mylord, ich weiß Alles.«

»Nun, was ist denn geschehn, wissen Sie es noch jetzt?«

»Was geschehen ist? Haha! Alles ist weg, Alles, Alles – Haus und Hof, Weib und Kind –«

»Wollen Sie mir das schriftlich geben?«

»Schriftlich? Warum denn? Trauen Sie mir nicht?«

»Nein,« sagte der Lord entschieden und mit plötzlich ganz verändertem Benehmen und stolzerer, verächtlicher Sprache. »Sie haben mir keine Gelegenheit gegeben, Ihnen zu trauen oder Sie für einen Ehrenmann zu halten. Und doch will ich nichts Schriftliches von Ihnen, meine Frage war nur gesprochen, um als Einleitung zu einer Vorlesung zu dienen. So hören Sie denn.«

Der Baron, kaum sich noch auf den Füßen haltend, glotzte den Lord verwundert und mit stieren Augen an. »Was soll ich denn noch hören?« lallte er.

»Etwas, was freilich viel zu spät kommt, um noch irgend einen wünschenswerthen Eindruck auf Sie zu machen, mein Herr. Auch kann es weder Ihnen, noch einem

Anderen nützen, und doch muß ich es Ihnen sagen. Früher habe ich Sie bloß bedauert, weil Sie so viel Unglück hatten, mehr, als ein Mensch, der Herz und Gemüth hat, ruhig ertragen kann. Jetzt aber, jetzt, da Sie so willkürlich über Andere bestimmen und sie möglicher Weise in's Unglück stürzen, wenn sie kein Mensch von Herz und Gemüth rettet, jetzt – verachte ich Sie. Spielen mochten Sie und auch verlieren, das thaten Andere und Bessere auch; als Verschwender Ihres Vermögens, als Vergeuder Ihres Ihnen von Gott anvertrauten Habes und Gutes konnte man Sie noch wegen Ihrer Verblendung beklagen. Ein Mann aber, der sogar eine achtbare Frau und edle Kinder verspielt, der ist ein schlechter Mensch und sogar nicht werth, noch im Geringsten bemitleidet zu werden. Sie, ja, hören Sie es an; Sie waren nicht würdig, eine so tugendhafte, reine edle Frau zu besitzen, wie Sie wirklich eine besaßen, ohne sie zu erkennen, zu begreifen und zu würdigen; Sie waren ferner nicht werth, so gute und brave Kinder zu haben, wie sie jetzt mir gehören und wie ich zu ihrem Heile und nach meinem Gewissen über sie bestimmen will –«

»Herr!« unterbrach ihn der Baron, vor Wuth schäumend und doch sich an einem Stuhle festklammernd, um nicht umzufallen – »wollen Sie mich beleidigen?«

»Nein, lieber Mann, durchaus nicht,« erwiderte der Lord kalt. »Lord Shorncliffe hat nie einen Schwächling beleidigt, der nicht mehr gegen ihn in die Schranken treten kann, und das können Sie nicht; ich wollte Ihnen nur

die Wahrheit sagen. Gehen Sie also, denn Lord Shorncliffe existirt ferner für Sie nicht mehr; nur bedenken Sie morgen, wenn Ihnen noch so viel Verstand dazu geblieben ist, was Sie heute gethan haben, und wenn Sie das richtig bedenken, sobald Sie nüchtern geworden sind, wie Sie heute betrunken sind, o so werden Sie selbst begreifen, wie richtig ich Sie beurtheilt und abgeschätzt habe. Leben Sie somit wohl, Herr Baron, und nehmen Sie den Wunsch von mir mit hinweg, den ich von diesem Augenblicke an hege, Sie nie wiederzusehen, wie ich schon lange bedauert habe, Sie jemals kennen gelernt zu haben.«

Der Baron, betäubt, taumelnd, stammelnd, von dem vernichtenden Schlage der Verachtung des zürnenden Mannes getroffen, der hochaufgerichtet, in seinem ganzen Stolze und in seiner männlichen Würde ihm gegenüberstand, wollte Etwas sagen, aber seine Kraft war zu Ende, er vermochte es nicht mehr. Er wankte zur Thür, durch die, von der schallenden Stimme des Lords herbeigerufen, augenblicklich Harry trat.

»Harry!« herrschte der Lord seinen Diener an. »Laß Jemand mit dem Herrn fahren und den jungen Herrn Baron in meinem Namen bitten, mit demselben Wagen Fräulein Rachel zurückzuführen, ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Ich werde ihn alsbald wieder nach Hause fahren lassen. – Gute Nacht, mein Herr!«

Harry, erstaunt über die Strenge des Tons und die Geberde seines Herrn, den er nie so gebieterisch gesehen hatte, verbeugte sich stumm, griff dann dem wankenden

Baron unter den Arm und führte ihn die Treppe hinab. Dieser, keines Wortes, keines Gedankens fähig, kletterte mit Hülfe eines Dieners in seinen Wagen, und als er darin saß, sank er mit dem Ausruf: Ich bin verloren, ich bin ein Bettler, ich habe den Tod davon!« hinten über in die Kissen.

Der Lord aber, die geöffnete Thür in der Hand haltend, horchte die Treppe hinunter, und als er die Räder des Wagens auf den Steinen des Hofes rasseln hörte, schlug er die Thür zu, trat in die Mitte des Zimmers zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus: »O Gott,« sagte er, »er ist fort und hoffentlich brauche ich diesem Elenden nie wieder zu begegnen. Aber was nun?«

Mit diesem Gedanken beschäftigt, schritt er etwa eine halbe Stunde schweigend und finster auf und ab; nach dieser Zeit aber glättete sich allmählig seine Stirn und er stieß einen zweiten Seufzer aus, der schon größere Erleichterung brachte.

»Ja,« sagte er dann, »was nun? – Das ist die Frage. Aber was Sorge ich! Lebt denn mein Gott im Himmel nicht mehr? Wird Er mir nicht die rechten Wege weisen? Ja, das wird Er, ich fühle es. O – und das ist mein einziger Triumph – die unschuldigen Kinder sind wenigstens mein, die lasse ich mir nicht wieder nehmen – und die Gattin, o, die könnte ich auch nehmen – ich höbe bloß auf, was – er wegwirft – wenn ich kein sittliches Gefühl im Herzen trüge. Geduld, Emery, Geduld! Die Zeit allein bringt Segen und Gott wird weiter helfen.« –

Nach diesem kurzen aber aus vollem Herzen strömenden Selbstgespräch fühlte er sich wunderbar erleichtert, und mit erheiterten Mienen schritt er wieder auf und ab, voller Spannung die Rückkehr des Wagens erwartend. Er brauchte nicht allzu lange zu warten; nach einer kleinen halben Stunde rasselte er wieder in den Hof und gleich darauf ließen sich die Fußstritte und Stimmen der Anlangenden auf dem Corridor vernehmen. Der Lord athmete tief auf und sein Antlitz nahm eine unaussprechlich glückliche Miene an, die vollständig von dem bangen und ungewissen Ausdruck abwich, den sie kurz vorher gezeigt hatte. »Da sind sie,« rief er, froh aufjauchzend, »und nun werde ich eine Freude haben, deren ich nach allen diesen kummervollen Tagen so sehr bedarf.«

Rachel trat zuerst – und dicht hinter ihr Werner ein, Beide ein erstauntes Gesicht zeigend, was es denn so Wichtiges sei, was den Lord veranlassen konnte, heute Abend noch Werner's Gegenwart zu wünschen. Sie hatten schon gedacht, Joseph sei in aller Stille angelangt und der Lord wolle sie mit ihm überraschen, ein Irrthum, der unter den obwaltenden Umständen sehr natürlich war.

»Meine Kinder!« rief der Lord und ging mit ausgebreiteten Armen auf die immer erstaunter Blickenden los – »kommt her an mein Herz und sagt mir, daß Ihr mich liebt!«

Rachel warf sich in seine Arme und fing laut an zu weinen. Eben so that es Werner, denn wenn ein wahrhaft Liebender seine Geliebte Thränen vergießen sieht, aus Rührung, Freude oder Schmerz, so kommen auch ihm leicht die flüssigen Tropfen in die Augen.

»Habt Ihr mich lieb?« fuhr der Lord fort. »O, sagt es, sagt es mir, ich bedarf der Liebe der Menschen so sehr!«

Beide versicherten es ihm mit Worten, die aus dem innersten Herzen kamen, obgleich sie die Ursachen nicht ergründen konnten, die ihren Freund und Beschützer in diese bei ihm so seltene Stimmung versetzt hatten.

»So ist es gut,« entgegnete er, »dann danke ich Euch und dafür will ich Euch auch eine Freude bereiten. Ja – Ihr blickt mich verwundert und fragend an, weil Ihr nicht wißt, was geschehen ist, was mich so glücklich, Euretwegen so glücklich macht. O, es ist Großes und von Euch jetzt Unerwartetes geschehen – ich habe Euch für einander gewonnen und Ihr dürft Euch lieben, als wenn ich selbst Euer Vater wäre, der Eure Hand zu vergeben hätte.«

»Wie?« fragte Werner mit leuchtenden Augen. »Höre ich recht? Was ist geschehen, Mylord?«

»Frage nicht, Werner, sondern glaube mir. Dein Vater willigt ein in Deine künftige Verbindung mit Rachel Schawai, und Rachel ist mein Kind und ich gebe sie Dir – seid Ihr damit zufrieden?«

»O mein Gott!« schluchzte Rachel und »o mein Gott!« tönte das Echo aus Werner's Herzen wieder, indem sie

ihn mit vor Dankbarkeit überströmenden Augen betrachteten, in denen aber doch eine deutlich erkennbare Frage lag. Der Lord erkannte und beantwortete sie sogleich.

»Ihr fragt mich,« sagte er, »mit Euren eine so verständliche Sprache redenden Augen, wie das so schnell gekommen ist? O fraget mich nicht – Ihr wißt ja, ich habe lange daran gearbeitet und heute Abend endlich ist mir der große Wurf gelungen. Danket aber Gott dafür, er hat es allein gethan und ich bin nur das Werkzeug in seiner allmächtigen Hand gewesen.«



Eine Stunde später, nachdem Werner wieder nach Brenkowitz zurückgekehrt war, um seine Mutter und Schwester an diesem Abend nicht so lange allein zu lassen und ihnen in seiner Herzensfreude das große Ereigniß des Tages mitzutheilen, saß der Lord allein mit Rachel auf seiner Lieblingsstelle vor dem hell flammenden und sanfte Wärme ausstrahlenden Kamin. Sie kniete zu seinen Füßen, hatte ihre Ellbogen auf seine Kniee gestützt, wie ein Kind so gern vor seinem Vater liegt, und hielt seine beiden Hände in den ihrigen, wobei ihre Lippen von den süßesten Dankesworten überflossen. Aber immer noch weinte sie leise dazwischen, vor Freude und vor Rührung, denn sie hatte von ihrem Beschützer die wie das eigene Glück sie tief bewegende Mittheilung vernommen, daß auch Joseph glücklich sein und Sophie von

Haldrunen seine Braut nennen würde, sobald er nur von seiner Reise zurückgekehrt wäre.

So wurde das Jahr im Hause des edlen Lords beschlossen, und lange vor Mitternacht schon schlief Rachel sanft auf ihrem weichen Lager, während der ruhelose Mann, der so lange Jahre in der Fülle seiner Reichthümer einsam gewesen und seine Jugendliebe treu bewahrt, den Gedanken verarbeitete, ob es wohl möglich sei, daß auch er noch einmal glücklich werde und diese Liebe aus der Hand Gottes wieder gewinne, die ihm bisher ein Mann vorenthalten, der es am wenigsten verdiente, ein Weib zu besitzen, das nur ein trauriger Irrthum in seine Macht gegeben hatte.

ZWÖLFTES KAPITEL. DER NEUJAHRSMORGEN.

Der erste Januar des Jahres 1852 war am Strande der Ostsee, wo unsre Erzählung sich abwickelt, ein schöner, herrlicher Wintertag, der seinem Vorgänger in keiner Weise ähnlich sah. Die düsteren Wolken hatten sich zerstreut, die Winde waren verflogen und die See floß in ruhigen Wogen wie ein flüssiger Krystall dahin, schimmernd im Widerschein der Sonne des jungen Jahres. An der Stelle, wo sie aus dem feuchten Schooße aufgetaucht war, in dem sie die Nacht über geschlafen hatte, spielten rosige Wölkchen, sonst fing der ganze Himmelsbogen blau und warm angehaucht, wie wir es bisweilen an einem schönen Wintertage wahrnehmen. Die ganze Natur schien darüber zu lächeln, wie ein süßes Kind, das sich an seiner Wiege, wenn es aus dem glücklichsten Schlummer

erwacht, von dem frohlockenden Auge einer liebenden Mutter bewillkommnet sieht.

Lord Shorncliffe hatte schon früh sein Lager verlassen, auf dem er in der vergangenen Nacht nur wenig Ruhe gefunden, denn eine seltsame Aufregung war über den sonst so gefaßten Mann gekommen und es war ihm zu Muthe, als müsse aus den blauen Fluthen der See etwas Großes, Schönes und Herrliches auftauchen, für das er keinen Namen wußte, und das ihn dennoch mit einem berausenden Wonnegefühl erfüllte. »Wenn das neue Jahr so glücklich beginnt, wie das alte geendet,« sagte er zu sich, als er sich erhob, »so wird es ein gesegnetes sein. Ha! der Himmel ist rein und die See ruhig – ich nehme die günstige Vorbedeutung an – warten wir also das Kommende in Ruhe ab.«

Er begab sich in seine Bibliothek, wo er sein erstes Frühstück einzunehmen pflegte, kleidete sich völlig an und trat an ein großes Bogenfenster, das in seinem weiten Nischenraume eine Fülle tropischer Gewächse barg und wie ein kleiner Garten mit duftenden Blumen und immergrünen Schlinggewächsen prangte. Hier stand er einige Zeit, schaute über das weite Meer hin und durchlief in der Erinnerung noch einmal die Jahre seiner Jugend, wo er als unschuldiger Knabe sich über die kleinen Schaumwellen freute, die am Strande seines Heimatlandes mit den Muscheln spielten, dann wo er in Göttingen lebte und zum ersten Male das schöne Mädchen sah, das noch heute alle seine Gedanken erfüllte, und versetzte sich endlich im Geiste in jenes glühende indische Land,

das durch des weisen Schöpfers Bestimmung die Quelle seiner Reichthümer geworden war.

O, er hatte viel Schönes und Herrliches in seinem Leben gesehn und erfahren, und Alles das trat noch einmal im lebensvollen Bilde vor seine aufgeregte Phantasie, die, wie von dem Stabe eines Magiers berührt, ihre geheimnißvollen Tiefen geöffnet hatte, um sein Herz mit einer Art berauscher Freude zu füllen, für die er doch eigentlich keine genügende Ursache wußte.

So war er in seinen Gedanken bis auf den gestrigen Tag, gekommen und abermals fiel ihm sein seltsames Glück dem verwegenen Spieler gegenüber ein. Er wiederholte sich die ganze Scene noch einmal und wunderte sich, daß der Schauer, der ihn am gestrigen Abend darüber gepackt, heute nicht wiederkehrte, ja daß ihm der ganze Vorgang etwas ganz Natürliches, sich von selbst Verstehendes zu sein dünkte.

»Es ist doch ein seltsames, wunderbares Ding, dies menschliche Herz,« sagte er, »mit seinen ewig blühenden Hoffnungen und Wünschen. Woher stammen diese Hoffnungen und Wünsche? Von der Erde und den Menschen gewiß nicht – so müssen sie also vom Himmel, von Gott stammen, und das ist ein schöner Ursprung. Ja, der Allmächtige hat auch mir meine Hoffnungen und Wünsche eingeflößt, wie könnten sie sonst meinen Geist so beleben, mein ganzes Wesen so riesenfest umklammert, mein Auge so vertrauensvoll auf die Hülfe des Unsichtbaren gerichtet halten. Ist mir doch, als ob ich diese Hülfe

schon in sichtbarer Gestalt gewahrte, als strecke sich eine Hand aus den Wolken mir entgegen, die mich höbe, als wollte sie mich in das strahlende Gefilde des ewigen Frühlings versetzen. Ewiger Frühling – was ist das? Das kann doch nur die Liebe sein, und diese Liebe hat mich durch das ganze Leben begleitet und hält mich auch jetzt noch in Besitz. Ja, ich liebe, ich liebe noch immer, wie ich in meiner Jugend liebte, so heiß, so rein, so wahr, und in keiner Stunde meines Daseins habe ich das inniger empfunden als in dieser gesegneten Stunde, die mir der Urquell des Guten beschieden hat – wie dankbar bin ich ihm dafür, wie ungleich mehr dankbar, als für alle die todten Reichthümer, die er in meine Hand gelegt und die ich doch nicht alle verwenden kann, wie ich wohl möchte, wie meine Seele es verlangt – was war das? Er drehte sich um und horchte. Es war, als ob Jemand seinen Namen gerufen hätte. Da klang es noch einmal zu ihm und eine sanfte Stimme tönte in sein Zimmer und fragte: »Mylord, darf ich eintreten? Störe ich Sie nicht?«

Er trat aus der Fensternische hervor, und da hatte er eine angenehme Erscheinung vor seinen Augen. Rachel, die leise in die Thür der Bibliothek eingetreten, aber noch hinter den schweren Falten der grünsamntenen Portiere verborgen war, hielt mit ihren schönen Händen die Draperie unter ihrem Kinne zusammen und schaute mit dem so lebenswarmen, ausdrucksvollen Gesichte in das Zimmer herein. Reich wallte das glänzende Rabenhaar um ihr geistvolles Gesicht, ihr rosiger Mund lächelte, und ihre von Leben und Lust sprühenden Augen schauten sich

forschend um, wo der Bewohner des Zimmers wohl verborgen sein möchte, denn daß er in seiner Bibliothek sei, hatte ihr Harry verkündet. Da trat er hervor aus seinem kleinen Zimmergarten und, angenehm berührt von der Erscheinung der frühen Besucherin, die er immer so gern bei sich sah, zumal in seiner jetzigen Stimmung, rief er so gleich: »Ah, Rachel, Du bist es! Komm herein, komm herein, und theile einen frohen Morgen mit mir.«

Rachel schlug die Falten des Vorhangs aus einander und zeigte sich dem Lord in vollständiger Tageskleidung. Ein reich mit Sammt und Spitzen besetztes schwarzes Atlaskleid rauschte um sie her und ließ nur ihre blendenden Schultern, ihren Nacken und ihre Arme frei, denn so ging sie immer einher, selbst im kältesten Winter.

Lord Shorncliffe, die zierliche und doch so wohl gerundete Gestalt bewundernd, wie er vorher den schönen Kopf bewundert hatte, reichte ihr die Hände, die sie sogleich ergriff, und erkannte dann an ihrer ausdrucksvollen Miene, daß sie nicht ohne Absicht so früh zu ihm gekommen sei.

»Mylord,« sagte sie mit innigem, ihr eigenthümlichen Tone, »ich komme so früh, weil ich gern die Erste im Hause sein möchte, die Ihnen zu dem heutigen Tage Glück wünscht, denn wir sind ja in ein neues Jahr übergetreten.«

»Ja das sind wir, mein Kind – nun, was wünschest Du mir?«

»Was ich Ihnen wünsche? O, wie könnte ich alles Das nur in wenige Worte drängen, da mein Herz so voll von

Dankbarkeit für die viele Güte und Liebe ist, die Sie mir und uns Allen erwiesen haben!«

»O, davon wollte ich nichts hören.«

»Und doch muß ich davon sprechen. Sie haben mich und Werner so unendlich glücklich gemacht und wollen nun auch noch Joseph – o meinen guten Joseph! – und Sophien glücklich machen! Dafür weiß ich keinen andern Dank, als den aufrichtigen Wunsch, daß Sie selbst so glücklich werden mögen in diesem Jahre, als Sie uns gemacht haben. Das wolle Gott und darum habe ich ihn heute frühzeitig aus innerster Seele gebeten.«

Bei diesen Worten, die mit einem so warmen, hingebenden und beinahe flehenden Tone gesprochen wurden, überkam den Lord eine seltene Rührung; er zog Rachel an sich, küßte ihre Stirn und dankte mit wenigen seinen Gefühlen entsprechenden Worten.

In diesem Augenblicke aber, als sie so in seiner nächsten Nähe stand und sein Blick auf die schöne Gestalt hernieder schaute, schien ihm etwas Besonderes an ihr in die Augen zu fallen. Und in der That, Rachel, die nie einen blitzenden oder metallenen Schmuck anlegte, trug heute einen solchen, denn um ihren Nacken hing eine feingoldene venetianische Kette, ein Geschenk des jungen österreichischen Kaisers, an der früher eine Brillantbroche befestigt gewesen war. Diese Broche aber befand sich heute nicht mehr daran, sondern die Enden der Kette senkten sich in den Busen ihrer holden Trägerin, als wenn sie irgend ein anderes kostbares Kleinod daselbst verbürgen.

»Ei sieh da,« sagte der Lord, die seine Kette betrachtend, »Rachel trägt einen Schmuck? Das ist ja etwas ganz Neues – und noch dazu einen Schmuck von fremder Hand? Ich hatte mir schon geschmeichelt, sie würde, wenn sie einmal einen solchen trüge, zuerst den meinen anlegen, denn ich war ja der Erste, der ihr aus Theilnahme und Neigung ein so glänzendes Spielwerk verehrte.«

»Mylord,« erwiderte Rachel herzlich und zog schon an der goldenen Kette, wie um ihr Kleinod an den Tag zu bringen, »es ist eigentlich kein Schmuck, den ich heute trage, sondern nur eine theure Erinnerung, die ich aus Dankbarkeit angelegt habe. Denn ich feiere heute einen besonderen Glückstag – es ist der, der mir meinen früheren Beschützer gegeben hat, meinen theuren Joseph.«

»Wie? War es denn am Neujahrstage, als Dich Joseph Sohn fand?«

»Nein, aber an diesem Tage ist Joseph geboren, und ich feiere ihn, indem ich den einzigen Schmuck trage, der einen großen Werth für mich hat, da er ihn mir einst auf meine Bitte bei'm Abschiede von Brenkowitz geschenkt hat – eine Locke von seinem Kinderhaar.«

»Wie?« rief der Lord mit lebhafter Bewegung und trat einen Schritt zurück von Rachel – »Heute ist Joseph's Geburtstag? Und das höre ich zum ersten Mal?«

»So ist es, heute vor siebenundzwanzig Jahren wurde er geboren, und hier ist die Locke, die ihm seine Mutter wahrscheinlich schon im frühesten Alter abgeschnitten

und mit in die weite Welt gegeben hat.« Lord Shorncliffe hörte kaum auf die Worte, die Rachel ihm sagte. Die Hand an die Stirn gelegt, den Kopf vornüber gebeugt, schien er über irgend Etwas nachzusinnen, was ihm vielleicht schwer auf dem Herzen lag, denn sein Gesicht war auffallend bleich geworden.

»Ich habe Sie doch nicht betrübt?« fragte Rachel und näherte sich wieder dem Lord. »Da, sehen Sie, da ist das einfache Kleinod – ich trage es nur alle Jahre einmal und immer an diesem Tage.«

Der Lord fuhr aus seinem Sinnen empor und schaute zerstreut auf die kleine goldene Kapsel hin, die ihm Rachel entgegen hielt. Kaum aber hatte er sie erblickt, so änderte sich blitzschnell sein ganzes Aussehn, alles Blut schoß ihm in's Gesicht und er bückte sich zu Rachel's Hand hinab, um das Kleinod ganz in der Nähe zu betrachten.

»Rachel!« rief er plötzlich mit unaussprechlich ängstlichem Tone – »Rachel, um Gotteswillen, was ist das?« Und schon hatte er die Kapsel mit der Rechten erfaßt, sie von beiden Seiten betrachtet und geschüttelt.

Rachel sah den umgewandelten Mann mit unverhohlenem Staunen an. »Hier ist die Feder,« sagte sie und zeigte mit einem Finger darauf.

Aber der Lord hatte sie schon geöffnet, da er den Mechanismus zu kennen schien. Die eine Hälfte der goldenen Kapsel flog auf und man sah eine blaßgoldene Haarlocke auf einem weißen atlassenen Kißchen liegen, das von der Zeit gelb geworden war.

»Gerechter Gott!« schrie der Lord mit den Zeichen des höchsten Erschreckens auf – »wo hast Du diese Kapsel her, Kind?«

»Von Joseph Sohn, Mylord.«

»Geduld, Geduld!« rief der angsterfüllte Mann und drückte mit aller Gewalt seiner zitternden Hände auf eine Stelle der Kapsel, die derjenigen gerade gegenüber lag, an der er vorher gedrückt.

Augenscheinlich war dieses zweite Behältniß lange nicht geöffnet worden, denn es ging sehr schwer auf. Endlich aber gelang es dem Lord und – da, da fuhr er zurück, als hätte ein Blitzstrahl seinen Scheitel getroffen.

»Mein Gott!« rief nun auch Rachel erschrocken, da sie das Gesicht des Lords wieder erbleichen sah.

»Rachel!« rief er, fast tonlos vor Erstaunen und Schrecken – »Du irrst Dich – das ist nicht Joseph Sohn's Kinderhaar – das ist einer Dame Haar, die ich einst, ach! und wie sehr geliebt! Ich selber habe ihr diese Kapsel vor vielen Jahren geschenkt – und da, da – ha! was ist das? Das rührt nicht von mir her« – und mit noch wo möglich vergrößertem Staunen las er auf einem feinen Stückchen Pergament die Worte: »Henriette ihrem Emery Glandon, geb. den 1. Januar 1825.«

Als der Lord, wie durch einen Schlag betäubt, bald auf die verwunderte und in Angst versetzte Rachel, bald auf das goldene Kleinod schaute, welches so viele Geheimnisse enthielt, that sich heftig dieselbe Thür auf, durch die Rachel eingetreten war und, die Vorhänge rasch auseinander drängend, erschien in derselben ein Mann, der

nicht weniger die Zeichen des höchsten Erstaunens an sich trug, als der Lord selber.

Es war William Baxton, der alte Haushofmeister, der bleich und aufgeregt, mit einem Brief in der Hand hereintrat und, denselben seinem Herrn aus der Ferne schon entgegenstreckend, keine Worte finden konnte, seinem gepreßten Herzen Lust zu machen.

»Was giebt's, was giebt's?« rief der Lord, die Augen bald zu dem alten Manne erhebend und bald auf das Kleinod blickend, das er sammt der Kette Rachel vom Halse gelöst hatte.

»Mein Gott, Mylord – da sehen Sie – ein Brief – und er ist mit Emery Glandon's Privatsiegel, dem Doggenkopf, geschlossen!«

»Was?« rief der Lord. »Auch das noch?« Und schon hatte er, die Kapsel in seiner Linken verbergend, den Brief mit der Rechten ergriffen und war an ein Fenster getreten, um das feine Siegel, welches er so genau kannte, auf das Sorgfältigste zu prüfen.

»Ja,« sagte er, tief aufathmend und mit Gewalt sich fassend, »es ist es, mein Siegel, wie ich es mir vor vielen Jahren in England stechen ließ. Aber wo kommt es her – wer hat den Brief gebracht?«

»Francis Poweril selber!« brachte der Alte hervor, der sich nur mühsam von seiner gewaltigen Aufregung erholte.

»Francis? – Allein?«

»Ja, allein – er hat Herrn Sohn in Bremen verlassen und kündigt seine Ankunft auf heute oder doch in den nächsten Tagen an.«

»Francis! Wo ist er? Laß ihn herein, geschwind!«

Francis, der so rasch wie möglich, aber freilich nicht mit Extrapostpferden die letzte Strecke seiner langen Reise zurückgelegt, trat vor seinen Herrn und gab alle Auskunft, die er geben konnte. Lord Shorncliffe aber, sobald er diesen Bericht flüchtig angehört, öffnete behutsam den kleinen Brief und las folgende Zeilen:

»Mylord! Gott hat es gewollt, daß ich endlich in meiner Unternehmung ein glückliches Ende erreichen sollte. Ich habe Thomas Morris gefunden und bin im Besitz aller seiner Aussagen. Ich halte mich nur so kurze Zeit wie möglich in Bremen auf, um den Aufenthaltsort Derjenigen zu erfahren, deren Spuren aufzusuchen ich eigentlich ausgeschickt ward. Wenn Gott sie erhalten hat, so bringe ich sie Ihnen selbst, oder wenigstens die Kunde, wo sie zu finden ist. Mit Dankbarkeit und herzlichster Ergebenheit Ihr
Joseph Sohn.«

Sprachlos, beklommen stand der Lord da und blickte bald Rachel, bald Baxton, bald Francis Poweril an. Er wußte nicht, was er denken, noch viel weniger aber, was er sagen sollte, denn die ganze Angelegenheit verwirrte sich vor seinen Augen, und dieser Brief widersprach nur allzu sehr den Beweisen, die er schon durch den Inhalt

des goldenen Medaillons, das Zusammentreffen der Geburtstage und das Siegel des Briefes erhalten zu haben glaubte.

In diesem kritischen Augenblicke ließ sich das langanhaltende und beinahe jauchzende Freudengeheul eines Hundes in der Ferne, dann immer näher und näher und endlich auf dem Hofe hören.

Alle vier Personen, die im Zimmer des Lords versammelt waren, horchten hoch auf und dann schrieten sie Alle außer Francis wie mit er Stimme laut auf: »Das ist Joseph, das ist Joseph – sein Hund hat ihn verrathen!« Und Alle, Rachel voran, stürzten die Treppe hinunter, auf deren unterste Stufen so eben Joseph Sohn getreten war, kaum im Stande, die stürmischen Liebkosungen seines treuen Hundes abzuwehren.

»Rachel! – Mylord! – Mr. Baxton!« rief er ihnen entgegen und flog aus einem Arm in den anderen – »da bin ich – da bin ich – und ich bringe Alles, was Sie erwarten können und gewiß nicht erwartet haben!«

Rachel war weinend, denn ihre Freude wie ihr Erstaunen über alles Erlebte war zu groß, – der Lord stumm und mit einem Male gefaßt und ernst, wie er immer in bedeutenden Augenblicken war, Mr. Baxton aber mit schwimmenden Augen den Dreien auf dem Fuße folgend, in die Bibliothek getreten, alle Drei Joseph anstarrend, der, bleich, von der anhaltenden, unaufhaltsamen Reise erschöpft und von seinen Gefühlen bewältigt vor ihnen

stand, nach Luft rang und mit der einen Hand noch immer den treuen Hund abwehrte, der mit in das Zimmer gedrungen war.

»Was bringen Sie, Joseph, was bringen Sie?« fragte endlich der Lord, nachdem er lange dem jungen Manne in's Gesicht geblickt hatte, das sich auch Mr. Baxton mit ganz eigenthümlichem Staunen zum Zielpunkt genommen hatte, da es ihm heute ganz anders als früher vorkam, worauf er wieder den Lord anblickte, dessen Gesicht er mit dem des jungen Mannes verglich.

»Mylord,« brachte Joseph stammelnd hervor – »ich bringe Viel – sehr Viel. Aber ich möchte mit Ihnen allein sein, wenn ich rede – nachher mögen es alle die Andern hören.«

Augenblicklich waren Rachel und William Baxton aus der Thür getreten, nur der Hund ließ es sich nicht nehmen, neben seinem Herrn zu stehen und ihn mit liebevollen Blicken, wie nur ein Hund sie haben kann, unverwandt anzustarren und von Zeit zu Zeit ein dumpfes Geknurr auszustoßen.

»Wir sind allein,« sagte der Lord mit halb gebrochenem Tone und einem Blicke, der in Gluth getaucht war und Joseph, der demüthig und bescheiden vor ihm stand, fast verschlang.

»Ja, Mylord, wir sind allein und der Augenblick ist gekommen, den ich seit mehreren Tagen unablässig mir vorgestellt, um ihm, wie es sich gebührt, mannhaft und doch ergeben in mein Geschick entgegenzutreten; aber

jetzt, da er da ist, überwältigt mich wieder meine Besorgniß, ich möchte nicht fähig sein, ihn auf die rechte Art benutzen zu können.«

»Seien Sie außer Sorge, mein Freund, und sprechen Sie, wie es Ihnen zu Muthe ist, Sie haben einen Mann vor sich, der keine Ansprüche macht und mit Allem zufrieden ist, was Sie ihm mittheilen werden.«

»So will ich denn beginnen und Gott lenke meine Worte, daß ich Sie damit befriedige! Meine Bemühungen, Thomas Morris zu finden, waren lange vergeblich und Sie haben viel Geld ausgeben müssen, um –«

»Lassen Sie das – das ist nur Nebensache, das Geld an sich hat für mich keinen Werth, und um so weniger, wenn ich Wichtiges, Großes damit erreiche.«

»Gut denn; endlich war ich so glücklich, ihn in Folge eines Briefes, den er an seine Tante in Aberdeen geschrieben, im Seehospital zu Portsmouth zu finden, aber er war sterbend und ich allein wohnte seinem Todeskampfe bei.«

»Ha! Legte er Ihnen eine Beichte ab?«

»Vollkommen. Thomas Morris hat Sie auf hundertfältige Weise betrogen, indem er zuerst den Spion Ihrer Familie machte – ja, Ihrer Familie, Mylord, die ihm große Summen für seinen Verrath bezahlte, sodann aber, indem er Ihnen das Mädchen Ihrer Liebe entzog, und endlich, indem er Ihnen – Ihr Kind vorenthielt, das er an einen Ort brachte, wo Sie es gewiß nicht gesucht hätten.«

»Weiter, weiter!«

»Mir selbst verschloß er das Geheimniß dieses Kindes, allein er wies mich nach Bremen an einen Kaufmann, der die Erziehungsgelder für dasselbe ausgezahlt, die Thomas von den Summen genommen, die theils Ihre Familie, theils Sie selbst ihm dafür ausgesetzt.«

»Ha! Weiter, weiter!«

»Ich kam nach Bremen – ahnungsvoll allerdings, was ich finden würde, aber bei Weitem noch nicht meiner Sache gewiß – erst der Kaufmann gab mir den vollständigen Aufschluß, daß ich mich nicht in meinen Vermuthungen geirrt. Mylord – o, wie soll ich es Ihnen sagen – Sie haben keine Tochter, aber dafür haben Sie – einen Sohn und dieser Sohn –«

»Bist Du – ich erkenne es!«

»Ja, mein Vater, ich bin Dein Sohn und ich kann nicht dafür, daß Du keine Tochter hast.«

Mit diesen Worten war Joseph Sohn – oder Emery Glandon, wie wir ihn jetzt nennen müssen, vor dem Engländer auf die Knie gesunken und umfaßte die seines Vaters, in schmerzlich süße Thränen ausbrechend. Der Lord aber, sich schnell zu ihm hinabbeugend und ihn erhebend, schloß ihn an seine Brust, und selbst Thränen des Schmerzes und der Wonne vergießend, rief er:

»Mein Sohn, mein Sohn, vergieb mir, was ich so unschuldig an Dir verbrochen, aber des Himmels Macht und Wille stand über dem meinigen und ich konnte nicht anders thun, als ich gethan.«

Lange hielten sich Vater und Sohn auf das Innigste umschlungen und lautes Schluchzen nur ward in dem Zimmer gehört. Als das aber eine Weile gedauert, streckte der glückliche Vater seine Arme aus, hielt den wackeren Jüngling so weit von sich ab, als er es vermochte, sah ihm tief, tief in die thränenden Augen und rief: »O mein Gott, wo hatte ich meine Augen! Es sind ja die ihrigen – die Augen Deiner Mutter, und nun ist mir die innige Sympathie erklärt, die zwischen ihr und Dir war von Anfang an.«

Lange betrachteten sie sich so, dann, als sie Worte der Liebe und der Erklärung ihrer beiderseitigen Stellung getauscht, erinnerte sich Emery Glandon erst des Briefes, den ihm Thomas Morris gegeben, mit dem Wunsche, ihn nur in seines ehemaligen Freundes Hände niederzulegen

»Hier,« sagte er feierlich, »hier ist des unglücklichen Thomas Vermächtniß. Lies es und erfahre daraus die Bestätigung dessen, was ich Dir mit kurzen Worten gesagt.«

Der Lord warf einen Blick auf die Aufschrift des Briefes, die, mit zitternder Hand geschrieben, doch die Schrift seines Jugendgefährten erkennen ließ; dann erbrach er ihn schnell und las folgende in der Angst des Todes flüchtig abgefaßte Zeilen:

»Emery, einst mein Freund und Jugendgespiele, mein Wohlthäter, höre mich an und – verzeihe mir. O, die Hand Gottes ruht schwer auf mir, aber Er hat meine Bitten, die ich in Noth und Drang zu Ihm emporgesendet, erhört und mir die Gnade gewährt, Dir meine Bekenntnisse ablegen zu dürfen. O, vergieb

auch Du mir, wie Er; denn Dein Herz war ja immer sanft und gut, und Du wirst nicht strenger und unversöhnlicher als Gott sein wollen. Doch ich will kurz mit meiner Bitte sein, ich habe keine Kraft mehr zu langem Schreiben, – alles Uebrige, was ich Dir nicht sage, weiß Der, den Du mir gesendet hast. Emery, ich habe unendlich gelitten durch meine Schuld, und die Vergeltung des Himmels hat mich schon auf der Erde erreicht – ich sterbe arm, elend, unbeweint, und Du lebst in Fülle Deiner Kraft, Deines Reichthums, im Bewußtsein eines reinen Gewissens, was allein eine ganze Welt voller Schätze aufwiegt. Darum vergieb mir, denn ich bereue schwer, was ich an Dir so tausendfältig gesündigt. Ja, ich habe Dich tausendfältig belogen, hintergangen, betrogen, aber Deine Mutter und Dein Oheim tragen einen großen Theil der Schuld davon. Der Ueberbringer dieses Briefes wird Dir Alles enthüllen, ich kann es jetzt nicht. Aber der ärgste Betrug war der, daß ich Dir vorspiegelte – Dir vorspiegeln mußte, um Dir keine Hoffnung auf einen Sprößling aus einer von Deinen Verwandten mißbilligten Verbindung zu lassen – Dir wäre eine Tochter geboren. Es war ein Sohn, und Emery Glandon hat das Tageslicht am ersten Januar 1825 erblickt. Der, den Du mir sendetest, durch Gottes Schickung ihn dazu erlesend, ist es, er ist Dein Sohn, das habe ich auf den ersten Blick erkannt, denn er glich Dir und zugleich Henrietten, die ich

Beide in einer Person vereint zu mir tretend und Rechenschaft fordernd glaubte, als ich ihn plötzlich an meiner Seite stehen sah. Ich schauderte, ich entsetzte mich, denn da erkannte ich auch das unbegreifliche Walten einer allmächtigen Vorsehung, die wir Menschen das Verhängniß nennen. Ihm zu bekennen, was ich gegen ihn gesündigt, fühlte ich mich außer Stande, und so sandte ich ihn nach Bremen, wo er genügende Aufklärung erhalten und erfahren wird, daß er sich selber gesucht hat.

Das ist Alles, was ich Dir jetzt sagen kann. Ich sterbe bald, ich fühle es, Du aber lebe lange in Glück und Wohlsein, was Du so reichlich an mir und vielen Andern verdient hast. Was ich Dir sagte, ist wahr, wie das Evangelium, an das ich niemals glaubte, vor dem ich mich aber jetzt im Staube beuge. Lebe wohl und Gott segne Dich, das wünscht, seine Verblendung beklagend, bereuend, aber leider nicht wieder verbessernd, der arme

Thomas Morris.

Portsmouth den 23. Dezember

1851.«

»Lies, mein Sohn, lies und überzeuge Dich von der Wahrheit Deiner Aussage. Diesem Briefe glaube ich. Alles Uebrige mag später seine Erklärung finden.«

Emery Glandon nahm den Brief und durchflog ihn rasch. Dann blickten sich Vater und Sohn wieder an und noch einmal lagen sie Herz an Herz. Eine Stunde wohl

mochten sie so allein bei einander verbracht haben, als Lord Shorncliffe plötzlich emporfuhr.

»Halt ein, mein Sohn!« sagte er. Wir dürfen über uns selbst nicht der Anderen vergessen, die einen gleichen Anspruch auf Glück und Freude haben und kummervollere Tage als wir gesehen. Du mußt sogleich nach Brenkowitz zu Deiner Mutter, Deiner Braut –«

»Meiner Braut?« unterbrach ihn Emery, freudig erschreckend.

»Ja, Deiner Braut, sage ich, denn Deiner Verbindung mit Sophie von Haldrungen steht Nichts mehr im Wege. Ich habe, während Du in England warst, alle Schranken beseitigt – nimm einen meiner glänzendsten Wagen und fahre stolz, wie der Sohn Lord Shorncliffe's es muß, auf den Hof des deutschen Edelmanns. Sage ihm, wenn er Dich fragt, was Du willst, Du kämest von mir und nähmest mein Eigenthum, seine Tochter, in Anspruch – er wird Dir kein Hinderniß mehr in den Weg legen. Wie Du Dich Deiner Mutter zu erkennen geben willst, das sage ich Dir nicht, denn ich weiß es nicht – aber Gott wird Deine Zunge leiten und Du wirst nur sagen, was der edlen Frau angenehm und süß zu hören ist.«

»Aber wie, mein Vater, soll ich ihr nicht sagen, daß Du selbst in ihrer Nähe lebst, den sie so lange als einen Gestorbenen betrauert?«

Der Lord besann sich. »Nein,« sagte er dann fest, »das darfst Du ihr noch nicht sagen – das kommt erst später, wenn Gott die rechte Stunde schickt – geh' hin und laß mir nur unsre Rachel hier; so schwach sie ist, so ist sie

schon oft der starke Baum gewesen, an dem ich mich mächtig emporgehoben habe, und sie allein schon, wenn Du keinen Erfolg mit Thomas Morris gehabt, wäre im Stande gewesen, mich meinen Sohn in Dir erkennen zu lassen – sieh, wie sich die Wohlthat belohnt, die Du dem verlassenen Kinde erwiesen hast!«



Es ging gegen elf Uhr Vormittags, als Emery Glandon den glänzenden Wagen seines Vaters bestieg, um nach Brenkowitz zu fahren. Er hatte eine schwere Aufgabe vor sich, das gestand er sich selbst ein, aber es bangte ihm nicht davor, und muthig ging er der Enträthselung eines großen Geheimnisses entgegen.

Als er aber fort war, von seinem treuen Hunde begleitet, der ihn nicht wieder verlieren wollte, kehrte Lord Shorncliffe in sein Zimmer zurück, fiel auf seine Knie und dankte Gott mit aller Inbrunst eines gläubigen dankbaren Herzens. »Da geht er hin sagte er dann träumerisch, nachdem er sich wieder erhoben, »da geht er hin, der Glückliche, dem Segen des Himmels entgegen, den dieser uns Männern in einem treuen und schönen Weibe gegeben, da geht er hin und ich – ich bleibe allein zurück. Wie lange werde ich noch allein sein, Vater im Himmel? Doch, wie Du es willst, Dir beuge ich mich! – Jetzt aber zu Rachel!«

Rachel war bald gefunden, und selten wohl hat ein fühlendes Herz mit größerer Genugthuung und innigerer Freude einer Erzählung gelauscht, als sie jetzt den Worten Lord Shorncliffe's lauschte, die er in den ruhigen Geist und die zarte Seele dieses herrlichen Mädchens ergoß. –

Rachel hatte Alles erfahren, was ihren Freund Joseph betraf, der jetzt zwar einen anderen Namen angenommen und ein bedeutenderer Mann geworden, als er früher war, der aber immer noch als jener Joseph Sohn vor ihr stand, der sie einst aus dem Staube der Nichtigkeit gezogen und ihr die Pforten eines schönen, genußreichen und großartigen Lebens geöffnet hatte.

DREIZEHNTES KAPITEL. DER FINGER GOTTES.

Die vortrefflichen Pferde des Lords zogen Emery Glandon rasch seinem Ziele entgegen; je näher er ihm aber kam, um so befangener, unruhiger und besorgter wurde er wieder, denn nicht allein versetzte ihn der schwere Auftrag, der ihm in Bezug auf die Baronin zu Theil geworden, in Aufregung, sondern auch die Erinnerung an die zuletzt auf dem Gute erlebten Scenen trat lebendig vor seine Seele und es wollte ihn bedünken, als wäre der stolze und harte Sinn seines ehemaligen Herrn noch nicht vollständig gebrochen und als könnte sich noch einmal ein Auftritt ereignen, wie der war, da man ihn in jener stillen Mondnacht vom Hofe trieb.

Diese Gedanken und Sorgen erfüllten ihn endlich so ganz und gar, daß sein Herz wie vor einem nahenden

schweren Mißgeschick zu klopfen begann, und er hielt es kaum für möglich, diesen stillen Betrachtungen zum Raube, noch länger unthätig im Wagen sitzen zu bleiben, weshalb er auch plötzlich einen Entschluß faßte, der dem Wunsche des Lords zuwider lief. Er ließ den Wagen noch vor der Stelle halten, wo er so oft mit Rachel gesessen, und befahl dem Kutscher, langsam ihm nachzukommen und nicht eher in den Gutshof einzulenken, als bis er ihm ein Zeichen dazu würde geben lassen. Als er nun so unter dem leuchtenden Himmel in dem frischen Wintermorgen dahinschritt, den belebenden Hauch der Lust einsog und die ihm bekannten mit Schnee und Reif bedeckten Bäume sah, die in Millionen Diamantkrystallen funkelten, wurde ihm von Augenblick zu Augenblick leichter um's Herz, und die kräftige Bewegung in freier Luft, der er auf seiner langen Reise vollständig entzogen gewesen war, that ihm unendlich wohl und beruhigte seine aufgeregten Gefühle wieder.

Da, um eine Ecke des mit Gebüsch dicht bepflanzten Weges biegend, sah er plötzlich das alte Schloß vor sich liegen, und abermals wälzte sich der Stein auf seine Brust, den er so eben erst abgeschüttelt, indem er vergaß, daß er nicht mehr als der arme Hauslehrer Joseph Sohn sich dem freiherrlichen Gute näherte, sondern der Sohn und Erbe eines reichen Lords war, unter dessen mächtigem Schutze er gegenwärtig unantastbar stand. Denn Joseph war durch die unerwartete Erhebung zu einem

unabhängigen Manne nicht stolz und hochmüthig geworden, obwohl er sich an seine künftige Stellung zu gewöhnen, schon seit seiner Abreise von Bremen Zeit genug gehabt hatte; nein, er war derselbe bescheidene Mann geblieben, wie er es als der Sohn des kleinen Professors gewesen, der die Welt und die Menschen darin beurtheilte, wie es ihm in seiner beschränkten Jugend gelehrt worden war, und dem die Schranken, die sich um ein untergeordnetes Dasein zogen, den freien Ausblick in die Ferne und Größe des Lebens trübten.

Aber rasch sich aus seinen nur sich selbst herabsetzenden Gedanken aufraffend, im Stillen mit dem Herzen das Schloß des Barons grüßend, von dem er schon lange vernommen, daß er der ehemalige reiche Mann nicht mehr war, und allein an seine Liebe, an seine Mutter – o welches entzückende Bewußtsein, eine Mutter zu haben! – denkend, schritt er hastig vorwärts, indem er sich nach allen Seiten umschaute, ob ihn auch Niemand vor der geeigneten Zeit sehe und seine Ankunft verrathe. Endlich, wieder zaghafter schreitend, bog er um die Ecke, die nach der Brücke führte und da hatte er es vor sich, was ihm seit Jahren der Inbegriff alles Lieblichen und Schönen auf Erden, aber auch das gefürchtete Schreckbild einer traurigen Vergangenheit und vielleicht nicht minder traurigen Zukunft gewesen war.

Da, im Hintergrunde des mit Steinen gepflasterten Hofes, lag die Treppe, die er so oft mit heiterem Sinne betreten, da blinkten die Fenster, von deren jedem er wußte, zu welchem Zimmer es gehörte, da, hier, rings um ihn

herum standen unter ihrer winterlichen Last die Bäume, in deren Schatten er so oft in traulichen Stunden mit Sophie gewandelt – ach, wie sah das Alles im Winter und unter der Bürde seiner wogenden Empfindungen so kalt, öde und trübe aus!

Ja, eine seltsame, Unheil verkündende Oede lag auf dem in früheren Tagen so belebten Hofe – wie ausgestorben dünkte ihm das lange, mächtige Haus, und selbst die Farbe, die es einst mit lebhafter Frische schmückte, schien ihm verblichen, vermischt, als hätte die verschönernde Hand des einst so wohlhabenden Herrn sich lange nicht für seine Wiederherstellung aufgethan.

Plötzlich hielt er inne im Vorwärtsschreiten, denn er sah oder glaubte den alten Valentin gebückten Ganges aus dem Herrenflügel über den Hof schleichen zu sehen. Ja, er war es wirklich, der treue Diener, der ihm früher so viel Gutes erwiesen, aber ach! wie sah er so ganz verändert aus! Sein spärliches Haar war silberweiß geworden, seine Gestalt, in abgetragenen Kleidern hängend, war abgemagert und kleiner, sein Schritt ein langsam schleichender geworden. Emery Glandon wollte rufen, um ihn auf sich aufmerksam zu machen, aber die Stimme erstickte ihm in der Kehle. Dafür jedoch ließ sein Hund, der ihm auch hierher gefolgt, ein knurrendes Gebelfer vernehmen, und augenblicklich wandte Valentin den Kopf, verwundert sich umschauend, welcher Fremde sich dem einsamen Hofe in so trüber Zeit näherte.

Emery war stehen geblieben und winkte mit beiden Händen. Der Alte bemerkte es und kam sogleich auf ihn

zu, der noch mitten unter den Bäumen im Gartenparke stand. »Gott im Himmel! Herr Sohn!« rief er schon von Weitem, als er ihn erkannte. »Sie sind es und heute kommen Sie? O mein Gott, was führt Sie an diesem Unglückstage her?«

»Was für ein Unglückstag, Alter?« fragte er erstaunt, indem er ihn schon bei beiden Händen gefaßt hielt. Aber da sah er das Gesicht des treuen Dieners genauer an und erkannte es kaum wieder, denn es war von unaussprechlichem Grame tief gefurcht und von frisch vergossenen Thränen überschwemmt, die einem so alten Manne immer das Gepräge eines unheilbaren und endlosen Schmerzes ausdrücken.

»Valentin, sprich, was giebt's? Warum sagst Du Unglückstag, und warum weinst Du?«

»Ach, Herr Sohn, warum soll ich nicht weinen? Bei uns ist schon lange das Elend eingekehrt, nach und nach, seitdem Sie fort waren, wie ich es vorausgesagt; Alles, Alles ist endlich verloren und verspielt – und heute Morgen, vor zwei Stunden, als ich in des gnädigen Herrn Zimmer trete, um seine Kleider zu holen – was sehe ich, Herr Sohn, zu meinem größten Schrecken, so daß mir noch die Kniee zittern? – Er liegt todt, todt und kalt in seinem Bett, und der Dorfarzt, den wir sogleich geholt, hat erklärt, ihn habe der Schlag gerührt.«

Sprachlos vor Schreck und Ueberraschung, aber sogleich die ganze Reihenfolge neuer Ereignisse bedenkend, die dieser unerwartete und plötzlich erfolgte Todesfall nach sich ziehen würde, stand Emery Glandon vor

dem Alten und war nicht im Stande, seinen über ihn hereinstürzenden Gefühlen Worte zu leihen.

»Ach,« fuhr Valentin fort, »und noch andere Geheimnisse giebt es, Herr Sohn, die ich noch Niemandem gesagt, selbst Herrn Werner nicht, der vor zwei Stunden auf einem Bauernwagen nach Neustadt gefahren, um einen Arzt zu holen, was doch gewiß unnütze Mühe ist, denn sein Vater ist todt, wie es nur ein Mensch sein kann.«

»Welches Geheimniß, Alter? Sprich, foltere mich nicht!«

»Ach, Ihnen kann ich es wohl vertrauen, und ich erkenne es dankbar an, daß mir Gott wenigstens Einen schickt, der mir rathen und dem ich meine Noth mittheilen kann. Sehen Sie hier – diesen Zettel fand ich auf dem Tische des Barons – er hat ihn wahrscheinlich vor'm Zubettgehen geschrieben – und ich habe ihn heimlich zu mir gesteckt, um ihn bei passender Gelegenheit wieder an's Tageslicht zu bringen.«

Emery Glandon nahm ihm den hingehaltenen und mit beinahe unleserlichen Buchstaben beschriebenen Zettel aus der Hand. Mit Mühe und nur langsam entzifferte er folgende Worte:

»Mein Testament. Ich bin ein Bettler – ich besitze Nichts mehr auf der Welt. Ich fühle, ich sterbe, denn schon wird mein Herz kalt und steif. Aber ich möchte gern als ein Mann sterben, der noch im Tode sein Wort hält, das er im Leben dem Engländer gegeben, bei dem ich so eben gewesen bin. Ihm gehört Alles, was ich hinterlasse, meine Kinder und – mein Weib.

Er hat es redlich erworben und sie sollen ihm folgen und gehorchen, was er auch mit ihnen zu thun gedenkt. Er wird barmherzig sein und sie nicht im Elend verlassen. Ich bereue und sterbe – das ist Alles, was ich für sie thun kann.

Leopold, Baron von Haldrungen.«

Emery hob den Kopf von dem verhängnißvollen Blatte in die Höhe und schaute erstaunt den leise fortwehenden Alten an. »Was heißt das?« fragte er ihn.

»Ja, das frage ich auch – vielleicht aber weiß es der Engländer, den er da genannt hat.«

»Ja,« sagte Emery, sich fassend, »der wird es gewiß wissen. Laß mir den Zettel, Valentin, und sage Niemandem, daß Du ihn gefunden, bis ich Dich dazu auffordere. Aber noch Eins, Alter« – und Emery schoß ein Gedanke durch den Kopf, den er auf der Stelle zu verwirklichen beschloß – führe mich schnell in irgend ein Zimmer, wo mich Niemand sieht und wo ich schreiben kann, ich habe schnell dem Lord eine Nachricht mitzutheilen.«

»Kommen Sie dort hinein – in meinem Zimmer ist Alles, was Sie gebrauchen.«

Emery Glandon huschte mit dem Alten die Treppe hinauf, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte, setzte sich schnell an einen Tisch und schrieb folgende Zeilen an Lord Shorncliffe, denen er das Testament des Barons beischloß:

»Mein Vater! Komm, o komme geschwind, Du bist hier jetzt eben so nöthig wie ich. Auch Deine Stunde hat geschlagen und Gottes allmächtiger Finger selbst hat an die Glocke gerührt. Der Baron ist diese Nacht am Schlagfluß gestorben und hat Dir in seinem beiliegenden Testament sein Weib und seine Kinder vermacht. O komm und hilf mir – ich fühle mich zu schwach, auf meinen Schultern allein das Glück und die Wonne zu tragen, die mir – und hoffentlich auch Dir jetzt blühen wird. –«

»So, Valentin; da, da ist ja eine Oblate – lauf schnell mit diesem Briefe über die Brücke – der Wagen des Lords wird in der Nähe halten. Gieb dem Diener den Brief und er soll so schnell nach Downs-Castle fahren, wie die Pferde laufen können, und den Brief dem Lord selbst übergeben.«

Valentin ergriff hastig den Brief – den zweiten, den Emery Glandon mit dem Doggenkopf verschlossen – und lief davon, während Emery, mit neuer Sorge beladen, aber auch von neuer Hoffnung gehoben, in den ihm so bekannten Damenflügel schritt und an die Thür pochte, die ihm so oft als die Pforte des Paradieses erschienen war.

Welche Feder beschreibt das Erstaunen, den freudigen Schreck und doch die damit gemischte Betrübniß, die sich auf dem Gesichte Derer ausdrückte, die weinend in dem stillen Zimmer der Baronin saßen, als Emery die Schwelle desselben überschritt?

Ein Aufschrei aus zwei Herzen tönte ihm entgegen, und auf Sophie losstürzend, die ihm zuerst entgegen flog, preßte er sie lange und innig an seine stürmisch bewegte Brust. Dann aber sich aus der Umschlingung der Heißgeliebten lösend, trat er zur Baronin, küßte ihr inbrünstig die Hand und sah ihr dann tief, tief in das thränenumschleierte Auge.

Aber dies Auge blieb ungewöhnlich lange und verwundert an dem seinen hangen. Mit dem Schmerze, den sie um ihr verödetes Dasein, und mit ihrer Freude, die sie über Joseph's Erscheinen in dieser traurigen Stunde empfand, mischte sich ein gränzenloses Erstaunen, denn Henriette von Haldrungen fühlte einen Stich durch ihr Herz zucken, als sie von Neuem dieses Antlitz sah, wie sie es in ähnlicher Weise, nur sanfter gefühlt, wenn sie früher mit Wohlgefallen auf den angenehmen und doch so ernstesten Zügen des jungen Mannes geweiht hatte. Denn dieser Joseph – das war er ihr ja nur noch – war männlicher, stärker, stattlicher geworden, seitdem er von Brenkowitz geschieden war und ein großes Stück der irdischen Welt gesehen hatte; in seinem Auge lag eine sehnsuchtsvolle Innigkeit, eine tiefe Klarheit, gemischt mit einer beinahe hartnäckigen Entschlossenheit, wie alles dies einst aus den Augen eines Anderen geleuchtet hatte, den sie zwar lange nicht mehr gesehen, aber doch noch immer nicht in allen seinen Eigenthümlichkeiten vergessen konnte.

Was war das? Was konnte diese Aehnlichkeit bedeuten? War sie zufällig oder wie wäre es möglich, daß das

Klopfen des Herzens das Geheimniß verriethe, dem die Lippe keinen Ausdruck zu geben wagte?

Aber Emery Glandon, den fliegenden Gedankengang der Baronin durch innere Eingebung errathend, suchte sie davon abzuleiten und, um dies gründlich zu thun, ließ er sich sogleich neben ihr nieder und fing von dem zunächst Liegenden, dem Tode des Barons zu sprechen an.

Einen großen Kummer, wie er uns nur um unsere innigst Geliebten ergreift, wenn wir sie unerwartet verloren haben, konnten die Baronin und Sophie über diesen Todesfall, trotzdem er ihren Gatten und Vater betraf, nicht empfinden, das war unter den obwaltenden Umständen unmöglich, denn schon lange waren Beide innerlich und äußerlich dem nachlässigen Gatten und dem herzlosen Vater entfremdet, der selbst zuerst vergessen hatte, daß ihn Pflichten an sein Haus und seine Familie banden; allein das schmerzliche Weh war doch vorhanden, welches jede menschliche Brust heimsucht, wenn ein Mitglied des häuslichen Kreises aus diesem Leben geschieden ist.

»Warum sind Sie so lange fern geblieben?« fragte die Baronin, als Emery endlich das Gespräch von dem Todten auf die Lebenden zurückleitete. »Sie wurden viel früher erwartet, und uns Allen ist die Zeit lang geworden, bis wir Sie wiedersahen.«

Emery erzählte Dieses und Jenes, wie es ihm in die Gedanken kam, bald mit lebhaft ausbrechender Gluth Sophiens rosiges Gesicht und ihre so schön gebildete Gestalt

betrachtend, bald aber in sichtbare Zerstretheit versinkend, weil er im Stillen die Zeit berechnete die noch verfließen würde, bis Lord Shornecliffe seinen Wunsch erfüllen und in den bevorstehenden Enthüllungen ihn kräftig unterstützen könnte.

»Sophie,« sagte Emery endlich, der Geliebten seelenvoll in's Auge blickend, »Du weißt, wie ich Dich liebe und wie ich mich nach Dir gesehnt habe jeden Augenblick, seitdem ich von Dir Abschied nahm – dort am Bache, weißt Du es noch? – Aber, meine Theure, ich habe einen Wunsch, eine Bitte – erfülle mir dieselbe – willst Du?«

»Gern, mein Geliebter,« erwiderte die hold erröthende Sophie, deren Reize Emery Glandon die Vollkommenheiten eines Engels geworden zu sein schienen, »was wünschest Du von mir? O wie glücklich bin ich, daß ich Dir wieder eine Bitte erfüllen kann!«

»So danke ich Dir herzlich. Laß mich, o laß mich eine Stunde mit Deiner Mutter allein – eine volle Stunde, hörst Du? Und sollte es länger währen, so komme nicht eher wieder hierher, als bis ich Dich selber rufe. Geh so lange auf Dein Zimmer, ich habe Wichtiges mit Deiner Mutter zu reden.«

Sophie öffnete, damit die Erfüllung seiner Bitte beginnend, die Arme, drückte Emery innig an sich, küßte ihn und sagte: »Ich gehorche Dir. Lebe wohl, meine Mutter!«

–

So stand Emery Glandon endlich allein vor der Frau, der er sein Leben verdankte, um ihr – wunderbar genug,

daß es das Kind war, welches der Mutter diesen Beweis liefern sollte – dies Geheimniß zu eröffnen; und so nahm er denn alle seine männliche Kraft zusammen, um sein überströmendes Herz zu bemeistern, daß es nicht aus den Fugen weiche und übersprudele von Dem, was in seinem Innern gährte und kochte.

Als Sophie das Zimmer verlassen hatte, blieb Emery, von der Thür zurückkehrend, bis wohin er sie begleitet, mitten darin stehen, und instinkartig, von einem inneren Drange getrieben, stellte sich die Baronin ihm gegenüber, nicht wissend, was nun folgen solle, obgleich sie die Ahnung hatte, daß es etwas Bedeutendes, Unerwartetes sei. Und deshalb auch schlug ihr das Herz so heftig, daß die Wallungen ihres Busens wurden, dieses Busens, an dem Emery Glandon, der Vater, so oft geruht und die Wonnen des Himmels schon auf Erden gekostet hatte.

»Was wollen Sie mir sagen, mein Freund,« begann die Baranin dieses seltsame Gespräch – »es kann nichts Trauriges oder Schmerzliches sein, wenn ich der Miene Glauben schenke, die Ihr Gesicht zur Schau trägt. Aber dennoch zittere ich, denn in meinem Innern wogt ein seltsames Gefühl, daß – daß, o! ich habe so viel Trübseliges erfahren!«

Emery Glandon zog seine Uhr hervor – es waren etwa dreißig Minuten verflossen, seitdem der Wagen vom Hofe nach dem Schlosse des Vaters abgefahren war, und noch etwa zehn bis zwanzig Minuten hatte er vor sich,

eine lange Zeit, die Ungeduld seines Herzens zu bemeistern und einen Kampf zu führen, auf den er so wenig vorbereitet war.

»Sie sehen so bedeutungsvoll nach der Uhr – warum das?«

»Ich erwarte Jemanden, gnädige Frau, der mich hier zu unterstützen versprochen hat.«

»Zu unterstützen? Mein Gott, hätten Sie mir gegen alle Erwartung doch etwas Unheilvolles mitzuteilen?«

»Auf Ehre nicht, nein! Sogar etwas sehr, sehr Heilvolles – so denke ich wenigstens.«

»Sie sprechen mit wunderbarem Ausdrücke und ich begreife Ihre feierliche Miene nicht. – Wen erwarten Sie?«

»Einen Freund, gnädige Frau, der auch Ihnen einst ein Freund war.«

»Mir ein Freund? Ich verstehe Sie nicht – ganz und gar nicht. Ich – ich habe nur *einen* Freund im Leben gehabt und den – deckt das Grab.«

»Sie vergessen mich, Frau Baronin. Auch ich bin Ihr Freund geworden – so hoffe ich – und ich lebe!«

»Ja so, das ist wahr, aber Sie sind ja gegenwärtig und ich meinte einen Abwesenden – einen Freund aus früherer Zeit.«

Emery griff nach seinem Herzen, das ungestümer zu pochen begann. »Besinnen Sie sich einmal,« fuhr er langsamer und bedeutungsvoll fort – »erinnern Sie sich vielleicht eines gewissen Thomas Morris?«

»Um Gotteswillen, Joseph – der war nie mein Freund – aber wie kommen Sie auf ihn – Sie ängstigen mich – erwarten Sie *Den?*«

»Nein, den kann ich nicht mehr erwarten, denn Thomas Morris ist todt – ihn, ja ihn deckt wirklich das Grab.«

Die Baronin war in Folge ihrer Erregung, die sich an den Namen Thomas Morris knüpfte, auf einen Stuhl gesunken, verbarg ihr Gesicht hinter einem Tuche und schluchzte laut. »O Joseph, Joseph, woran erinnern Sie mich! Sie öffnen da gegen alle Erwartung eine tiefe, noch immer blutende Wunde in meinem Herzen – Thomas Morris war der Freund meines einzigen Jugendfreundes.«

»Ja, aber er war ein untreuer, ein falscher, verrätherischer Freund, der Sie belog und betrog, wie er auch jenen, Ihren und seinen Freund betrogen.«

»Joseph!« schrie die Baronin auf, sprang empor und stand wieder vor dem jungen Mann, den sie mit den Augen einer verwundeten Löwin anschaute. »Was – was sagen Sie da?«

»Ich sage die Wahrheit. Thomas Morris hat auch Sie auf eine schändliche Art belogen –«

»Worin, worin? Schnell, schnell!«

»Er hat Ihnen gesagt, Ihr Kind, Ihr Sohn sei todt –«

»Allmächtiger! Er weiß es!« schrie die unglückliche Frau und sank auf die Kniee, das thränenschwere Auge im Gefühle ihrer Unschuld zum Himmel emporhebend.

»Aber er ist *nicht* todt, wie Sie denken. Emery Glandon, Ihr Sohn – lebt!«

»Er lebt – er lebt?« – Und wieder war sie aufgesprungen, hatte ihn erfaßt, an das Licht des Fensters gezerrt und blickte ihm hier mit Gefühlen und einer durch ihr ganzes Wesen fluthenden Wonne in's Auge, die zu beschreiben unmöglich ist. »Wenn das wahr ist, Joseph – o sprich – dann, o dann bist Du – Du allein – mein Sohn!« Und ihre Arme streckten sich schon begierig nach seinem Halse aus, wie nur eine Mutter es thun kann, die ein verlorenes Kind wiedergefunden zu haben glaubt.

»Ja, Mutter, ja, ich bin Dein Sohn, denn ich bin Emery Glandon selber.«

Und auf einander losstürzend, hatten sich die beiden einst so nahe Verbundenen und dann so lange Getrennten umschlungen, und die Mutter schien in unendlicher Liebe den Sohn, das Kind ihrer einzigen Liebe, wieder mit ihrem Herzen vereinen zu wollen.

Nach einiger Zeit versuchte Emery sich etwas aus der engen Umschlingung zu lösen und horchte nach dem Fenster hin – aber er hörte noch nichts.

»Emery, mein Emery, mein Sohn, mein Sohn – Du verbirgst mir noch Etwas – Du bist noch nicht ganz mein – o mein Gott – mich erfaßt eine furchtbare – o nein, nein, nein! – eine göttliche Ahnung!«

»Laß Deine Ahnung reden, Mutter, laut, recht laut, laß sie in Dein Herz flattern wie eine Taube, die vom Himmel kommt und Dir den Frieden bringt, denn, denn – hörst Du den Wagen auf den Steinen draußen rollen – sagt Dir mein Auge nichts, Dein Herz nichts? O, Mutter – meine Lippen können es nicht.«

»Emery!« gellte es laut aus ihrem Munde – »sprich, was verbirgst Du mir – sag' – stehen vielleicht alle Todten wieder auf?«

»Einst stehen sie alle wieder auf, Mutter, jetzt aber, jetzt nur Wenige von ihnen. Da – blicke auf diese Thür – durch sie wird sogleich ein Todtgeglaubter, aber wieder Lebendiggewordener hereinschreiten – gieb Acht – gieb Acht –«

Mit vorgebeugtem Oberkörper, laut nach Luft ringend, mit wogendem Busen und fast aus dem Kopfe springenden Augen stand die von ihren Gefühlen fast übermächtig durchwühlte Frau da, denn sie ahnte im klopfenden Herzen, wer – o wer durch diese Thür schreiten sollte.

»Wer? Wer?« schrie sie unaufhörlich dem Sohne zu.

»Lord Shorncliffe ist es – da ist er schon!«

Auf flog die Thür und mit vor Aufregung bleichem Gesicht und fliegendem Athem stürzte der eben Genannte selber herein.

»Vater!« rief Emery, »Vater, hier hast Du meine Mutter, die so lange Verlorene; Mutter, meine Mutter, hier hast Du meinen Vater, den Dich endlos Liebenden!«

Diese Worte hastig, stammelnd vor innerer Erschütterung, ausstoßend, drückte er sie Beide an einander, dann aber, den Kopf in die Hände verbergend, stürzte er fort, nach Sophiens Zimmer, um an ihrem Busen die wunderbare Mischung von Qual und Wonne auszugießen, die sein Herz bis zum Zerspringen überfüllte.

Während einige Stunden später Werner von Haldrungen, ahnungslos, was in seiner Abwesenheit vorgefallen, sich mit dem aus Neustadt herbeigeholten Arzte zu dem Todten begab, um hier zu erfahren, daß das Leben in diesen gebrechlichen Leib nicht zurückkehren könne, hatten sich zwei lange für einander Gestorbene wieder in's Leben zurückgefunden und klagten sich in zährenreichen Worten ihr gegenseitiges Leid. Ach, das Schicksal hatte es wunderbar mit Beiden gefügt, indem es ihnen an demselben Tage sich selbst und ihr Kind wiedergegeben, an dem Henriette Wittwe von einem Gatten geworden, der es nur dem Namen nach gewesen war. Dankbar die räthselhaften Wege der Vorsehung preisend, saßen sie jetzt friedlich und ruhig neben einander, um sich in das Neue, Ungewohnte zurückzufinden und mit gesammelter Fassung den Kindern gegenüberzutreten, die schon nach wenigen Stunden Alles erfuhren, was ihnen bisher noch verborgen gewesen war.

Am meisten von Allen war Werner betroffen, aber, trotzdem er so eben von seinem todten Vater gekommen war, auf eine freudige Art, denn er konnte es nur als eine Segnung Gottes erkennen, daß er ihm in dem Augenblicke, wo er ihm das Eine genommen, mit voller Hand das Andere wieder gegeben hatte. Auch er schloß Emery Glandon wie einen Bruder an sein Herz, der ihm im Geiste schon lange ein solcher gewesen war.

Von den nächsten drei Tagen nun, die bis zum Begräbniß des Barons verliefen, haben wir Wenig zu sagen. Sie wurden in stiller Zurückgezogenheit und meist auf

Brenkowitz verlebt, indem Lord Shorncliffe täglich in den Morgenstunden mit seinem Sohne und Rachel herüberkam, um bis zum Abend den einsamen Bewohnern des alten Schlosses Gesellschaft zu leisten. Henriette hatte in diesen drei Tagen mehrmals versucht, sich der Schwester ihres verstorbenen Mannes zu nähern, die keine Ahnung von den vorgefallenen Ereignissen hatte, denn es war Niemand im Schlosse, der ihr Aufschluß darüber gegeben hatte, da Jakobine, ihre Vertraute, mit keinem Menschen sonst in Verbindung stand. Allein alle diese Bemühungen scheiterten an dem hochmüthiger denn je sich gebardenden Weibe, das, ihre Zimmer hütend und ihre Besitzthümer ordnend, sich zum Abzuge nach irgend einem abgelegenen Orte rüstete, da sie wohl voraussetzen mochte, daß ihr längeres Verbleiben auf dem Gute nicht gut möglich war.

Das Begräbniß aber fand am Morgen des dritten Tages nach dem Ableben des Barons statt und nur wenige Nachbarn hatten sich dazu eingefunden, da sie sich, seitdem es in Brenkowitz nichts Gutes mehr zu essen und zu trinken gab, allmählig von dem düsteren Umgange des herabgekommenen Edelmanns zurückgezogen hatten.

Als die männlichen Mitglieder der Familie vom Kirchhofe im Dorfe heimgekehrt waren, wo Rachel am Tage vorher noch einmal ihren guten alten Musiklehrer, den Cantor Treuniund, besucht und reichlich beschenkt, und nachdem die Fremden, die dem Trauerzuge beigewohnt, das Schloß verlassen hatten, fand eine ernste Berathung in den Gemächern der Baronin statt. Lord Shorncliffe

hatte das Gut kaufen und dem Sohne des Verstorbenen zurückerstatten wollen, damit er eine Wohnung habe, die er als sein alleiniges Eigenthum betrachten könne, allein Werner hatte dieses großmüthige Anerbieten dankbar abgelehnt, mit Recht darauf aufmerksam machend, daß sich zu viele trübe Erinnerungen an den abgelegenen Ort knüpften, als daß er sich geneigt fühlen könne, künftig mit Rachel darauf zu wohnen und glücklich zu sein. So wurde es denn öffentlich zum Verkaufe ausgesetzt und es fand sich sehr bald ein alter Edelmann, der es für eine sehr mäßige Summe erstand, womit ein Theil der darauf haftenden Schulden getilgt wurde, deren größeren Rest Lord Shorncliffe freudig deckte.

Am Nachmittag dieses Tages endlich, als die Dämmerung schon leise über das Land herabsank, rüstete man sich zum ewigen Abschiede von Brenkowitz, der Keinem der Anwesenden schwer wurde. Lord Shorncliffe, sich wenig um das Gerede der Menschen kümmernd, sondern dem Gebote seines Herzens folgend, war es selbst, der die Wittve des Barons, sein rechtliches Erbe, an den Wagen führte. In einen zweiten stiegen Sophie, Rachel und Emery, während den dritten Valentin und die alte Doris einnahmen, die beide die einzigen dienstbaren Personen waren, die es bei dem allmählig hereinbrechenden Verfall der einst so reichen Familie in Brenkowitz ausgehalten hatten. Ein vierter Wagen endlich hielt noch auf dem Hofe, denn er sollte Wernern nach Downs-Castle bringen, der noch ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Tante

führen wollte, wozu er sich von derselben durch Valentin eine Stunde hatte ausbitten lassen.

Werner, der einigen zurückbleibenden Arbeitern, die er als zuverlässig kannte, die Sorge für den Hof und die Verpackung und Ueberfahrt der Gegenstände übertrug, die am nächsten Tage nach dem Landsitze des Lords geschafft werden sollten, sah seine Freunde und Verwandten mit leichtem Herzen vom Hofe abfahren, da er gewiß war, ihnen mit noch leichterem Gemüthe folgen zu können, wenn er seine letzte Schuldigkeit an der bösen Frau erfüllt, die er seine Tante nannte, eine Schuldigkeit, zu der ihm Lord Shorncliffe selbst in seiner hochherzigen Weise die Wege gebahnt hatte.

Werner hatte schon lange bevor die Wagen sich entfernt, an einem Fenster des Corridors, das nach dem Hofe hinaus lag, seine Tante und Jakobinen lauern gesehen, die ihm in ihren schwarzen Kleidungen und mit ihren vertrockneten böswilligen Gesichtern wie die bösen Dämonen erschienen, denen das verödete Haus seine Familie allein überlassen blieb. Als der letzte Wagen endlich über die Brücke gerollt war und Werner seine Anordnungen beendet hatte, stieg er zum letzten Mal die halb verfallene Steintreppe des Hofes hinan und begab sich in das Zimmer des Fräuleins von Haldrunen.

Er fand sie wie eine trauernde Königin in allem ihr übrig gebliebenen Pompe, aber eben so stolz, so herrschsüchtig, so hochmüthig, wie je eine solche nur sein konnte, seiner warten, das scharfe Gesicht mit einem boshafte Lächeln auf ihn gerichtet und das Herz gleichsam

mit Spitzfindigkeiten und Böswilligkeiten vollgestopft, um auf diese Weise gepanzert dem letzten Abschied eines der Ihrigen entgegenzutreten, da sie sich hartnäckig geweigert hatte, irgend einen der Uebrigen vor ihrer Abreise noch einmal zu sprechen.

»Guten Abend, Tante,« begann Werner, der nach Allem, was an diesem Tage geschehen, ziemlich weich gestimmt war, das Gespräch. »Meine Mutter ist mit meiner Schwester von Brenkowitz abgereist und hat mir aufgetragen, Dir ihre letzten Grüße zu überbringen, da Du nicht gesonnen gewesen bist, sie noch einmal bei Dir zu empfangen.«

Die alte Dame brummte Etwas vor sich hin, das Werner nicht verstand, obgleich er sich die ungefähre Bedeutung an ihrer spöttischen Miene enträthseln konnte.

»Sie sind jetzt Alle fort,« redete er unbekümmert darum weiter, »und ich bin der Letzte, der zurückgeblieben, um mit Dir das Nothwendige zu besprechen.«

»Ich sehe es, Herr Neffe, ich sehe es. Was hast Du mir zu sagen?«

»Wie Du weißt, Tante, ist mein Vater, Dein Bruder, in nicht besonders günstigen, ja sogar sehr ungünstigen Vermögensverhältnissen gestorben –«

»Schweig davon! Alles, was Du mir bis jetzt gesagt, war mir bekannt, ich erwarte nun endlich etwas Neues zu hören. An dem Ruin Deines Vaters habt Ihr Alle mitgearbeitet, denn selten wohl hat es einen Vater gegeben, der unwürdigere Kinder hinterlassen, als mein Bruder.«

Werner, so milde er gestimmt war, wich unwillig einen Schritt zurück vor der unholden Gestalt, die diese so unwahre wie grobe Beschuldigung absichtlich mit einer bis-sigen Miene vorbrachte. »So meinst Du,« sagte er, indem er sich noch beherrschte, »aber Deine Meinung ist stets in vielen Dingen, wenn nicht in allen, von der anderer Menschen abgewichen, daher hat sie für mich und Sophie wenig zu bedeuten. Ich will auch jetzt nicht von meinem Vater und meiner Schwester oder mir selber, sondern ich will über Dich und Deine Zukunft mit Dir reden, und das ist der Grund, weshalb ich Dich um diese Zusammenkunft ersuchen ließ.«

Fräulein Sibylle lachte grell und herzlos auf. »Ueber mich und meine Zukunft willst Du reden? Da bin ich neugierig, was meine Ohren hören werden!«

»Du sollst nicht lange darauf warten. Doch ich muß hier noch einmal der ungeordneten Verhältnisse gedenken, in denen sich unser Vermögen befindet, und wenn wir nicht einen reichen und eben so großmüthigen Beschützer gefunden hätten, würde es sehr übel um uns Alle stehen.«

»Um Euch, um Euch, Herr Neffe, aber nicht um mich – das bitte ich mir aus. Wer ist denn aber dieser großmüthige Beschützer, wenn ich fragen darf?«

»Es ist Lord Shorncliffe, dem mein Vater meine Mutter, meine Schwester und mich selbst in seinem Testamente vermacht hat, als kostbares Gut, wie der Lord selber mir tausendfach versichert und bewiesen hat.«

Die grauen Augen der alten Person nahmen bei der bereits eingebrochenen Dämmerung ein katzenartiges Leuchten an, als sie diese unerwarteten Worte vernahm, und die Nase aufwerfend und ihren zahnlosen Mund zu einer höhnischen Grimasse verziehend, fragte sie bitter und scharf: »Ein Testament? Hat denn mein Bruder ein Testament gemacht?«

»Ja,« sagte Werner stolz, »und was er zu vererben hatte, das hat er dem Lord vererbt, weil er ihn als einen edlen und hochherzigen Mann kennen und achten gelernt hat. Dies Testament befindet sich nun in meinen Händen, denn wie Du weißt, bin ich der einzige Sohn des Verbliebenen, und ich werde es vollstrecken, wie ich es muß. Dies Gut nun gehört jetzt mir und ich werde es in den nächsten Tagen verkaufen. Du kannst also nicht länger mehr darin verweilen.«

»Hoho!« rief das schaamlose Weib und wandte sich voller Verachtung von ihrem edeldenkenden Neffen ab.

»Ich bin noch nicht zu Ende, Tante,« fuhr er fort, »gedulde Dich noch ein Wenig. Der Lord hätte Dir gern ein Asyl angeboten, aber da er weiß, wie schwer es Dir fällt, mit den Mitgliedern Deiner Familie in Einigkeit und Liebe zu verkehren, so hat er Dir die Wahl Deines Aufenthalts frei gelassen und Dir ein Jahrgeld ausgesetzt, wovon Du anständig, das heißt Deinem Stande und Herkommen gemäß, leben kannst, und diese gesetzlich vorhandene Verfügung wollte ich Dir in dieser Stunde in seinem Namen überreichen.«

»Geduld, Herr Neffe, – auch ich habe das Wort. Deinem Herrn Lord sage zunächst, daß er sich nicht um den Aufenthalt zu bekümmern habe, den ich aus eigener Wahl treffen werde, und was seine vielgerühmte milde Barmherzigkeit anbelangt, so verlache ich sie, denn eine geborene von Haldrungen ist weder gewohnt noch geneigt, ein Almosen von irgend einem hergelaufenen Narren anzunehmen.«

»Tante!«

»Neffe! Ich habe das Wort, sage ich. Wenn ich so verschwenderisch gewesen wäre, wie Ihr Alle, dann freilich wäre ich auch eben so arm wie Dein Vater und Ihr Alle, aber, Gott sei Dank, das bin ich nicht gewesen; ich habe bei Zeiten an die Tage gedacht, von denen man zu sagen pflegt, sie gefallen mir nicht.«

»Da bist Du sehr weise und vorsichtig gewesen, und meinem Vater würde es noch im Grabe wohlthun, zu wissen, wenn er jetzt noch etwas wissen könnte, Du habest von den Trümmern seines Vermögens wenigstens so viel gerettet, um aus Deinem eigenen Säckel leben zu können.«

Diese mit leichtem Spotte gesprochenen Worte, die eine der Tante wohlbekannte Anspielung enthielten, da man wohl wußte, wie sie von jeher ihr Schäfchen in's Trockne zu bringen verstanden, erbitterte die böse Frau auf das Höchste. Sie blickte den warm gewordenen Nefen hohnlachend an und wandte ihm dann verächtlich den Rücken.

»Du schlägst also das Anerbieten des Lords aus, Tante?«

»Ich schlage es aus, ja, ja, ja, ich habe es schon einmal gesagt.«

»Gut, ich werde es nicht wieder vorbringen. So wäre denn Alles zwischen uns abgemacht, falls Du mir nicht selbst noch etwas zu sagen hättest?«

»Was soll ich Dir sagen, Dir unwürdigem Sohne Deines Geschlechts?«

»Warum nennst Du mich unwürdig, Tante? Hast Du Beweise dafür? Sprich sie aus. Du kannst mir Deine ganze Meinung sagen, sie beleidigt mich heute nicht und fernerhin auch nie mehr im Leben.«

»Hahaha! Das brauchst Du mir nicht noch besonders zu sagen. Ein Mensch, der so tief gesunken wie Du, der mit einer Judendirne davon läuft, ist nicht werth, noch fernerhin sich einen Sohn des Barons von Haldrungen zu nennen.«

»Rachel Schawai ist eine Christin!« sagte Werner ruhig, aber mit kreideweißem Gesicht.

»Und Du bist ein Geiger, nicht wahr?«

»Darin hast Du Recht.«

»So werde ich dahin zunächst gehen, wo ich Dich als Bänkelsänger kann auftreten sehen. Haha!«

»Das kannst Du!«

Tante Sibylle stutzte über die Ruhe ihres so tief gesunkenen Neffen, denn er fing ihr damit an zu imponiren

»Du wirst sie auch heirathen?« fuhr sie fort.

»Gewiß werde ich das. Ungefähr in einem Jahre, wenn wir von Italien zurückgekommen sind, wohin wir uns nächstens begeben werden.«

»Meinetwegen nach Palästina, um die Gräber der Vorfahren Deiner ›Gemahlin‹ zu besuchen.«

»Auch das wäre möglich. Ich kann Dir auch noch eine andere Freude bereiten, Tante. Deine Nichte Sophie wird sich ebenfalls vermähle,«

»Ha! Ich kann es mir schon denken – mit dem Musikanten, der in diesem Hause mein Dienstbote war –«

»Mit demselben, ganz recht. Nur mit dem Bemerkten von meiner Seite, daß dieser Musikante, dieser *Dein* Dienstbote, der Sohn des Lords Shorncliffe und der Erbe aller seiner Besitzthümer ist.«

Tante Sibylle schaute auf, wie wenn ihr Jemand gesagt: Sieh Dich vor, der Mond fällt vom Himmel! Der Verstand schien ihr bei dieser Mittheilung still zu stehen, sie riß die Augen weit auf und konnte anfangs kein Wort hervorbringen. »Sein Sohn!« sagte sie endlich mit halb gebrochenem Tone.

»Sein Sohn, ja! Und« – hier erlaubte sich Werner, dem diese Wirkung seiner Mittheilung seine ganze heitere Ruhe wiedergeben, einen kleinen Scherz mit der guten Tante, um sie vollkommen außer Fassung zu bringen – »und wir haben das Alle schon lange gewußt und hätten es auch Dir mitgetheilt, wenn Du nicht von Anfang an eine so seltsame Abneigung gegen diesen edlen jungen Mann an den Tag gelegt hättest.«

»Sein Sohn?« lallte die verblüffte Dame.

»Ja, ja, sein Sohn – und er hat ihn selbst unter fremdem Namen in unser Haus gebracht, um uns Allen eine Ehre anzuthun und das letzte Unglück, was er in seiner Weisheit vorhergesehen, durch ein großes Glück auszugleichen.«

Die Tante neigte das Haupt – sie war vollständig besiegt. O, o, wer Das hätte ahnen können, mochte sie denken, dann wäre vielleicht Alles anders geworden! Aber jetzt kam dieser Gedanke, wie so viele gute Gedanken, zu spät, und da sie das erkannte, wußte sie sich nicht anders, als mit ihrem alten Trotze und Eigensinn zu helfen.

»Wer es glaubt!« sagte sie beißend, und warf schnippisch wie eine alte Kokette den Kopf in die Höhe. »Wer es glaubt – ich lasse mir nichts weiß machen.«

»So glaube es nicht, mir ist es einerlei. Ich bin jetzt mit meinen Anträgen und Mittheilungen zu Ende. Hast Du mir sonst noch Etwas zu sagen?«

»Daß ich nicht wüßte – wir sind geschiedene Leute.«

»Wie Du willst – lebe wohl Tante!«

»Ich empfehle mich!«

»Soll das unser Abschied für's Leben sein?«

»Ja, Herr Neffe!«

»Du willst es – ich wünsche Dir dennoch Gottes Segen und daß Dir die Reue nicht zu spät in's Herz komme. Adieu!«

Mit stolzem Kopfnicken, fast ohne alle äußerliche und innerliche Regung, entließ sie den jungen Mann, der kopfschüttelnd und aufgereggt, aber dennoch beruhigt, als

wenn ihm ein drückender Stein vom Herzen gefallen wäre, die Treppe hinabstieg, sich in seinen Wagen setzte und ohne Reue, beinahe ohne Schmerz, das düstere Gemäuer verließ, welches sein Vater sein Eigenthum genannt hatte.

VIERZEHNTE KAPITEL. DREI GLÜCKLICHE PAARE.

Als Werner nach Downs-Castle kam, fand er alle seine Lieben im Bibliothekzimmer des Lords versammelt, in feierlich ernster Stimmung und Unterhaltung, wie es der bedeutungsvolle Tag mit sich brachte. Und noch weitere drei ernste Tage verflossen in ungestörtem Nachdenken und stiller Ueberlegung, da erst, an einem sonnigen Januartage, kehrte zum ersten Mal das Lächeln auf das sanfte Gesicht der schönen Wittve zurück. Vom Lord geführt, von ihren Kindern begleitet, wie sie sie gleich jenem sämmtlich nannte, durchwandelte sie nun das prächtige Schloß, betrachtete alle seine mannigfachen Schätze und begab sich dann in den Park hinab, um zum ersten Male wieder Gottes freien Athem mit aufgeheiterter Brust einzusaugen. Ach, wie war da Alles in ihr und um sie anders geworden, wie hatte die sicht- und unsichtbare Welt eine andere Gestalt, einen anderen Inhalt gewonnen, wie hatte die winterliche Erde um sie her schon in der Vorahnung ihres Geistes sich in ein frühlingsartiges Gewand gehüllt! Alles, was vorher trübe, nebelig, düster gewesen, war jetzt klar, heiter geworden, die Nacht war dem Lichte des glänzendsten Tages, der Schmerz der ewigen Freude gewichen. Die wüste Einöde,

durch die sie bis jetzt nur in der traurigen Erinnerung des verlorenen Paradieses gewandelt, war ein belebtes Eden geworden, in dem schon vorzeitig die Blumen der Hoffnung sproßten, Freudenquellen rieselten und der Gesang der Bewohner der Lüfte in süßen Melodien ertönte. Wie neu geboren und zum ersten Mal in ihrem thränenreichen Leben des reinen Sonnentages Licht mit Wonnegefühlen genießend, schritt sie jetzt mit erhobenem Haupte dahin, und der ganze edle Stolz ihres Herzens – stolz allein im Bewußtsein ihrer Liebe – und die Frische ihrer Jugend erwachten zum zweiten Male, wenn sie den glücklich lächelnden, mehr schweigsamen als redseligen Emery Shorncliffe sah, der sie mit leuchtenden Augen und der zartesten Aufmerksamkeit eines zum ersten Mal liebenden Jünglings, der sich in die Reife und Würde des Mannes gekleidet, auf allen Schritten begleitete, den jungen ihm nachfolgenden Leuten ein Beispiel gebend, wie man ein geliebtes Weib zart, innig und eines edlen Mannes würdig behandeln müsse.

Denn zart und innig war das Benehmen des Lords durch und durch, ohne es hörbar durch Worte anzuzeigen, aber sichtbar durch seine Handlungen es an den Tag legend. Seitdem Henriette sein schönes Schloß bewohnte und nicht ihr Wille, nur ihr Wunsch, ihre Bitte darin waltete, hatte er seine Wohnung auf seine Yacht verlegt, damit die Kinder und Diener sähen, welche hohe Achtung er vor der Dame seines Herzens bewahrte. Da die See innerhalb der Dünen mit festem Eise belegt war, so

hatte er nach der Ankerstelle des Britain hin eine Wasserstraße durch dasselbe hauen und zu bequemer Fahrt bei Tag und Nacht offen erhalten lassen. Auf dieser Wasserstraße fuhr ihn jeden Morgen und jeden Abend ein kleines Boot, wenn er vom Schiffe auf das Schloß kam oder von diesem zu jenem ging. Auf seine Bitte hatte Henriette, von deren Fenster aus man das schmucke Fahrzeug wahrnehmen konnte, da es demselben gerade gegenüber lag, Nachts ein Licht brennen müssen, damit er zu jeder Stunde von seinem Lager aus den Ort vor Augen habe, wo sie, die Einzige, die je die Seine gewesen, athme, lebe und liebe, denn daß sie ihn wie früher, und vielleicht noch mit gereifterer Innigkeit liebte, o, das wußte er, wie kein Mann es je von dem Weibe seiner Liebe wußte.

Morgens dann, wenn er das Schloß betrat und seine Bibliothek aufsuchte, war er gewiß, Henrietten schon seiner wartend darin zu finden, und dann blieb er in ihrer Nähe den ganzen Tag, nur dann und wann mit den Anderen sich beschäftigend, die ja auch mit und für einander genug zu thun hatten. Erst nachdem sie so mehrere Tage in ungestörter und traulicher Ruhe gelebt hatten, stellte sich das frühere Treiben und Genießen wieder her, die Musik trat allmählig in ihre Rechte ein, und der Flügel, die Violine und das Cello ließen wie ehemals ihre melodischen Klänge erschallen.

Ein solches Stillleben, durch geistigen Genuß und Austausch nach allen Seiten hin die reinste Freude spendend und die trübe Vergangenheit ganz mit der heitersten Gegenwart bedeckend, war einem wonnigen Rausche zu

vergleichen, der das Bewußtsein und die Herrschaft der Vernunft nicht ausschließt, aber mit gehobneren Gefühlen, mit gesteigerten Empfindungen des Lebens Köstlichstes zur Anschauung bringt und das Leben hier auf Erden schon dem eines göttlichen Daseins ähnlich macht. Oh, wer in diesen seligen Tagen Sophiens liebreizendes Gesicht, Rachel's schimmernde Augen und Henriettens seelenvolles Lächeln sah, der wußte, daß sie alle Drei vollkommen glücklich waren, und daß die Männer, denen sie ihre Neigung geschenkt, dieselbe auf alle Weise verdienten.

Und als nun im Gewoge des so schnell vorwärts rückenden Lebens erst Wochen vergangen waren, das trübe Ereigniß des zuletzt geschilderten Tages mehr und mehr der Vergangenheit anheimfiel, da ließ sich das fröhliche Lachen der scherzenden Frauen von Zimmer zu Zimmer hören, die alle so glänzend geschmückt, so traulich ausgestattet und behaglich erwärmt waren; und die Freude des Lebens hatte wieder einen Klang und die Lust des Herzens wieder einen Ausdruck gewonnen.

Da hätte man den alten William Baxton sehen sollen, wie er still in sich hinein lächelnd dies herrliche Leben beschaute, von dem er bisher keinen Begriff gehabt hatte; da hätte man seine Freude mitfühlen sollen, daß sein Herr und alle die Seinen nun doch endlich glücklich geworden, und daß die Tage der Wonne gekommen waren. Und Valentin, Harry und Francis Poweril, wie waren sie Alle selber so glücklich über die neuen Verwandtschaftsbande, die ihnen bald mitgetheilt wurden, denn einen

guten Diener erfreut und belebt ja das Wohl seiner Herrschaft wie das eigene, und Keiner war unter ihnen, der nicht den herzlichsten Antheil an Allem und Jedem genommen hätte, was zu jeder Stunde des Tages in den weiten Räumen des Schlosses vorfiel.

Acht Wochen etwa waren den Glücklichen schon auf die eben geschilderte Weise verstrichen, als Lord Shorncliffe einen Vorschlag machte, dem alle Seinigen aus ganzem Herzen beistimmten.

»Laßt uns das nächste Jahr auf einer Reise verleben,« sagte er eines Abends, »die Schönheiten dieser Erde und der Reiz, den die Abwechslung von Menschen, Städten und Gegenden hervorbringt, wäscht aus unsern Gemüthern am schnellsten die Erinnerung an böse Tage hinweg. Wir wollen durch die Schweiz nach Italien wandern, und wenn wir uns dort unter dem sonnigen Himmel des milden Südens erquickt und aufgerichtet haben, dann wollen wir in unsre Heimat zurückkehren und das Leben von Neuem beginnen, wie es unser Aller Wunsch und Hoffnung ist.«

So wurden denn rasch die Vorbereitungen zu dieser großen Reise getroffen, und acht Tage später schon waren William Baxton, Valentin und einige ältere Diener die alleinigen Bewohner von Downs-Castle, da die jüngeren ihre Herrschaft in die Ferne begleiteten.

In drei großen und bequemen Wagen ward diese Erheiterungsreise angetreten, und in Berlin, dann in Dresden und Wien rasteten die Glücklichen zuerst. Von einer öffentlichen Darlegung der Kunst Rachel's und Werner's war jetzt keine Rede mehr, wohl aber ließen sie sich oft in Kreisen hören, in denen der Lord heimisch war, und ärndteten den wohlverdienten Beifall ein, der ihnen jetzt nirgends mehr versagt wurde.

Von Wien aus begaben sich unsre Freunde durch die Schweiz; in Venedig hielten sie sich längere Zeit auf, denn das Leben daselbst hatte auch für sie sehr große Reize. Von Venedig gingen sie nach Rom, und nachdem sie hier ihr Herz an den Wundern der Kunst und den Schätzen des Alterthums gesättigt, siedelten sie sich am Fuß des Vesuvs an, um den bevorstehenden Winter in der gemächlichsten Ruhe zu verleben.

Als aber das Trauerjahr sein Ende erreichte, bestiegen sie ein englisches Schiff und segelten über das mittelländische Meer nach Marseille; von hier aus gingen sie über Paris nach Calais, wo des Lords Yacht unterdessen eingetroffen und zu dem feierlichen Akte, der darauf vorgenommen werden sollte, eingerichtet und geschmückt war. Alle wußten, was ihnen hier bevorstand, und so betraten sie mit dankerhobenem und liebeglühendem Herzen das Deck des schönen Schiffes, das sie ja Alle als englischen Grund und Boden betrachten konnten. Ein englischer Geistlicher, von dem Lord zu der feierlichen Handlung nach Calais beschieden, war von einem der

Güter desselben in England eingetroffen, und auch William Baxton und Valentin waren mit dem Britain von der Ostsee angelangt, um Zeugen des festlichen Vorganges zu sein.

Als die drei glücklichen Paare in der großen Kajüte des Britain den priesterlichen Segen empfangen hatten, das einzige Gut auf Erden, das ihnen, schon so reich ausgestattet an Liebe und Einigkeit, noch vorbehalten war, da begrüßten und beglückwünschten sie sich gegenseitig, und nahmen dann auf eine Weile von einander Abschied, um, jedes Paar für sich, eine Zeit lang ihrem Glücke und dem köstlichsten Frieden auf Erden zu leben. Während Lord Shorncliffe selbst mit Henrietten auf seiner Yacht nach Dover übersetzte um einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit auf Tower-Hall zuzubringen, und Werner und Rachel in einer kleinen Villa an der Küste des Canals in der Nähe von Calais blieben, reiste Emery Glandon mit seiner jungen Gattin nach der Ostsee zurück, um dort die Penaten des väterlichen Heerdes zu hüten und in ihrem schönen Schlosse am heimatlichen Strande jene Tage verfließen zu lassen, von denen der Dichter sagt, daß sie der Vorgeschmack eines göttlichen Lebens seien.

Es war am Ende Januars des folgenden Jahres, als ein herrlicher Tag über dem baltischen Meere und den daselbe begränzenden Gestaden ausging. Die Sonne lächelte auf Land und Meer herab, und die Luft, obgleich winterlich kalt, war doch klar und durchsichtig und von jener lebendigen Frische durchwürzt, die eben so den Geist wie den Körper ermuthigt und kräftigt. Der ganze Tag verfloß ohne Wind und Wolkenzug, und die Sonne funkelte am späten Nachmittag noch so golden und freundlich wie am frühen Morgen.

Zwischen den Dünen am Strande der See, dicht am Fuße der hohen Tannen, an deren westlichem Flügel das mit seinen Spiegelfenstern weithin schimmernde Downscastle lag, glänzte eine blitzende Eisfläche, auf der sich zwei muntere Paare auf Schlittschuhen tummelten. In kurze Sammpelze gekleidet, sich Hand an Hand haltend, wiegten sie sich auf der ebenen Bahn hin und her, denn Sophie und Rachel sowohl wie Emery Glandon und Werner von Haldrungen beherrschten vollkommen mit ihrer schon früher erlernten Kunst jenen seltsamen Krystall, welcher zwei verschiedene Elemente in einer Gestalt darstellt.

Vergeblich standen einige rüstige Diener, unter denen wir Francis Poweril bemerken, mit ihren Schlitten zum Wettlaufe gerüstet, am Strande und erwarteten die jungen Herrschaften, um sie hin und her auf dem großen Eisfelde zu fahren, die jungen Leute bedurften ihrer nicht und, von dem treuen Hektor umsprungen, der bald zu diesem, bald zu jenem Paare jagte und sie mit freudigem

Bellen umkreiste, fuhren sie mit Blitzesschnelle dahin, näherten und entfernten sich, aber immer wieder kehrten Die, die zu einander gehörten, Seite an Seite zurück.

So war ihnen in fröhlicher Lust der Nachmittag verfliegen, die im Winter so schnell ihr Tagewerk vollendende Sonne hatte sich tiefer gesenkt und die glänzende Fläche, auf der sie sich unermüdet tummelten, bereits verlassen – sie aber merkten es nicht, denn scherzend und lachend fanden sie ein unendliches Behagen daran, sich zu haschen, um immer wieder von Neuem das Glück zu genießen, sich abermals zu ergreifen und in der belebenden Winterluft innig an einander zu schmiegen.

Da schnallte sich einer der am Ufer harrenden Diener die Schlittschuhe los und lief rasch in das Schloß hinauf. Einige Minuten später kehrte er mit einem alten, in Pelzen wohlverwahrten Herrn zurück, der sich sogleich in einen Schlitten setzte und zu den lebenslustigen Paaren fahren ließ. Es war William Baxton, der es für die höchste Zeit hielt, seine unzweifelhafte Autorität bei den jungen Leuten geltend zu machen.

Als diese den Schlitten eilfertig herangleiten sahen, kamen sie ihm rasch näher gelaufen, und da sie den guten Alten erkannten, erhoben sie ein Jubelgeschrei, in dem irrthümlichen Glauben, er wolle endlich selbst an dem Vergnügen Theil nehmen, dem sie sich so unersättlich überließen. Am wenigsten hatten sie daher jetzt eine Straf- oder Warnungspredigt erwartet, und so waren sie sehr erstaunt, als der Alte sogleich ernstlich zu reden begann.

»Meine jungen Herrschaften,« sagte er, »Francis hat mich aus meiner warmen Stube herbeigeholt, um Ihrem Vergnügen ein Ende zu machen, und es war Zeit dazu, ich sehe es. Sie haben sich nun lange genug gewiegt und gewippt, jetzt folgen Sie mir in das Schloß zurück, das Musikzimmer ist warm und erwartet Sie sehnlichst.«

»O nein, nein, noch nicht!« erscholl es da von vier frisch angehauchten Lippen.

»Und doch, ich muß darauf bestehn,« fuhr der der Alte dringender fort, »Francis hat mir gesagt, das Wetter ändere sich gegen Abend, und der Wind, der dort schon in den Tannen und Buchen rauscht, werde sich verstärken und die Wellen werden kommen und sich über das Eis ergießen und es zersplittern wie Glas. Wollen Sie dies so häufige Ereigniß hier auf dem Eise erwarten? Ich denke nicht.«

Emery und Werner erhoben die Augen und forschten rings nach allen vier Weltgegenden. Der Himmel über ihnen war allerdings noch klar, ein einzelner Stern blinkte sogar schon über den brausenden Wipfeln der Bäume her, aber von Westen zogen bereits weiße leichte Sturmwölkchen heran, als Vorboten des Witterungswechsels, der in der That nahe bevorstand.

»Sie haben Recht, Baxton sagte der vorsichtige Emery, »dort unten kommt eine Böe herauf, so scheint es mir wenigstens. Vorwärts denn, Ihr Lieben, nach dem Ufer! Sophie, gieb mir Deine Hand, und Rachel, folge Deinem *alten* Mentor, wenn Dein neuer sich widerspenstig zeigt.«

Aber schon hatte dieser neue Mentor seinen Antheil ergriffen, und, den rechten Arm um ihre Hüfte legend, wogte er mit ihr dem Ufer zu, wo sich die Diener sogleich bereit zeigten, die Riemen ihrer Schlittschuhe zu lösen und die Damen, deren Füße erstarrt waren, auf Schlitten zum Schlosse hinaufzufahren.

So waren sie denn bald Alle im Musikzimmer vereinigt, wo die hellen Flammen traulich im Kamin knisternten und jene behagliche Wärme verbreiteten, die Denen, die sich lange in freier Luft bewegt, eine so große Wohlthat ist.

Bevor sie sich jedoch der Musik überliefern konnten, mußten sie sich noch einige Zeit gedulden; ihre erstarrten Glieder entbehrten der elastischen Geschmeidigkeit, die nur die Wärme giebt, und so ließen sie sich gern von dem alten Valentin bereden, und begaben sich zuerst in den Theesaal, wo Alles zu ihrem Empfange bereit stand.

Nachdem sie sich hier unter munterem Geplauder gestärkt und erwärmt hatten, kehrten sie in das Musikzimmer zurück, wo Sophie sich in einen bequemen Sessel niederließ und scherzhaft ihr Orchester aufforderte, ihr einen Ohrenschaus zu geben, über den sie zu Gericht sitzen wolle.

»Wer soll zuerst spielen?« fragte Emery, der schon sein Cello zur Hand hatte und es zu stimmen begann.

»Ihr spielt Alle zusammen, so stört mich Niemand bei'm Zuhören,« scherzte Sophie, einen seligen Blick mit ihrem jungen Gatten austauschend, der sie so wohl verstand.

»So wollen wir denn mit Mendelssohn beginnen,« sagte Rachel, rasch also die B-Dur-Sonate vorgenommen, die wir so oft in Brenkowitz gespielt haben.«

Und sogleich rauschten die herrlichen Töne zur gewölbten Decke des Musiksaales empor und Sophie war so sehr Ohr und Gefühl, daß sie Schiedsrichter zu sein vergaß. In der That hätte sie auch wenig zu tadeln gefunden, wenn es nicht das Angesicht ihres Mannes war, das mehr ihre Augen als die Noten aufsuchte, die er überdieß auswendig wußte.

Als das feurige und ausdrucksvolle Finale der Sonate verklungen war, setzte sich Emery in Sophien's Nähe und überließ Rachel und Werner allein den Vorzug. Diese einigten sich bald über ihre fernere Wahl und trugen eben so zart wie gewandt eins jener bezaubernden Musikstücke vor, die uns Ludwig von Beethoven in so reicher Fülle geschaffen hat. Beide Spieler zeigten sich in Wahrheit vollendet in ihrer Art, obwohl Rachel behauptete, daß Werner seine Kraft als Gebieter zu sehr an den Tag lege, um mit seinem ohnehin herrschsüchtigen Instrumente ihren sanfteren Flügel zu übertönen.

Während die unermüdlichen Spieler ein neues Concertstück zum Vortrag auswählten, erhoben sich Emery und Sophie und traten in die Fensternische des nebenanliegenden Bibliothekzimmers, von der aus Lord Shorncliffe an jenem glücklichen Neujahrmorgen hinabschaute, als Rachel bei ihm eintrat und durch das goldene Medaillon ihn auf die Spur seines Sohnes brachte. Da standen sie nun an dem breiten Fenster und blickten über die

vor ihnen liegende weite Fläche der See und das nächtliche Himmelsgewölbe hin. Aber die See bildete in diesem Augenblick keine ruhige Fläche, denn der Westwind, den Francis vorausgesagt, war auf seinen gewaltigen Fittichen herbeigeeilt, hatte die Wogen des Meeres vor sich aufgethürmt und damit die schöne Eisbahn längst überfluthet, die an demselben Nachmittag noch zur Belustigung der jungen Ehepaare gedient hatte.

»Sieh,« sagte Emery, indem er seinen Arm um Sophien schlang, die ihren schönen blonden Lockenkopf an seine Brust lehnte, »sieh, wo unsre Lust geblieben ist. Wir thaten wohl, des alten Baxton's Rathe zu folgen und hätten leicht von Wind und Wellengeheul überrascht werden können. Doch, wir sind ja glücklich geborgen und in wenigen Tagen werden wir wieder Eis und eine glatte Bahn haben – aber wohin siehst Du, meine Liebe?«

Emery wandte sein strahlendes Auge auf das seiner jungen Gattin und sah, wie sie das ihrige gegen den Himmel emporgerichtet hielt, dessen Sterne zu verwehen der Wind keine Macht gehabt hatte, denn das nächtliche Firmament glänzte in der hereingebrochenen Nacht licht und blau, und alle Gestirne waren sichtbar geblieben, die an dieser Stelle desselben ihren Standpunkt haben.

Sophie hob die Rechte langsam empor und zeigte mit einem beredten Ausdruck ihres lieblichen Gesichts darauf hin, so daß sie Emery sogleich verstand.

»Ja,« sagte er, »da sind sie wieder, wie wir sie auch damals betrachteten, als wir auf so unerwartete Weise in unserm Liebesgeflüster unterbrochen wurden. O ja, sie

sind wieder da, wie sie immer da sind, wenn unsre Augen nur stark und hell genug wären, ihren Glanz aufzufinden. O Sophie, woran erinnern mich diese Sterne!«

»Sie haben uns doch nicht betrogen, Emery, mein süßer Emery, obgleich wir es anfangs so aufnahmen; aber man muß immer erst das Ende eines Ereignisses abwarten und es nicht voreilig nach seinem Anfange beurtheilen. Jetzt können wir dreist von jenem gnädigen Vater sprechen, der über unsre Liebe dort droben zu Gericht sitzen und sie nicht als ein Vergehen, sondern als eine Naturnothwendigkeit beurtheilen wird, die er selbst in's Leben gerufen. Nicht wahr, Emery, sagtest Du damals nicht so?«

»Gewiß, Sophie, wenigstens etwas Aehnliches; aber auch Dein Vater hat schon die Herrlichkeit Gottes geschaut und seine väterliche Güte und Weisheit erkannt, und auch er wird vielleicht jetzt eingesehen haben, daß es kein Unglück war, uns unsre Liebe zu gestatten, selbst wenn ich nicht Emery Glandon, sondern für alle Zeit Joseph Sohn geblieben wäre.«

»Ich bin ganz Deiner Meinung und bedaure nur an meinem Vater, wie an so vielen andren Menschen, daß ihre Einsicht erst dann eintritt, wenn sie ihnen selbst nichts mehr nützen kann. Doch – laß uns von diesem Gespräche abbrechen, ich wollte es eigentlich nicht dahin gebracht sehen. – Höre, wie schön Rachel spielt – sie singt beinahe mit ihren Tönen, und Werner steht entzückt daneben und betrachtet sein kleines Wunderkind, wie er sie nennt, mit einem fast andächtigen Staunen.«

Beide hatten sich aus der Nische vorgebeugt und schauten durch die zurückgeschlagenen Vorhänge in das Nebenzimmer, wo Rachel am Flügel saß und ein Schubert'sches Lied hören ließ, Werner aber mit gefalteten Händen neben ihr stand und ihren Fingern mit Begeisterung folgte, die wie Elfenschwingen über die Tasten flogen und die göttlichen Töne heraufbeschworen, die seine Brust erbeben ließen.

Emery und Sophie wollten eben in das Nebenzimmer langsam vorschreiten, als sie ein in nicht allzuweiter Ferne abgefeuerter Kanonenschuß unterbrach, der von der See herein dröhnte und dem alsbald ein zweiter und endlich auch ein dritter folgte.

Rachel hörte sogleich zu spielen auf und eilte an ein Fenster, an dem die drei Uebrigen schon standen und hinausschauten, was dies Signal zu bedeuten habe.

»Es wird doch kein Schiff in Noth sein?« sagte Sophie ängstlich.

»Nein,« belehrte sie Emery, der schon einen Fensterflügel geöffnet hatte und mit einem schnell herbeigeholten Nachrohr die Gegend untersuchte, in welcher die Schüsse gefallen waren. »Nothschüsse waren das nicht, dazu waren sie zu gleichmäßig abgefeuert; überdieß weht zwar ein heftiger Wind, aber bei Weitem kein Sturm, und die Küste ist von der See her weit sichtbar.«

»Was ist das?« rief da Rachel laut aus, deren scharfe Augen am schnellsten das nächste Schauspiel auf dem Meere erspäht hatten.

»Ha! Eine rothe Rakete – da eine grüne – da eine weiße – bei Gott!« rief Emery in Freude emporspringend aus – »das ist der Britain und er giebt seine Ankunft durch des Vaters Farben zu erkennen.«

Jetzt verdoppelte sich die Aufmerksamkeit und Spannung der an den Fenstern Spähenden und Alle stimmten bald mit Emery überein, denn rasch hinter einander stiegen, immer in jenen drei Farben sich folgend, drei Raketen empor, den Bewohnern des Schlosses das Zeichen gebend, daß ein Freund, und noch dazu ein sehr guter, ihnen nahe sei.

»Da, da,« rief Werner, »es ist wahrhaftig der Britain, da gehen die drei Lichter an einem Maste in die Höhe, roth oben, grün in der Mitte und weiß unten.«

Jetzt begann ein freudiges Durcheinanderlaufen in dem großen Schlosse; die jungen Männer hüllten sich rasch in ihre Pelze und liefen an den Strand, wohin ihnen sogleich mehrere Diener mit brennenden Fackeln folgten. Und nicht lange dauerte es, so kam durch die auf und nieder fahrenden Eisschollen ein stark bemanntes Boot gefahren, und in weniger als fünfzehn Minuten traten Lord Shorncliffe, Henrietten am Arme führend und bald von diesem, bald von jenem seiner Kinder umschlungen, unter das heimatliche Dach.

»Kinder,« sagte der Lord, als er inmitten seiner Lieben im Bibliothekzimmer stand und sie der Reihe nach mit vor Freude strahlenden Augen betrachtete, »da sind wir! Mitten in unserm stillen Glücke in Tower-Hall fühlten wir eine unendliche Sehnsucht nach Euch, und da bestiegen

wir unser gutes Schiff und langen glücklich und zufrieden bei Euch an, die wir in derselben Stimmung treffen. So nehmt uns denn freundlich auf und gewährt auch uns den Segen, das dritte glückliche Paar in diesen Mauern zu sein; wenn wir aber wieder nach England gehen, dann reisen wir Alle zusammen, denn ich gehöre zu jenen sonderbaren Menschen, die gern Alles um sich versammelt sehen, was ihnen Gott auf dieser Erde zu ihrem Eigenthum gegeben hat.«

Die herzlichen Umarmungen und Begrüßungen, die nun noch folgten, wollten gar kein Ende nehmen, und selten war ein Abend glücklicher verstrichen, als dieser eine in Downs-Castle, der der letzte sein soll, den wir unsern Lesern daselbst vorführen. Erst vier Stunden später begaben sich die Bewohner des Schlosses zur Ruhe, während draußen der Wind zum Sturme geworden war, das Meer haushoch aufwühlte und die brandenden Wogen brüllend über die Dünen peitschte.

Aber was konnten der Sturm, die Wellen und die Brandung jetzt den in den Hafen der Ruhe und des Glücks Eingelaufenen anhaben? Ach, ihr Lebenssturm hatte ausgelebt, ihre Wellen hatten sich zu ebener Spiegelfläche und ihre Brandung in das leise Rauschen verwandelt, welches der linde Südwind den stillen Fluthen eines ruhig strömenden Flusses entlockt. Mag es so mit ihnen bleiben; sie haben es Alle verdient, daß sie ruhen und glücklich sind nach so manchem Weh des Lebens, das sie Alle, Jeder auf seine Art, empfunden haben.

Und hier ist es, wo wir einmal wieder von unserm gütigen Leser Abschied nehmen, um mit ihm, wenn Gott es will, ein andermal auf einem anderen Pfade des Lebens zusammenzutreffen. Nur noch Eins wollen wir hier in Bezug auf die Oertlichkeit unserer Erzählung erwähnen.

Wir haben dieselbe an den Strand der Ostsee verlegt und die Stelle sogar ziemlich genau bezeichnet, wo das schöne Schloß gelegen, in dem der Zauberer wohnte, der alle die Verwandlungen herbeigeführt, die wir auf diesen Blättern beschrieben haben. Dieses Schloß liegt auch wirklich am Strande der Ostsee, nur nicht an der bezeichneten Stelle. In alleinigem Interesse der öfter erwähnten Nachbarn von Brenkowitz erwähnen wir dies, damit sie sich nicht etwa durch Dies oder Jenes gekränkt fühlen, was wir im Laufe unsrer Erzählung über sie geäußert haben, denn es ist uns leider schon einige Mal begegnet, daß man uns für Ansichten und Darstellungen verantwortlich gemacht, die nicht aus unsrem eigenen Herzen und Sinne geflossen, sondern die Ansichten der von uns geschilderten Personen gewesen sind. Gegen solcherlei Anfechtung nun wollen wir uns mit obiger Bemerkung allseitig und bescheidenlich verwahrt haben.

Und nun das Letzte. Einige Tage vor Abschluß dieser Zeilen kam uns ein englisches Blatt zu Gesicht, worin über musikalische Zustände in der großen Weltstadt London und namentlich in den höheren Kreisen derselben gesprochen wird. Wir finden einige Worte darin, die Bezug auf unsre Erzählung haben und darum auch für den Leser derselben von Interesse sein dürften.

»Wir fühlen uns hierbei veranlaßt,« schreibt ein Kritiker der Times, »über ein Kunstphänomen einige Worte zu sagen, welches an unserm musikalischen Himmel, und irren wir nicht, schon zum zweiten Male aufgegangen ist. Freilich entzieht sich dasselbe eigentlich der Kritik, da es in gewissen Kreisen erschienen, die nur selten der öffentlichen Besprechung unterliegen, allein da es von großer Bedeutung ist, so wird man uns verzeihen, daß wir es unsrer Betrachtung unterziehen. Es ist vor einigen Wochen ein Künstlerpaar in unsre Mitte getreten, dessen seltene Virtuosität gerade uns entzückt, da es zum Theil, wie wir hören, einem englischen Mäcen seine Vollendung verdanken soll. Ein Herr von H*** mit seiner Gattin hat in einem Concerte bei Hofe und in verschiedenen andern Cirkeln gespielt und die allgemeinste Bewunderung erregt. Irren wir nicht, so ist der Violinvirtuose ein Schüler von Vieuxtemps, wenigstens erinnert er zumeist an ihn durch die Fülle des Tons seines Instruments, durch die graciöse Sicherheit seines Bogens und durch das feurige Colorit, das er seinen Vorträgen einzuhauchen versteht. Noch größer, bedeutender aber erscheint uns seine Gattin, die, ihrer äußeren schönen Persönlichkeit nach zu schließen, aus einem südlichen Lande stammt, ohne Zweifel aber eine der größten jetzt lebenden Klaviervirtuosinnen ist. Ihre vollendete Technik, für die es keine Schwierigkeit mehr giebt, ihr edles, seelenvolles Spiel, der geistvolle Ausdruck,

den sie in jedes Einzelne und Kleinste zu legen versteht, überwältigt den Zuhörer und macht sogar die Koryphäen vergessen, die vor wenigen Jahren ganz Europa zur Bewunderung hingerissen haben. Schade, daß das große Publicum keinen Antheil an diesen beiden Künstlern haben darf, denn, ursprünglich für die musikalische Welt bestimmt, hat sich das Schicksal derselben äußerlich so günstig gestaltet, daß sie fortan nur für sich selbst und ihre nächsten Freunde der Kunst leben wollen, die doch eigentlich ein Besitzthum ist, an welches Alle Anspruch erheben können, denen Empfänglichkeit und Sinn dafür zu Theil geworden ist. Möge ihnen ein gütiges Geschick den Genuß an ihrer Kunst recht lange erhalten und mögen sie fortfahren, Denen wenigstens Freuden zu spenden, die, wie wir, so glücklich gewesen sind, zwei Stunden lang ihre bewundernden Zuhörer zu sein.«

Ohne Bedenken nehmen wir an, daß dieser Herr von H*** und seine Gattin unser Werner und unsre Rachel Schawai war, da sie zu der Zeit, von der jene Zeitung handelt, in England anwesend waren und an vielen Orten, wohin sie Lord Shorncliffe führte, das Licht ihrer Kunst leuchten ließen. Von Herzen stimmen wir mit dem Wunsche des Schreibers jener Zeilen überein: Möge ein gütiges Geschick ihnen noch recht lange den Genuß ihrer Kunst erhalten, und mögen auch wir, fügen wir hinzu, recht bald in der Lage sein, aus eigener Anschauung oder

vielmehr Anhörung dem Urtheile jenes bewährten Kunst-
kenners beistimmen zu können.